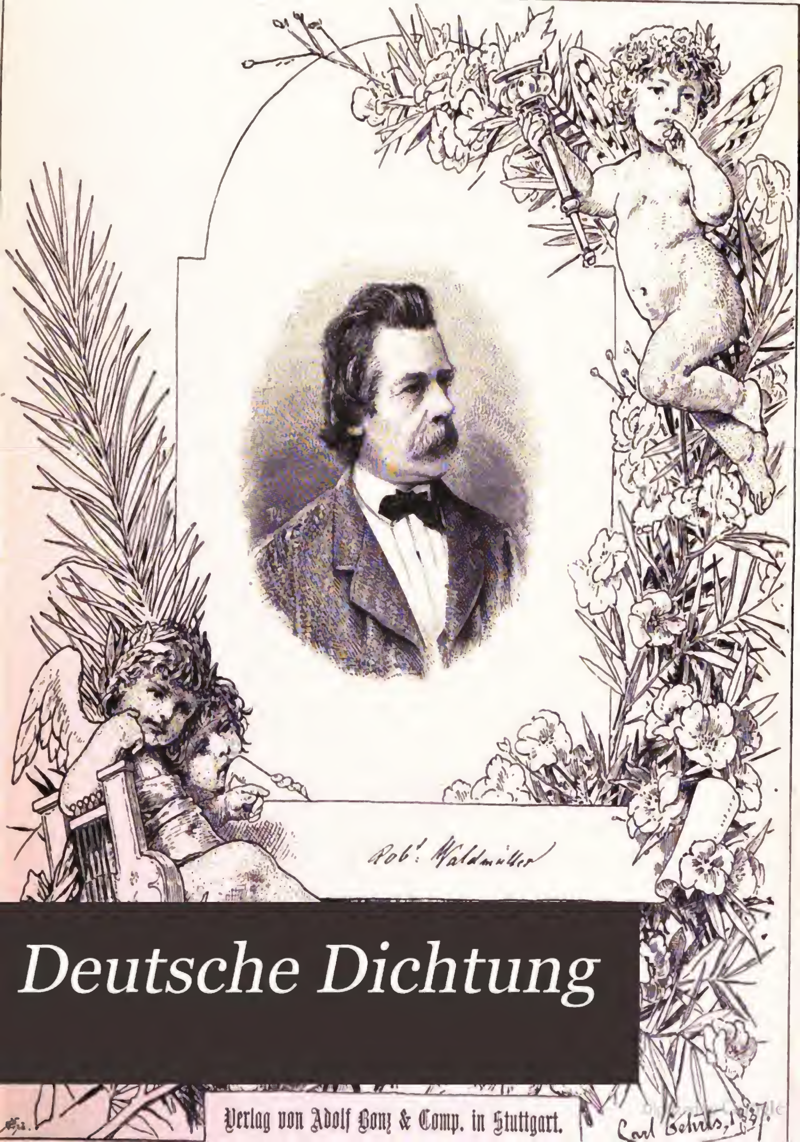
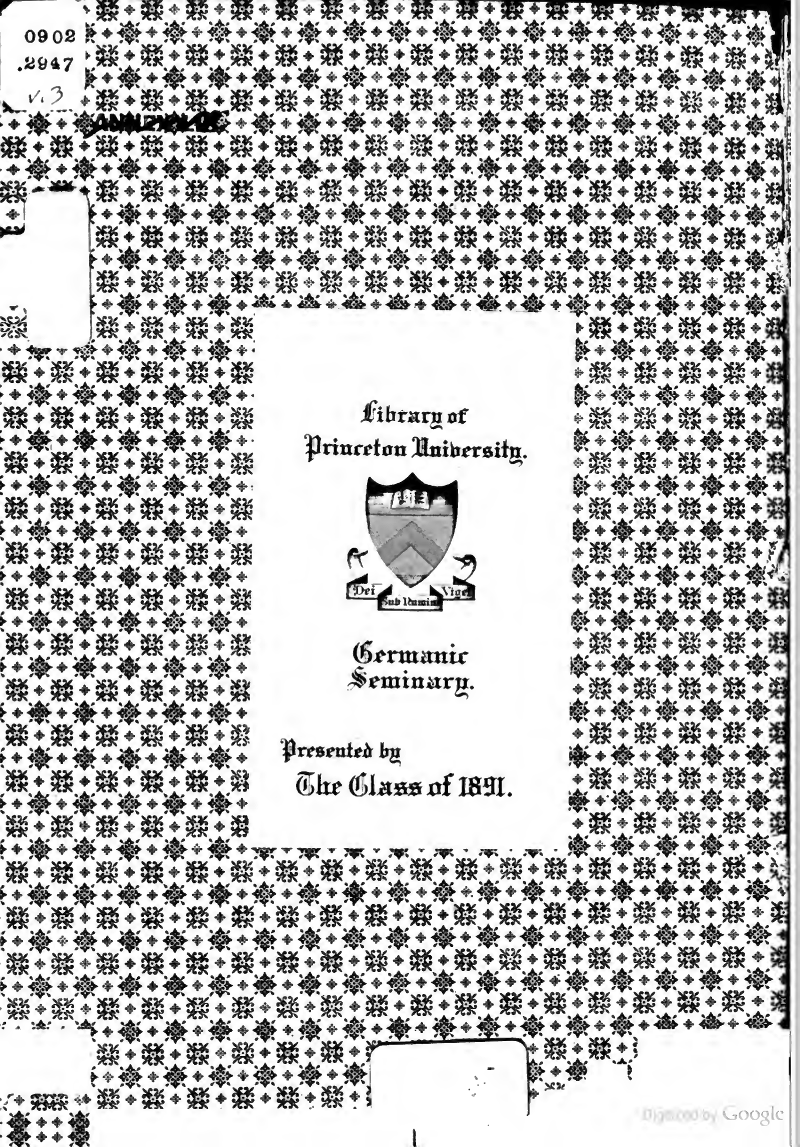
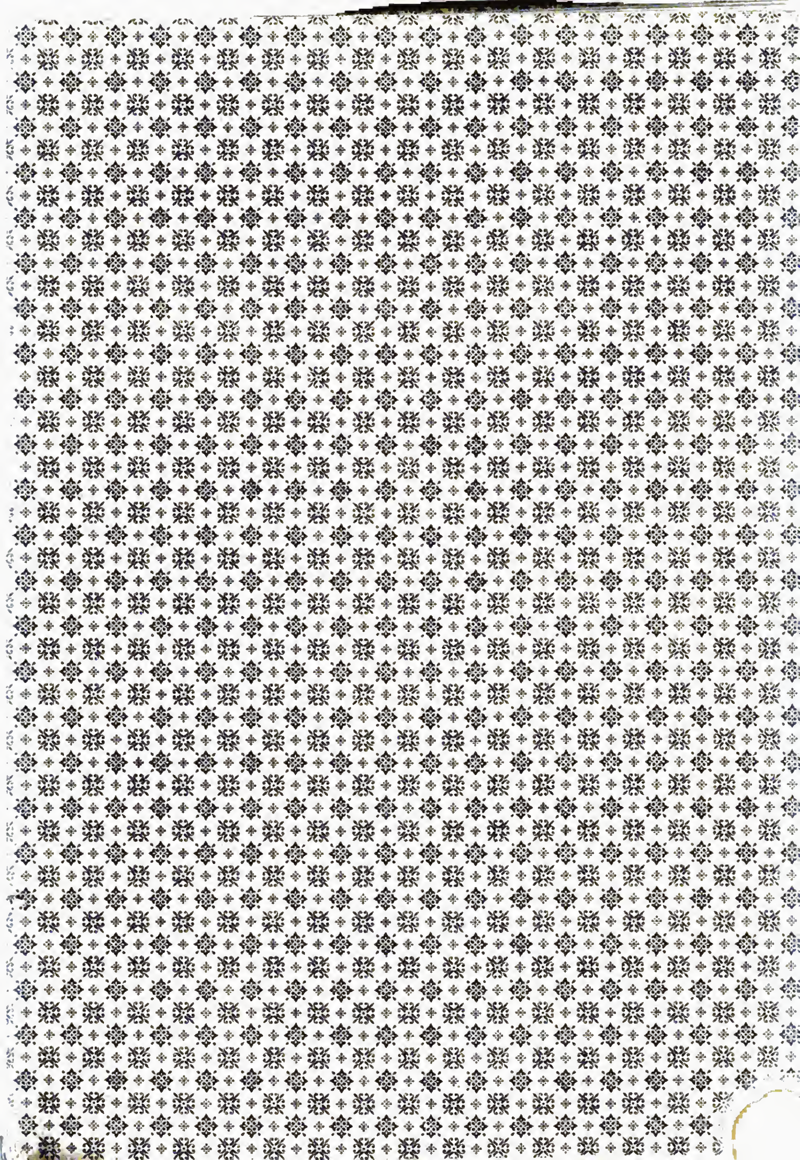
Deutsche Dichtung



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.


0902
.2947
v.3
Library of
Princeton University.
Dei Sub Numine Viget
Germanic
Seminary.
Presented by
The Class of 1891.
Digitized by Google



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Dritter Band.

Oktober 1887 bis März 1888.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1888.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Mitarbeiter-Verzeichnis des III. Bandes.

Inhalt des III. Bandes.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Lyrik.

Parabeln und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Selbstbiographien und Selbstkritiken.

Essays.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Autographen.

Kompositionen.

Porträts.

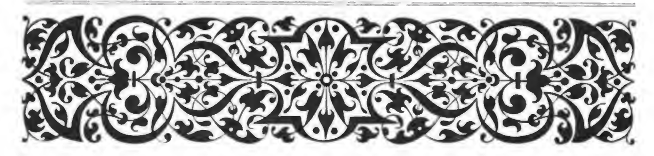
Zeichnungen.



Deutsche Dichtung.

III. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Oktober 1887.





Die Märtyrerin der Phantasie.

Novelle von Paul Heyse.

s war offenbar eine Thorheit, daß ich trotz der Warnung des Wirtes bei dem trübseligen Oktoberwetter den Dampfer bestieg, statt die Fahrt von Coblenz nach Mainz auf der Eisenbahn zu machen. Schon am frühen Morgen hatte sich über den Strom ein leichter Nebel gelagert, der sich von Stunde zu Stunde verdichtete, so daß die langsame Bergfahrt nur einen zweifelhaften Genuß versprach. Doch der Himmel weiß welch romantische Laune ließ mich an meinem Vorsatz festhalten. Ich hatte mir's nun einmal eingeredet, eine Fahrt durch die Rheinnebel müsse einen ganz eigenen phantastischen Reiz haben, riesenhafte Nibelungengespenster würden das Schiff umschweben, zwischen den vom Winde zerrissenen Wolkenschleiern die alten Burgen weit märchenhafter hervorblicken, als im nüchternen Sonnenlicht, und hie und da vielleicht auf einem Söller „des Helden alter Geist" erscheinen und „das Schifflein wohl zu fahren heißen."

Nichts von alledem traf ein. Die Ufer zu beiden Seiten verschwanden unter einem mißfarbigen, faltenlosen Flor, und kaum blinkte die weiße Schaumspur, welche die Räder zurückwarfen, erkennbar aus der Tiefe herauf. Außer dem Steuermann und dem Kapitän war niemand auf dem Verdeck geblieben. Ich sah, wie verdrossen beide ihrer Pflicht oblagen, in dem grauen Zwielicht den richtigen Kurs zu halten, und hütete mich, sie anzureden. Nachdem jedoch all meine Versuche, dem wesenlosen Spuk um mich her irgend eine interessante Seite abzugewinnen, erfolglos geblieben waren, entschloß ich mich, in die Kajüte hinabzusteigen und zu sehen, wie meine Schicksalsgefährten sich über die sehr unerquicklichen Stunden hinweghelfen mochten.

Es waren ihrer nicht viele. In der Kajüte zweiter Klasse saß nur ein Kleeblatt junger Handlungsreisender bei einigen Flaschen Moselwein und einem eifrigen Skat, der sie die versagten landschaftlichen Reize der Fahrt leicht verschmerzen ließ. Ein paar ältliche Frauenzimmer strickten in einem Winkel, in leises Geplauder vertieft, das von dem Schnarchen eines dicken Herrn, der sich's auf der einen Bank bequem gemacht hatte, in sonorer Eintönigkeit accompagniert wurde. Unterhaltung war hier nicht zu hoffen, und der Qualm von den Cigarren der Spielenden, die wohl schon stundenlang auf demselben Flecke gesessen hatten, trieb mich eilig das steile Treppchen wieder hinauf.

Als ich die Kajüte des ersten Platzes betrat, wehte mir ein Duft entgegen, dessen wunderliche Mischung aus Heliotrop, Puder, Juchten und der Blume irgend eines edlen Rheinweines sogleich verriet, daß hier eine exquisite Gesellschaft zu finden sei. In der That sah ich an einem der kleinen Tische ein junges Paar, eben damit beschäftigt, einem ausgesuchten Frühstück, so fein es die Küche des Dampfschiffs nur irgend herzustellen vermochte, in behaglicher Muße alle Ehre anzuthun. Eine zierliche Kammerzofe der jungen Frau nahm dem Kellner die Speisen ab und reichte sie der Herrschaft, die während des Essens kein Wort miteinander wechselte. Nur einmal erhob der blonde junge Mann, dessen breites und flaches Gesicht ganz mit Sommersprossen bedeckt war, seine Stimme, um mit einigen holländischen Worten dem Mädchen zu sagen, daß der Champagner jetzt entkorkt werden könne. Hierauf verfiel er wieder in sein stummes, fast schüchternes Wesen, indem er nur von Zeit zu Zeit seiner Gefährtin eine Schüssel anbot oder, ohne ein Wort zu sagen, ein ausgesuchtes Stück ihr auf den Teller legte.

Man sah an seiner starkgeröteten Stirn, daß er die Rheinweinflasche fast allein geleert haben mußte. Ihr Feuer aber schien sein träges Blut in keine raschere Wallung gebracht zu haben.

Ich hatte mich nahe der Kajütenthür niedergelassen und beobachtete, in Ermanglung eines besseren Zeitvertreibs, über ein Zeitungsblatt hinweg den

jungen Schwelger, dessen Froschprofil sich drollig genug von der feinen, blankpolierten Holzvertäfelung des Salons abhob. Die Dame sah ich nur vom Rücken. Eine schlanke Figur mit den reizendsten Bewegungen, in einer Toilette, die meinen geringen Kenntnissen nach von ausgesucht aristokratischem Geschmacke zeugte. Zumal das Reisehütchen auf dem kleinen Haupt, dessen lichtbraune Löckchen den feinen Hals umkrausten, schien mir die denkbar zierlichste „Krönung des Ganzen“ zu sein, und wie magisch angezogen folgte mein Blick dem Nicken und Hin- und Herwanken des kleinen Federschmuckes, da die Stirn darunter leider nicht sichtbar wurde.

Ein vollgeschenkter Römer stand vor ihr, aus dem sie nur ein einzigesmal ein paar Tropfen nippte. Als aber der Kellner den Champagner knallen ließ und eilig mit der Flasche zu der Dame hintrat, ergriff sie ihren Becher und leerte ihn, noch eh' der Schaum verflogen war, in einem ruhigen, schlürfenden Zuge, wobei sie den Kopf weit zurückbog.

Als sie sich dann mit dem leeren Glase zur Seite wandte, um es wieder füllen zu lassen, erblickte ich zuerst einen Streif ihres Gesichts, nur das verlorene Profil. Im Augenblick aber ward ich mir bewußt, daß ich dies Gesicht schon einmal gesehen haben mußte, obwohl der zarte blasse Umriß nichts Auffallendes hatte, weder im Guten noch im Bösen.

Ein kurzes, leicht abgestumpftes Näschen, dessen scharfgezeichnete Flügel sehr bleich waren, ein energischer Mund, an den sich ein kinderhaft weiches Kinn schmiegte, leichtgeschwungene Brauen, die nach Art der japanischen gegen die Schläfen hin ein wenig aufwärts strebten — mit einem Wort unserer französischen Nachbarn une figure chiffonnée, wie man vielen begegnet. Nun aber, vielleicht durch eine Bewegung, die ich unwillkürlich machte, an meine Gegenwart erinnert, wandte sie die Augen rasch nach mir um — Augen, in die man freilich nicht lange zu blicken brauchte, um den seltsamen Eindruck so bald nicht wieder zu vergessen.

Ja wohl war ich diesen Augen schon einmal begegnet, und sofort tauchten der Ort und alle Umstände jener ersten Bekanntschaft in meiner Erinnerung wieder auf.

Es war in D. gewesen, an einem Sommerabend. Ein Freund hatte mich in das Haus eines Legationsrates eingeführt, nicht sowohl der Menschen wegen, als um einige treffliche alte Bilder kennen zu lernen, die in dieser Familie von Urvätern her als ein unveräußerlicher Schatz aufbewahrt worden waren. Wir hatten dort eine angenehme, vielsprachige Gesellschaft getroffen, in welcher der Hausherr und seine Gemahlin, beide noch jung, die Frau durch ein schweres Nervenleiden an ihr Ruhebett gefesselt, durch einfache Liebenswürdigkeit eine heitere Stimmung zu erwecken verstanden. Die Thüren des Salons standen nach einem schöngepflegten Garten offen, in welchem man sich aber nur kurze Zeit aufhielt, um die Hausfrau nicht allein zu lassen. Um diese war ein junges Mädchen mit ausgesuchten Aufmerksamkeiten bemüht, die, wie mein Freund mir sagte, erst vor kurzem als Gesellschafterin und Pflegerin der armen jungen Gräfin ins Haus gekommen war und in kurzem sich unentbehrlich gemacht hatte. Sie war nicht von besonderer Schönheit, bis auf ihren reizenden Wuchs. Als sie mir aber im Verlauf des Abends von dem Thee, den sie selbst bereitet hatte, eine Tasse einschenkte und dabei ihre Augen ruhig auf mich heftete, könnte ich mich eines wunderlich aufregenden Eindruckes nicht erwehren. Aus diesen großen, festen, stahlgrauen Augensternen, über denen die schwarzen Wimpern fast niemals sich zu senken schienen, sah mich ein ungewöhnlicher Geist, ein starker, bewußter Wille, eine so kühle, unzärtliche Seele an, daß ich mich gern mit dem rätselhaften Wesen in ein Gespräch eingelassen hätte, wäre sie nicht von ihren Pflichten beständig in Beschlag genommen worden.

Es fiel mir damals nichts Besonderes auf in dem Verkehr des Ehepaars mit ihrer Hausgenossin. Nur als Fräulein Marion, wie sie genannt wurde, auf die Bitte der Hausfrau, die durch die lange Konversation ermüdet schien, sich an den Flügel setzte, um etwas zu spielen — eine freie Phantasie, wie es mir vorkam, über verschiedene Themata aus Verdischen Opern — bemerkte ich, daß der junge Graf die Spielerin unverwandt betrachtete, die ihrerseits, während sie in einer Art dumpfer Leidenschaftlichkeit sich beständig steigerte, den Blick über die Köpfe der Anwesenden hinweg auf eines der venezianischen Bilder heftete, die den Anlaß zu meinem Besuche gegeben hatten.

Als sie geendet oder vielmehr wie in plötzlichem Widerwillen gegen harmonische Klänge mit einem barocken Sturm auf den Tasten das Spiel abgebrochen hatte, schritt der Hausherr auf sie zu und drückte ihr die Hand mit seinen beiden, in einer unverhohlenen Erregung, die sie aber nicht im geringsten zu beachten schien. Sie eilte sofort zu der Gräfin, kniete neben ihrem Ruhebett hin und machte sich um die bleiche junge Frau zu schaffen, die ihr mit schwesterlicher Gebärde das Haar streichelte.

Gleich darauf hatten wir uns empfohlen, und zwei bis drei Jahre lang war mir von dem Hause,

in welchem ich jenen Abend zugebracht, keine neue Kunde geworden.

Da begegnete ich eines Tages dem Freunde, der mich dort eingeführt hatte, und unter alten Erinnerungen, die wir wieder auffrischten, gedachte ich auch des jungen gräflichen Paars, dessen Bekanntschaft in D. ich ihm verdankt hatte.

„O," sagte mein Freund, und sein Gesicht überzog ein Schatten, „weißt du denn nicht? Haben die Zeitungen nichts davon ausgeplaudert? Aber freilich, ich entsinne mich selbst, eine Notiz darüber gesehen zu haben, in der nur die Anfangsbuchstaben der Namen verraten waren. Ich lachte dich damals aus, weißt du noch, daß dir Fräulein Marions Augen unheimlich waren. Ich selbst war ein wenig unter dem Zauber, der mir aber nicht lebensgefährlich schien. Nun, diese Hexe, die ich für ein so stilles Wasser hielt, hat sich als eine bodenlose Intrigantin erwiesen. Stell dir vor, daß sie es mit ihren Zauberkünsten dahin gebracht hat, dem Grafen eine wahnsinnige Leidenschaft einzuflößen. Das Kammerkätzchengesicht, neben der bildschönen jungen Frau, die sich freilich neben ihr wie ein alabasternes Madonnenbild neben einem reizend helldunklen Correggio ausnahm! Correggio — das ist das Wort. Er hat auch so impertinente Stumpfnäschen und darüber Augen, die von elegischer Teufelei und mystischen Liebesflammen funkeln. Wirst du glauben, daß unser junger Diplomat auf keine andre Art zu seinem Ziele zu kommen wußte, als daß er offen erklärte, er wolle sich von seiner Frau scheiden lassen und das Gesellschaftsfräulein heiraten?"

„Und er hat es durchgesetzt?"

„Der Skandal war so groß, daß selbst die Ausführung des sauberen Planes ihn nicht sehr vergrößert haben würde. Aber der Bruder der Gräfin nahm sich ihrer an, freilich auf etwas unzweckmäßige Weise, indem er den unzurechnungsfähig gewordenen Schwager forderte und ihn über den Haufen schoß. Das Restchen Leben, das er ihm noch gelassen, wurde von der engelhaften Frau, die alles vergeben und vergessen wollte, in irgend einem südlichen Quisisana noch etliche Monate vor dem Verlöschen behütet. Dann starb sie ihm nach. Und das hat mit ihren Augen das stille Fräulein gethan.

Was aus ihr selbst geworden ist? Wer kann es sagen. Sie verschwand gleich nach dem Duell spurlos. Aber ein solches Unkräutlein findet überall wieder einen Boden, worin es wurzeln und in Flor kommen mag. Jetzt ist Gras über die Geschichte gewachsen, und ihr Name wird nicht mehr genannt."

* * *

Mir selbst war im Lauf der nächsten Jahre die Erinnerung an diesen Roman jedesmal wieder aufgetaucht, wenn ich einem Gesicht begegnete, das von fern an die Stifterin all dieses Unheils erinnerte. Jetzt aber, von dem Hütchen mit der nickenden Feder eingerahmt — es war nicht der geringste Zweifel, daß sie in Person mir gegenübersaß. Sie schien es ja erreicht zu haben, ob als Frau oder Geliebte eines reichen Mannes, war freilich aus den äußeren Zeichen nicht genau festzustellen. Doch die Kammerjungfer, die sie auf die Reise mitgenommen, mehr noch sein gelangweiltes Gesicht und das tiefe Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, deutete mehr auf ein legitimes Verhältnis. Was ging es mich an? Nicht einmal eine oberflächliche Neugierde fühlte ich, den weiteren Schicksalen dieser Abenteurerin auf die Spur zu kommen, deren Anblick mir eine tiefe Antipathie erregte. Es wurde mir unerträglich, in dem engen, niederen Raum die Luft mit ihr zu teilen. Ich warf die Zeitung weg, stand auf und verließ, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, die Kajüte.

Droben war's freilich auch nicht geheuer. Der trockene Nebel hatte sich in einen feuchten verwandelt, durch dessen wallenden und wogenden grauen Vorhang allerdings hie und da ein Stück der Ufer hervorblickte. Nachdem ich in meinen Mantel gewickelt ein paarmal die Länge des Verdeckes durchmessen hatte, meine Thorheit verwünschend und mit Seufzern nach meiner Uhr berechnend, daß die Nebelfahrt so bald noch nicht am Ziele sein werde, flüchtete ich mich hinter den schwarzen Kessel unter die Brücke des Oberverdecks, wo es wenigstens warm und trocken war, und indem ich mich auf einem der hier herumstehenden Feldstühle niederließ und die Füße auf einen anderen streckte, ergab ich mich einer resignierten Träumerei, die unter dem Einfluß der dämmerigen Nebelluft und des regelmäßigen Stampfens und Rauschens der Maschine bald in einen leichten Tagesschlummer überging.

Auf einmal erwachte ich, nicht durch einen Anruf oder eine Berührung ermuntert, sondern durch einen Duft, der sich in meiner Nähe verbreitete — Heliotrop und Veilchenpuder gemischt — ich wußte, noch ehe ich die Augen aufschlug, wer sich mir genähert hatte. Und wirklich, sie selbst, der ich hatte ausweichen wollen, stand, in ein seidenes Regenmäntelchen gehüllt, die leichte Kapuze über den Kopf gezogen, wie eine gespenstische Nonne vor mir und blickte mich ruhig mit ihren unbewegten Augen an.

Der Widerwille in mir war so stark, daß ich es über meine ritterlichen Gewohnheiten gewann,

sitzen zu bleiben und von ihrer Gegenwart nicht die geringste Notiz zu nehmen. Meine Hoffnung aber, sie durch diese ruhige Mißachtung von mir fern zu halten, ging nicht in Erfüllung.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihren behaglichen Träumen gestört habe,“ sagte sie, mit einer Stimme, die ich jetzt zum erstenmal hörte und die so einschmeichelnd sanft und traurig klang, daß ich sofort den Eispanzer um meine Brust schmelzen fühlte. „Es ist mir aber unmöglich, Ihnen hier zu begegnen, ohne die Gunst der Stunde mir zu Nutze zu machen. Ich weiß nicht gewiß, ob Sie sich meiner erinnern. Doch glaube ich es, da ich unten in der Kajüte bemerkte, daß Sie mit einer Miene des Hasses oder der Verachtung sich zurückzogen, sobald Sie mein Gesicht erblickt hatten. Ich kann mir das nur zu gut erklären. Die zweideutigen Gerüchte, die über mich herumgetragen worden sind, geben Ihnen vollkommen recht, wenn Sie es vermeiden, mich wiederzuerkennen. Aber auch mir ist es nicht zu verdenken, daß ich die Gelegenheit begierig ergreife, da mir das Urteil der Welt gleichgiltig ist, mich wenigstens denen, die ich achte und verehre, im rechten Lichte zu zeigen. Ich weiß, daß ich mich auch dann noch immer nicht sehr vorteilhaft ausnehme. Aber wenn es auch zuviel verlangt ist, daß man alles verzeihen soll, was man versteht —“

„Ich begreife nicht, gnädige Frau,“ unterbrach ich ihre hastige Rede, „wie ich dazu komme, Bekenntnisse von Ihnen entgegenzunehmen. Ich leugne nicht, daß ich Sie wiederzuerkennen glaubte, obwohl unser Begegnen vor Jahren ein so flüchtiges war. Aber es steht mir in keiner Weise zu, Sie anzuklagen oder Ihnen irgend etwas zu vergeben. Ich bitte daher in der That —“

Sie sah mich so durchdringend an, daß ich mich in meiner Rede verwirrte und sie um so weniger zu Ende brachte, als neben der Abneigung, mich mit der unheimlichen Erscheinung näher einzulassen, doch auch ein psychologisches Interesse sich zu regen begann.

Sie wird dich anlügen und eine Komödie aufführen, sagte ich zu mir selbst. Nun, so brauchst du ja nur auf deiner Hut zu sein.

Als hätte sie mir die Gedanken aus der Brust gelesen, sagte sie plötzlich: „Ich bin Ihnen so antipathisch, daß Sie mir nicht einmal den Mut der Wahrheit zutrauen. Aber da Sie für einen Menschenkenner gelten, sollten Sie dies Vorurteil besiegen. Mein Mann hält unten seine Mittagsruhe, Sie und ich wir langweilen uns auf dieser Nebelfahrt, ich glaube, Sie werden es nicht bereuen, wenn Sie mir auf eine halbe Stunde Gehör schenken. Haben Sie sich doch selbst einmal geäußert, es gehöre zu den angenehmen Seiten des novellistischen Berufs, daß Ihnen allerlei Beichtgeheimnisse selbst von ganz Fremden zugetragen werden. Nun, so ganz fremd bin ich Ihnen ja nicht, und daß man kein ganz reines Gewissen hat, wenn man das Bedürfnis, zu beichten, fühlt, ist Ihnen ja auch nichts Neues. Wenn Sie mir zum Schluß die Absolution verweigern müssen, habe ich mir doch das Herz erleichtert, und Sie haben den Einblick in ein seltsames Menschenwesen gewonnen, woraus Sie meinetwegen einen Roman oder eine Novelle spinnen mögen.“

Ich fand es nun doch schicklich, aufzustehen und mit einer leichten Verneigung, indem ich versicherte, daß ihre Mitteilungen mir jedenfalls sehr interessant sein würden, einen der Feldstühle heranzuziehen, auf welchen sie auch ohne weitere Umstände sich niederließ.

Doch blieb es dann wieder eine Weile still zwischen uns. Ihre Augen gingen an mir vorbei nach dem schwarzen Eisenrund des Dampfkessels, sie hatte die beiden kleinen Hände, die in schwedischen Handschuhen steckten, zusammengefaltet um ihre Kniee geschlungen und schaukelte sich leise auf ihrem niedrigen Sitz.

Dann sagte sie, immer ohne mich anzusehen: „Sie haben einmal die Geschichte eines Menschen erzählt, den Sie einen Märtyrer der Phantasie nennen. Ich kann Ihnen ein Gegenstück dazu liefern. Es giebt auch weibliche Märtyrer, deren Unglück aus derselben Quelle stammt und ihnen ebenso, wie jenem sonderbaren Träumer, als Schuld angerechnet wird.“

Ich hatte auf der Zunge zu sagen, daß mir ein Märtyrtum in schwedischen Handschuhen und bei vollen Champagnergläsern nicht allzu mitleidswürdig vorkomme. Aber ich begnügte mich mit einem zweideutigen: „In der That?“ — aus dem ihr feines Ohr denn doch die Ironie heraushörte.

„Ja, in der That!“ wiederholte sie mit einem Seufzer, der die Spitze ihrer Kapuze erzittern machte. „Aber freilich betragen sich die Märtyrer meines Geschlechts anders als jener gute Mensch in Ihrer Novelle, die ja eigentlich auch nur eine Generalbeichte ist. Ich habe oft darüber nachgedacht: es ist seltsam, daß Männer, in denen die Phantasie alle anderen Triebe beherrscht, die Thatkraft darüber einbüßen und sich einem passiven Schwelgen in ihren Einbildungen ergeben, während eine Frau, in der die Phantasie übermächtig ist, sich sofort zum Handeln, zum Verwirklichen ihrer Traumwelt angetrieben fühlt. Wie das zusammenhängt, daß wir unter dem Ein-

fluß dieses Seelenvermögens unsern Geschlechtscharakter vertauschen, habe ich nicht ergründen können. Vielleicht können Sie es mir sagen. Das Faktum aber steht fest. Glauben Sie mir: es ist ein Glück, daß die meisten weiblichen Märtyrer der Phantasie in der Schriftstellerei ein Mittel finden, ihre phantastischen Anwandlungen unschädlich zu entladen. Es gäbe sonst viel mehr Verbrecherinnen. Jetzt stehen die Intriguen, Vergiftungen, Ehebrüche und andere Missethaten zum größten Teil auf dem Papier, während sie, wenn dies Notventil nicht erfunden wäre, das wirkliche Leben unsicher machen würden. Denn diejenigen von uns, die nicht schwarz auf weiß, sondern in Fleisch und Blut sündigen — ich bin gewiß, daß sie zum größten Teil gar nicht um der Sache selbst, des Genusses oder Vorteils willen ihre unsittlichen Handlungen begehen, sondern weil sie dem dämonischen Reiz nicht widerstehen können, irgend ein Wahngebilde ihrer Phantasie zu verwirklichen, um es nur loszuwerden. Gewiß mehr Frauen, als man glaubt, haben ihre Männer betrogen, ohne durch ihre Sinne verführt zu sein, nur weil die Vorstellung eines solchen Vergehens sie so lange beschäftigte, bis sie aus einem passiven Traum zur Verwirklichung getrieben wurden. Wenn die Männer ihren Vorteil verstünden, würden sie die schreibenden Frauen in ihrem Thun bestärken, statt sie durch ihr Spotten einzuschüchtern. Litterarische Verbrechen sind denn doch harmloser als solche, auf denen gerichtliche Strafen stehen."

Ich hörte dieser sonderbaren Einleitung mit wachsendem Interesse zu.

„Sie haben so überraschende psychologische Studien gemacht, gnädige Frau, daß ich doch wohl noch eines Tages eine Kollegin in Ihnen begrüßen werde," sagt' ich, mich gegen sie verneigend.

„Damit ich nicht noch einmal mit dem Strafgesetz in Konflikt komme, sondern mir von der hochnotpeinlichen Kritik mein Verdikt gefallen lassen muß? Seien Sie unbesorgt. Ich hoffe, von beiden unbehelligt zu bleiben. Mein Mann ist von so phlegmatischer Gemütsart, daß die unruhigste Phantasie neben ihm einschlummert. Aber wenn ich auch wollte, zur Schriftstellerin bin ich verdorben. Ich bin entsetzlich ungebildet, und überdies fehlt es mir an jeder Ausdauer. Nie habe ich einen Brief über die zweite Seite gebracht. Sie würden das begreifen, wenn Sie meine Erziehung wüßten. Denn eigentlich habe ich außer Lesen und Schreiben nichts gelernt, und selbst mein bißchen Klavierspiel verdanke ich nur der verzweifeltsten Langenweile, die mich dazu brachte, nachdem ich nur wenige Stunden genommen hatte, auf eigene Hand mr ohne Noten die Zeit zu vertreiben.

Es ist auch kein Wunder. Ich bin ein Schauspielerkind. Oft habe ich gedacht, daß ich wohl mehr der Vereinigung zweier Phantasieen als zweier Herzen meine Entstehung verdankte, daß jedes meiner Eltern, die sich auf der Bühne kennen lernten und hinter den Coulissen verlobten, in dem andern nur das Talent gesehen und erst hernach den Menschen entdeckt habe. Zum Glück hatten sie keine sonderliche Enttäuschung zu beklagen, da sie beide gute und redliche Menschen waren, doch allerdings keine sehr warmen und ausgeprägten Naturen. Meine Mutter war noch die bedeutendere. Doch hatte auch sie nicht mehr Herz, als nötig war, ihrem Manne treu zu bleiben und ihren Rollen den Schein von Leidenschaft einzuhauchen. Für ihre Tochter blieb kaum ein Pflichtteil übrig.

Sie waren beide keine genialen Künstler, nur was man in der Sprache der Zunft Utilitäten nennt. Doch hatten sie eine große Meinung von ihrem Talent und arbeiteten sehr gewissenhaft, auch als sie, nachdem der erste Jugendreiz verblüht war, in zweite Fächer zurücktreten mußten. Unser Hauswesen nahm sich ganz bürgerlich anständig und ordentlich aus, und ich hätte mich über meine Kindheit nicht zu beklagen gehabt, wenn irgend andere als Theaterinteressen darin Raum gefunden hätten. Nun urteilen Sie selbst, was aus einem Kinde werden kann, das ganz ohne Verkehr mit anderen Kindern aufwächst — da in den Städten zweiten Ranges, wo meine Eltern ihre Engagements fanden, noch immer die altn Vorurteile gegen Komödiantenfamilien herrschten — und das doch vom Theater selbst aufs strengste ferngehalten wurde. Die Mutter traute mir kein Talent zu, und ich sollte nicht aus bloßer Angewöhnung eine schauspielerische Zukunft haben.

Also saß ich die langen Tage und Abende über immer allein, las lange vor dem Erwachen des Verständnisses eine unglaubliche Menge Romane und Theaterstücke, wurde dazu angehalten, Mamas Garderobe auszubessern, und hörte dabei durch die Thüre die abgerissenen Sätze der Rollen, die meine Eltern memorierten und deren leidenschaftlicher Accent mich seltsam aufregte. An den Abenden, da ich nicht mit ins Theater durfte, blieb ich regelmäßig allein, spielte eine Stunde lang Klavier, las diejenigen Bücher, von denen ich wußte, daß ich mich nicht bei ihrer Lektüre ertappen lassen durfte, und lag in warmen Nächten im Fenster, den Kopf voll ungesunder Träumereien, eigentlich nicht unglücklich, aber leeren Herzens und ohne das Bedürfnis, irgend

wen zu lieben, oder von jemand wiedergeliebt zu werden.

Denn es ist nicht wahr, daß das Liebesgefühl jedem angeboren sei, so wenig wie der Reinlichkeitstrieb, das Bewußtsein von Recht und Unrecht, die Wahrheitsliebe und andere schöne Tugenden. Ein Keim von allem mag in jedem normalen Gemüte schlummern, aber wo er nicht gepflegt und mit Regen und Sonnenschein in der rechten Weise behandelt wird, geht er gewiß neunmal unter zehnen zu Grunde. Was ihm aber am verderblichsten wird, ist eben die Phantasie.

Sie lächeln über meine kecken psychologischen Hypothesen. Nun, wenigstens an mir selbst habe ich sie bewährt gefunden.

Sagen Sie selbst: wie soll ein Mensch das Bedürfnis der Hingabe an einen anderen empfinden, wenn er vor lauter phantastischen Einbildungen überhaupt nicht zu sich selbst kommt? Wenn sein Geist stets geschäftig ist, irgend welche Gestalten zu schaffen, statt sich in das eigene Innere zu kehren und an dem stillen Heranbilden der Seele mitzuhelfen? Ein Kind, das geliebt wird, erhält schon dadurch ein gewisses Selbstbewußtsein, das ihm hilft, seine kleine Persönlichkeit zu entwickeln. Und wenn es nicht eine ganz verschrobene Natur hat, will es sich dankbar zeigen und wieder lieben. Da entfaltet sich denn der oft nur ganz schwache Keim und treibt die zärtlichsten Blüten. Ich — um die sich niemand von Herzen bekümmerte — wie hätte ich dazu kommen sollen, auf mich selbst Wert zu legen? Ich gehörte niemand an, am wenigsten mir selbst. Und so konnte mein Geist nach Belieben schwärmen, in fernen, glänzenden, unverstandenen Welten, so daß ich in meiner Einsamkeit nie Langeweile fühlte, aber auch die Gegenwart meiner nächsten Angehörigen nie vermißte.

Daß ich auch keinen Begriff von Wahrhaftigkeit hatte, wird Sie nicht wundern. Mit sieben Jahren war ich eine Virtuosin im Lügen geworden, und wäre meine Mutter scharfsichtiger gewesen, hätte sie auch mein Talent zum Komödiespielen nicht bezweifelt. Denn je künstlicher das Lügengewebe war, mit welchem ich irgend eine kleine Sünde, einen Ungehorsam oder eine Ungeschicklichkeit bemänteln mußte, desto dreister und genialer wußte ich meine Rolle durchzuführen.

Dabei war ich im Grunde nicht schlimmer als andere kleine Mädchen. Ja ein gewisses Mitleiden mit allen geplagten und mißhandelten Menschen oder Tieren lag mir im Blut, so daß ich in demselben Augenblick, wo ich mir grausame Schickungen und tragische Verhängnisse ausdachte, die sich an mir wohlbekannten Menschen vollzogen, die peinlichsten Schmerzen darüber empfand und gern alle Veranstaltungen zum Vollzuge wieder zu nichte gemacht hätte — ungefähr wie es gewissen weichherzigen Dichtern ergangen sein soll, die über das Unglück, das die Helden ihrer Romane erleben sollten, in die bittersten Thränen ausbrechen."

* * *

„Langweile ich Sie mit solchen Herzensergüssen, die Ihnen konfus genug vorkommen mögen? Aber bedenken Sie, daß ich diese Selbstschau ohne alle Selbstgefälligkeit vornehme, nur aus dem sehnsüchtigen Wunsch, mich endlich einmal vor jemand, den ich achte, zu rehabilitieren. Und sehen Sie sich um! die Nebelwand ist noch so undurchdringlich wie zuvor. Falls Sie hier hinter dem schwarzen Kessel nicht eigene Phantasiegeschöpfe auszubrüten dachten, wird es sich immerhin lohnen, noch ein paar Augenblicke den meinigen zu widmen.

Denn von dem Verdacht sind Sie doch frei, daß ich jetzt vor Ihnen Komödie spielte, wie ich mich dessen in meinen dummen Kinderjahren angeklagt habe. Seit ich es als mein Lebensunglück erkannt, daß die Gauklerin Phantasie eine so unwiderstehliche Macht über mich gewinnt, atme ich förmlich auf in den Pausen ihrer Herrschaft, wo ich im Grunde meiner Seele ein reines und einfaches Gefühl entdecke, den Ansatz zu einem eigenen, unverfälschten Charakter, der leider unter jenem verhängnisvollen Triebe verkümmern mußte.

Aber ich mute Ihnen nicht zu, Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben ausführlich anzuhören. Mir liegt vor allem daran, Ihnen zu erklären, wie es zu jener Katastrophe kam, die mir einen so bösen Ruf gemacht und Jahre lang mein Leben verbittert hat.

Ich war vierzehn Jahre alt, als meine Eltern starben, beide wenige Monate nach einander. Bei ihrem Tode empfand ich vor allem Schmerz darüber, daß ich keine tiefere, so recht kindliche Trauer fühlen konnte. Ich weinte ein wenig, es war mir unheimlich in der leeren Wohnung mit unsrer alten Magd, aber einen Verlust empfand ich kaum. Jedenfalls überwog ihn der Gedanke, daß mir nun die Thür offen stand in die weite Welt, die ich bisher nur aus Büchern kannte, daß ich die Kleider und die wenigen Schmucksachen meiner guten Mama tragen und ins Theater gehen dürfe.

Das Letztere geschah auch wirklich, noch eh' ich die Trauerkleider abgelegt hatte. Einem Schauspielerkinde hielt man diesen Verstoß gegen die Sitte

zu gut. Aber ich wurde arg enttäuscht. Von allem, was meine Phantasie mir vorgespiegelt, fand ich nichts hinter den Lampen verwirklicht, die rührendsten Scenen ließen mich kalt, ich wußte, wie dergleichen zu Hause einstudiert wurde, und die schönsten Dichterworte begeisterten mich nicht, da nichts von dem, was eine warmblütige naive Jugend in ihrem Innern trägt, in meinem phantastisch gemütlosen Herzen einen Wiederhall erweckte.

Das war die erste Leidensstation auf meinem Kreuzwege. Hätte ich damals so empfunden, wie es meinem Alter angemessen war, so wäre ich gewiß zur Bühne gegangen, für die ich so mancherlei Gaben hatte. Aber was andere reizt, kam mir nüchtern und abgeschmackt vor, und nicht von fern zu vergleichen mit den Traumbildern, die mich in meinem engen Stübchen umgaukelten.

Ein alter Oheim hatte mich zu sich genommen, ein grilliger, aber gutmütiger Junggeselle, der ein kleines antiquarisches Geschäft betrieb, seltene Münzen, Uhren, alte Schmuckstücke und besonders Spitzen einhandelte, für die er seine sicheren Kunden hatte. Da ich mit feiner Nadelarbeit Bescheid wußte, konnte er mich gut brauchen, Risse und Schäden aller Art in den kostbaren Geweben auszubessern, und wenn er mich so fleißig bei der Arbeit sah, ahnte er nicht, welches Gift ich aus diesem alten Kram einatmete. Denn meine Phantasie fing sogleich an zu schwärmen, wenn ich einen Spitzenkragen unter Händen hatte, den nur eine Fürstin zu bezahlen reich genug gewesen war, und ganz wie Ihr „Märtyrer“ hinter seinem Ladentisch erlebte ich die romantischsten Abenteuer mitten unter der alltäglichsten Beschäftigung, so daß ich nach außen den Schein der größten Anspruchslosigkeit erregte, während mir der Kopf von den stolzesten und ausschweifendsten Visionen erfüllt war.

Das dauerte jedoch nur so lange, bis ich völlig erwachsen war. Dann erklärte ich dem guten Oheim eines Tages ganz kaltblütig, ich sei des eingeschlossenen Lebens unter seinem alten Trödel satt, danke ihm für seine bisherige Fürsorge, wolle mich aber auf eigene Füße stellen und sehen, ob ich nicht in der Welt mein Glück finden könne. Er machte einen schüchternen Versuch, als mein Vormund mir dieses bedenkliche Wagnis auszureden. Ich wußte aber schon damals, was mir später oft gesagt worden ist, daß ich über die meisten Menschen Gewalt hatte, wenn ich sie auf eine gewisse Weise ruhig anblickte, und so ließ er mich gewähren, zumal ich nichts dagegen hatte, mein Kämmerchen in seinem Hause auch ferner als Schlafstelle zu benutzen.

* * *

Ich hatte eine Stelle angenommen in einem Weißwarengeschäft, wo viele junge Mädchen beschäftigt wurden, Ausstattungen und feinen weiblichen Toilettenkram anzufertigen. Nie zuvor war ich mit meinesgleichen umgegangen und versprach mir viel Spaß davon. Aber ich fand meine Erwartungen wieder getäuscht. Das ordinäre Geschwätz dieser jungen Geschöpfe, das sich meist nur um Liebschaften drehte, langweilte mich bald, zumal ich selbst durchaus nicht verliebter Natur war und, um nicht immer nur stumm dabeizusitzen, etwas zusammenfabeln mußte, wovon mein Herz nichts wußte. Ich war siebzehn Jahr alt geworden, die jungen Herren auf der Straße gingen mir so fleißig nach, daß meine Eitelkeit notwendig geweckt werden mußte, wenn auch meine Sinne noch schliefen und das Vorhandensein eines Herzens überhaupt sehr ungewiß war. Aber da ich all meine Kameradinnen beständig von zärtlichen Dingen reden und ihre überschwängliche Seligkeit preisen hörte, die sie irgend einem schönfrisierten Alphons oder Arthur verdankten, kam ich mir zuletzt gar zu albern vor, daß ich von diesen Herrlichkeiten noch immer nichts erlebt hatte, und ich beschloß, einen jungen Menschen glücklich zu machen, der mir unter all meinen Bewerbern als der anständigste und liebenswürdigste erschienen war.

Er hatte mich durch eine gewisse melancholische Miene und die respektvolle Art bestochen, mit der er mich grüßte, wenn ich abends um sieben Uhr das Geschäftslokal verließ, Arm in Arm mit der einzigen sogenannten Freundin, die sich näher an mich angeschlossen hatte. Sie war mir im Grunde so gleichgültig wie alle andern. Aber ich mochte nicht immer allein gehen, und so war es mir ganz recht, daß wir uns in die beiden Studenten teilten, die regelmäßig nach dem Geschäftsschluß auf uns warteten. Meine Freundin ging mit dem einen, dem lustigen, voran, ich mit dem schwermütigen hinterdrein, indem ich, während er mir auf seine elegische Art von seinen Gefühlen vordeklamierte, beständig in mich hineinhorchte, ob gar keine innere Stimme diesen schönen Worten etwas erwidern möchte.

Es blieb alles stockstill, obwohl er ein sauberer, interessanter Mensch war, mit ein paar Augen, die all meine Gefährtinnen in Flammen setzten. Daß sie mich um diese Eroberung beneideten, war das einzige Angenehme an der Sache, wofür ich empfänglich war.

Dann kam es, wie es kommen mußte, bei einer so verschrobenen Natur, wie die meine war.

Ernst hatte mehr als einmal in mich gedrungen, daß wir einen Sonntag-Nachmittag miteinander

verbringen sollten, auf einer Landpartie, allein oder mit dem anderen Liebespaar. Nach vielem Weigern, da ich ahnte, daß er es nicht ganz ehrlich und anständig meinte, überwog denn doch endlich die Neugier. Von solchen Ausflügen ins Grüne hatte ich so oft mit Entzücken reden hören, und besonders was man davon mit einem wonnigen Verstummen überging, mußte der Gipfel alles irdischen Glückes sein. Also versprach ich, da Ernst mich aus dem Hause des Oheims nicht abholen konnte, mich, wohlverschleiert, in sein Studentenstübchen zu schleichen, das einen eigenen Eingang von der Treppe aus hatte.

Ich schlief die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag fast gar nicht. Mein Blut war nicht heißer und ungestümer als sonst, aber in meinem dummen Kopf sah es bunt genug aus. Alle Märchen der Tausend und Einen Nacht wirbelten darin herum, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, wo sie zur Wahrheit werden sollten."

„Nein," unterbrach sie sich plötzlich, „ich kann es Ihnen nicht erzählen, erlassen Sie mir's. Es ist so häßlich, daß noch heute die Erinnerung daran mir das Blut ins Gesicht und einen bitteren Geschmack auf die Zunge treibt. Nie hatte mir meine Phantasie einen erbärmlicheren Streich gespielt. Das also war, nachdem sie all ihren lyrischen Aufputz, ihre sentimentalen Schleier von sich gethan hatte, die vielgepriesene Liebe! Eine so ekelhafte tierische Physiognomie kam hinter der elegischen Engelsmaske zum Vorschein! Der edle, sanfte Jüngling, der mich wie ein Götterbild in Rosenwolken verehrt und hoch über sich gestellt hatte, so tief suchte er mich zu erniedrigen, sobald er mich, unentrinnbar, wie er glaubte, in seiner Gewalt hatte!

Aber zum Glück war bei dem Aufruhr in meinem phantastischen Kopf mein Herz ganz kühl geblieben. Auch seine Schwüre und Beteuerungen, seine Thränen, da er vor mir niederkniete und mich anflehte, ihn zu töten oder ihm zu vergeben, rührte mich keinen Augenblick. Ich sah ihn mit einem so vernichtenden Blick der grenzenlosesten Verachtung an, daß er mit zitternden Händen, wie ein des Mordes überführter armer Sünder, den Schlüssel hervorzog und die Thür seines Zimmers wieder aufschloß, das ich wie einen Vorhof des Paradieses betreten hatte, und in dem ich nun zu ersticken fürchtete, wenn ich nur noch fünf Minuten die Luft darin hätte atmen müssen.

Glauben Sie nicht, daß ich mir auf meine Standhaftigkeit, meinen Sieg über den Elenden etwas einbildete. Was man so Tugend nennt, war mir ein unfaßbarer Begriff. Ja ich glaube, daß in den Kummer, nun wieder um eine Illusion ärmer geworden zu sein, sich das Bedauern mischte, mich unfähig erkannt zu haben, von dem Rausch und Taumel, der ihn so entstellt hatte, nicht mit ergriffen zu werden. Meine Kameradinnen, die das alles so ganz anders ansahen, waren mir freilich darum nicht achtungswerter. Aber sie waren vergnügt dabei, während ich nur mit Scham und Abscheu an jene Stunde zurückdenken konnte. Natürlich! Um im Rausch sich selbst zu vergessen und dieses Aufgehen in einen andern als eine Erlösung zu genießen, muß man doch ein Selbst besitzen. Und Sie wissen jetzt, wie es zuging, daß ich an der Stelle meines innern Menschen, von der alle dumpfen Gefühle, die uns elend und selig machen, ausgehen, wenn ich bis in den Kern hineinblickte, nur ein großes Fragezeichen fand.

Damals las ich unter dem Bilde Immermanns einen Vers, der mir zu diesem derben, festgezimmerten Gesicht in keiner Weise zu passen schien, während ich ihn als Motto meines Lebens mir oft genug vorsagte:

Nun bin ich auf ewigem Wandern
Und fände doch gern in mir die Rast,
Fühle mich nur noch in andern,
Und bei mir selbst bin ich zu Gast."

* * *

Sie schwieg hierauf eine Weile. Ihr Gesicht war mir, während sie die Verse vor sich hin sagte, seltsam verwandelt erschienen, das stumpfe Näschen hatte sich gestreckt, der Mund einen tragischen Zug erhalten, der ihn fast schön machte. Und wahrhaft imposant strahlten die Augen unter den schwarzen Wimpern, drohend, gebieterisch, überirdisch kalt. Ich fragte mich, ob je eine Thräne, außer des ohnmächtigen Zorns, diese großen grauen Sterne verschleiert habe. In der That, sie hatte recht: eine Seele, eine weibliche zumal, sah aus diesen Augen nicht in die Welt.

Mehr als einmal war, während sie ihre Beichte ablegte, die Schiffsglocke erschollen, und der Dampfer hatte hüben und drüben an den vorgeschriebenen Landungsstellen einen kurzen Halt gemacht. Da aber nur äußerst wenig neue Passagiere und diese nur für den zweiten Platz das Verdeck bestiegen, blieben wir in unserm dunklen Winkel neben der Maschine ungestört.

„Ich muß mich sputen," fing sie endlich wieder an. „Die Fahrt wird nicht mehr zu lange dauern, und wer weiß, ob mein Mann nicht trotz des schweren Rauenthalers früher als sonst von seinem Nachmittagsschlummer aufwacht. Oder ist es Ihnen

nicht darum zu thun, was weiter mit mir ward, zu erfahren? Freilich, wer an den Menschen kein tieferes Interesse nimmt, als daß er sie wie die Staffage in einer Wandeldekoration betrachtet, verdient auch kaum, daß man sich für ihn interessiere. Bei den meisten ist es mit der Nächstenliebe wohl auch von Hause aus nicht weit her. Sie lernen aber früh heucheln, und so bildet sich ein stillschweigender Vertrag auf gegenseitige Teilnahme, bei dem vielleicht die Interessen der Gesellschaft ganz gut fahren. Ich hätte das auch mitmachen können. Ich war aber zu stolz und — trotz meiner Schauspielertalente — zu wahrheitsliebend dazu.

So galt ich bei meinen Bekanntinnen für einen kalten Fisch, und sie hatten ja auch recht. Als Meerweib hätte ich mich ganz in meinem Element gefühlt. Daß ich meinem schönen Studenten den Laufpaß gab, wunderte meine „Freundin" kaum. Sie hatte ihn immer zu philisterhaft, zu „ehrbar" gefunden. Ich hütete mich wohl, sie aufzuklären; denn von allen Scheidungsgründen hätte ihr der wahre am wenigsten eingeleuchtet.

Mit der Liebe also war es ein für allemal für mich vorbei. Was aber blieb nun übrig als Ziel der Hoffnungen und Wünsche, ohne die ein Mensch doch einmal das Leben nicht ertragen kann? Ich war nicht schön, so daß ich an der eigenen Vergötterung mich nicht erlaben konnte. Aber ich war nicht umsonst eine Märtyrerin der Phantasie. Der Gedanke, daß Reichtum die Mittel gewährt, die abenteuerlichsten Träume zu verwirklichen, verließ mich nicht mehr, nachdem er einmal sich mir aufgedrängt hatte.

Es ging mir nicht schlecht; ich entbehrte im Grunde nichts von dem, was mir zu den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens gehörte. Aber das war es nicht. Ich beneidete heftig alle die, die nur die Hand auszustrecken brauchen, um jede tolle Laune zu befriedigen.

‚Ich bin neugierig, wen du einmal heiraten wirst,' sagte meine Freundin lachend.

‚Einen Nabob oder einen Falschmünzer,' gab ich ohne Besinnen zur Antwort. ‚Vielleicht den letzteren noch lieber, da es in seiner Hand liegt, wie reich er sein will.'

Sie lachten alle über meinen barocken Einfall und bedauerten mich, daß es damit nicht Ernst werden könnne. Falschmünzer machten in der Regel mit des Seilers Tochter Hochzeit, und solche Späße mehr. Mir aber war es ganz ernst damit. Und glauben Sie mir auch das: nicht aus bloßem Hang zum Luxus, vor allem auch, weil ich mir die Macht wünschte, so viele Not und bitteres Elend zu lindern. Verstehen Sie das? Ich hatte kein Herz in der Brust und liebte keine Menschenseele, und doch konnte ich mich des Mitleids nicht erwehren! Hat denn das seinen Sitz in der Phantasie? Freilich, wer sich in fremde Zustände nicht hineinversetzen kann, wird auch für fremde Not keine Empfindung haben.

Aber mit diesen dunkeln Fragen will ich Sie nicht aufhalten.

Genug, ich lebte so hin, ganz freudlos und ohne etwas vom nächsten Tage zu erwarten. In unserm Geschäft war ich so anstellig gewesen, daß die Besitzerin mich zu ihrer Adjutantin gemacht und den Verkauf mir fast ausschließlich übertragen hatte. Meine Freundin war mit avanciert. Wir unterhielten uns ganz leidlich, da viel vornehme Damen, interessante Fremde, glückliche Bräute und noch glücklichere junge Mütter bei uns vorsprachen.

Eines Tages hielt vor unserm Laden eine sehr elegante Equipage, ein galonnierter Lakai sprang vom Bock, und nachdem er mit abgezogenem Hut einen Befehl seiner Herrschaft entgegengenommen hatte, trat er zu uns ein und richtete seinen Auftrag aus: die Frau Gräfin wünsche die und die neuen Sachen, die wir angekündigt, zu sehen, und da sie leidend sei und nicht aussteigen könne, möchte ihr das Gewünschte an den Wagen hinausgebracht werden.

Dies geschah auf der Stelle, ich übergab dem Bedienten einige Kartons und folgte ihm auf die Straße hinaus, um zu hören, was die Dame für eine Wahl treffen würde. Sie lag lang ausgestreckt auf einem sehr weichen, mit blauer Seide ausgeschlagenen Polster, in der ausgesuchtesten Toilette, eine reizende Frau, deren zartes bleiches Gesicht durch seinen Leidenszug nur interessanter erschien. Neben ihr saß ihr junger Gemahl — ich brauche ihn nicht zu beschreiben, da Sie ihn ja nur ein Jahr später in Person kennen gelernt haben. Er gefiel mir auf den ersten Blick durch seine regelmäßigen Züge und seinen vornehmen Anstand. Auf den zweiten aber fand ich ihn unausstehlich. Denn mit einer hochmütigen Gleichgültigkeit, als ob irgend eine plumpe Dienstmagd, nicht meine eigne zierliche Person an den Wagen herangetreten sei, wandte er, ohne meinen Gruß auch nur mit einem Nicken zu erwidern, den Kopf nach der andern Seite und lorgnierte, während seine Frau mit mir verhandelte, die Vorbeigehenden.

Ein feindseliges Gefühl durchzuckte mich, das selbst die Güte und Liebenswürdigkeit der Gräfin

nicht verscheuchen konnte. Nachdem sie das Schönste und Teuerste ausgesucht und gebeten hatte, einige Bestellungen möglichst rasch auszuführen, wandte sie sich zu ihrem Manne mit dem Bemerken, daß sie nun fertig sei, winkte mir freundlich zu, und die schönen Pferde sausten in prächtigem Lauf mit dem Wagen davon.

‚Du machst ein so kurioses Gesicht‘, sagte meine Freundin. ‚Die Equipage steckt dir wohl im Kopf. Aber laß sie nur fahren. So weit bringst du's doch nicht, nicht einmal zu einer Droschke am Sonntag Nachmittag, wenn du fortfährst, die Nonne zu spielen.‘

‚Ich lasse dir ohne Neid deine Spazierfahrten,‘ erwiderte ich. ‚Übrigens — wenn ich wollte — es sollte mich wenig kosten, in einem blauseidenen Coupé herumzukutschieren.‘

‚Hat der junge Graf dir süße Augen gemacht? Bilde dir nur nichts ein. Der ist ein Mustereheмann, schon vier Jahre verheiratet und noch immer seiner blassen Gräfin treu, obwohl sie seit ihrem ersten unglücklichen Wochenbett ihm wenig Freude hat machen können.‘

‚Dieser Graf? Meinst du, er hätte mich nur eines Blickes gewürdigt? Was liegt mir an ihm! Aber wenn ich wollte — wenn ich wollte —‘

Sie fuhr fort mich auszulachen und sagte mir ins Gesicht, ich sei in den Grafen verliebt. Ich zuckte die Achseln und schwieg. Ich wußte nur, daß ich diesen übermütigen Aristokraten haßte, daß ich Gott weiß was darum gegeben hätte, ihn zu demütigen. Aber das behielt ich für mich. Es wäre wie eine kindische Prahlerei herausgekommen.

Im stillen verließ mich der Gedanke nicht mehr. Und als einige Tage später die Bestellungen der Gräfin fertig waren, erbot ich mich, unsern Ausläufer, der sie überbringen sollte, zu begleiten, um zu hören, ob alles nach Wunsch ausgefallen sei.

Ich fand die Gräfin in ihrem Boudoir, auf der Couchette ausgestreckt, in einem reizenden Negligé, ein Buch in der Hand, das sie eilig wegwarf, um sich von mir die neuen Sachen zeigen zu lassen. Sie sagte mir sehr freundlich, es sei ihr lieb, mich wiederzusehen, ich hätte ihr so gut gefallen, ich möchte doch manchmal kommen und ein halbes Stündchen mit ihr chiffons plaudern, das Lesen greife sie an, und sie sei doch so viel allein, da ihr Mann durch seinen Dienst in Anspruch genommen werde. Sie wissen vielleicht besser als ich, ob bei der . . . schen Gesandtschaft die Last der Geschäfte so groß war, daß ein Attaché, der ein zärtlicher Ehemann war, seiner Frau dadurch übermäßig entzogen wurde. Ich bemitleidete die arme junge Frau aufrichtig, und obwohl ich gar keinen festen Plan hatte, that ich doch alles, mich ihr angenehm zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Parabeln.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Motive.

— „Was verleihst du dem Großen unter deinen Menschenkindern,“ fragte Juno ihren Gemahl, — „das ihn fähig macht, in seinem raschen Hinwallen über die kreisende Erde ihr die Spuren seiner Schritte einzuprägen? Was lebt in dem großen Sterblichen, das ihn zu Thaten treibt, um die Götter ihn beneiden?“

— „Das Genie,“ sprach Zeus.

— „Und was gabst du dem Kleinen,“ fragte die Himmelsbeherrscherin, „dem die Kraft fehlt, die jenen erfüllt, daß er doch den Drang fühle ihm nachzuthun. Was gabst du dem Kleinen?“

— „Die Eitelkeit,“ sprach Zeus.

Ein Streit.

Der Adelshochmut und der Bildungshochmut stritten miteinander, welcher von ihnen der dümmere sei.

„Ich bin's,“ rief der erste, „denn was wäre unverständiger, als sich aufzublasen, weil längst Verstorbene, von denen man zufällig abstammt, Thaten gethan oder Unthaten begangen haben, durch welche sie zu Macht und Reichtum kamen?“

„Ja, Herr Kollege, Sie sind dumm,“ erwiderte der zweite, „aber warum sollten Sie es nicht sein? Adel und Verstand gehören nicht notwendigerweise zusammen, während Bildung und Verstand durchaus vereint sein müssen. Er ohne sie — sie ohne ihn sind wie ein alter Junggeselle und eine alte Jungfrau. Sie hinterlassen keine Nachkommenschaft. Mit ihm jedoch verbunden, nimmt sie ihren Flug, und je höher der ist, je öfter prallt sie an das Unbegreifliche. Und so, unablässig gemahnt an die Grenzen, die ihr gesteckt sind, wird die höchste Bildung allmählich zur höchsten Demut. Ich bin das Gegenteil, ich bin der größte Unsinn, denn ich schöpfe mein Dasein aus einem Etwas, das durch dieses Dasein verneint wird.“

„Und ich? was thue ich?“ fragte der andere. „Bedenken Sie, heißt adelig nicht so viel wie edel, und hochmütig so viel wie gemein? Bin nicht auch ich der größte Unsinn? Schöpfe nicht auch ich mein Dasein aus einem Etwas, das durch dieses Dasein verneint wird?“

Der Bildungshochmut überlegte eine Weile und sagte dann: — „Sie haben recht, Herr Kollega, wir sind einer so dumm und gemein wie der andere.“



Mein Klavier.

Allen Prunk der beiden Welten,
Alle Schlösser Aladdins,
Feste in den monderhellten
Duft'gen Zaubergärten Wiens,
Villen unter Lorbeerbäumen
Gäb' ich hin, um neben dir
Eine Stunde zu verträumen,
Teures Kleinod, mein Klavier!

Von des Ostens Zauberinnen,
Glaub' ich, wurdest du erbaut;
Peris haben dir und Dschinnen
Ihr Geheimstes anvertraut:
Glücklich, wem die Macht sie gaben,
Daß durch einen Talisman
Er die Geister, die begraben
In dir ruhn, erwecken kann!

Ja, das Stübchen, traut umdämmert,
Wo am kleinen Herd bei Nacht
Einsam nur der Holzwurm hämmert,
Dünkt mich ein Palast an Pracht.
Unter meinen Händen schallen
Noch die ersten Töne kaum,
Und schon auseinander wallen
Seh' ich rings den engen Raum.

Mit dem ersten Klang der Saiten
Mengt von Stimmen sich ein Chor,
Und die Geister, die befreiten,
Schwingen ringshin sich empor:
Der in Jubel, der in Klage;
Auf und nieder schweben sie —
Unter ihrem Flügelschlage
Bebt die Luft von Melodie.

Klangreich mischt sich bald den tausend
Stimmen der Natur ihr Lied,
Bald dem Sturmwind, wie er brausend
Durch die Waldeswipfel zieht,
Bald dem Sang der Nachtigallen
Und des Springquells Rauschen bald,
Der in blitzenden Kristallen
Aus dem Marmorbecken wallt.

Und aus Münsterhallen höre
Ich der Orgel mächt'gen Klang,
Vom Gewölb, wie Engelchöre,
Wogt hernieder der Gesang;
Jubelruf noch Ungeborner
Von der Zukunft fernsten Höhn
Klingt dazwischen und Verlorner
Jammerschrei'n und Wehgestöhn.

Alpengipfel, unersteigbar,
Von der Adler Flug umkreist,
Kaum dem Seherblick erreichbar,
Heben sich vor meinem Geist;
Schlünde, wo sich unbekanntes
Grausen birgt und Qualgeschick,
Tiefer als die Hölle Dantes,
Öffnen schaurig sich dem Blick.

Horch! was bebt und dröhnt die Erde?
Durch den Boden hallt Gekrach,
Und dem Hufschlag wilder Pferde
Zittert dumpf das Schlachtfeld nach;
Wie von aneinander prallenden
Wettern tobt der hehre Kampf,
Himmelan in dicht sich ballenden
Massen zieht der Pulverdampf.

Durch die Lüfte, die umnachteten,
Zuckt ein loher Flammenschein,
Während die mit Tod befrachteten
Mörser rings Verheerung spei'n,
Gleich dem Sande, wenn verderbender
Samum durch die Wüste stürmt,
Werden allhin Haufen Sterbender
Auf der Walstatt aufgetürmt.

Plötzlich auf die Reihen Toter
Und das Kampfgetöse fällt
Himmelher ein morgenroter
Lichtschein wie aus andrer Welt:
Aus den Heerreihn unter fliegenden
Fahnen tönt's: „Triumph! Triumph!"
Und bei dem Gejauchz der Siegenden
Stirbt der Feinde Wehruf dumpf.

Oben reißt der Nebelschleier —
Und ins blaue Ätherreich
Steigt die Siegeshymnenfeier
Einem Lerchenchore gleich.
Und mit immer mächt'germ Schalle
Wogt das Lied und wächst und schwillt,
Bis es alle Höhen, alle
Himmel mit Gesang erfüllt,

Großes ruht in deinen Tiefen,
All die Geister, mein Klavier,
Die in deinen Saiten schliefen,
Sind zum Dienste willig mir;
Und empor auf ihren Schwingen
Aus dem dumpfen Erdentraum
Schweb' ich bei der Töne Klingen
Über Welt und Zeit und Raum.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Clarisse.

Noch glänzt dein Aug', das wunderbare,
Und deine Stirn ist licht und frei —
Doch ach, es ziehn, es ziehn die Jahre
An dir auch spurlos nicht vorbei.

Oft ist's, als wäre schon verschimmert
Der Schmelz der Wangen, zart und hold,
Und ganz so reich, wie einstens, flimmert
Nicht mehr der Haare dunkles Gold.

Schon blickst du sinnend vor dich nieder,
Den Mund umzucht von leisem Weh';
Schwermütig haucht's um deine Glieder
Und deiner Hand durchpulsten Schnee.

O sieh, die Zeit naht mit dem Lose,
Das keine Macht dir ferne hält;
Du gleichst schon längst der vollen Rose,
Der langsam Blatt um Blatt entfällt.

Du aber solltest nicht verblühen,
Hinschmelzen feurig nur wie Erz —
So laß doch endlich rasch erglühen,
Erglühn dein allzu zages Herz!

Laß diesen schlanken Leib erwarmen,
Den stets nur scheuer Traum umfing —
Daß du vergehst in Liebesarmen,
Wie einstens Jovis Braut verging!

Ferdinand von Saar.

Komm!

Komm wie der Hauch, den der Abendwind trägt,
Komm wie der Duft, der die Blumen bewegt,
Komm wie die Leben erweckende Sonne,
Komm wie die Schönheit, komm wie Wonne,
Komm nur, o komm!

Deiner ersehnend, deiner erbangend
Schwillt mir die Seele verlangend, verlangend;
Mir an der Brust unter flutenden Küssen
Sollst unter Schauern ertrinken du müssen —
Komm nur, o komm!

Zitterst du, Weib? Laß Bangen und Beben,
Also versinken heißt zwiefaches Leben!
Der nur, den gänzlich die Liebe vernichtet,
Tritt in den Tempel, den Liebe errichtet,
Komm nur, o komm!

Ernst von Wildenbruch.

Der Einzelne.

Die Sterne leuchten nicht für dich allein,
Doch scheint der Sonne Licht für dich allein.
Für alle hat Natur die gleiche Macht,
Doch keiner Sorge Pflicht für dich allein.
Woher der Wahn, ein liebevoll Geschick
Berechne sein Gewicht für dich allein?
Zum Himmel schreit der Schmerzenschor des Alls,
Kein einz'ger Laut doch spricht für dich allein.
Für dich allein nicht pocht und glüht dein Herz,
Du weißt nur, daß es bricht für dich allein.

Hieronymus Lorm.

Die schlaue Wirtin.

„Ja mei', Frau Wirtin, thuan S' nur sagen,
Ham S'*) denn a so nit Sorgen gnua?
Und jetzt ham S' g'heirat' — so viele Plagen! —
Und Ihren Hausknecht no' dazua?!"

„Ja, geln' S',*)" sagt sie, „den Kerl, den langa?
O mei', es geht jetzt scho', gottlob,
Schaug'n S', aber sonst wär's nimmer ganga,
Denn für an Hausknecht is er z'grob."

Karl Stieler.
(Ungedruckter Nachlaß.)

*) Haben Sie.

*) Gelten Sie = nicht wahr?!

Sprüche.

Was uns die Jugend beut im Überfluß,
Das achten wir gering und lassen's fahren;
Erst mit dem Alter lernt man den Genuß;
Nur Narren werden närrischer mit den Jahren.

Wie zwei sich finden, die sich lieben,
Find' ich täglich in neuen Romanen beschrieben;
Doch wie sie durchs Leben beisammen bleiben,
Scheint mir eine größere Kunst, zu beschreiben.

Friedrich Bodenstedt.



Das Gegengift.

Von Paul Heyse.

Lokman, aller Magier des Ostens
Weisester, mit seinen Freunden saß er,
Tiefgelahrten, zauberkund'gen Männern,
Auf dem offnen Söller seines Hauses,
Plaudernd in balsamischer Abendkühle.
Und sie tauschten aus geheime Kunden
Von der Schicksalsmacht der Glanzgestirne,
Der Natur verborgnen Wunderkräften,
Die zum Heil der Sterblichen oder Unheil
Schlummern in der Elemente Kreislauf,
In Gestein und Kraut und Leib der Tiere,
Von den magisch zwingenden Zaubersprüchen,
Die das Heer der Geister aus dem hohen
Luftkreis in die niedre Sphäre bannen,
Seltsam dunkle Mären daran knüpfend,
Selbsterfahren oder aus den Büchern
Weiser Meister ihnen kund geworden,
Während sie, die Lippen zu erfrischen,
Eisgekühlten Trank aus Silberschalen
Schlürften und die wallenden Bärte streichelnd
Auf zum Firmament geruhig blickten,
Wo gelind erglühend aus dem zarten
Himmelsduft der Abendstern hervortrat. — —
Doch des Hauses edlem Wirt zur Linken
Saß ein Jüngling, stumm in sich versunken.
Hoch und herrlich war er anzuschauen,
Auf dem Haupt die pelzverbrämte Mütze,
Wie sie tragen die Tatarenkhane.
Von Demanten funkelte die Mütze,
Draus das Blondhaar auf die Schultern wallte;
Silberstickerei verbrämt den Kaftan,
Und im Gürtel stak rubinenfunkelnd
Ein gekrümmtes Schwert. Ein Held erschien er,
Wohl geschaffen, um ein Heer zu schrecken,
Wohl geschaffen, Weiber zu bethören.
Doch sein schönes Antlitz war erblichen,
Düster glomm sein Feuerblick nach innen,
Und ein bittrer Gram verschloß die Lippen,
Die noch kaum ein zarter Flaum umkrauste.
Nicht dem Greisenwort zu lauschen schien er,
Unberühret stand vor ihm die Schale,
Ungenossen an den stumpfen Sinnen
Ging des Abends Lieblichkeit vorüber. — —
Stille ward es auf der Gasse drunten,
Nur der Ruf aus eines Burschen Kehle,
Der sein Grautier mit den Wassereimern
Vor sich her trieb, drang herauf zum Söller,
Auch alsbald verstummend. Denn ein Mägdlein
Huscht' hervor aus eines Hauses Pforte,
Und ihr Krüglein unter Lachen füllend,
Mit dem Burschen pflog sie süße Zwiesprach,
Bis er wiederum den Grauen antrieb,
Aber jetzt mit hellerm Tone singend:
„Alles Wasser, das da wogt im Meere,
Alle Fluten, die in Quellen rieseln
Und hernieder aus der Wolke rauschen,
Nimmer löschen sie die Glut der Liebe!“

Wohl vernahmen das die würd'gen Alten
Auf dem Söller droben, und so mancher
Seufzt' im stillen: Meine graue Weisheit
Tauscht' ich gern um diese grüne Jugend!

Und sie blickten heimlich nach dem Jüngling,
Ob ihn nicht aus seinem Traum erwecke
Dieses sehnlich jauchzende Lied der Liebe,
Ob von seinen strenggeschürzten Lippen
Nicht ein Wiederhall des Herzens töne.
Doch sie sahn nur, wie er mit der Linken
Nach dem Schwertgriff fuhr, die Stirne düstrer
Faltend, und wie zaudernd dann die Finger
Wieder von dem blitzenden Griff sich lösten. — —
Da sie aber staunend noch verstummten,
Aus des Kaftans Falten zog Nureddin
Eine schmale, länglichrunde Büchse,
Ganz aus Kupferfiligran geflochten,
Und sie vor sich auf den Teppich legend,
Sprach er also:
„Seht ihr's sich regen
In dem festverschlossnen Drahtgehäuse?
Eine Schlange liegt drin eingekerkert,
Die im hohlen Kiefer aller Gifte
Stärkstes birgt. Sobald der Biß geschehn ist,
Liegt sie selbst erstarrt in träger Unmacht,
Daß man sie gefahrlos mag ergreifen,
Die betäubt ist von der eignen Tücke.
Doch ihr Opfer, dem der kleinste Tropfen
In das Blut gesickert, ward zur Leiche;
Nimmer mag ein Gegengift ihm frommen.“ — —
Und Benassur sprach: „Ich kenn' ein schärfres,
Hier im blitzenden Kristall verschlossen.
Zwei Skorpionen fand ich, die verschlungen

Ineinander auf durchglühtem Steine
Sich die Stacheln in die Leiber bohrten,
Bis sie ihre Wut verendend büßten.
Von dem Saft, der ihrem Knäul entquollen,
Mischt' ich einem Stier ein winzig Tröpflein
In den Trank, und wie vom Blitz getroffen
Stürzt' er hin, nicht eine Muskel regend." — —
Drauf **Alhamid**: „Da am Gangesufer
Ich vor Wonden wandelt', eines grausen
Schauspiels ward ich teilhaft. Hin zum Flusse
Schritt ein schönes Weib, den Krug zu füllen.
Lieblich neigte sie das Haupt, der Myrten-
Staude gleich, darauf sich wiegt die Schwalbe,
Und ihr weißes Tüchlein flog im Winde.
Plötzlich aus des Röhrichts Hinterhalte
Sprang ein Tiger vor, dem Weib entgegen,
Schlug die Tatzen in die zarten Brüste,
Und das Blumenangesicht zerfleischend
Stillt' er seine Gier. Ein Todesangstruf
Drang aus ihrer Brust. Da aus der Hütte
Stürzt ein Mann und sieht's, und wie versteinert
Schreit und droht er mit dem Bambusstabe,
Jammervoll, den Greuel zu beschwören.
Aber als das Ungetüm hinwegsprang
Von der Toten, blut'ge Zähne fletschend,
Sank er um, entseelt. Hinzugetreten
Sah ich auf dem fahlverzerrten Antlitz
Große Thränen blinken, von Verzweiflung
Ihm entpreßt und rasendem Erbarmen.
Und ich fing sie auf im hohlen Schilfrohr,
Goß sie dann in dieses Ringes Kapsel.
Wer den Hauch nur dieser Tropfen einsaugt,
Rettungslosem Tod ist er verfallen." — —
Und **Alasnam** sprach: „Berufen ward ich
Jüngst als Arzt zu Jussuf, dem Poeten,
Der am hitzigen Fieber lag darnieder.
Hilf ihm! flehte jammernd seine Gattin,
O errett ihn von dem schweren Siechtum,
Das ihn jäh befiel vor dreien Tagen,
Als er hörte, daß der Schah dem Kuftan
Tausend goldne Toman reichen lassen
Für ein Lobgedicht, indes sein eignes
Zum Gespötte war der Schranzen worden.
Und ich ließ dem Stöhnenden zur Ader.
Schwarz und rauchend kam das Blut geflossen.
Als sein Hündchen davon leckte, fiel es
Um in Krämpfen und verreckte kläglich.
Da erkannt' ich: aller Gifte schärfstes
Ist das Blut der neidverzehrten Dichter,
Die gekrönt sehn ihre Nebenbuhler.
Eine Probe gilt's. Hier die Phiole
Mit des Jussuf Blut entkräftet alle
Gegengifte, die euch wohlbekannt sind."

Und sie wiegten sinnend stumm die Häupter,
Und von Hand zu Hand im Kreise wandern
Ring und Fläschchen und der Schlangenkäfig,
Sorglich angefaßt mit spitzen Fingern,
Wie man scharfgeschliffne Todeswaffen
In der Scheide selbst behutsam anrührt.

Doch der Jüngling, da ihm als dem Letzten
Hingereicht ward all das grause Spielzeug,
Wie ein Blitz der Freude flammt's ihm plötzlich
Aus den Augen. Stück für Stück betrachtend
Legt er Ring und Fläschchen auf den Teppich
Neben die gefüllte Silberschale
Und ergriff sodann den Schlangenkäfig,
Drin das Schuppentier geringelt ruhte,
Tückisch züngelnd durch das Drahtgeflechte.
Dann mit rascher Hand auf eine Feder
Drückt er, daß die feste Kapsel aufsprang,
Und frohlockend wie ein Kind, das heimlich
Aus dem Bauer schlüpfen läßt ein Vöglein,
Blickt er auf den buntgefleckten Giftwurm,
Der sich dehnend aus der Haft hervorschlüpft,
Schmiegsam hin und her das Köpfchen drehend.
Doch nur argen Dank giebt die Befreite
Ihrem Freund. Den weißen Arm des Jünglings
Mit dem glatten, kühlen Leib umzingelnd,
Zischt sie leis und leckt die blaue Ader,
Eh' sie scharf die schmalen Kiefern einschlägt.
Dann jedoch, so wie ein Durstgequälter
Saugt am Bechersrand in langen Zügen,
Trinkt sie von dem hellen Jünglingsblute,
Unersättlich schier. Mit eins erstarren
Ihr die Ringe, das gespaltne Zünglein
Hängt erschlafft, und von dem Handgelenke
Reglos fällt sie auf den Teppich nieder.
Starr vor Grausen sahn's die hohen Alten,
Und ein Schreckensruf entfuhr Nureddin:
„Wehe mir! Was hab' ich angestiftet!
Dreimal wehe dir, du Todverfallner!"

Doch der Jüngling, der, indes die Schlange
Trank, ihr glattes Haupt gestreichelt hatte,
Wie man liebkost einem treuen Hündlein,
Das gewohnt, dem Herrn die Hand zu lecken,
Trübe lächelnd blickt er auf die Feindin:
„Dieser Aderlaß war nur erquicklich.
Doch er löscht mir nicht den Brand des Fiebers,
Der mein Blut durchrast. Ihr weisen Ärzte,
Habt ihr bessern Schlaftrunk nicht zu bieten?
Kommt und laßt mich prüfen, ob ihr prahlend
Tiefgeheimer Kunden euch berühmtet,
Ob ihr Heilung habt für Lebenswunden!"

Und das Fläschlein und den Ring ergreifend,
Träuft er ihren Inhalt in die Schale
Allzumal. Von ihren Sitzen sprangen
Bebend auf die Freunde, dem Bethörten,
Wahnsinntrunknen in den Arm zu fallen.
Aber drohend ausgereckt die Linke
Faßt er das Gefäß mit seiner Rechten

Und entschlossen es zum Munde führend,
Schlürft er's langsam aus.
Ein Schrei des tiefsten,
Innigsten Entsetzens klang im Kreise.
Doch der Todgeweihte, auf den Estrich,
Daß sie hell erklang, die Schale schleudernd:
„Schlechtgebraut sind eure Schlummertränke!
Wie Scherbet erfrischen sie das Blut mir,
Doch sie stillen nicht das heiße Dürsten
Nach Vernichtung. Seht, ich trank und lebe!"

Staunend sahn's die Greise, noch ungläubig,
Harrend noch voll Bangen, daß der Becher
Auf das Polster schwankend niedersänke,
Grauvoll seinen wilden Trotz zu büßen.
Lokman nur allein, das Handgelenk ihm,
Das vom Biß ein wenig schwoll, berührend:
„Hohen Spieles hast du dich vermessen,
Mein Efrasiab, wie thör'ge Jugend,
Die des Lebens Schatz nach seinem Werte
Noch nicht voll erkannt, im Frevelmute
Gern auf einen Wurf ihr Alles einsetzt.
Doch ich staune nicht, daß du dein hohes
Spiel gewannst. Denn wisset, meine Freunde,
Dieser, den ihr seht, mein junger Gastfreund,
Trägt ein Gegengift in seinem Blute,
Also furchtbar, daß es ihn gefeit macht
Wider all die tötlichen Gewalten,
Die in Kräutern und im Leib der Tiere
Schlummern und in feindlichen Zaubertränken.
Wem ins Blut drang dieser Gegenzauber,
Unanfechtbar in des Drachen Höhle,
Ins Genist der Abgottschlange setzt er
Seinen Fuß, im Bett des Armen schläft er,
Den die Pest befiel, so wohlgeborgen
Wie im Schoß der Mutter, und die Seuche,
Die hervordampft aus dem Schlamm der Sümpfe,
Hat nicht Macht, ihm an das Mark zu rühren.
Denn ihn feit der Gegengifte stärkstes,
Dessen Nam' ist: Hoffnungslose Liebe,
Ewig ungestilltes Glutverlangen
Nach versagtem Glück. Wohl hat mir Ahnung
Dieses Jünglings dunkles Los entschleiert,
Als er zu mir kam vor wenig Wochen,
Seines Vaters, meines teuren Gastfreunds,
Hochwillkommner Sohn. Doch ob ich herzlich
In ihn drang, die Last, die seiner Jugend
Wipfel beugte, mir aufs Herz zu schütten,
Nicht entsiegelt' ich die spröde Lippe.
Und ich ließ nicht ab. Vor dreien Nächten,
Da im Traum er sich mit Stöhnen wälzte,
Weil der Geist ihm, wie ein irrer Vogel
Sein zerstörtes Nest, mit bangem Fittich
Taumelnd sein verlornes Glück umkreiste,
Saß ich still zu seinen Häupten nieder,
Öffnet' ihm die tiefste Herzenskammer,
Und der leisen Frage gab er träumend
Antwort. So vernahm ich sein Geheimnis.
Sprich nun, Lieber! Sage diesen Freunden:
Ist's nicht, wie ich sprach?"
Die blassen Wangen
Plötzlich überflammt von dunkler Schamglut,
Stürzt der Jüngling auf den Teppich nieder.
„Warum stahlst du mir den Schatz der Schmerzen
Aus der Brust, du, dem mit Sohnesehrfurcht
Stets ich anhing? Warum jene Wunde,
Die ich scheu verbarg, entblößest grausam
Du vor fremden Augen? Ja, du sagst es:
Hoffnungslose Liebe schafft das Fieber,
Das am Mark mir zehrt und mich gefeit macht
Wider Schlangenzahn und Todestränke.
Aber daß nicht knabenhafter Schwäche
Du mich zeihst, dieweil ich wehrlos dulde,
Statt mit kühner That das Glück zu zwingen,
So vernimm nun, wie das Hoffnungslose
In mein Leben trat.
Vor sieben Monden
In Damaskus war's. Die Welt zu schauen
Hatte mich mein Vater ausgesendet,
Und sie schien mir lieblich jenen Morgen,
Da ich wandelt' in dem Palmenwäldchen
Nah' dem Flußgestad. Am reinen Himmel
Funkelte das Glanzjuwel der Sonne,
Und ihr Schimmer blitzt' auf dem smaragdnen
Wellenspiel. In junger Wonne glühte
Mir das Herz, gedämpft von süßer Schwermut,
Wie ein Kohlenfeu'r, mit weißer Asche
Leicht bestreut. Auf einmal von der Stadt her
Sah ich einen Palankin herannahn,
Den vier Mohren, weißbeturbant, trugen,
Und voran auf rotgeschirrtem Hengste
Ritt ein Haremswächter. Blitze schossen
Seine Augen dräuend in die Runde,
Blitze sprühten von der nackten Klinge,
Die er vor sich hielt am Sattelknaufe.
Doch mein Aug' hing einzig an dem Weibe,
Das verschleiert in der Sänfte ruhte,
Auf dem schwellenden Pfühl die schlanken Glieder
Wiegend, wie die Federbrust der Möwe
Weich sich schaukelt auf der Meereswoge.
Stürmisch schlug mein Herz, und wie verzaubert
Blieb ich stehn am Weg. Da lüftet plötzlich —
War es Absicht, war's ein Spiel des Windes? —
Sich der Flor, der ihr Gesicht umschleiert —
Auf Sekunden nur, und doch für ewig
Über mein Geschick entschied der Anblick.
Große, dunkle, feuchte Augensterne
Unter zartgewölbten Brauen schweiften
Trauervoll umher, als ob sie sprächen:
„Lohnt sich's auch, in eine Welt zu blicken,
Die so freudlos wie die nackte Wüste?"
An dem jungen Mund, gleich der Granatfrucht
Rot erglühend, hing ein irres Lächeln,
Da ein Flug von wilden Tauben girrend

Sich herabließ auf das Dach der Sänfte,
Wie gelockt von ihrem Aug'. Und wieder
Schweift' ihr Blick ins Leere. Da begegnet'
Er dem meinen, und ein zartes Leuchten
Überflog die perlenblasse Wange,
Sanft gerundet wie der Silberhalbmond,
Doch sofort in Hast, als wär' es tötlich,
Je auf Liebe noch und Glück zu hoffen,
Zog den Schleier sie herab; vorüber
Mir, dem Trunknen, schwankte die Erscheinung.
Doch ich riß mich aus dem Traum. Dich muß ich
Wiedersehn, und kostet' es mein Leben!
Rief ich glühend, und dem Zug von weitem
Folgend, taumelt' ich zur Stadt zurücke,
Wo in niedrem Haus in enger Gasse
Mein Gestirn verschwand.

Und bei den Nachbarn
Forscht' ich und vernahm: ein reicher Kaufherr
Berg' im Haus hier unermeßne Schätze,
Ein Korsiote, rings ob seinem Geize
Tiefverhaßt, und eifersücht'ger hüt' er,
Als sein Gold, die wunderschöne Gattin,
Ein cirkassisch Weib von edlem Blute,
Von Piraten ihm verkauft als Sklavin,
Die der Greis mit Jünglingsflammen liebe.
Paradiesesvogel sei ihr Name,
Nur ein Hohn auf ihr Geschick; denn wahrlich
Wie im Höllenabgrund sei ihr Leben
Eingesargt in dieses Hauses Mauern.

Hätt' es mehr bedurft, die wilden Wünsche,
Die mich heiß durchloderten, zu schüren?

Tag für Tag, sobald die blaue Dämmrung
In die Gassen sank, umstrich ich lauernd
Ihr Gefängnis, auf ein Gitterfenster
Starr den Blick gewandt und hochbeseligt,
Wenn mich hinter den verhaßten Stäben
Jene dunklen, feuchten Sterne grüßten,
Hoffnungslose Leiden mir bekennend.
Doch an einem Abend, da ich lang schon
Harrte des ersehnten Sternenaufgangs,
Fiel ein Rosenstrauß mir vor die Füße,
Fest mit goldgesticktem Band umwunden,
Eine Schrift darauf aus Purpurfäden:
„Du zerreißest mir das Herz, o Fremdling;
Denn ich liebe dich, und ewig trennt uns
Das Geschick. Drum flieh hinweg und nimmer
Denk zurück an Paradiesesvogel!"
Tausendmal an meine Lippen drückt' ich
Die geliebte Schrift. Und andern Tages
Pocht' ich an das Thor und heischte Zutritt
Bei dem Hausherrn eines Handels wegen.
Und hineingeführt, auf niedrem Polster
Sah ich kauern einen bösen Graukopf,
Handelsbücher auf den Knie'n, das Schreibrohr
In der hagern Hand, aus roten Lidern
Blinzelnd wie die Eul' am hellen Mittag.
Mühsam bändigt' ich des Busens Ingrimm,
Und ihn grüßend: des Tatarenkhanes
Sohn steht vor dir. Einen Schatz bewahrst du
Hier im Haus. Zu welchem Preis du immer
Ihn erhandelt, zehnfach überbietend
Zahl' ich ihn. — Und da er schwieg und grinste:
Loszukaufen die cirkassische Sklavin
Bin ich hier. So laß den Preis mich wissen! —
Unbeweglich saß er, nur die Lippe
Rümpfend und die gelben Zähne fletschend
Wie der Schakal, den der Wüstenlöwe
Stört bei seinem Fraß, und sprach gelassen:
Nicht um alle Schätze der Khalifen
Ist das Weib mir feil. Doch du, Verdammter,
Hebe dich hinweg! Denn billig stünden
Blut'ge Striemen hier im Haus zu Kauf dir. —
Und er winkte. Aus der Seitenpforte
Trat mit nacktem Schwert der Haremswächter,
Raschen Blick mit dem Gebieter tauschend.
Doch ich hielt nicht an mich. Bis zum Abend
Geb' ich dir Bedenkzeit: tausend Beutel
Goldzechinen, oder tausend Flüche
Auf dein Haupt! — Daß lebend ich die Schwelle
Überschritt, noch dünkt es mich ein Wunder.

Chor! Da ich am Abend wiederkehrte,
Weder Blicke, weder Rosen fielen
Durch das Gitter. Von den Nachbarn hört' ich,
Weggeführt in Hast auf schnellem Rosse
Sei um Mittag schon die Wunderschöne,
Wohlbewacht; wohin? Wer könn' es sagen?

Von dem Tag an in der Näh' und Weite
Sucht' ich sie durch sieben lange Monden,
Bis das Fieber mir die Sinne lähmte.
Da empfingst mich du, mein edler Gastfreund,
Pflegtest liebreich des verstörten Geistes,
Doch kein Balsam troff aus deinem Trostspruch
In den wunden Busen, dessen Siechtum
Ich verbarg vor deinem Blick. Wie oft schon
Raunt' in schlummerlosen Mitternächten
Mir Verzweiflung zu, mit meinem Leben
Diese Qual zu enden! Aber Hoffnung
Scheuchte das Gespenst von meinem Pfühle,
Hoffnung, daß die Gottheit sich erbarme,
Mich mit ihr vereinend, oder gnädig
Aus der Brust mir reißend diese Liebe.
Heut jedoch, da jenes Lied heraufklang:
„Alles Wasser, das da wogt im Meere,
Nimmer löscht es aus die Glut der Liebe —"
Da empfand ich, daß die Himmelsmächte
Nichts vermögen über dieses Schicksal,
Und beschloß zu sterben. Ach, der Gifte
Trost versagte. Doch die Hoffnung wieder
Trat zu mir und hielt die Faust zurücke,
Die schon um des Schwertes Griff sich krampfte.

Viel schon thatest du an mir, mein edler,
Hochgesinnter Freund. Thu nun das Größte,
Da dir mein Geheimnis kund geworden.
Wenn es wahr ist, daß du mächt'ge Geister
Lenkst nach deinem Willen, wie ich heut erst
Von dir selbst vernahm, o so gebiete
Daß sie mit der Einz'gen, der Verlornen
Mich vereinen, und mein Leben will ich
Stets hinfort als dein Geschenk dir danken!"

Und die Knie umfassend seinem Gastfreund,
Lag der Jüngling, von verhaltnem Schluchzen
Bebten ihm die Lippen. Doch voll Mitleid
Sprach der Weise: „Thöricht armer Knabe,
Deinen Tod erflehst du. Laß die Zeit dir
Langsam heilen deine Lebenswunde,
Zeit und neue Liebe. Denn dafern du
Sie gewännest, die entflammt dein Sehnen,
Aller Gifte Kraft, so du getrunken,
Würd' in deinem Blute frisch erwachen,
Denn entkräftet wär' des Gegenzaubers
Allgewalt. So flehe denn zur Gottheit,
Daß sie nie dir deinen Wunsch gewähre."

Auf vom Teppich, wie emporgewirbelt
Ein verwehtes Blatt vom Wüstensturme,
Schnellt Efrasiab. Von seiner Hüfte
Reißt er jäh das Schwert und ruft erglühend:
„Nun, so end' ich selber meine Leiden,
Da du grausam mir zu helfen weigerst.
Fahr denn wohl, du falsches Licht der Sonne,
Taucht in ew'ge Nacht, ihr Truggestirne,
Die ihr gleißend leichtbetrognen Herzen
Glück verheißt und spottet ihrer Qualen!
Doch du, Nachtwind, trag den letzten Seufzer
Dieses Mundes hin zu der Geliebten!"

Und er zückt den Stahl und von der weißen
Brust den Kaftan reißend, in des Herzens
Tiefsten Schacht will er die Bahn sich graben.
Da entfährt ein „Halt!" den Lippen Lokmans,
Der allein gefaßt blieb, da Entsetzen
Rings entgeistert hat die würd'gen Alten.
„Halt!"—Noch einmal rief er's. Dann voll Kummer:
„Wehe, daß ich nicht der grausen Prüfung
Halt geboten, ehe deiner Jugend
Flammend Ungestüm sie macht zu Schanden.
Muß ich wirklich deinem Wunsch mich fügen
Dir zum Unheil? Denk des greisen Vaters,
Denk der Mutter, deren Herz dein Schicksal
Brechen wird, — o denk der eignen Jugend,
Noch so reich an holden Wonnegaben,
Wenn du auch die eine süße Goldfrucht
Nimmer pflücken sollst vom Baum des Lebens.
Denk es, mein Efrasiab, und lebe!"
Zaudernd stand der Jüngling. Starr am Boden
Hing sein Blick. Zwei große Thränen rollten,
Da der Mutter Nam' erklang, zur Erde.
Aber langsam dann, die Locken schüttelnd,
Hob er abermals den Stahl.
Da seufzte
Lokman tief und sprach: „So mag's geschehen!"

Und er winkt dem Diener. Totenstille
Ward im Kreis. Nur aus den Gärten drüben
Schluchzten zärtlichwild die Nachtigallen
In die Welle mit dem Sang der Grillen.
Und der Sklave bracht' ein Kohlenbecken
Und ein Kästchen schön aus Rosenholze,
Stellte beides hin vor den Gebieter.
Lokman aber mit der Silberschaufel
Schöpft' ein rotes Pulver aus dem Kästchen,
Streut' es auf die Glut, in fremder Zunge
Dunkle Sprüche murmelnd. Und ein Duft stieg
Von den Kohlen auf, ein Rauchgewölke,
Einer Säule gleich zur Decke wallend,
Sacht vom Wind bewegt. Und mit der Schaufel
Dreimal an das Becken schlug der Meister,
Daß es lieblich klang wie Silberglocken,
Da zerteilt sich das Gewölk. Heraus tritt,
Furchtbar anzuschaun, der Dschinnen einer,
Brust und Haupt in schöner Menschenbildung,
Doch die Schenkel dürre Greifenschenkel,
Schwarzbefiedert, und an seinen Schultern
Sproßten ihm zwei mächt'ge Greifenschwingen.
„Was befiehlt der Meister?" So erklang es
Wie ein Vogelschrei von seinen Lippen.
Lokmann aber winkt, und in das Ohr ihm
Flüstert er ein Wort. Drauf ohne Zaudern
In gewalt'gem Schwung die Flügel regend,
Schwand der Dämon in die nächt'ge Ferne.

Und die Nacht blieb still. Das Lied der Grillen
War verstummt, verstummt die Nachtigallen.
Rings im Kreise von der Greise Lippen
Kam kein Laut. Nur in dem Silberbecken
Knisterte die Glut, bis ihr Geflüster
Unter dichter Aschenschicht erstickt war.

Da erklang ein Rauschen hoch in Lüften,
Und gewalt'gen Schwungs herniedersausend
Stand inmitten der erstaunten Alten
Der gedankenschnelle Geisterbote,
Ein verschleiert Weib im Arme tragend.
Wie die Mutter den entschlafnen Säugling
In die Wiege legt, behutsam leise,
Also auf den Teppich, ihrem Haupt ein
Kissen unterbreitend, ließ geräuschlos
Er die wunderschöne Bürde nieder,
Daß sie nicht erwache. Dann vor Lokman
Trat er, über der Brust die Arme kreuzend,
Und sein Auge fragte: „Was gebietet
Mir der Meister mehr?" Allein, gehorsam

Einem Wink, die mächt'gen Flügel regend,
Schwand er wieder in die nächt'ge Ferne.

Und noch immer still blieb's in der Runde.
Doch der Jüngling, wie vom Traum erwachend
Noch ungläubig sich besinnt die Seele,
Die geängstet ward von Graungesichten,
Also zweifelnd blickt er um. Mit leisen
Schritten schwankt er hin zu der Verhüllten,
Die im Schlummer sich bewußtlos regte,
Und die Hand nach ihrem Schleier streckend
Hob er sacht ihn auf.
Wie wenn Gewölk sich
Von des Mondes goldnem Schild zurückzieht
Unter jähem Windhauch, daß die Fluren
Plötzlich in verklärtem Duft erstrahlen,
So ergoß von diesem Frauenantlitz
Sich ein Schimmer durch den Raum, verklärend
Selbst der Greise tiefgefurchte Stirnen.
Lieblich lag sie da. Die breiten Lider
Schatteten mit langen Seidenwimpern
Noch die großen, dunklen, feuchten Sterne,
Doch ein Lächeln, zart wie Sommerfrühlicht
Zuckt um ihre weichgeschwellten Lippen,
Die sich sacht erschließen, wie dem Lichtstrahl
Zart entgegenschwillt die junge Knospe,
Und im Traum die beiden Arme hebend:
„Komm, Geliebter!“ haucht sie wonnelispelnd.

In die Kniee sank er hin, wie trunken
Hob auch er den Arm, und Welt und Menschen
Rings vergessend und sein drohend Schicksal,
An die Brust will er der Liebsten sinken,
Endlich ihr vereint. Da rührt die Schulter
Warnend ihm der Freund, „Hinweg, Geliebter!
Fasse dich! Bedenk —“
„Bedenken soll ich?
Mich hinweg von diesem Bilde reißen?
O, und bist du selbst nicht jung gewesen
Und vergeudest noch ein Wort, Entsagung
Anzusinnen mir an Edens Schwelle?
Alle Todesdrohungen verlach' ich,
Wo mir Leben winkt, so süß erblühend,
Wie von diesen Lippen. Trinken will ich,
Wär's das letzte Labsal meiner Jugend,
Trinken und die durst'ge Seele stillen,
Wär' ihr erster Rausch zugleich ihr letzter,
Draus sie nimmer sich ernüchtern sollte.“
Und er schlang den Arm um die Geliebte,
Ihren Namen rufend. Lokman aber,
Stumm hinweg sich wendend, auf zum Himmel
Hob er im Gebete Blick und Arme,
Ob ein Gott den Fluch noch lösen möchte
Von den Häuptern dieser holden Jugend.
Doch die Ohnmacht seines Flehns erkennend
Brach er in die Knie. In seine Kammer
Schwerbekümmert trugen ihn die Freunde.

* * *

Und herab vom schwarzumflorten Thronsitz
Stieg die Nacht, der blasse Sternenreigen
Schwang sich hinter des Gebirges Zinnen,
Und das Frührot stieg auf goldnen Schuhen
Zartbetaut ans Land aus Meeresliefen.
Da erklang ein Hahnenschrei, das Leben
Wachzurufen in Palast und Hütte,
Und es regt sich drunten in der Gasse,
Und den Schlaf sich aus den Augen reibend,
Rührt von neuem Handel sich und Wandel
Hundertstimmig.
Nur in Lokmans Hause
Auf dem Söller droben — will noch immer
Nicht ein Laut sich regen? Ist so tötlich-
Tief des jungen Glückes Morgenschlummer?

Und mit düstrer Stirn und bleichen Wangen,
Da ihn nachts der Schlaf geflohn, zum Söller
Ängstig zaudernd schleicht empor der Hausherr
Und betritt den Raum. Ein Greuelanblick!
Auf den Teppich hingestreckt der Bräut'gam,
Starr, die Adern schwarz, die Lippe bläulich,
Doch im wilden Graun des Todeskampfes
Noch ein trotzig blühend Siegeslächeln
Auf den Wangen. Neben ihm, in stiller
Wonne lächelnd, doch entseelt vom Hauche
Seines Kusses, mit den Lilienarmen
Sanft sein Haupt an ihrer Schulter bettend,
Schleierlos ruht Paradiesesvogel.

Und der junge Tag, als ob das Schicksal
Dieser Liebenden sein Licht verschatte,
Hielt den Atem an. Die Nachbarn, spähend
Von den Dächern, Söllern und Altanen,
Wiesen schweigend sich das Jammerschauspiel,
Und der Gasse reger Lärm verstummte.
Nur von fern aus eines Burschen Kehle,
Der sein Grautier mit den Wassereimern
Vor sich hertrieb, klang's herauf zum Söller:

„Alles Wasser, das da wogt im Meere,
Alle Fluten, die in Quellen rieseln
Und hernieder aus der Wolke rauschen,
Nimmer löschen sie die Glut der Liebe!“

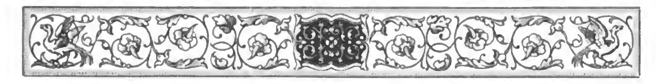


Dein Bilderbuch, Allmutter Natur,
Deine Jahreszeiten
Und Sternenheere,
Länder und Meere
Vorübergleiten,
Spielst du den großen,
Ewig unmündigen
Kindern zu schauen,
Bis ihnen spät im Abendgrauen
Vom Blättern matt
Die Hand hinsinkt auf das letzte Blatt.

Aber der Dichter, der großen Kinder
Eigensinnigstes, wunderlichstes,
Am Meeresstrand
Sitzt er und hält in träumender Hand
Die bunte Muschel und horcht mit Sinnen
Dem Rauschen drinnen:
Dann erwacht er, im klaren Rund
Aufgeschöpft den Meeresgrund,
Findet mit Hohngelächter die Andern
Weiterwandern!
Weh dem Thoren,
Ist sein unvergleichliches Spiel verloren!

Du aber, hohe Mutter,
Blickst milde lächelnd
Auf dein Schooßkind,
Und in den Schaum, der entspritzt im Sand,
Streut deine Hand
Perlen, mit denen entzückt
Er seiner Liebsten Haupt und Busen schmückt.

Paul Heyse



Der Alte vom Berge.

Schauspiel in einem Akt von Eduard von Bauernfeld.*)

Personen:

Rüdiger. Marie.
Arnold. Gertrud.

(Rechts und links von der Bühne aus.)

Eine halb offene Werkstatt-Halle. Durch das große Thor und die farbigen Fenster im Hintergrund Aussicht auf das Gebirge, zu welchem ein praktikabler Pfad führt. An den Wänden Bücherschränke. Auch Schneide- und andere Werkzeuge.

Erste Szene.

Arnold. Dann **Gertrud.** Später **Marie.**

Arnold (sitzt im Vordergrund, hämmert an einem Modell. Man hört die Abendglocke läuten. Arbeiter kommen vom Hintergrund rechts, grüßen Arnold, gehen nach links ab.)

Gertrud (kommt von der Seite links).
Marie! Marie! Sie läuten Feierabend!
Marie (von außen). Hör's ja, Frau Gertrud!
Gertrud. Hörst's? Hör mit den Beinen!
Marie (kommt aus dem Hintergrund links).
Mit Hand und Fuß! Das Mahl ist aufgetragen —
Gertrud. Bedien die Leut! Mach fort! Der Herr könnt' kommen —
Marie. Soll ich ihm immer aus dem Weg?
Gertrud. Du weißt's ja!
Marie. Wann wird das anders nur? — Schön guten Abend,
Herr Arnold! (Ab.)

Zweite Szene.

Arnold. Gertrud.

Arnold (der mit dem Kopf genickt hat, sieht ihr nach).
Ist die flink!
Gertrud (tritt zu Arnold). Noch immer Arbeit?
Arnold (beschäftigt, ohne aufzusehen). Ein neues Schürfwerk nach Herrn Rüdigers
Idee'n —
Gertrud. Ja, unser Herr, der hat's im Kopf!
Doch auch im Beutel! Was?
Arnold. Reich ist er freilich,
Doch nur für andre, nicht für sich.
Gertrud. Der Alte
Vom Berge! Berg und Thal! Denn weit und breit,
So viel man übersieht, gehört ihm alles,
Die Wälder und die Äcker und die Wiesen,
Die Eisenschmieden, Hammer und die Streckwerk'!
Er ist ein Millionär — nicht wahr, Herr Arnold?
Arnold (immer an der Arbeit). Mehrfach, man sagt's —
Gertrud. Und lebt wie ein Kartäuser!
Ißt wie ein Spatz, trinkt klares Brunnenwasser,
Arbeitet sich den ganzen Tag zu Schanden
Und brütet nachts noch über seinen Büchern —
(weist nach den Schränken)
Schweinslederne, dickbäuchige Scharteken!
Arnold. Sind philosophische, gelehrte Schriften!
Auch Dichter fehlen nicht —
Gertrud. Was hat er's nötig?
Zappelt sich ab, studiert, liest halb sich blind!
Ein alter Mann, hat weder Kind noch Kegel!
Wozu die Müh'? Er sollt' sich Ruhe gönnen!
Arnold. Ein thät'ger Geist, beschämt uns jüng're Leute!
's ist das Gemüt, die Unruh' in der Uhr,
Das Räderwerk, das rastlos treibt in ihm —
Gertrud. Ja, ja, unruhig ist er, das muß wahr sein!
(Tritt näher zu ihm.)
Das macht, wenn das Gewissen nicht ganz rein ist!
Glaubt er an was und geht er in die Kirche?
Er schläft auch kaum, spaziert die halben Nächte
Im Zimmer auf und ab, spricht mit sich selber!
Sonst ist er wortkarg jedermann, selbst Ihnen,
Dem er doch alles anvertraut, die ganze
Leitung des Bergbaus, sowie der Fabriken —
Doch nickt er nur und deutet — so und so —
Arnold. Nun, wir verstehn uns auch mit halben Worten!
Gertrud. An Worten ist kein Überfluß im Haus!
Und ärger wird das Ding seit fünfzehn Jahren,
Seit ich in seinem Dienst, mit jedem Jahr,
Mit jedem Tag, mit jeder Stund' —
Arnold (blickt auf). Das wäre!
Worüber hat Frau Gertrud nur zu klagen?
Sind Sie nicht gut gehalten?
Gertrud. Ja, bezahlt,
Bewohnt, gekleidet und gespeist —
Arnold. Nun also!
Gertrud. Doch lebt der Mensch vom Essen nur und Trinken?
Da sind ganz andre Dinge —
Arnold. Wie zum Beispiel?
Gertrud (herausplatzend). Daß man das Reden hier verlernt —
Arnold (sieht sie an). Das scheint nicht —
Gertrud. Sie leihn bisweilen mir Ihr Ohr, Herr Arnold,
Allein der Herr, der mich zur Not nur duldet,
Der Menschenfeind, der — Weiberfeind! Man weiß ja —
Arnold (lacht). Ho, bläst der Wind aus dieser Eck', Frau Gertrud? (Steht auf.)
Gertrud. Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht — doch brennt's mich!
Arnold. Daß unser Herr die Weiber haßt?
Gertrud (geheimnisvoll). Nein, fürchtet!
Arnold. Ich dächte gar!
Gertrud. Sie lachen? Hat er doch
In alter Zeit ein Mädchen sitzen lassen,

*) Die vorliegende, im Wiener Burgtheater aufgeführte, aber bisher nicht anderweitig veröffentlichte Dichtung erscheint hier den Bühnen gegenüber als Manuskript mitgeteilt.

Das drüber sich zu Tod gegrämt, und schlimmer —
Seitdem geht er den Weibern aus dem Weg,
Mich duldet er in seiner Näh', sonst keine!
Arnold. Und die Marie?
Gertrud. Die gab er mir zur Beihilf'!
Von weitem her hab' ich die Dirn' verschrieben;
Sechs Wochen ist sie hier im Haus, noch aber
Hat er mit keinem Auge sie gesehn!
Arnold. So? Nicht?
Gertrud. Ich muß das Mädchen, denken Sie,
Vor ihm verstecken, nimmer darf sie sich
Vor ihm nur blicken lassen — unter der
Bedingung hat er gnädig mir gestattet,
Die Dirne aufzunehmen.
Arnold. Sonderbar!
Gertrud. Man weiß, warum —
Arnold. Man weiß?
Gertrud. Man raunt sich's zu!
(Tritt näher zu ihr.)
Ein jedes junge Weibsbild macht ihm Schrecken!
Da mahnt's ihn an das arme Ding, an dem er
In seinen jungen Jahren sich verschuldet,
Das er verstoßen, in den Tod gejagt,
Vielleicht wohl gar —
Arnold. Was nur?
Gertrud. Hm! Abgemurkst —
Arnold. Oho! Das wäre!

Dritte Scene.

Vorige. Rüdiger (kommt aus der Seitenthür rechts im Vordergrund).

Rüdiger. Gertrud —
Gertrud. Jesus Christus!
Rüdiger. Was ist's? Warum erschrickt Sie?
Gertrud. Weil — — Sie wollen
Wohl Ihre Abend-Promenade machen?
Hier ist der Hut, Herr Rüdiger, der Stock —
Rüdiger. Schon gut. Geh' Sie.
Gertrud. Soll ich das Nachtmahl — ?
Rüdiger. Später.
Gertrud. Hier wär' die letzte Wochenrechnung —
Rüdiger (unwillig). Morgen!
(Bedeutet ihr, zu gehen, setzt sich zum Tisch, nimmt das Modell zur Hand.)
Gertrud. Mich unterthänigst zu empfehlen —
(Da ihr Rüdiger den Rücken kehrt, leise zu Arnold)
Sehn Sie's,
Wie er bärbeißig ist? Das macht das böse
Gewissen! Ein Verführer ist's, ein Mörder!
Ich bleib' dabei —
(ab im Hintergrunde links).

Vierte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Rüdiger (der das Modell untersucht hat). Das ist das neue
Schürfwerk?
Arnold (tritt zu ihm). Mit ober- und mit unterschlächt'gen
Rädern,
Dem Kürbel und der Hemmkett', wie's der Herr
Mir angegeben —
Rüdiger. Gut —
Arnold. Seid Ihr zufrieden,
Herr Rüdiger?
Rüdiger. Wie lange dient Ihr mir?
Arnold. Fünf volle Jahr!
Rüdiger. So lang! — Ihr seid mein erster
Werkmeister jetzt, Arnold, ja, mein Faktotum,
Mein alter ego fast —
Arnold. Ihr macht mich stolz, Herr!
Rüdiger. Warum? Weil Ihr des alten Griesgram
Diener,
Leibeigner seid?
Arnold. Ein Knecht! Und wär's! Dem Alten
Vom Berge dient sich's gern.
Rüdiger. Ja, er bezahlt gut!
Arnold. Gilt mir nur Lohn und Geld?
Rüdiger. Den andern also —
Arnold. Nein, das ist's nicht! Auch ist's kein Dienst wie
andre!
Seit Jahren dankt das Land Euch seinen Aufschwung,
Und tausende von thät'gen Menschen schaffen
Auf Euer mächtiges Geheiß und Beispiel
Im grünen Walde wie im dunkeln Schacht,
Und in der Werkstatt wie auf Wies' und Acker —
Das pflügt und sä't, fällt Bäume, fördert Erz,
Und schmiedet, hämmert, bis das fert'ge Kunstwerk
Sich die Medaille abholt in Paris!
Dran hat ein jeder teil, der Euch, dem Herrn
Und Meister, dient, und so in der Gemeinde
Dient jeder auch sich selber wie dem Ganzen,
Von Eures Geistes Hauche frisch beseelt!
Rüdiger. Ihr segelt ja mit vollen Winden, Arnold! —
Was steht zu Dienst?
Arnold. Wieso?
Rüdiger. Weil Ihr mir schmeichelt!
Arnold. Gertrud hat recht — Ihr seid ein Menschen-
hasser!
Lebt wohl!
Rüdiger (steht langsam auf). Ich thu' den Menschen Gutes!
Gelt?
Arnold. Doch nehmt Ihr's übel, lobt man Euch dafür!
Rüdiger. Ja, ja! Ich geb' Euch Arbeit, den Arbeitern
Anteil an dem Gewinste, wie's jetzt Mod' ist,
Tantieme, wie man's nennt — ich baue Kranken-
Und Armen-Häuser, Kirchen und dergleichen,
Auch eine Synagoge wird bald not thun —
Denn manche Juden giebt's, die Bergbau treiben,
Nicht alle spekulieren auf der Börse,
Und seinem Gotte will ein jeder dienen!
Auch Ihr, nicht wahr?
Arnold. Was fragt Ihr, Herr? Ihr wißt's ja!
Zum neuen Bethaus hab' ich beigetragen.
Rüdiger. Nun freilich! Ihr seid lutherisch wie viele!
Und ihr vertragt euch mit den Katholiken?
Und sie mit euch?
Arnold. Sollen wir's nicht? In Arbeit
Stehn wir zusamm', ein jeder frei im Glauben!
Rüdiger. Das heißt, den Silberbarren Religion,
Ihr prägt ihn um in Kleingeld, Scheidemünze?
Laßt jedem seinen Groschen, seinen Kultus?
Wer keinen hat, der muß sich denn behelfen,
Den Gläubigen bei seinem Glauben lassen
Und an des Wissens Krücke weiter humpeln.
(Nimmt seinen Hut.) Ich mach' jetzt meinen Abendgang —
Arnold. Herr —
Rüdiger. Nun?
Arnold. Ihr seid so ernst die ganze Zeit, so sinnend —
Rüdiger. Weil ich dran denk', bald Testament zu machen.
Denn wie der melanchol'sche Dichter sagt:
„Der Mensch muß sterben, darum eilen!"

Arnold. Eile
Mit Weile, lieber Herr! Ihr habt noch weit
Dahin, seid frisch und kräftig —
Rüdiger. Aber sechzig!
Arnold. Ist das ein Alter?
Rüdiger. Ja und nein! Sind Leute,
Die sich mit siebzig noch des Lebens freun,
Ich aber war schon alt mit vierundzwanzig.
Arnold. Alt oder jung! Ihr führt ein reiches Dasein!
Freut Euch der Segen nicht, den Ihr verbreitet?
Rüdiger. Segen! Ist's doch ein Tropfen nur ins Meer
Des Jammers und des Elends, den ich gieße!
(Legt Hut und Stock wieder beiseite.)
Ich will Euch etwas sagen, junger Freund!
Es giebt ein wildes Tier, man nennt es Mensch —
Das gilt's zu bändigen und abzurichten
Durch strenge Zucht und Lehr' und harte Arbeit!
Denn unter sich zerfleischen sich die Menschen
Und führen Krieg und beuten sich einander
Durch alle schlimmen Leidenschaften aus!
Der Reiche baut sich Häuser und Paläste,
Der Arme hungert, friert und darbt und stiehlt —
Ich aber wende meinen Reichtum an,
Dem Armen Brot zu geben, Brot und Arbeit,
Ihm einen Herd zu schaffen, menschlich Dasein,
Den Bettler abzuhalten vom Verbrechen,
Auch manche stille Thräne abzutrocknen
Im kleinen Kreis, so weit ich ihn beherrsche —
Ich thu's, um was zu thun, aus Egoismus,
Weil ich die Not nicht sehen mag, die Klagen
Nicht hören will, die durch die Schöpfung stöhnen!
So schließ' ich mich in diese Felsen ein,
Laß mich von Euch und meinen Leuten preisen,
Und bin der gute Alte, der vom Berge.
Arnold. Was wollt Ihr mehr? Und könnt Ihr allen helfen?
Seid Ihr ein Gott, um jede Not zu lindern
Und Schmerz und Krankheit aus der Welt zu schaffen?
Rüdiger. Ja, und die Menschen flugs zu bessern, gelt?
Da fing ich freilich mit mir selber an —
Arnold. Euch drückt etwas —
Rüdiger. Meint Ihr?
Arnold. Herr — lieber Herr —
Ich bin Euch zugethan wie einem Vater!
Wenn Ihr's vermöchtet — (hält inne).
Rüdiger. Was?
Arnold. Mir zu vertraun,
Das Herz mir aufzuschließen, Euern Kummer
In Worten, die erleichtern, auszusprechen!
Rüdiger. Mein Kummer ist — daß ich geworden bin!
Arnold. Nein, sprecht im Ernst —
Rüdiger. Wer sagt dir, daß ich scherze? —
Wozu denn bin ich, und bist du, wir alle?
Was geht die Sonne auf und wieder unter?
Wofür entsteh' ich, Mann, wenn ich vergehn muß?
Arnold. Den lieben Herrgott fragt, der mich geschaffen,
Und dem ich dankbar bin dafür.
Rüdiger. Ich nicht!
Arnold. Das ist denn freilich schlimm —
Rüdiger. Was?
Arnold. Nun, ich meine —
Gott ist es, der Euch fehlt!
Rüdiger. Lehr mich ihn finden!
Die alten Weisen suchten ihn vergebens,
Und selbst die grauen Kirchenväter dort,
Sie zanken sich um seine Wesenheit
Und werfen sich den Ketzer an die Köpfe!
Arnold. So glaubt Ihr nicht an Gott?
Rüdiger. Ich glaub' an gar nichts!
Arnold. Doch an die schöne Welt, der Ihr ein Teil seid?
Rüdiger. Ein schlechter Teil, mein Sohn! Ein Mensch! — O könnt' ich
Mein armes Ich erweitern, könnt' zerfließen
In Meeres Welle wie in Himmels Blau
Und reine Sonnenglut, ich mich verfesten
Zu Urfels und Granit. Den toten Stein
Beneid' ich wie die Blumen und die Kräuter,
Denn sie empfinden, denken, leiden nicht!
Arnold. Und freun sich nicht und haben keine Seele!
Rüdiger. Was hilft dir deine Seele, die gebunden
An deines Leibes flüchtige Atome
Mit ihnen wieder schwindet und verweht?
Mocht' ich um diesen Preis geschaffen werden?
Arnold. So fürchtet Ihr den Tod?
Rüdiger. Nein. Ich erwart' ihn.
(anfangs mit Ironie)
Was nennst du Tod? Was Leben? Alles lebt!
Im Leichnam selber eine Welt von Leben!
Nichts stirbt von alle dem Gewordenen,
Es wechselt nur die Form und die Gestalt,
Doch der Atome keins verweht ins Nichts,
Sie kräuseln fort in ewiger Bewegung,
Sie waren und sie sind und werden sein
Fortdauernd wie der grenzenlose Äther —
Doch was der Erd' entwuchs, das kehrt zur Erde. —
Der Mensch nun freilich möcht' gern immer leben
Als Mensch und als besondres Ich! Unsterblich
Wär' gern der Peter wie der Paul — sie sind's auch!
Die Menschheit ist der Mensch, der ewig lebt
Und ewig lernt und irrt und niemals stirbt.
Die Schöpfung aber, die sich selbst zerstört,
Ist's nicht ein ewig Sterben?! Und wofür?
Wofür bekämpft sich alles Lebende,
Zerfleischt der Tiger und der Wolf die Lämmer,
Zerpflückt der Adler, dem die Schlange droht,
Das Täubchen in der Luft, das ängstlich flattert
Und, wenn dem übermächt'gen Feind entschlüpft,
Mit gier'gem Aug' das arme Würmchen aufpickt!
Wozu seit tausenden von Jahren kriechen
Die Würmer und die Menschen nur herum?
Die Männer und die Weiber —
Arnold. Die Ihr haßt!
Rüdiger. Haß? Nein. Verachtung etwa! Das genügt.
Das Weib ist eine Abart nur vom Menschen.
Die Weiber taugen nichts, die Männer wenig!
Ging's nach Verdienst, wer bliebe ungehangen?
Arnold. Ihr macht Euch schlimmer, als Ihr seid, uns alle!
Wer Gutes thut, wie Ihr, und wer das Gute
Erkennt, wie ich, der ist nicht von den schlimmsten!
Auch brave Fraun und Mädchen giebt's — zum Beispiel
Die Dirne, die Ihr jüngst ins Haus genommen —
Rüdiger. Ich nicht. Die Gertrud, die's bequem sich macht. (Sieht ihn an.)
Die Dirn' ist also brav?

Arnold. Ein wahrer Schatz.
Vom frühen Morgen thätig bis zum Abend
Und immer munter, frisch und frohen Muts —
Rüdiger. Auch hübsch, nicht wahr?
Arnold. Und sittsam und bescheiden.
Rüdiger. Ihr seid nicht gar so jung?
Arnold. Nächst sechsunddreißig.
Rüdiger. So, so! — Und sie gefällt Euch?
Arnold. Die Marie?
Rüdiger. Die Magd!
Arnold. Magd oder Fräulein! Schön ist schön,
Und gut ist gut.
Rüdiger. Und Weib ist Weib. — Genug.
(Nimmt wieder Hut und Stock.)
Ich mache meinen Abendgang. (Hält inne.)
Hört, Arnold!
Ich bin Euch gut — Eins aber merkt: ich will nicht,
Daß einer meiner Leute sich beweibe —
Arnold (wie betroffen). Wer denkt daran?
Rüdiger. Ich möcht's Euch auch nicht raten,
Sonst wären wir geschiedne Leut'. — Kein Weib!
Kein lächelnd Weib, kein listig-schlaues Weib!
Der Stier hat Hörner und das Weib sein Lächeln,
Sein Locken und sein Schmeicheln — Teufels Künste!
Kein schönes Weib! Die Schönheit ist nur Köder,
Und beißt Ihr an, Ihr zappelt Euch zu Tode! —
Geschied'ne Leut'! Merkt's Euch. Kein Weib! — Adies —
(ab durch die Mitte und über die Hügel).

Fünfte Scene.

Arnold allein. Dann **Marie.**

Arnold (allein). Geschiedne Leut'! — Ein eigner Mann!
Er will nicht,
Daß einer seiner Leute sich beweibe! —
Hm! Will ich's denn? Und wenn ich's wollt', wer
hindert's? —
Bei Gott, die Kleine hat mir's angethan,
Und wollt' ich einen eignen Herd mir gründen,
Wär's hohe Zeit, und keine wählt' ich lieber! —
Soll ich mich ewig in der Einsamkeit
Vergraben, dieses brumm'gen Graubarts wegen? —
Geschiedne Leut'! — Und wär's! Bin ich dein Sklave?!
Die Welt ist groß und weit, und frischer Mut
Bringt sich wohl allenthalben fort!
Marie (kommt). Herr Arnold —
Arnold (ihr entgegen). Marie —
Marie. Der Herr ist fort?
Arnold. Ja, just. — Was bringen
Sie da?
Marie. Das hübsche Buch, das Sie mir liehen.
Arnold. Sie haben's durchgelesen?
Marie. Bis zu Ende!
Doch stockt' ich hie und da, ich hab' die Stellen,
Die ich nicht gleich begriff, mir eingebogen.
Arnold. Wo denn? Wenn ich's erklären kann —
Marie. Jetzt nicht!
Jetzt hätt' ich eine Bitte —
Arnold. Nun, Mariechen?
Marie. Der Herr will mich nicht sehn, das kränkt
mich schwer —
Arnold. Der Mann ist eigen, wissen Sie —
Marie. Er haßt mich!
Warum? Er kennt mich nicht!
Arnold. Wenn er Sie kennte —
Marie. Er soll mich kennen lernen, ja er muß!
Ich habe was für ihn — ihm was zu sagen —
Mit Ihnen ist er gut, wenn Sie ihn bäten,
Mich anzuhören —
Arnold. Gern, recht gern! Nur heut nicht.
Heut ist er ganz besonders unwirsch —
Marie. Wirklich?
Ich aber fänd' ihn gern in guter Laune —
Arnold. Hört' er Sie erst, es müßt' ihn fröhlich
machen!
Hört' er Sie lachen, trällern bei der Arbeit,
Und säh' er Sie! Das rosig-helle Antlitz,
Die Augen, die so frisch ins Leben schaun —
Marie. Ich bin gesund, schmeckt Essen mir wie Arbeit,
Was will die arme Waise mehr?
Arnold. Verwaist?
Das bin ich auch!
Marie. Ein Mann! Das ist ein andres.
Doch wenn man so gepudelt wird als Dienstbot',
Von Haus zu Haus, von Herrn zu Herrn — und schlimmer:
Von Frau zu Frau, und Kinder sind das ärgste —
Arnold. Die sind bei uns nicht zu besorgen, mein' ich!
Marie (lacht). Wo kämen sie auch her? Ein Männer-
kloster
Ist die Fabrik der schmiedenden Cyklopen,
Und wer an Heirat denkt, verliert den Dienst —
Arnold. Sie wissen das?
Marie. Frau Gertrud sagte mir's,
Und vieles noch, wovon ich wenig glaube. —
Der Herr ist gut, das laß ich mir nicht nehmen.
Arnold. Käm' er nur gleich und hörte Sie so schwatzen —
Marie. Ich spräch' ihn gern! Sie sagen's ihm?
Arnold. Wer könnte
So süßer Bitte widerstehn?
Marie. Und heut noch?
Arnold. Auf die Gefahr, daß er mich tüchtig an-
schnauzt!
Marie. Sei's mir zu lieb, Herr Arnold!
Arnold. Lassen Sie
Den „Herrn" nur weg, sonst muß ich Fräulein sagen —
Marie (lacht). Fräulein Marie! Das klänge mir!
Arnold. Drum eben!
Wir sind in einem Haus, in einem Dienst,
Bei seinesgleichen braucht's nicht Etikette.
Marie. Ja, wenn ich Ihresgleichen wär' —
Arnold. Sie sind's nicht!
Denn Sie sind jung und schön, ich alt, so alt!
Achtzehn — und sechsunddreißig!
Marie. Ist das alt?
Arnold. Für einen Junggesellen ist's das Grenzjahr.
Marie. Hier giebt's ja nichts als Junggesellen! Alte
Wie junge —
Arnold (schnalzt mit den Fingern). Ein Gedanke!
Marie. Nun?
Arnold. Ich sage
Dem Herrn, daß ich — (hält inne).
Marie. Daß Sie —?
Arnold. Daß ich Mariechen
Im stillen mir zum Bräutchen auserlesen —
Marie. Dann jagt er Sie davon!
Arnold. Nicht doch! Dann wird er
Sie sprechen wollen —

Marie. Um mich auszuschelten,
Weil ich den besten Werkmann ihm entführe! —
Nein, das ist nichts! Ich will ihn guter Laune —
Auch darf man nicht mit Braut und Brautschaft spaßen.

Arnold. Je nun, da gäb's ein Mittel!

Marie. Welches?

Arnold. Machen
Wir Ernst!

Marie. Herr Arnold —

Arnold. Ohne „Herr", ich bitte! —
Bei Gott, Marie, seit Sie im Hause walten,
Bekam die Einsamkeit, die oft mich drückt,
Mir neues Leben, frischen Glanz und Schimmer,
Und leichter geht die Arbeit von der Hand mir,
Seit mir ein Feierabend wird — mit Ihnen!

Marie. Das heißt, Sie plagen sich mit mir, Sie lehren
Ein arm unwissend Ding —

Arnold. Gelehrig auch!

Marie. Und dankbar für die Müh', die Sie sich geben —

Arnold. Sie sind verwaist, sind vater-, mutterlos
Wie ich — drum gilt's, daß wir zusammen halten.
Hier oder dort!

Marie. Hier oder dort?

Arnold. Sind wir
Gebunden an den Alten da vom Berge?
Der so die Weiber haßt, die Männer ausnützt?
Er wär' im stand, mich wirklich weg zu jagen,
Wenn ich ein Mädchen mir erkür' —

Marie. Nun also —

Arnold. Drum also fort! Die Welt ist groß und weit!
Ich habe Kopf und Arme — doch ein Herz auch,
Und längst sehnt mein Gemüt sich nach dem Weibe.
Mädchen, hast du den Mut und fühlst du etwas
Wie Liebe zu dem alten Junggesellen,
So bin ich dir zu eigen!

Marie. Arnold —

Arnold. Schreckt's dich?

Marie. Verdien' ich's denn? Sie wollten —?

Arnold. Dich, nur dich!

Marie. Sie wissen längst, wie sehr ich Sie verehre
Als meinen Lehrer, meinen Freund — doch soll ich
Aus Ihrer guten Stellung Sie vertreiben?

Arnold. Das ist die Frage nicht! Ob du mich liebst —
Ob du den Mut hast, Mädchen, sei's wo immer,
Das Los, das ich dir bieten kann, zu teilen?

Marie. Den Mut? Den hätt' ich wohl —

Arnold. Doch nicht die Liebe?

Marie. Wer Mut hat —

Arnold. Der hat alles! Also ja?

Marie. Mir schwindelt's! Ist's denn möglich? Ist's
denn wirklich?

Arnold. Ja also? — Deine Hand!

Marie. Von ganzem Herzen!

Arnold. Und so den Brautkuß drück' ich dir auf deinen
Jungfräulich-süßen Mund —

Sechste Scene.

Vorige. Gertrud (mit Tischgerät).

Gertrud (erstarrt, da sie die Gruppe gewahrt). Herr Je —

Marie. Frau Gertrud —

Gertrud. Nun, nun, geniert euch nicht!

Arnold. Sie ist mein Bräutchen!

Gertrud. Nur gleich? Das wird den Alten freun!
Das giebt euch
Ein Donnerwetter, Kinder! — Na, ich wasch' mir
Die Hände, deck' ihm flugs den Tisch fürs Nachtmahl
Und schleiche fort — Bald Sonnenuntergang!
Gleich wird er kommen —

Marie. Arnold —

Arnold. Nun, mein Liebchen?

Marie. Habt Ihr's bedacht? Er wird Euch zürnen!

Arnold. Mag er!
Du aber sollst ihn sprechen, heute noch —

Gertrud. Ich glaub', da kommt der Herr schon übern
Hügel!

Marie. Er kommt —

Arnold. Sei ohne Furcht!

Gertrud. Fort, Kind, nur fort!
Du seine Braut! Gott gnad' uns allen — komm nur!
(Ab mit Marie.)

Siebente Scene.

Arnold allein. Dann **Rüdiger**.

Arnold (allein). Wie bring' ich's ihm nur bei?
(Rüdiger kommt über den Hügel, betrachtet die untergehende Sonne.)
Mir pocht das Herz —

Rüdiger (tritt langsam ein). Die Sonn' geht unter bald —

Arnold (nimmt ihm Hut und Stock ab). Und wieder auf!

Rüdiger. Der ew'ge Kreislauf — (Setzt sich.)

Arnold. Wollt Ihr Euer Nachtmahl?

Rüdiger. 's hat Zeit —

Arnold (tritt zu ihm). Seid Ihr jetzt beßrer Laune, Herr?

Rüdiger. Warum?

Arnold. Ich hätt' Euch etwas mitzuteilen —

Rüdiger. Und so ich dir, mein Sohn —

Arnold. Ihr, lieber Herr?

Rüdiger. Ich hatte dich gewarnt —

Arnold. Mich?

Rüdiger. Vor den Weibern!

Arnold. Ja, das —

Rüdiger. Drum dacht' ich drüber nach, drum ging's mir
Im Kopf herum —

Arnold. Was nur?

Rüdiger. Wie übel mir
So eine mitgespielt! Nimm dir ein Beispiel.
Du wolltest ja erfahren, was mich drückt —

Arnold. Aus Neugier nicht, weiß Gott! Das schwere
Herz
Möcht' ich Euch leichter machen.

Rüdiger. Mach mich jung! —
Doch nein! Was hülf's? Das wär' nur neue Täuschung!
Ich war ja jung und möcht's nicht wieder sein. —
Ich bin in Not und Elend aufgewachsen;
Im Vaterhause gab's nur Hunger, Zank,
Und Weib und Kind, sie hatten viel zu dulden.
Der harte Vater, die bedrückte Mutter,
Sie gaben das Produkt: den tristen Sohn!
Die Leute schwatzten von Familienfreuden —
Die eine kannt' ich: manchmal satt zu werden.
Mit fünfzehn Jahren war ich eine Waise —

Arnold. So ging es Euch wie mir!

Rüdiger (fährt auf). So starb dein Vater
Im Zuchthaus? Sage, hat sich deine Mutter
Vergiftet?

Arnold. Lieber Gott —
Rüdiger. Das wirkt nicht eben
Wohlthätig auf den Sohn, du magst dir's denken!
Die Leute gingen scheu mir aus dem Wege,
Versteckt und einsam schleppt' ich meine Tage,
Die nächsten zwanzig Jahr' in harter Arbeit.
Doch auch des Wissens Drang verzehrte mich,
Und von den Menschen flüchtet' ich zum Buche,
Das jedem offen steht und keinen täuscht,
Der treu und ehrlich Lehre sucht, drum findet.
So saß ich manche Nacht im traulichen
Verkehr mit edlen Geistern aller Zeiten,
Versuchte ihren Sinn heraus zu grübeln
Und ward ein fleiß'ger Schüler — ohne Schule,
Nach eignem Trieb, man nennt's Autodidakt. —
Da aber kam's — fast schäm' ich mich — (hält inne).
Arnold. Was kam, Herr?
Rüdiger. Nimm dir's zur Lehr! Die Thorheit, Mensch, der Unsinn!
Da fiel das Übel, das Ihr Liebe nennt,
Mich spät an, aber schwer — vielleicht weil spät. —
Kennst du das art'ge Stück von Kotzebue?
Heißt: „Menschenhaß und Reue!" — Saubres Kunstwerk!
Durch Weiberthränen und durch Kinderquaken
Wird da ein Misanthrop, ein Tropf, ein Hahnrei,
Versöhnt mit seinem Weib, das ihn geschändet!
Ich war kein solcher Tropf —
Arnold. Wart Ihr denn —?
Rüdiger. Was?
Arnold. Je eines Weibes Mann?
Rüdiger. Nein. Nur ihr Narr. —
Das Ding war abgehungert, aber schön;
Ein armes Mädchen kam in unsre Werkstatt,
Ich gab ihr Essen, Kleider, Obdach, Arbeit —
Flink war sie, leichten Sinns, des frühern Elends
Vergaß sie bald und lacht' und sang durchs Haus —
Arnold. Wie die Marie!
Rüdiger. Marie?
Arnold. Die neue Magd!
Rüdiger. So? —
(Fährt fort.) Mir war sie dankbar, nannt' mich ihren Vater —
Das wurmte mich, den Vierziger, um den sich
Die Mädchen in der Runde rings bemühten,
Denn ich war nahe dran, mein Glück zu machen,
Drum mein Familienunglück schier verziehn.
Die Dirne aber schien um meinen Wohlstand
Sich nichts zu kümmern — und just das gefiel mir,
Noch mehr ihr braunes Haar und ihre Augen —
Kurz — lach nicht — ich ward liebestoll!
Arnold. Begreif's ja!
Rüdiger. Das Mädchen hatte früher einen Liebsten,
Das wußt' ich, denn sie selbst vertraut es mir
Und weinte sich die blauen Äuglein rot,
Als man den Burschen zum Soldaten nahm
Und ihn nach Welschland in den Feldzug schickte;
Leichtsinnig aber, wie die Weiber sind,
Vergaß sie bald ihr Leid und lachte wieder.
Ich aber ward verliebter jeden Tag,
Und sie — glaub's oder nicht — sie kokettierte
Zuletzt mit mir, wie um mich toll zu machen!
Und so — (hält inne).
Arnold. Und so?
Rüdiger (steht rasch auf). Und so ward ich ihr Narr!
(Geht herum.)

Arnold. Versteh' —
Rüdiger (tritt zu ihm). Nein, nichts verstehst du! Warst du Vater?
Hat deines Kindes Aug' dich angelächelt?
Arnold. Noch nicht bisher. — Euch aber?
Rüdiger (kurz). Ja —
Arnold. Ihr machtet
Die Mutter nicht zu Euerm Weibe, Herr?
Rüdiger. Das Kind lag in der Wieg', und ich mußt fort,
Weit übers Meer, auf Jahr und Tag und länger.
Erst nach der Heimkehr — (hält inne).
Arnold. Wolltet Ihr sie frein?
Rüdiger. Wenn als gemachter Mann ich wiederkehrte.
Doch eh' ich wieder kam — errätst du's nicht?
Da kam der Bursch, der Liebste, der Soldat —
Arnold. Und sie?
Rüdiger. Ging durch mit ihm und in die Welt! —
Jetzt magst du lachen! Lachen, wie ich selber —
Arnold. Und Euer Kind?
Rüdiger. Gestorben war's, an Scharlach —
So schrieb sie mir und bat mich um Verzeihung.
Sie sei nun ihres Jugendliebsten Hausfrau —
Arnold. Das Kind gestorben! Armer Vater!
Rüdiger. Pah!
War's doch des Weibes Kind!
Arnold. Das Eure nicht?!
Rüdiger (heftig). Nein!
Es ging aus einem schuld'gen Schoß hervor!
Arnold. Die Frau ward schuldig erst, als sie die Unschuld
Zur Welt gebracht!
Rüdiger (hart). So muß die Unschuld büßen
Für fremde Schuld — das geht so in der Welt!
Schlecht, alles schlecht! Erbsünde, mein' ich, nennt man's —
Arnold. Und Euer — — jenes Weib?
Rüdiger. Sie ward sein Weib.
Nichts weiß ich mehr von ihr und ihrem Schicksal —
Sie ist wohl längst gestorben und verdorben!
Arnold. Ihr nahmt's Euch schwer zu Herzen? Haßt die Weiber
Seitdem?
Rüdiger. Die Weiber nur?
Arnold. Die Menschen? Alle?
Giebt's nicht auch gute, schwache, die man bessert?
Rüdiger. Ich treibe Pferdezucht, Ihr wißt, auch Schafzucht —
Zum Menschenzüchter bin ich nicht berufen. —
Ihr wißt nun g'nug von meinem Menschen-Elend,
Wie's mich von Kindesbeinen an verfolgte —
Und so — nehmt Euch ein Beispiel, laßt die Weiber. —
Schickt mir mein Abendbrot. (Setzt sich.)
Arnold. Durch wen?
Rüdiger. Die Gertrud.
Wer sonst?
Arnold. Die neue Magd —?
Rüdiger. Ich mag nichts Neues!
Arnold. Wie Ihr befehlt.
(im Abgehen) Ich schick' ihm die Marie.
Wird er sie fressen? Pah — (ab).

Achte Scene.

Rüdiger allein. Dann Arnold. Marie.

Rüdiger (allein). Das Herz wird leichter,
— Sagt man — spricht man sich aus; ich spür' es nicht!
(Zieht ein Fläschchen hervor und betrachtet es).

Das wär' wohl Linderung, die beste! Nicht sein
Ist allem Dasein vorzuziehn! Ein Tropfen
Von diesem Naß und man hat ausgelitten. —
(Legt das Fläschchen beiseite.)
Hat man? Vielleicht auch nicht. Die mächtige Willkür,
Die mich ins Leben rief, kann mich, wer weiß,
Zu einem zweiten, schlimmern Dasein sparen!
Ängstliche Leute taufen es: die Hölle. —
Hölle und Himmel! Gott! Wo ist er, wo?
Als Kind sah ich den Güt'gen, All-Erbarmer,
Den Greis mit weißem Bart in Wolken schweben;
Nun bin ich selbst ein Greis und glaubte gern
Ans Göttliche, doch ist es mir entschwunden. —
Wie gerne rief ich aus: Ich glaub' an Gott!
(Bleibt in sich gekehrt.)

Marie (mit Speisen). **Arnold** (folgt ihr).

Marie. Arnold, ich zittre —
Arnold. Mut, mein Kind! Stell ihm
Die Speisen hin, ich bleibe in der Nähe. — (Ab.)

Neunte Szene.

Marie. Rüdiger.

Marie (stellt die Speisen auf, furchtsam). Ich bitte, Herr —
Rüdiger (fährt auf). Was ist —? Ja so! Das Essen —
Marie. Laßt es Euch schmecken, Herr —
Rüdiger (schaut auf). Wer spricht? Wer bist du?
Marie. Die neue Magd —
Rüdiger. Was soll's? Ich will die Gertrud —
Marie. Madame hat sich den Fuß verstaucht —
Rüdiger. So geh!
Marie. Drum schickt sie mich statt ihrer —
Rüdiger. Geh nur, geh!
(Setzt sich zum Essen zurecht.)
Marie. Ihr seht mich gar nicht an —
Rüdiger. Du bist noch da?
Marie. Ich hätte eine Bitte, lieber Herr —
Rüdiger. Sag's der Madame — (ißt).
Marie. 's ist aber was Geheimes —
Rüdiger (hält inne). Ho! Zwischen mir und dir?
Marie. Und einer dritten —
Rüdiger. Was? Noch ein Weib?
Marie. 's ist meine arme Mutter,
Die ich vor'm Jahr verlor, im fremden Land —
Rüdiger. Was geht's mich an? Was schiert mich deine Mutter?
Marie. Nun, weil sie mir von Euch erzählt —
Rüdiger. Von mir?
Marie. Wie gut Ihr seid, wohlthätig für die Armen!
Klingt Euer Namen doch weit in die Fremde —
Rüdiger. Kommst du um Geld? Da, nimm —
Marie. Nein, Herr! Nicht also!
Der Zufall brachte mich in Euer Haus,
Doch wenn mich die Madame nicht angeworben,
So hätt' ich Euch wohl selber aufgesucht —
Rüdiger. Du? Mich?
Marie. Wie mir die Mutter anbefohlen —
Rüdiger. Immer die Mutter! Kannt' sie mich? Wer war sie?
Marie. Ein armes Weib, Herr, und seit Jahren Witwe,
Denn Vater Werner war schon längst gestorben,
Ich war ein kleines Mädchen, kannt' ihn wenig —
Rüdiger. So bist du doppelt Waise?
Marie. Wie Ihr sagt.
Doch hat die Mutter mich zum Fleiß erzogen,
Und Eurer Wirtschaft — fragt nur die Madame —
Und Eurem Hause will ich Ehre machen.
Rüdiger (fixiert sie). Freut mich.
Ein wenig liebeln auch daneben?
Marie. Herr, ich versteh' Euch nicht —
Rüdiger. Und wirst doch rot? —
Der Arnold, mein' ich, nannte deinen Namen.
Marie! Nicht wahr?
Marie. Der Arnold? — Ja, Marie.
Rüdiger (wie ärgerlich). Ein hübsches Ding! (Steht auf.)
Auch flink im Dienst?
Marie. Das bin ich!
Rüdiger. Und sonst noch flink? — (drohend)
Wenn du mir meinen Werkmann
Verführst, jag' dich mit Schimpf ich aus dem Hause!
Marie. Herr, lieber Herr —
Rüdiger (heftig). Mit Schimpf und Schande, sag' ich!

Zehnte Szene.

Vorige. Arnold.

Arnold. So jagt nur mich gleich mit!
Rüdiger. Du hast gehorcht?
Arnold (nimmt Marie an der Hand). Herr, sie ist meine Braut, ich bin ihr Schützer!
Rüdiger. So schnürt nur beide euer Bündel! Fort!
Arnold. Gut. Komm, Marie.
Marie. Nein, nein —
Rüdiger. Fort beide, sag' ich!
Verliebte unter meinem Dach? Das wär' mir!
Marie. Ein Wort nur —
Rüdiger. Nichts!
Arnold. Laß doch den Wütrich! Komm!
Marie. Lest erst den Brief —
Rüdiger. Was, Brief!
Marie. Von meiner Mutter!
Sie schrieb ihn auf dem Sterbebett, beschwor mich,
In Eure Hände ihn zu übergeben.
Rüdiger. Ein Brief! An mich! — 's ist ohne Aufschrift —
Marie. Lest nur!
Die Mutter schrieb ihn mit den letzten Kräften!
Sie wird im Grab nicht Ruhe finden, käme
Das nicht in Eure Hand.
Rüdiger. Im Grab nicht Ruhe?
Das sind so Redensarten! — Gieb. — Wie hieß
Nur deine Mutter?
Marie. So wie ich. Marie.
Und Werner war mein Vater, Handwerksmann,
Arm, aber brav —
Rüdiger. Was kümmert mich dein Vater,
Mich deine Mutter, deine ganze Sippschaft!
Macht fort! Schnürt euer Bündel, damit holla!
Marie. Ihr lest den Brief?
Rüdiger. Ja doch! Wenn ich allein bin —
Arnold. Komm nur, Marie! Du bist und bleibst die meine!
Marie (zögernd). Auch wenn's der Herr nicht will?
Arnold (zieht sie fort). Ich bin mein Herr!
(Beide ab.)

Elfte Scene.

Rüdiger (allein, sieht beiden nach).
Bist Du? — Und — „wenn's der Herr nicht will?" — sieh, sieh! —
Der Mann ist undankbar, das Weib ist schlau. —
Ein Brief! Ein Bettelbrief! Nun ja! Was sonst?
Dem Weibe kam mein gutes Herz zu Ohren,
Und drum empfiehlt sie mir das Töchterlein,
Und rück' ich aus, dann hat sie Ruh' im Grab!
Zum Henker, diese Alte-Weiber-Floskeln! (Öffnet den Brief.)
Was für Gekritzel! Was für Krähenfüße!
Die letzten Kräfte! Freilich, da begreift sich's. —
Was schreibt sie nur? Ist mir die Schrift bekannt? (liest)
„Verzeihung!" — Wem? (Blickt nach der Unterschrift.)
„Deine Marie im Sterben" —
Marie? *Sie* schreibt?
(Liest rasch von vorne, scheint bewegt, nach der Pause.)
Sie hat gebüßt. — Nicht mehr
Als sie's verdient! — Der Mann gestorben. — Hätt'st Du
Auf mich gewartet! Ich leb' noch. (Blickt wieder in den Brief.)
„Das Kind" —
Nun ja, ich weiß, am Scharlach ist's gestorben! — (Wie oben.)
Nein? Was? Das Kind genas? Und sie verhehlt' mir's?
(Wie oben.)
Sie konnte sich nicht trennen von dem Mädchen? —
Ei so behalt's! Was frag' ich nach dem Balge!
(Zerknittert den Brief, wirft ihn auf den Tisch, geht auf und ab, hält dann inne.)
Balg? — Ja! *Ihr* Kind! — Doch auch das meine! — Lebt's noch?
Marie! Sie ist's — (Sinkt in den Sessel.)
Was nun? — Mit sechzig Jahren werd' ich Vater —
Und achtzehn Jahre hat sie mir's verschwiegen (Steht auf.)
Sie schickt mir meine Tochter, ihr Vermächtnis. —
Hm! Wär's nicht *ihre* Tochter, nähm' ich's an. —
So hab' ich eine Tochter! 's ist doch eigen —

Zwölfte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Arnold. Herr Rüdiger —
Rüdiger. Nun?
Arnold. Mein Bündel ist geschnürt —
Rüdiger. So geht zum Teufel in die Höll' meintwegen!
(Geht herum.)
Arnold. Mit einem Engel, der Marie! Adieu —
Rüdiger. Halt! Die — Marie? Ihr nehmt sie gleich mit Euch?
Arnold. Da Ihr sie fortjagt, in die Welt hinaus stoßt —
(Zum Gehen gewendet.)
Rüdiger (für sich). Drum geht sie durch! Ganz wie die Mutter! Halt!
Ich will die Dirn erst sprechen — *ohne* Euch!
Arnold. Ich schick' sie her — nur bitt' ich: *artig*, Herr,
Und nicht mein Bräutchen wieder angeschnauzt!
Ein fein Gemüt will gut behandelt sein — (ab).

Dreizehnte Scene.

Rüdiger allein. Dann **Marie**.

Rüdiger (allein). Ein fein Gemüt? — Hm! Hat sie's von der Mutter? —
Vom Vater auch nicht! — Gut behandelt? Weiß' ich
Sie denn? — Hübsch ist die Dirn'. Der Mutter ähnlich.
Will's hoffen, nur von außen. — Still! Da kommt sie —
Marie (kommt). Ihr habt befohlen, Herr —
Rüdiger. Tritt näher, schleich nicht! —
Sieh mir ins Aug'! Hast du ein bös Gewissen?
Weißt du, was in dem Briefe steht?
Marie. Kein Wort!
Rüdiger. Nicht? So? — Du warst der Mutter *einzig* Kind?
Marie. Ich hatt' ein *Brüderchen*, fünf Jahre zählt' ich,
Da kam's zur Welt, erst nach des Vaters Tode —
Doch lebt's nicht lang! Kaum übers Jahr. Da ward's
Ein Engelchen!
Rüdiger (ironisch). Mit Flügeln?
Marie (entrüstet). Spottet Ihr?
Rüdiger. Verzeih! — Und deine Mutter?
Marie. Weinte, weinte —
Ich weinte mit. Sie schloß mich in die Arme:
„Nun hab' ich *dich*, sonst nichts!" — Es war recht traurig —
(Wischt die Augen.)
Rüdiger (für sich). Nein, sie ist anders als die Mutter! — Ihr wart
Wohl arm?
Marie. Recht. Sehr. Wir nähten um die Wette.
Rüdiger. Für Geld?
Marie. Was sonst? — Verwaist trat ich in Dienst,
So kam ich bis zu Euch.
Rüdiger. Und willst nicht bleiben?
Marie. Das heißt —
Rüdiger. Nicht ohne den dort? Doch geht's nicht!
Die Mutter hat dich mir empfohlen, hat mich —
Zu deinem Vormund aufgestellt.
Marie. Steht das
Im Brief?
Rüdiger. Das und noch mehr. Du sollst mir folgen,
Sollst dich nach meinem Willen fügen, Mädchen,
Sollst mich, den alten Mann, auch warten, pflegen —
Marie. Das will ich gern!
Rüdiger. Gewiß? Bis an mein Ende?
Marie. Will's Gott, das ist noch fern!
Rüdiger. Wer weiß?
Marie. Die Menschen
Brauchen Euch ja!
Rüdiger. Ich aber brauch' *sie* nicht!
Marie. Sagt das nicht, Herr! Denn seid Ihr auch der Meister
Und habt den Geist, den Sinn, der alles angiebt,
So braucht Ihr doch der andern guten Willen,
Fleiß, Neigung und die tücht'gen Arbeitshände,
Um auszuführen Euer Werk.
Rüdiger. Das wohl —
Marie. Dafür seid Ihr gepriesen allenthalben,
Verehrt, geliebt —
Rüdiger. Liebst du mich auch?
Marie. Von weitem —
Rüdiger. So? In der Nähe nicht?
Marie. Durft' ich Euch nahen?
Den *Namen* Rüdiger, ich kenn' ihn längst,
Seit mir die Mutter preisend ihn genannt,
Den *Mann* erst jetzt, erst heut!
Rüdiger. Den *Greis*, mein Kind!
Marie. Ehrwürdig, wie ich mir ihn vorgestellt!
Denn als ich kam in diese Einsamkeit,
Die hohen Berge mir die Brust beengten,
Da lachten sie mich aus — „Lern erst den Alten
Vom Berge kennen," — hieß es, — „unsern Vater!"
Rüdiger. Vater —

Marie. Das seid Ihr auch! der Vater aller!
Rüdiger. Der Vater aller ist so gut wie keiner!
Marie. Herr, ich versteh' Euch nicht! Fragt doch den Arnold —
Nein, fragt den Letzten, der geringsten Dienst thut,
Die Kranken fragt, die Armen und die Waisen,
Fragt jeden, dem Ihr wohlthut, Vater seid —
Rüdiger. Vater! Ja, wenn ich's wär'! Wenn ich ein Kind hätt'! —
Gesetzt, du wärst's —
Marie. Ich? Eure Magd?
Rüdiger. Die mich
Nach deiner Mutter Auftrag pflegen soll.
Marie. Bei Gott, ich will's! Mit aller Treu und Sorgfalt —
Rüdiger. Wirklich? Und ohne den?
Marie. Ihr schickt ihn fort?
Rüdiger. Du liebst ihn wohl von Herzen?
Marie. Ihn und Euch!
Schickt ihn nicht fort, Herr! Laßt uns beid' Euch pflegen!
Weiß Gott, Ihr findet keine treuern Seelen —
Rüdiger. Du schmeichelst süß! Wie deine Mutter einst —
Marie (wird aufmerksam). Wie meine Mutter? Die Ihr kanntet? Sagt!
Rüdiger (ohne zu antworten, halb für sich). Nein, nein! Es ist ein ander Blut in ihr,
Ein besser Blut, ein edleres! Ist's meines? —
Mein Kind —
Marie. Mein Herr —
Rüdiger. Sag Vater!
Marie. Darf ich? Vater!
Rüdiger. Gott, Gott! Wie klingt das süß! — Ruf mir den Arnold —
Marie. Arnold! Arnold!

Vierzehnte Scene.

Vorige. **Arnold**

Arnold. Da bin ich!
Rüdiger. Ist dein Bündel
Geschnürt?
Arnold. Mein und das ihre.
Rüdiger (zu Marie). Willst du gehn?
Marie. Wenn er mich liebt —
Rüdiger (zu Arnold). Und du?
Arnold. Herr, laßt das Mädchen
Die Meine sein, und beide sind wir Euer!
Rüdiger. Und wenn ich's wollt'! Es ist ein Vater da,
Der Einspruch machen kann —
Arnold. Des Mädchens Vater?
Marie. Nein, ich bin Waise längst — Herr, und ich lieb' ihn!
Arnold. Ihr Vater, Herr?
Rüdiger (heimlich). Was ich dir heut vertraut —
Sie ist des Weibes Kind — das Weib ist tot! —
Sie lebt —
Arnold. Herr Gott! Marie — (faßt sie).
Marie. Was ist? Was soll's?
Arnold. Dort wende dich der Sonne zu, die scheidet!
Fall auf die Knie und bete für die Mutter!
Dann in des Vaters Arme!
Marie. Vater, sagst du?
Rüdiger. Du bist — bist meine Tochter!
Marie. Ich?
Arnold. Sag' Vater!
Marie. Vater, Vater!
Rüdiger. O süßes Wort! Mein Kind!
Marie! Arnold! Marie! Ihr meine Kinder!
Wird mir das Glück am Ende meines Lebens?
Das Glück der Lieb'! Ich darf an Liebe glauben!
(Umschließt beide.)
Arnold, ich glaub' an Gott!

Ende.

Zum Jubiläum des Faustbuchs.

Von Prof. Dr. Jakob Minor in Wien.

I.

Genau drei Jahrhunderte sind mit dem laufenden Jahre verflossen, seitdem in unscheinbarem Gewande die Gestalt des Doktor Faust in die deutsche Litteratur eingetreten ist, in welcher sie berufen war, Schritt für Schritt zu den höchsten Ehren emporzusteigen, um endlich an der Spitze der ehrwürdigen dichterischen Gestalten zu thronen, denen wie dem Weltgeiste ewiges und ewig junges Leben beschieden ist.

Der Mann, welcher solchergestalt im Laufe der Zeiten die Weihe der Unsterblichkeit erlangte, hat einmal wirklich gelebt: als Abenteurer und dunkler Ehrenmann ist er in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kreuz und quer durch Deutschland herumgezogen. Seine Geburt dürfen wir um das Jahre 1480 ansetzen und nach Knittlingen in Württemberg verlegen, in die Nähe von Bretten, dem Geburtsort Philipp Melanchthons. Nachdem Faust in Krakau, einer in den Zeiten des Humanismus vielbesuchten Universität, die Magie studiert hatte, zog er als fahrender Schüler durch die Länder. Seit 1506 können wir ihn verfolgen. In diesem Jahre ergreift er in Gelnhausen vor Trithemius, dem Humanisten, die Flucht. Dann tritt er in Würzburg auf. Im August 1507 warnt Trithemius den Mathematiker und Astronomen Wirsung in dem pfälzischen Orte Haßfurt vor seinem Besuche als vor der Heimsuchung eines Schwindlers und Betrügers. Noch in demselben Jahre, vor oder nach dem August, spricht er bei Sickingen in Kreuznach vor, dem er durch seine alchymistischen Kenntnisse imponiert und der ihm eine Anstellung als Lehrer verschafft. Faust erweist sich der Empfehlung unwürdig: nachdem er groben Unfug verübt, muß er entfliehen.

Am 15. Januar 1509 werden an der philosophischen Fakultät zu Heidelberg 16 Baccalaurei ernannt: der erste unter ihnen ist Johann Faust aus Simmern. Haben wir es mit unserem Faust zu thun? In der That stellt sich dieser vier Jahre später, im Oktober 1513, in Erfurt als Hemitheus Hedelbergensis d. h. als „Halbgott aus Heidelberg" vor; aber er führt jetzt den Taufnamen

Georg. Vor ungebildeten Leuten renommiert er mit seinen Künsten im Wirtshause und macht als Chiromanticus, d. h. durch Weissagen aus der Linie der Hand, großes Aufsehen. Der feingebildete und geistreiche Humanist Mutianus Rufus dagegen wendet sich mit Unwillen und Verachtung von ihm ab: nicht einmal zur Widerlegung ist ihm der tolle Prahler und Narr gut genug.

Wiederum finden wir einen Johann Faust im Album der Wittenberger Universität unter dem 18. Januar 1518 eingetragen; aber dieser stammt aus Mühlberg. Wirklich ist unser Faust nach dem zuverlässigen Berichte Melanchthons in der Zeit des „Herzogs“ (vielmehr: Kurfürsten) Johann in Wittenberg gewesen, d. h. während der Jahre 1525—1532. Lenheimer, ein Schüler Melanchthons, weiß viel von dem Verkehr seines Lehrers mit Faust zu erzählen. Das größte Aufsehen erregte dieser wohl am Ende der dreißiger Jahre und gestorben ist er, wie die Zimmersche Chronik zu erzählen weiß, alt und elend zu Staufen im Breisgau, wohl vor dem Jahre 1540.

Nach dem einstimmigen Urteile aller zeitgenössischen Quellen war dieser Faust ein Schwindler und ein Betrüger. Nicht bloß aus Kreuznach muß er wegen unsittlicher Handlungen fliehen; auch sonst wird ihm allenthalben wegen Betrügereien nachgestellt. In Nürnberg entzieht er sich dem Verhaftsbefehl des Magistrates durch die Flucht, in Wittenberg den Häschern des Kurfürsten Johann. Als Verbrecher soll er auf der Festung zu Batenburg an der Maas gesessen sein. Viele Leute, welche er um ihr Geld betrogen, fluchen ihm nach. Er rühmt sich geheimer Weisheit und magischer Künste. In der Alchymie behauptet er es jedem zuvor zu thun und alle Wünsche zu erfüllen. Außer der Chiromantie rühmt er sich auch der Nekromantie und der „Visiones“ in Kristallen: d. h. er behauptet die Gestalten der Toten heraufzubeschwören oder in Kristallen erscheinen zu lassen. Mit Hilfe seiner Zauberkünste will er den kaiserlichen Heeren ihre Erfolge in Italien (man hat an die Schlacht bei Pavia 1525 und die Erstürmung Roms 1527 zu denken) verschafft haben, und selbst die Wunder Christi getraut er sich zu verrichten.

Dieses charlatanmäßige Auftreten des Faust hat an sich nichts Auffälliges. Solche Erscheinungen gab es im 16. Jahrhundert genug. Die Verbindung des Charlatans mit dem Gelehrten lag in einer Zeit nahe genug, in welcher die Naturwissenschaften mit Alchymie und Magie untrennbar verbunden waren. Selbst einem Gelehrten von der Bedeutung des Paracelsus fehlt es nach unsern Begriffen gar sehr an einem würdigen Auftreten. Erst Burkhard Wencke hat am Beginne des 18. Jahrhunderts gegen die Charlatanerie der Gelehrten geschrieben und einen würdigeren Begriff des Gelehrtenwesens aufgestellt. Im 16. Jahrhundert aber bildet die Marktschreierei kein Hindernis, Faust als einen rechten Forscher und Gelehrten gelten zu lassen, ihn als Repräsentanten des Forschertitanismus aufzufassen, welcher in dem Zeitalter der großen Erfindungen, der weltgeschichtlichen Entwicklungen und der Reformation sich mit ungeheurer Kühnheit bis zu dem Höchsten verstieg. Und wenn Faust in Gelnhausen sich rühmte, Plato und Aristoteles aus dem Kopfe herzusagen, so mutete er seinem Publikum nicht mehr zu glauben zu, als viele andre im Zeitalter des wiederbelebten Altertums nach zuverlässigen Quellen wirklich geleistet haben. Sein Streben ist dabei allein, sich neben dem Ruhme des Magiers und Alchymisten den Nimbus des Humanisten zu verschaffen. Deshalb erscheint er in Erfurt, an dem Hauptsitz des Humanismus. Und auch in den humanistischen Kreisen, wie neben vielen anderen schon das Beispiel des ominösen Peter Luder zeigt, dürfte das würdelose Auftreten des Abenteurers keineswegs Befremden erregen.

Das ist der historische Faust, wie ihn gleichzeitige Quellen, namentlich die Briefe der Humanisten Trithemius und Mutianus bei zufälligen Begegnungen schildern und wie ihn Achim von Arnim dichterisch dargestellt hat. Aber dieser historische Faust wurde noch bei seinen Lebzeiten zu einer mythischen Person und zwar zunächst durch sein eigenes Zuthun. Indem er den Leuten erzählte, welche Wunder er in Italien vollbracht hatte, machte er glauben, daß er wirklich in Italien gewesen sei: was Wunder, daß ihn nicht bloß die Sage in Italien auftreten läßt, sondern daß selbst spätere historische Zeugnisse für einen italienischen Aufenthalt in seinem Leben Raum zu finden suchten. Indem er sich prahlend und prunkend die Titel und Attribute anderer beilegte, gab er selber die Veranlassung, daß man ihn mit diesen identifizierte. Nach Beghardis Bericht führte er sich als Philosophus Philosophorum ein; Trithemius in seiner Sponheimer Chronik erzählt von einem Italiener, Namens Johannes (so hieß oder nannte sich unser Faust), der am Hofe des Königs von Frankreich sich alles menschliche Wissen zuschrieb und sich deshalb den Beinamen Philosophus Philosophorum zulegte. Faust befolgte bei dieser Aneignung ein ganz bestimmtes System: er will als der hohe große Vorgänger erscheinen, indem er sich als II. (Secundus) bezeichnet; wie aber in den monarchischen Dynastien der II. immer erst dann aufsteht, wenn der I. tot ist, so hat auch Faust nach dieser Methode den Vorteil, immer als der II. nach einem Toten oder Abwesenden zu erscheinen, während er unter den anwesenden und vorhandenen doch immer der erste bleibt. Wie er auf diesem Wege sich selbst zu einer mythischen Person gemacht hat, zeigt deutlich die rätselhafte Visitenkarte, welche er dem Trithemius in Gelnhausen hinterließ und auf welcher er sich die folgenden Namen und Titel beilegte: „Georgius Sabellicus, Faustus iunior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, aëromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus“. Wahrheit und Lüge sind hier bunt durcheinander geworfen. War wirklich Georgius sein Vorname, dessen auch Mutian erwähnt? Bei Melanchthon und Wier führt er, wie der Faust der Wittenberger und Heidelberger Matrikel, den Vornamen Johannes: hat er sich diesen beigelegt, um an jenen oben erwähnten Philosophus Philosophorum oder an den berühmten Zauberer Teutonicus zu erinnern, oder will er durch Veränderung seines Taufnamens sich mit seinem Namensvetter, dem Buchdrucker Johann Faust, völlig identifizieren? Wozu ferner des „Sabellicus“ in der Visitenkarte, welches die Stelle des Zunamens vertritt? — will er sich als Italiener aufspielen, oder durch die Erinnerung an die von Horaz gerühmten sabellischen Zauberkünste den seinigen die Weihe erteilen? Soll Sabellicus wirklich als sein Zuname gelten, dann müßte er sich den Namen Faustus, mit Hinblick auf die Bedeutung fortunatus beigelegt haben, unter welchem er in Erfurt und Wittenberg aufgetreten und berühmt geworden ist. Wenn er sich aber Faustus iunior nennt, dann will er die Er-

innerung an berühmte ältere Personen desselben Namens bei dem Leser wachrufen: sei es, daß er den Manichäerbischof, welcher in dem Leben des hl. Augustinus eine Rolle spielt, darunter verstanden wissen will; oder den italienischen Humanisten Faustus Andrelinus, welcher als Professor in Paris durch seine Kunst des Disputierens Ruhm erlangte und mit Erasmus von Rotterdam in Verkehr stand; oder auch, daß er den Ruhm des Buchdruckers Faust an seine Person heften wollte; auch an den Polen Faustus Socinus darf man denken, da Faust in Krakau studiert hat und die polnische Universität als Hochschule der Magie galt.

Als Totenbeschwörer und Astrolog, als Wahrsager aus allen vier Elementen (die Erde wird nach einer bekannten biblischen Vorstellung durch die Hand der Menschen vertreten, welche aus der Erde stammt und wieder zur Erde wird) bezeichnet er sich dem Stande nach. Doppelsinnig bezeichnet er sich als magus secundus, indem er auf den erlauchten Namen des Prior magus anspielt. Und wenn er auch in hydra arte bloß als der zweite gelten will, so tritt er auch hier nur vor dem Ruhme des Pythagoras zurück, welcher in diesen Dingen unerschütterlich feststand.

Wenn Faust sich als den Nachkommen so großer Vorfahren ausgab, so begreift es sich, daß man auch die Kunststücke von ihm zu sehen verlangte, durch welche jene den Nachruhm erlangt hatten. Wir können in einem Falle heute noch nachweisen, wie er sich das Kunststück eines Vorgängers zu eigen gemacht hat. Ein Gewährsmann, auf welchen wir uns noch oft werden berufen müssen, der Basler Pfarrer Joh. Gast berichtet im Jahre 1548: er habe mit Faust in Basel zu Mittag gespeist und Faust habe dem Koche Vögel von so seltener Art, wie sie in jener Gegend niemals wieder gesehen worden, zur Zubereitung übergeben. Die verzauberte Mahlzeit ist ein altes Kunststück der Albertus Magnus, Johannes Teutonicus, Michael Scotus u. a. gewesen; Faust aber ahmt ein Abenteuer des Trithemius nach, welcher nach Lenheimers Erzählung einstmals ein Gericht von Fischen einfach aus dem offenen Fenster hereingenommen und auf die Tafel gesetzt haben soll. Nirgends können wir den Kristallisationsprozeß der Faustsage so deutlich beobachten wie hier. Denn nicht bloß Faust selbst macht das Kunststück des Trithemius nach! Weil er sich dessen gerühmt hat, wird ihm von den Nachfolgenden eine ganze Menge ähnlicher Geschichten beigelegt. Im ältesten Faustbuche thut Faust einmal das Fenster auf und nennt einen Vogel, den er gerne will, so fliegt er auch schon zum Fenster herein; am Hof zu Anhalt langt er Äpfel und Birnen zum Fenster herein, welche einer ganz andern Jahreszeit angehören; oder er reckt eine Stange zum Fenster hinaus und bannt die Vögel, welche sich darauf niederlassen, durch Zauberei fest, so daß sie aufgespeist werden können. Noch unter den spätern Erfurter Kapiteln werden wir die Zaubergeschichte von der unvorbereiteten Mahlzeit finden, welche gleichfalls hierher gehört. Und was am lehrreichsten ist: das Faustbuch C. überträgt die Geschichte von dem Fischgerichte des Trithemius aus dem Werke von Lenheimer neuerdings auf Faust, ohne zu bemerken, daß sich dieselbe Geschichte in verschiedenen Variationen in dem ältesten Faustbuche schon vorfindet. Also nicht bloß er selbst hat sich die Kunststücke der Vergänger zugeschrieben, auch andere identifizieren ihn mit denselben und machen ihn dadurch noch mehr zur mythischen Figur.

Als solche erscheint Faust bereits in den Berichten derer, welche bald nach seinem Tode in unterhaltenden Tischgesprächen oder in Werken, welche gegen die Zauberei zu Felde ziehen, über ihn geschrieben haben: in Gasts Tischgesprächen bittet Faust den Bruder Kellermeister eines Klosters um Wein, und als dieser ihn mit dem Hinweise verweigerte, daß er keine Erlaubnis vom Prior habe, schickt Faust aus Rache einen Poltergeist ins Kloster, welcher nach Art des im 16. Jahrhundert allbekannten „Bruder Rausch“ die Mönche vexiert; in Wiers lateinischer Schrift „über die Blendwerke der Dämonen“ giebt er einem Kaplan in Batenburg an der Maas den kritischen Rat, sich den Bart mittelst Arsenik abzunehmen, daß Fleisch und Haut sich loslösen. In dem ältesten Volksbuche vollends ist Faust bereits der Mittelpunkt, um welchen sich alle im 16. Jahrhundert bekannten Zaubergeschichten gesammelt haben: er ist der Erbe des Klingsor und Virgilius und wie die Zauberer sonst noch heißen mögen, an deren Kunststücken sich die aufgeregte Phantasie des 16. Jahrhunderts mit Schaudern ergötzte. Wie der mittelalterliche Virgilius zaubert er Gärten hervor und unternimmt er Reisen durch die Luft; wie Heliodor zaubert er einen Fluß hervor; wie Johannes Teutonicus citiert er Geister, brilliert er mit dem heutzutage herabgekommenen Kunststück des Kopfabschneidens. Kunststücke und Eigenschaften, welche er den durch überlegene Geisteskraft und tiefere naturwissenschaftliche Erkenntnis im Mittelalter in den Verruf der Zauberei und des Bündnisses mit dem Teufel gebrachten Männern wie Albertus Magnus, Roger Baco u. a. verdankt, werden uns zum Teile noch bekannt werden; selbst die päpstliche Tiara schützte Sylvester II. oder Paul II. nicht vor dem Rufe der Zauberei. Und als unmittelbaren Vorläufer Fausts sind wir bereits dem Humanisten Trithemius begegnet, welcher so abfällig über die Person des Abenteurers urteilte und dennoch gleichfalls in demselben üblen Geruche stand, welchen ungefähr um dieselbe Zeit Agrippa von Nettesheim mit ihm teilte; wie jenen Agrippa läßt eine spätere Quelle auch den Faust auf seinen Reisen mit falschem Gelde bezahlen, das sich hinterher in die wertlosesten Dinge verwandelt.

Zwei Beispiele werden genügen, die Übertragung von Zaubergeschichten auf die Person des Faust zu illustrieren. Im ältesten Volksbuche zaubert Faust im 19. Jahre des Vertrages zur Christnacht einen Garten mit den schönsten Blumen, dem frischesten Gras und Gewächs nach Wittenberg. Dieses Kunststück soll Albertus Magnus einst vollbracht haben, als König Wilhelm von Holland einst zu Dreikönig sein Kloster in Köln besuchte; A. Magnus führt ihn in den Klostergarten, wo Schnee und Eis verschwinden, Sommerhitze an Stelle der winterlichen Kälte tritt und Gras und Blumen, Blüten und Früchte hervortreibt... Ein Stück des Trithemius hat sich Faust selbst noch zugeeignet, ein anderes haben spätere auf ihn übertragen. Wie in der Zeit des Humanismus antike Bildwerke aus ihren Gräbern emporstiegen und das Tageslicht wieder begrüßten, wie in den Renaissancefesten die mythologischen und historischen Figuren des Altertums mitten unter den Lebenden wandelten: so versuchte auch die Zauberkunst des XVI. Jahrhunderts den heißesten Herzenswunsch jener Zeit zu erfüllen und die Geister der antiken Heroen an das Tages-

licht heraufzuführen. So ließ, wie zuerst Luther in seinen Tischreden erzählt und Lenheimer wiederholt, Trithemius die Helden des Altertums vor Kaiser Maximilian erscheinen: Alexander den Großen, Julius Cäsar; und zuletzt — eine zarte Form der Huldigung — erschien die tote Gattin des Kaisers, Maria von Burgund, in so erlauchter Reihe. Der Kaiser, entzückt über die Ähnlichkeit, läßt sie noch einmal vor sich erscheinen, um zu sehen, ob sie denn auch „das schwarz Flecklein zu hinterst am Halse" habe, das ihn so oft entzückt, und er findet es wirklich. Im Faustbuch läßt unser Held ebenso Alexander den Großen und seine Gattin vor Karl V. erscheinen; und — Karl V. sucht nach dem Wärzchen bei der Frau des großen Alexander! Der schönste und rührendste Zug in Luthers Erzählung wird, unpassend und ungeschickt beibehalten, in dem Faustbuche albern und lächerlich.

Paul Heyse.

Von Ludwig Fulda.

Man muß es immer wiederholen: von allen lebenden deutschen Schriftstellern ist Paul Heyse derjenige, dem mit dem größten Recht und im weitesten Umfang des Begriffes die adelnde Bezeichnung Künstler gebührt. In der Blütezeit der problematischen Naturen, der verkrüppelten Genies und verbogenen Talente steht er erfreulich gerade gewachsen da, fest wurzelnd in gesundem, ergiebigem Erdreich, harmonisch entfaltet nach allen Seiten, ganz er selbst und nur er selbst. Früher als andere erreichte er die Höhe seiner Kraft; länger als anderen ist es ihm vergönnt, auf dieser Höhe zu verweilen. Denn die beiden großen Faktoren alles künstlerischen Schaffens, Form und Gehalt, welche oft als zwei feindliche Mächte das Herz des Dichters mit unseligem Zwiespalt erfüllen, deren allmähliche Versöhnung ihn die besten Jahre kostet, in Heyses glücklicher Natur waren sie einig von Anfang an, wurden sie niemals getrennt empfunden. Daher der erquickende Einklang, die schöne Ausgeglichenheit all seiner Werke. Niemals schlingt sich in ihnen ein anspruchsvolles poetisches Gewand beschönigend um innerliche Dürftigkeit, niemals senkt ein übermächtiger Inhalt seine erdrückende Gedankenbürde auf eine schwächliche Darstellung. Allerorten spricht zu uns der zielbewußte Meister, der über seinem Stoffe steht, während er mit leidenschaftlicher Wärme darin aufzugehen scheint, in jedem Augenblick ganz er selbst. Und es birgt ein weiteres hohes Lob, wenn hinzugefügt werden konnte: nur er selbst. Nie hat sich Heyse verlocken lassen von der Sucht nach Originalität, von dem Bestreben, durch künstlerische Vermummungen zu verblüffen, von den zierlichen Posen irgend einer unwahren Manier. Denn die ewig wahre Natur ist seine gütige Lehrmeisterin gewesen. In einem Spruch, den man als ein wichtiges Bekenntnis auffassen darf, sagt er, daß „der allein nie aus der Rolle fällt, der immer wagt, sich selbst zu spielen". Paul Heyse hat immerdar sich selbst gespielt, und doch ist seit einem Menschenalter die Nation nicht müde geworden, seinem Wort zu lauschen.

Verhältnismäßig einfach ist sein äußerer Lebensgang verlaufen. Seine starke Natur bewahrte ihn vor den beschwerlichen Irrgängen, denen so viele Künstler sich überlassen müssen, ehe sie ihren Beruf entdecken. Seit er denken konnte, war er ein Dichter. Noch auf der Schulbank sitzend verfaßte der Siebenzehnjährige (er ist zu Berlin am 15. März 1830 geboren) sein Erstlingswerk „Jungbrunnen", und wenn er später mit allem Eifer die neuere Philologie studierte und sich in provençalische Handschriften vergrub, so war er wohl keinen Augenblick im Zweifel, daß kein Textkritiker oder Sprachforscher in ihm verborgen sei; vielmehr wuchsen nur unter der gelehrten Verpuppung die bunten Flügel seiner dichterischen Phantasie. Denn das Studium lenkte ihn nicht ab von seiner Lebensbahn; es führte ihn geraden Weges seinem Ziel entgegen. Nicht allein daß ihm die Lektüre der romanischen Litteraturen eine reiche, blühende Stoffwelt erschloß, seine Studienreise nach Italien ließ ihn auch ein zweites poetisches Vaterland finden, und aus dem südlichen Volksleben, zu dem eine tiefe Wahlverwandtschaft ihn hinzog, erwuchsen ihm die rührenden Gestalten, welche seinen Ruhm begründet haben.

Vielleicht wäre ihm doch der harte Kampf zwischen Notwendigkeit und Herzensneigung nicht erspart geblieben, hätte nicht bald darauf die Berufung nach München ihm die volle Freiheit künstlerischen Schaffens gesichert. 1854 folgte er einer Aufforderung, die ehrenvoll war für den, der sie erhielt, und nicht minder ehrenvoll für den, der sie gab. König Maximilian von Bayern erhöhte den Glanz seines Hofes auf die edelste Art, indem er ihn zur Sphäre geistiger Gestirne weihte. Auf Anregung Emanuel Geibels zog er auch den jungen Paul Heyse an seine Tafelrunde und damit in einen Dichterkreis, der seinem Talent nachhaltige Anregungen gewährte, ohne ihn seinem eigensten Wesen zu entfremden. Mit Worten inniger Dankbarkeit hat Heyse wiederholt dieser bedeutungsvollen Wendung seines Lebens und ihres Urhebers gedacht, und auch nach dem frühen Hingang des königlichen Gönners ist er der neuen Heimat treu geblieben. Dies ist kein Zufall. Vieles hat sich seitdem in München gewandelt und nicht alles zum Bessern; aber es wird noch lange die deutsche Stadt bleiben, in der ursprüngliche Kunst und ursprüngliche Natur erfreulich verschwistert sind.

Ursprüngliche Natur, nicht in ihrer irdischen Verrohung, sondern in ihrer göttlichen Reinheit, dies ist Heyses dichterisches Ideal, dies der Name seiner vornehmen Muse.

Im schroffsten Gegensatz zu ihr stand diejenige deutsche Poesie, deren letzte Lebensjahre mit den ersten von Heyse zusammenfallen: die Romantik. Nicht das wirkliche Leben, sondern ein erträumtes Dasein, das halb in einem verklärten Mittelalter, halb in den Wolken gesucht wurde, sollte Gegenstand der Kunst sein, und je mehr diese Poesie in Nebeldunst und Mondschein zerflatterte, um so leichter war der Kampf gegen sie geworden. Aber das sogenannte „junge Deutschland", welches zunächst diesen Kampf über-

nahm, führte ihn mehr im politischen als im poetischen Interesse; auch jene Dichter suchten nicht das Leben darzustellen, da sie für die Litteratur die größere Aufgabe usurpierten, es frei und licht zu machen. Und so blieb der Generation, mit welcher Heyse aufwuchs, vorbehalten, das Erbe Goethes anzutreten und seinen künstlerischen Realismus fortzubilden. Im lebendigen Flusse dieser Entwicklung ist noch unsere heutige Dichtung begriffen, und unter denjenigen Poeten, welche ihr als Begründer und Meister die neue Bahn gewiesen haben, nimmt Heyse eine wichtige Stellung ein. Er ist der Schöpfer der modernen deutschen Novelle

Heute, wo diese Gattung einen fast allzubreiten Raum in unserer Litteratur einnimmt, wo viele Berufene und noch mehr Unberufene sich ihr widmen, wo in ihr das Angebot immer noch weit größer ist als die Nachfrage der tausend Leihbibliotheken und der tausend Preßorgane von der vornehmen litterarischen Zeitschrift herab zum Winkelblättchen — heute können wir uns nur schwer vergegenwärtigen, wie Heyse die Novelle vorfand. Nur der einzige Goethe hatte hier einen sicheren Wegweiser aufgestellt; im übrigen war es bei Ansätzen und Experimenten geblieben. Tiecks Novellistik kam, obwohl er in seiner späteren Zeit mehr und mehr nach Natürlichkeit strebte, über romantische Vorurteile niemals hinaus, und fast schien es, als ob eine so einfache Kunstform mit den verwickelten gesellschaftlichen Zuständen des Jahrhunderts nicht mehr gleichen Schritt halten könnte und dem Roman die Alleinherrschaft überlassen müßte. Heyses alleiniges Verdienst war es nun, daß er einer Gattung, welche zu verfallen drohte, einen neuen, echt modernen Inhalt gab und so die Novelle zur gleichberechtigten Schwester des Romanes erhob. — Lassen wir ihn selbst sprechen: „Wenn der Roman ein Kultur- und Gesellschaftsbild im Großen, ein Weltbild im Kleinen entfaltet, bei dem es auf ein gruppenweises Ineinandergreifen oder ein konzentrisches Sichumschlingen verschiedener Lebenskreise recht eigentlich abgesehen ist, so hat die Novelle in einem e i n z i g e n Kreise einen e i n z e l n e n Konflikt, eine sittliche oder Schicksals-Idee oder ein entschieden abgegrenztes Charakterbild darzustellen und die Beziehungen der darin handelnden Menschen zu dem großen Ganzen des Weltlebens nur in andeutender Abbreviatur durchschimmern zu lassen. Die G e s c h i c h t e, nicht die Zustände, das E r e i g n i s, nicht die sich in ihm spiegelnde Weltanschauung, sind hier die Hauptsache." Aber — so darf man hinzufügen — während es den alten Erzählern vor allem auf die merkwürdige Begebenheit ankam, ist es dem modernen Dichter vor allem um den merkwürdigen Charakter zu thun, der im Mittelpunkt dieser Begebenheit steht. Seine Novellen sind psychologische Monographien.

Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens fand Heyses Eigenart die Gelegenheit zu freiester Entfaltung. Den „einzelnen Konflikt" darzustellen war seine Aufgabe, und kein Konflikt konnte ihm tragischer erscheinen, keiner sein innerstes Wesen näher berühren als der Gegensatz zwischen der ursprünglichen Natur und der willkürlichen Gesellschaftsmoral, zwischen der Pflicht, sich selber treu zu bleiben, und der Notwendigkeit, sich in die Welt zu schicken. Er, dessen höchstes Glück, dessen ganze Kraft es war, der Stimme der reinen unverfälschten Natur zu gehorchen, mußte tiefer als andere die gefahrdrohende Einseitigkeit der naturlosen, durch einen äußerlichen Sittenkodex verbildeten Gesellschaft empfinden, mußte eintreten für die berechtigte Forderung jedes starken Charakters, sich ganz und frei ausleben zu dürfen. Heyse hat nahe an hundert Novellen geschrieben, aber bei aller staunenswerten Mannigfaltigkeit keine einzige, aus welcher diese Forderung nicht laut oder leise hervorklänge. Darin beruht die Familienähnlichkeit seiner Gestalten, daß sie „Naturen" sind, daß sie nichts leidenschaftlicher erstreben, als ganz sie selbst zu sein und zu bleiben. Sie können nur glücklich werden, wenn es ihnen gelingt, einer unbarmherzigen oder verständnislosen Welt gegenüber den Adel der freien Persönlichkeit zu behaupten, und wenn es ihnen nicht gelingt, so entsagen sie lieber dem Leben als der inneren Einheit. Es ist nur eine notwendige Folge dieser Weltauffassung, wenn die tragischen Hauptgestalten Heyses in überwiegender Zahl nicht Männer, sondern Frauen sind. Denn bei der Frau spricht die Stimme der Natur lauter und gebieterischer als beim Manne, und dennoch sind die Gefahren unendlich größer, sobald sie dieser Stimme gehorcht. Aber wenn der Dichter mit schönem Wort die tragische Schuld, welche sie dadurch auf sich lädt, als tragische Unschuld bezeichnet, so erscheint ihm Naturlosigkeit oder Naturverleugnung als eine wirkliche schwere Schuld, die durch nichts gesühnt werden kann.

Frühzeitig mußte ein Poet, den es drängte, „den graden Wuchs in eignen Charakteren" zu verherrlichen, sich von einer überbildeten Gesellschaft fortwenden und seine Stoffe mit Vorliebe dort suchen, wo er das Menschliche noch in ungetrübter und unbefangener Ursprünglichkeit fand. Und er fand es im italienischen Volksleben. Hier war sein Ideal verwirklicht; hier war die Natur noch nicht durch falsche Scham und ängstlichen Anstand überdeckt und dennoch gehoben durch eine uralte Kultur und einen glücklichen Himmel. Der eigene Reiz dieser italienischen Novellen, der sie zu unübertroffenen Kleinodien unserer Litteratur macht, beruht nicht allein in ihrer sonnenklaren Gegenständlichkeit, ihrer warmen Lebensfülle, ihrem erfreuenden Farbenreichtum: es weht darin trotz aller epischen Ruhe auch ein leichter und doch ergreifender Hauch von Sehnsucht. Der nordische Dichter schildert den glücklicheren Süden, das bevorzugte Kind der geliebten Mutter Natur, und wie aus der Ferne glauben wir die leisen Klänge des Heimwehs zu vernehmen: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" . . .

Von den unzähligen Lesern, welche Heyses Novellen in Prosa kennen und lieben, ist es wohl nur ein sehr geringer Bruchteil, dem auch seine „Novellen in Versen" vertraut geworden sind, obgleich dieselben zum Schönsten und Wertvollsten gehören, was er geschaffen hat, und doppelt geschätzt zu werden verdienen, weil unsere Litteratur in dieser Gattung ziemlich arm ist. Die bestrickende Form dieser Dichtungen, ihr schmeichelnder Wohllaut und ihre bald anmutig tändelnde, bald leidenschaftlich hinreißende Darstellung haben nicht vermocht, die starre Gleichgültigkeit gegen alles, was in Versen geschrieben ist, zu überwinden; sie sind über einen verhältnismäßig engen Kreis von Bewunderern nicht hinausgekommen. Und doch wüßte ich nicht, wo ein so rührendes Seelengemälde wie der unvergleichliche „Salamander", ein so duftiges Märchen wie „Syritha", eine so kunstvollendete Dichtung wie „Rafael" ihresgleichen fänden — die moderne Spielmannspoesie mit eingeschlossen.

Noch weniger konnte das Epos „Thekla" Verbreitung gewinnen, das gleichfalls reich ist an poetischen Schönheiten, aber zu seinem Schaden und zum Schrecken aller Leihbibliotheken in Hexametern abgefaßt ist. „Das ist eine brotlose Kunst", hat Heyse mir einmal mit trübem Lächeln gesagt. Aber er wäre kein Künstler, wenn er zu dieser brotlosen Kunst nicht immer wieder zurückgekehrt wäre.

Auch in der Lyrik ist es ihm nicht besser ergangen. Seine Gedichte haben vor kurzem die dritte Auflage erlebt. Das ist gewiß ein wenig beschämend für das deutsche Publikum, seinem Lieblingsdichter gegenüber. Man kann nicht gerade sagen, daß Heyses Lyrik einen ganz neuen Ton angeschlagen habe; er ist hier mehr als in anderen Gattungen der bewußte Schüler Goethes. Aber als unumschränkter Meister der poetischen Form hat er nicht wenige Lieder von außerordentlicher Schönheit geschaffen. Ganz besonders ist hier der ergreifende Cyklus von Gedichten hervorzuheben, in denen er den Tod seines Kindes betrauert. („Verse aus Italien.") Zahlreicher sind die Dichtungen reflektierenden Inhalts, unter denen ich wieder den Episteln und den Sprüchen den Vorzug geben möchte. In den ersteren weiß er einen ganz entzückenden Plauderton anzuschlagen, während die letzteren (vor kurzem als eigenes „Spruchbüchlein" erschienen) sinnvolle Betrachtung und mannigfache Lebenserfahrung in knappen und schlagenden Ausdruck zusammenpressen. Zu Heyses Verdiensten um die Lyrik ist aber in erster Reihe auch dasjenige zu zählen, was er in formvollendeten Nachdichtungen, vor allem als Vermittler moderner italienischer Poesien, geleistet hat. Seine Übersetzung der Gedichte des großen Satirikers Giuseppe Giusti ist ein Meisterwerk, in welchem man die Hingabe an eine fremde, keineswegs leicht zugängliche Individualität und die außerordentliche Feinhörigkeit des Sprachgefühls immer wird bewundern müssen.

Auf jedem Deutschen, der sich frühzeitig innerhalb eines genau begrenzten Gebietes Lorbeeren errungen hat, ruht zugleich ein Segen und ein Fluch. Der Segen besteht darin, daß alles Neue, was er auf demselben Gebiete hervorbringt, warmer Teilnahme, lauten Beifalls sicher sein darf, selbst für den Fall, daß dieses Neue dem Alten nicht immer gleichkäme. Ein Fluch aber lastet auf ihm von dem Augenblick an, wo er sich gestatten will, die Grenzpfähle der Geburtsstätte seines Ruhmes zu überschreiten und seiner Wirksamkeit neue Provinzen zu erobern. Diese Eroberung mag ihm noch so vollständig glücken, sie findet entweder nicht genügende Beachtung, oder man behandelt ihn wie einen Usurpator, den man am liebsten möglichst rasch wieder in die heimatlichen Grenzen zurückweist. Diesen Segen und diesen Fluch hat auch der „Novellist" Paul Heyse empfunden. Man hat ihn, als er auftauchte, ein für allemal in diese Schachtel eingeordnet, ihm diese Etikette aufgeklebt, und so ist es gekommen, daß ihm, dem vielseitigsten unter den lebenden Dichtern, bittere Enttäuschungen nicht erspart geblieben sind. Fast noch mehr als die Novelle war das Drama Heyses Jugendliebe, und es liegt eigentlich nur an äußeren Umständen, daß man ihn zuerst als Erzähler und später als Bühnendichter kennen lernte. Aber das war entscheidend. Heyse hat über zwanzig Dramen geschrieben; fast alle sind aufgeführt worden, die meisten mit entschiedenem Glück, einige mit durchschlagendem und dauerndem Erfolg. Sollte man es für möglich halten, daß viele Theaterkritiker dieser Thatsache gegenüber sich noch heute ihr Amt durch die stehende Floskel erleichtern, Heyses Dramen seien eigentlich dramatisierte Novellen, und dann die äußerst passende Gelegenheit wahrnehmen, um dem großen Novellisten einige sauersüße Komplimente zu machen?

Man muß zugeben, daß diese Dramen dem äußerlichen Bühneneffekt sehr wenig Zugeständnisse machen, daß sie sich von aufregenden Überrumpelungen und spitzfindigen Taschenspielereien gleichmäßig fern halten. Es fehlt ihnen jener Zug von Derbheit, von Handgreiflichkeit, der dem modernen Theater unentbehrlich geworden zu sein scheint. Sie bieten häufig fein ausgeführte Miniaturen, wo das Publikum die deutliche Arbeit des Mauerpinsels erwartet. Aber in den besseren finden wir doch den lebensvollen, warmblütigen Pulsschlag, der die wohlgeformten Gestalten des Psychologen zu eindrucksvollen Bühnenfiguren macht. Man vergißt meistens, wie nahe die Novelle, besonders aber die Heysesche Novelle dem Drama verwandt ist. Der Konflikt zwischen Natur und Konvention, der Kampf des ungewöhnlichen Charakters gegen eine alltägliche Umgebung — das ist ein echt dramatisches Thema, und nicht allein, daß Heyses Dramen Novellen sind, viele seiner Novellen würden ohne tiefere Umgestaltung den Stoff zu Dramen hergeben können.

Während der letzteren Jahre hat Heyse einige glückliche Griffe gethan in einer etwas entlegenen dramatischen Form: dem tragischen Einakter. Wir verdanken diesem Experiment eine so künstlerisch abgerundete und erschütternde Dichtung wie das einaktige Trauerspiel „Ehrenschulden." Aber ungeachtet dieses bedeutenden Resultates bleibt es immerhin ein Experiment, dem man keine Folge prophezeien kann. Der tragische Einakter wird im besten Falle nur der fünfte Akt einer guten Tragödie sein, deren erste vier Akte abgekürzt und auszugsweise in eine kurze Exposition gedrängt sind.

Auffallenderweise hat sich der Dichter gerade derjenigen Gattung, deren Pflege man nach seinen Erfolgen in der Novelle zuerst von ihm erwartete und verlangte, am spätesten zugewandt, und auch dann nur vorübergehend: dem Roman. Zum Teil ist dies allerdings in der Art und dem Hange seines Talentes begründet. Ihn fesselte mehr der einzelne Charakter als die breiten Schichten der Gesellschaft, mehr der innere Vorgang als sein sozialer Hintergrund, mehr das selbstsichere Individuum als die verworrene Gesamtheit. Und als er endlich doch an den Roman herantrat, konnte es ihm weniger darauf ankommen, ein umfassendes Zeitbild zu entwerfen, wie dies etwa Spielhagen thut; sondern er versuchte einen bestimmten Lebenskreis möglichst vollständig und erschöpfend und gerade deshalb in fester Abgeschlossenheit wiederzuspiegeln. Ganz irrtümlich hat man in seinen beiden Romanen, besonders in dem ersten, eine aktuelle Spitze, eine polemische Tendenz gewittert. Die erweiterte Weltanschauung des Dichters hat sich in ihnen eine erweiterte Form gesucht, und wenn man schon zwischen den Zeilen lesen will, so darf man viel eher eine autobiographische Nebenabsicht vermuten. Denn in gewissem Sinne sind die „Kinder der Welt" sein ethisches und ist „Im Paradies" sein künstlerisches Glaubensbekenntnis. Ein freies Menschentum im einen Roman, ein freies Künstlertum im andern, das sind die Ziele, welche der Dichter mit seinen Helden teilt, und mit eindringlichem Farbensinn hat er in dem ersteren das

Deutsche Dichtung.

III. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Oktober 1887.





Die Märtyrerin der Phantasie.

Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)



Unser tiefsinniges Gespräch über die verschiedenen Spitzengattungen belebte sie sichtlich. Sie stand auf, klingelte ihrer Kammerjungfer, ließ allerlei von ihrer Garderobe holen und führte mich zuletzt selbst in dies Allerheiligste, um meinen Rat über gewisse Änderungen und Neuanschaffungen zu vernehmen Doch war die Anstrengung des Stehens, Anprobierens und Hervorkramens zu viel für ihre armen Kräfte. Auf einmal wurde sie totenblaß, und ihr schönes Gesicht zuckte von einem Nervenkrampf, der sie in einen fast bewußtlosen Zustand versetzte. Ich erschrak und half der Zofe die arme junge Frau auf ihr Ruhebett zurücktragen. Während das Mädchen allerlei Mittel anwandte, die für solche nicht seltenen Fälle bereit standen, war ich vor ihr hingekniet, hatte ihre Füße, die beständig zitterten, in meinen Schoß genommen, ihre kalten, zuckenden Hände in meine warmen, und da ich ähnliche Zufälle schon bei meiner Mutter nach großen Anstrengungen erlebt hatte und wußte, wie wohlthätig die menschliche Wärme einzuwirken vermag, mehr als alle Essenzen, gelang es mir auch nach zehn Minuten, die Leidende zu erleichtern, daß sie ein Wohlgefühl ihre Glieder durchströmen fühlte und mit einem schwachen Lächeln des Dankes die Augen aufschlagend mich anblickte.

In diesem Moment trat der Graf herein. Ich erkannte sofort, daß der Zustand seiner Frau ihm mehr peinlich und widerwärtig als betrübend war. Sie zog seine Hand an ihre Lippen und sagte ihm ein paar Worte auf englisch, wobei sie auf mich deutete. Jetzt zum erstenmal geruhte er, mir einen Blick zu schenken, und irgend etwas in dem meinigen mußte ihn betroffen machen. Denn er verlor plötzlich seine vornehme kühle Haltung, und indem er die eine Hand auf die Stirn seiner Gattin legte, sagte er: ‚Es scheint wirklich magnetische Einflüsse zu geben. Leider hat meine Hand keine ähnliche Kraft, dich zu beruhigen.‘

‚O doch,‘ flüsterte sie. ‚Wenn ich sie immer so nahe hätte.‘ —

Er runzelte die Stirn und wandte sich ab. Da der Zustand nichts Ängstliches mehr hatte, war meine Gegenwart überflüssig. Ich verabschiedete mich also, nicht ohne daß ich versprechen mußte, bald wieder zu kommen, da wir ja in unserer Spitzen-Konferenz unterbrochen worden waren.

Ich hütete mich aber wohl, mich aufzudrängen. Und meine Zurückhaltung hatte den gewünschten Erfolg. Ein Billet der Gräfin lud mich schon am dritten Tage wieder zu ihr, und hier eröffnete sie mir, es sei ihr einziger Wunsch, mich für immer in ihrer Nähe zu haben, zu ihrer Gesellschaft in guten und zum Beistand in bösen Stunden. Ich machte mich erst ein wenig kostbar. Auch dem Herrn Grafen, sagte ich, glaubte ich unangenehm zu sein, da er mich nicht einmal eines Grußes gewürdigt habe. Sie errötete und versicherte lebhaft, ich irrte mich durchaus, ihr Mann sei oft zerstreut und achte nicht auf die Umgebung, mehr als sich für einen Diplomaten schicke, doch habe er ihren Wunsch lebhaft gebilligt, da er gesehen, wie wohlthuend ihr meine Pflege gewesen. Und da ich immer noch unschlüssig schien, obwohl ich im Innern frohlockte, daß mein Wille so rasch sich erfüllen sollte, gestand sie mir endlich mit rührender Beklommenheit, sie sei nicht so glücklich, wie sie scheine, und biete mir nicht den Platz einer Dienerin, sondern einer Freundin an, deren sie nur allzu oft bedürfe.

Wie es nun weiter kam, bedarf eigentlich keiner ausführlichen Schilderung. Als ich das erste Mal statt der Gräfin, die ans Bett gefesselt war, in der blauseidenen Equipage vor die Thür meines ehemaligen Geschäftes rollte und der Lakai mir

den Wagenschlag öffnete — die Wirkung auf meine früheren Kameradinnen war so unbeschreiblich drastisch, daß ich kaum die nötige Würde behaupten konnte, um nicht in vollem Lachen in den Laden zu treten. Während ich sehr liebenswürdig ohne jede Spur von falscher Herablassung meine Freundin umarmte, flüsterte diese mir zu: ‚Ist er schon recht in dich verliebt? Hat er dir schon vorgeschlagen, deine Zukunft zu sichern?‘ — ‚Wo denkst du hin!‘ erwiderte ich. ‚Dieser Muster-Ehemann! Und ich, die ich seine eingefrorene Gesandtschafts-Miene unausstehlich finde —!‘

Zur Hälfte sagte ich die Wahrheit. Meine Antipathie gegen ihn hatte sich im Lauf der ersten Wochen eher gesteigert. Ich sah sofort, daß die Liebe zu seiner Frau, die vielleicht vorhanden war, als er sie heiratete, längst einer kühlen, ritterlichen Anerkennung ihrer vielen guten Eigenschaften Platz gemacht hatte, während ihr Herz sich immer leidenschaftlicher an ihn klammerte. Nach außen betrug er sich tadellos. Aber ein Hauch von Eiseskälte ging von ihm aus, sobald sie unter vier — ich muß jetzt sagen unter sechs Augen waren.

Das bestärkte mich in meiner Feindschaft gegen ihn. Das dunkle Phantasiegebilde, diesen eitlen, selbstsüchtigen, undankbaren Mann zu demütigen, wurde mehr und mehr zu einem ganz bewußten Vorsatz. Aber glauben Sie nicht, daß ich mich kleinlicher Mittel bediente, um ihn auszuführen. Ich wußte: nichts war erfolgreicher in diesem Falle, als die absolute Gleichgiltigkeit, die ich unverändert gegen ihn zur Schau trug. Wenn das strafbar war, da es doch meiner innersten Empfindung entsprach, so war ich doch wenigstens von dem Vorwurf frei, den ich später so oft habe hören müssen, als hätte ich ihn mit koketten Künsten ins Netz gelockt.

Lieber Himmel, es bedurfte keiner sonderlichen Kunst. Seine eigene Natur that das Beste. Er war, da er für schön galt und es wohl auch war — mir sind diese „schönen Männer“ stets sehr gleichgültig gewesen — von den Frauen ungeheuer verwöhnt worden, und seine Unwiderstehlichkeit gehörte zu den wenigen festen Glaubensartikeln seines Diplomaten-Katechismus. Auch mich dem Zauber erliegen zu sehen, hielt er für etwas so Unausbleibliches, daß er sich nicht die geringste Mühe gab, mir liebenswürdig zu erscheinen. Was lag ihm viel daran, die Eroberung einer Gesellschafterin seiner Frau zu machen, die keine Schönheit war und nicht liederlich zu sein schien? Erst als er zu seinem größten Staunen bemerkte, daß er nicht den geringsten Eindruck auf mich machte, daß sein Kommen oder Gehen, seine Kälte oder Herablassung von mir so wenig beachtet wurde, als wäre er nicht der schöne, elegante, hochgeborene Herr des Hauses, sondern etwa der erste beste Haushofmeister, erst da fing er an, sich empfindlich verletzt und von meiner geringen Person mehr und mehr angezogen zu werden.

Meine Geringschätzung konnte natürlich nur zunehmen, da ich sah, wie er nun alle großen und kleinen Hilfsmittel männlicher Koketterie aufbot, um meine Kälte zu besiegen. Ich wußte so gut, daß nicht einmal eine auch nur ganz vulgäre Verliebtheit mit im Spiele war, zu Anfang wenigstens. Also amüsierte mich's nur — zumal er sich vor seiner Frau meisterhaft zu beherrschen wußte — seine thörichten und vergeblichen Bemühungen schon von weitem kommen zu sehen und mich dagegen stets mit derselben unerschütterlichen Kaltblütigkeit zu verschanzen. Nachdem er es auf die verschiedenste Weise umsonst versucht hatte, mir interessant oder gar gefährlich zu werden, sah ich, daß er diesen unerhörten Mißerfolg sich endlich auf eine Weise zu deuten suchte, bei welcher seine verletzte Eitelkeit sich noch am leichtesten beruhigen konnte. Die Gräfin mußte mich ausforschen, ob ich nicht etwa eine heimliche Liebe im Herzen trüge, die mich gegen die gräfliche Unwiderstehlichkeit gefeit machte. Ich konnte mit der unschuldigsten Ruhe beschwören, daß nichts dergleichen der Fall sei.

Und da geschah es denn, nachdem der Graf eine Zeit lang über dem unlösbaren Problem meiner Unbezwinglichkeit gebrütet hatte, daß er sich alles Ernstes in eine Leidenschaft zu mir verstrickte, die sich bald so sehr seines ganzen Wesens bemächtigte, daß er sie selbst vor den Augen der Welt nicht mehr zu verhehlen mochte.

Ich hatt' es nun erreicht. Er war für seinen Dünkel gezüchtigt worden. Nur hätte ich, da ich die ersten Anzeichen seines armseligen Zustandes bemerkte, aus dem Hause gehen und mich mit der „gnädigen Straf'“ begnügen sollen, daß er zum erstenmal vergebens leidenschaftliche Wünsche in seinem Herzen fühlte. Aber Sie verstehen wohl — wenn Sie es auch nicht billigen können — wie es nicht so leicht war, mich loszumachen. Der Gräfin war ich wirklich unentbehrlich geworden. Da ich ihr ja auch nichts entzog, was sie wahrhaft besessen hätte, ließ mich mein Gewissen in Betreff ihres verliebten Gatten, den ich nie zu erhören gedacht, in Ruhe. Ich genoß recht behaglich — Sie werden es vielleicht teuflisch nennen — meinen Triumph

und suchte ihn zu verlängern, indem ich dem armen Schmachtenden jede Gelegenheit abschnitt, mir unter vier Augen eine Erklärung und eine Scene zu machen, die mich denn doch aus dem Hause getrieben hätte.

Die offenkundige Huldigung des Hausherrn lenkte auch die Blicke der Gäste auf mich, mehr als sonst wohl bei meiner subalternen Stellung der Fall gewesen wäre. Ich hätte damals mehr als Eine glänzende Partie machen können. Aber da ich, wie Sie wissen, über die sogenannte Liebe manche Erfahrungen gemacht hatte und übrigens keinen Vorteil dabei ersah, in andere Verhältnisse zu kommen, blieb ich gegen alle Anträge unempfindlich. Es genügte mir vollkommen, wie man zu sagen pflegt, die Seele dieses Hauses zu sein, das letzte Wort in allen wichtigen Dingen zu sprechen und den Hausherrn, diesen Löwen der Gesellschaft, wie ein zahmes Hündchen an meine Ferse gefesselt zu sehen.

Ich hatte aber doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Eines Tages schüttelte der gezähmte Wüstenkönig seine Fesseln ab, und ich durfte noch Gott danken, daß ich mit dem nackten Leben davonkam.

* * *

Es war am späten Nachmittag. Ich saß bei der Gräfin, die ihre Nervenschmerzen klagelos ertrug, und las ihr einen französischen Roman vor. Sie hatte angefangen, mir französische Stunden zu geben, wofür ich ihr sehr dankbar war; denn die Mängel meiner Erziehung waren mir in diesem Hause sehr drückend geworden, und ich hatte Mühe genug, sie hinter meiner dienstbaren Stellung, die mich in Gesellschaft zur Schweigsamkeit berechtigte, zu verbergen.

Der Bruder der Gräfin, Baron B., trat ein. Ich erhob mich sogleich und verließ das Zimmer, obwohl die Gräfin mir einen flehenden Blick zuwarf, der mich zu bleiben bat. Ich wußte, daß ich dem Baron verhaßt war. Er war der einzige, der die lebhaften Bemühungen seines Schwagers um mich für mehr als eine alltägliche Galanterie nahm und sich durch die arglosen Versicherungen seiner Schwester darin nicht irre machen ließ.

Er warf mir einen Blick des tötlichsten Hasses zu, den ich mit der unbefangensten Ruhe von mir abgleiten ließ, stieß das Taburett, auf dem ich gesessen, mit einer verächtlichen Gebärde fort und zog einen andern Sitz neben das Ruhebett. Ich zuckte nur leicht die Achseln, trat in den Salon, wo ich einen Augenblick verweilte, um den Flügel zu schließen, während ich nebenan die rauhe Stimme des Barons sich in heftiger Rede ergehen hörte. Wovon sie handelte, wußte ich, ohne horchen zu müssen, wußte aber auch, daß seine stete Forderung, ich müsse entlassen werden, an dem unerschütterlichen Vertrauen der Gräfin in meine Rechtschaffenheit und an der Unentbehrlichkeit meiner Dienste auch diesmal scheitern würde.

So verließ ich den Salon und wollte durch den daranstoßenden Speisesaal in mein Zimmer gehen. Aber ehe ich es noch erreichte, stand der Graf plötzlich vor mir.

Ich bemerkte sogleich, daß er sich in einer ungewöhnlichen Aufregung befand. Es fuhr mir durch den Kopf, ob sein Schwager ihn etwa aufgesucht und eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt hätte. Doch da ich eben mit einer leichten Verbeugung an ihm vorübergehen wollte, fühlte ich plötzlich meinen linken Arm ergriffen und hörte ihn mit gedämpfter, aber von Leidenschaft bebender Stimme sagen: ‚Sie weichen mir geflissentlich aus, mein Fräulein. Ich muß endlich wissen, woran ich mit Ihnen bin. Was habe ich Ihnen gethan, das Sie berechtigte, mir mit so unverhohlenem Abscheu zu begegnen?‘

‚Was kann Ihnen daran liegen,‘ versetzte ich und sah ihn ruhig an, obwohl mir das Herz stark klopfte — denn endlich schien mir der lang ersehnte Augenblick gekommen, wo ich die Genugthuung erhalten sollte, die meine Phantasie mir vorgezaubert hatte — ‚was kümmert es Sie, Herr Graf, wie eine Dienerin Ihrer Frau Gemahlin von Ihnen denkt?‘

Er trat noch dichter an mich heran, ich fühlte seinen heißen Atem an meiner Wange, seine Hand hielt noch immer mein Handgelenk umkrampft.

‚Mädchen,‘ hörte ich ihn flüstern, ‚bringe mich nicht aufs äußerste. Du weißt, wie es um mich steht, daß mich diese Leidenschaft toll machen wird, wenn du fortfährst, mich mit höhnischer Gleichgültigkeit zu behandeln. Sage mir endlich —‘

‚Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Herr Graf,‘ stieß ich hervor, indem ich mit einem energischen Ruck meinen Arm losriß. ‚Sie vergessen, was Sie sich selbst, was Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind, wenn ich auch nicht davon reden will, daß Sie einer schutzlosen Person im Dienste der Frau Gräfin wenigstens so viel Achtung schulden, um sie mit Beleidigungen zu verschonen.‘

Ich wollte aus der Thüre schlüpfen, er aber vertrat mir den Weg. ‚Ich begreife,‘ sagte er mit plötzlich verändertem Ton, ‚daß Sie mein Betragen verkennen müssen. Aber hören Sie mich ruhig an. Sie werden dann gerechter von mir denken, meine Wünsche, wenn Sie sie auch nicht erhören, wenigstens nicht mit Verachtung strafen.‘

‚Ihre Wünsche, Herr Graf? Was wünschen Sie von mir?‘

‚Sie selbst, Marion! Ich kann nicht so fortleben, ohne Sie; aber beim ewigen Gott‘ — er erhob feierlich die Schwurhand — ‚ich mute Ihnen nichts Unehrenhaftes zu. Sprechen Sie ein einziges Wort, daß Sie einwilligen, und ich gehe noch heute, die Scheidung von meiner Frau einzuleiten. Es handelt sich für mich um Tod oder Leben, nie hatte ich gedacht, daß ich einer so unerbittlichen Leidenschaft verfallen könnte, aber sehen Sie mich an, Marion, und haben Sie Mitleiden mit mir. Ich bin ein Mann des Todes, wenn Sie nicht die Meine werden!‘

Ich sah ihn nicht an. Mir graute vor seinen Augen, derer irre lodernden Blick ich mit körperlichem Schmerz zu fühlen glaubte. Dies war nun der Augenblick meines Triumphes; aber ich empfand kaum eine flüchtig aufzuckende Freude über meinen Sieg. Denn sofort ward mir klar, daß ich ihn allzu teuer würde bezahlen müssen, daß meines Bleibens in diesem Hause neben meiner gütigen Freundin nicht länger sein könne.

‚Sie wissen nicht, was Sie reden, Graf,‘ erwiderte ich und bemühte mich, den Ton sanfter Ruhe einem Unzurechnungsfähigen gegenüber festzuhalten. ‚Dies ist eine frevelhafte Laune, die Sie schwer büßen müßten, wenn Sie nicht der Vernunft Gehör geben und sie sich aus dem Sinne schlügen. Auch wenn Sie nicht eine Gattin hätten, die ein Engel an Liebenswürdigkeit ist und Sie mehr liebt, als Sie verdienen, würden Sie sich durch die Verbindung mit einem Mädchen meines Standes aus Ihrer angeborenen Gesellschaft verbannen und die Folgen einer solchen Mesalliance würden Ihr ganzes Leben zerrütten. Kommen Sie zur Besinnung, Herr Graf! Ich will vergessen, was Sie eben gesagt haben, unter der Bedingung, daß nie ein ähnliches Wort —‘

Aber er ließ mich nicht ausreden.

‚Die Folgen!‘ rief er. ‚Wie sollte ich feige davor zurückschrecken, da sie nicht schlimmer sein können, als wenn ich das bisherige Leben so fortschleppe! Überlassen Sie das mir, Marion! Sagen Sie mir nur, daß Sie für mich sind, und alle, die sich mir in den Weg stellen, sich anmaßen wollen, in Fragen, die mein Lebensglück betreffen, mich zu meistern —‘

‚Dein Lebensglück, Elender!‘ hörte ich plötzlich hinter mir eine heftige Stimme sagen. ‚Was liegt an deinem? Wenn es nicht das Lebensglück meiner Schwester gälte —‘

Der Baron stand hinter uns. Ich sah die beiden Männer einander gegenüberstehen und mit haß- und zornfunkelnden Augen sich messen.

‚Herr Baron,‘ sagte ich, ‚es thut mir leid, daß Sie so spät kommen. Sie hätten sonst gehört, daß ich zu diesem Gespräch nicht die geringste Veranlassung gegeben und den Namen Ihrer Frau Schwester als einen Schild vor mich gehalten habe, an welchem all die unerhörten Eröffnungen des Herrn Grafen abprallten. Ich sehe, daß ich die unschuldige Ursache zu sehr traurigen Konflikten gewesen bin, und daß mir nichts übrig bleibt, als noch in dieser Stunde dies Haus zu verlassen. Meinen Abschied von der Frau Gräfin werde ich schriftlich nehmen.‘

Damit verneigte ich mich leicht gegen den Baron, streifte den Grafen nur mit einem sehr ernsten Blick und ging aus dem Zimmer.

Eine halbe Stunde später trat ich bei meiner Freundin ein, die über diesen ungewohnten Besuch zu so später Zeit höchst erstaunt war.

‚Du mußt mich diese Nacht bei dir behalten,‘ sagt' ich ihr. ‚Ich bin obdachlos geworden, und da mein Onkel sein Geschäft aufgegeben und das Haus verkauft hat —‘

Sie begriff natürlich noch immer nicht. Ich erzählte ihr, was vorgefallen war. ‚Du siehst,‘ sagt ich, ‚was dabei herauskommt, wenn die Hirngespinste einer lebhaften Phantasie sich verwirklichen. Zum Glück bin ich gegen die Liebe gefeit. Wenn ich mich von der Leidenschaft des Grafen hätte anstecken lassen, was wäre dann erst aus mir geworden? Vielleicht schon in Jahr und Tag wären ihm die Augen darüber aufgegangen, welche Thorheit er begangen, und ich führe vielleicht fort, ihn zu lieben. Gieb mir eine Tasse Thee und dann einen Platz auf deinem Sopha für die Nacht. Ich bin wieder vis-à-vis de rien. Aber gottlob, meine Phantasie habe ich aus diesem Bankerott gerettet, die wird mir schon wieder ein Luftschloß bauen, hoffentlich einmal ein etwas solideres.“

* * *

Sie verstummte hierauf wieder eine Weile und drückte die Augen zu, wie wenn sie häßliche Bilder sähe, vor denen sie Ruhe haben wollte. Dann stand sie plötzlich auf, trat an das Geländer des Verdecks und stand dort eine Weile, den Blick in die Wellen versenkt, die vor dem Ruderkasten silbern aufschäumten. Als sie dann zu mir zurückkehrte, war jede Spur von Aufregung aus ihren beweglichen Zügen verschwunden.

„Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich mir

eine Cigarrette anzünde," sagte sie. „Doch gleichviel. Auch wenn Sie das absurde Vorurteil so mancher Männer gegen rauchende Damen teilten, ich habe durchaus kein Interesse dabei, mich Ihnen in besserem Lichte zu zeigen, als ich nun einmal bin."

Sie zog ein elfenbeinernes Etui hervor und bot es auch mir an. Bald darauf saßen wir traulich dampfend wieder einander gegenüber auf den alten Plätzen. Die Kapuze war ihr in den Nacken zurückgefallen, ihr feiner Kopf mit dem schönen goldbraunen Haar hob sich anmutig von dem schwarzen Hintergrunde des Kessels ab.

„Sehen Sie, daß ich keine Emanzipierte bin?" sagte sie. „Einer solchen hätte nichts gelegener kommen können, als was sich an meine Flucht aus dem gräflichen Hause anschloß: das Duell der beiden Schwäger, die Abreise des verwundeten Grafen, die Aufopferungstreue der armen jungen Frau — und dann das schauerlich frühe Ende der beiden Gatten. Ich war plötzlich aus einer unbedeutenden Gesellschafterin zur Heldin eines Sensationsromans geworden. Mein Name wurde zwar mit Grauen und Abscheu von den ehrbaren Familienmüttern genannt, aber mit Interesse von den Männern, zumal mir im Grunde nichts Schlimmeres nachgesagt werden konnte, als daß der Gatte einer reizenden jungen Frau um mich den Verstand verloren hatte.

Aber so beneidenswert dieser schlechte Ruf vielen meines Geschlechts erscheinen mochte, mir selbst, da ich die Welt und ihre Herrlichkeit geringschätzte, lag nicht das mindeste daran, eine Rolle in den Zeitungen zu spielen. Ich empfand keine eigentliche Reue, denn ich sagte mir, ich hätte ja nur gethan, was ich nicht lassen können und wozu der Dämon meiner Phantasie mich unwiderstehlich gezogen. Aber wenn ich auch die Strafe des Grafen gerecht fand, der Tod der armen jungen Frau ging mir nahe, und ein schwerer Mißmut nistete sich in mir ein, der natürlich auch durch meine äußere Lage genährt wurde.

Denn auf einmal sah ich mich von allen Wegen zu einem anständigen und auskömmlichen Verdienst abgeschnitten, da überall, wo ich mich meldete, der Ruf einer gefährlichen Person, einer verschlagenen Intrigantin die Leute abschreckte, sich mit mir einzulassen.

Ich selbst hatte dazu beigetragen. Meinen Vornamen Marie, der mir zu alltäglich war, hatte ich eigenmächtig in Marion umgeändert, und in dieser fremdartigen Form war er durch alle Zeitungen gegangen, die sich mit der Skandalaffaire beschäftigt hatten. Nun büßte ich jene kindische Grille. Fräulein Marion war in allen Häusern, die auf gute Sitten hielten, unmöglich geworden.

Ich war aber gar nicht bußfertig gestimmt. Da ich von meinem Gehalt im Hause der Gräfin so gut wie nichts verbraucht hatte, konnte ich's eine Weile mit ansehen. Ich entschloß mich kurz und reiste in eine kleine Stadt, wo ich hoffen konnte, unbeschrieen die Zeit abwarten zu können, bis die böse Nachrede aus Mangel an neuem Stoff verstummt wäre und sich irgendwo eine Thür öffnete, durch welche das Glück, auf das ich abergläubisch rechnete, einziehen könnte.

Es klopfte auch wirklich bei mir an, vielleicht das einzige echte und dauerhafte Glück, das mir je geboten wurde. Aber da meine unselige Phantasie mir ein ganz anderes vorgespiegelt hatte, rief ich nicht Herein!

Ich hatte mich im Hause eines Buchhändlers eingemietet, des einzigen, dessen sich das kleine Nest rühmen konnte, und der zugleich den geringen Bedarf seiner Kunden — meist Schul- und Gesangbücher — mit Einbänden versah. Der Besitzer des Geschäfts war Witwer und Vater von zwei lieben und wohlerzogenen Kindern, ein noch junger Mann, dem eine ältere Schwester den Haushalt führte. Beide Geschwister waren sehr gutartige Naturen, die in größter Eintracht lebten, alle Bücher lasen, die das Geschäft bezog, und sich eines für ihre Verhältnisse beträchtlichen Wohlstandes erfreuten. Doch verkehrte ich mit ihnen nicht viel, wir grüßten uns freundlich, wenn wir uns begegneten, im übrigen hielt ich mich auf meinem Zimmer, setzte meine französischen Studien fort, übte mich fleißig im Klavierspiel und baute dazwischen meine Luftschlösser. Auch hielt ich mir eine größere Zeitung, in der ich sorgfältig die Annoncen durchmusterte, ob irgend ein Millionär ein armes Mädchen zur Lebensgefährtin wünschte, oder sonst ein romantisches Angebot meine Begierde reizen möchte.

Darüber waren etwa drei Vierteljahre verflossen, und meine kleinen Ersparnisse schmolzen sichtbar zusammen. Ich bedachte eben eines Morgens, was ich thun würde, wenn ich sans le sou wäre, als die Schwester des Hausherrn bei mir eintrat und mir nach langen verlegenen Umschweifen vertraute, ihr Bruder habe eine heftige Neigung zu mir gefaßt und würde es für das höchste Glück halten, wenn er mich zur Hausfrau gewinnen könnte.

Ich kannte diesen trefflichen Mann hinlänglich, um zu wissen, daß er die Frau, die er liebte, auf Händen tragen würde. Auch hatte ich gegen seine hübsche und ansehnliche Person und seine Bildung und Sitten nicht das mindeste einzuwenden. Aber bei dem Gedanken, dann werde es mit allen Luft-

schlössern für immer vorbei sein und dies hochgieblige alte Häuschen am Marktplatz einer kleinen Provinzstadt meine Welt bedeuten, erregte mir ein unüberwindliches Grauen.

Hiervon natürlich sagte ich der guten, sanften Schwester, die ihren Bruder vergötterte und mir beteuerte, sie werde gar nicht eifersüchtig sein, dagegen mir alle Wirtschafts- und Erziehungssorgen abnehmen, kein Wort. Zum Glück war mir aus der letzten Zeitung erinnerlich, daß eine ältere Dame eine Begleiterin in ein Seebad suchte. Das nahm ich zum Vorwand, den ehrenvollen Antrag abzulehnen. Ich sei in meiner Gesundheit erschüttert und darum entschlossen, diese günstige Gelegenheit, sie zu befestigen, nicht vorübergehen zu lassen. Glücke es damit, so wolle ich mir's ernstlich überlegen. Jedenfalls bäte ich um einige Wochen Bedenkzeit und würde vom Seebade aus meinen Entschluß mitteilen.

Als ich von den guten Leuten Abschied nahm, alle in großer Rührung, sogar die Kinder mit ihren Sträußchen so zärtlich sich an mich drängen sah, glaubte ich einen Augenblick der Stimme meines guten Engels nachgeben zu müssen, der mir zuraunte: Hier ist das wahre Glück. Versündige dich nicht an dir selbst indem du, es in nebelhafter Ferne suchst! — Aber der böse Dämon meiner Phantasie behielt das letzte Wort. Ein Geruch von frischem Leim, der aus der offenen Buchbinderwerkstatt zu mir herüberdrang, machte allem Schwanken und Zaudern ein Ende. ‚Auf Wiedersehen!‘ sagte mein treuherziger Bewerber, indem er mir die Hand reichte. Auf Nimmerwiedersehen! klang das Echo in meinem Innern.

Und nun wäre ich zu Ende. Denn wie es weiter ging, ist mit drei Worten erzählt.“ —

Sie warf die Cigarrette weg und stand auf. „Sie haben den gesehen, mit dem ich nun für's Leben verbunden bin. Wie Sie mich jetzt kennen, werden Sie mir nicht zutrauen, daß er mir dazu verholfen, mein Herz zu entdecken. Ich lernte ihn in Scheveningen kennen, wohin ich jene alte Dame, eine recht unliebenswürdige verwitwete Generalin, begleitet hatte. Sie hatte nur die eine sehr vortreffliche Eigenschaft, daß sie nach meiner Vergangenheit durchaus nicht neugierig war. ‚Sagen Sie mir nichts davon, liebes Kind‘, unterbrach sie mich, als ich ihr in einer Anwandlung von Aufrichtigkeit meinen Roman, so wie Ihnen, erzählen wollte. ‚Sie werden allerlei erlebt haben, das ist sehr natürlich, geht mich aber nichts an. Nur ganz unbedeutende Menschen gehen als unbeschriebene Blätter durchs Leben, da niemand es der Mühe wert findet, seinen Namenszug darauf zurückzulassen. Ich honoriere Sie für Ihre Dienste, nicht für Ihre Konfessionen.‘

So machte es auch keinen Eindruck auf sie, als sich in dem Weltbade, wo ich einigen Herren aus dem Bekanntenkreise des Grafen begegnete, meine Geschichte in allerlei abenteuerlichen Verunstaltungen herumsprach. Auch im übrigen blieb das für mich ohne unangenehme Folgen. Ich wurde ein wenig mehr angegafft und hörte hinter meinem Rücken zischeln, und daß ein paar Tugenddrachen ihren Stuhl fortrückten, wenn ich mich am Strande in ihrer Nähe niederließ, machte mir wahrlich keinen Kummer.

Nur eine einzige alte Dame, eine Holländerin, die mit uns in demselben Hotel wohnte, trug ihren Widerwillen gegen mich, so oft sie mir auf der Treppe oder im Konversationssaal begegnete, so beleidigend zur Schau, daß ich im Innersten darüber aufgebracht wurde. Sie war zur Begleitung ihres Sohnes nach Scheveningen gekommen, der gegen seine Vollblütigkeit das Seebad gebrauchen sollte. Der junge Herr war von einer sehr trägen Komplexion, hatte, da sein großer Reichtum ihn jeder Lebensmühe überhob, so gut wie nichts gelernt und frönte in den Stunden, die er seine Arbeitstunden nannte, einzig und allein seiner Leidenschaft für das Photographieren, wozu ihm ein Bedienter in Livree den nötigen Apparat überall hin nachschleppen mußte. Obwohl er dadurch eine ziemlich lächerliche Figur machte, wurde er doch von allen Müttern heiratsfähiger Töchter für einen interessanten jungen Mann und vollkommenen Gentleman erklärt und hatte keine geringe Vorstellung von seinem eigenen Wert. Übrigens gängelte ihn die Mama wie einen Knaben, so daß er auch mir gegenüber dieselbe unhöfliche Haltung annehmen mußte, die sie gegen mich behauptete. Beide waren sehr fromm und versäumten keinen Gottesdienst.

Zu Anfang lachte ich über das prüde, abgeschmackte Paar. Als sie es aber einmal gar zu toll getrieben hatten, so daß ich vor Erregung zitternd die halbe Nacht schlaflos lag, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn du deine ganze Willenskraft aufbötest, dieses große Baby zu erobern? Es wäre ein Triumph, der dir alle bisherigen Beschämungen vergütete!

Und sogleich war meine Phantasie geschäftig, mir das Leben an der Seite dieses reichen Muttersöhnchens auszumalen — ungefähr so, wie es dann wirklich gekommen ist.

Es wird Sie sehr wenig interessieren, zu erfahren, mit was für kleinen Künsten und Kriegs-

listen ich meine Eroberung zu stande brachte. Genug, daß ich nicht eine volle Woche brauchte, bis das große Kind, dessen lauwarmes Blut bisher nie eine zärtliche Temperatur erfahren hatte, für mich glühte, soweit ein Häring, nach jenem Heineschen Liede, für eine Auster schwärmen kann, und daß er nach vierzehn Tagen, während deren er zwar nicht Appetit und Schlaf, aber seine Passion für die Photographie verloren hatte, der Frau Mama erklärte, er werde mich auf jeden Fall heiraten, sie möge dagegen sagen, was sie wolle.

Und er hat es durchgesetzt, obwohl er mit seiner Mutter darüber unversöhnlich zerfallen ist. Seit sechs Wochen ist er mein „glücklicher" Gatte, wie ich der Wahrheit gemäß behaupten darf, denn zu allem übrigen Komfort seines vielverwöhnten Lebens hat er nun auch noch eine Frau, die ihn in keiner Weise hindert, die vierundzwanzig Mußestunden seines jungen Lebens mit Essen, Gähnen, Schlafen und Aufnahme malerischer Gegenden hinzubringen und die ihm nicht einmal Anlaß zur Eifersucht giebt, da sie sich für die Männer überhaupt so wenig interessiert wie für ihren eigenen.

Sie lächeln. Sie unterdrücken die naheliegende Bemerkung, daß, wenn auch mein Herz ihm nicht untreu werden möchte, da ich eingestandenermaßen keines besitze, meine Phantasie mir und ihm doch vielleicht einmal einen Streich spielen könnte.

Aber das ist sehr unwahrscheinlich. Seit dieser letzten Tücke, die sie mir angethan, bin ich so gründlich mit ihr brouilliert, daß sie sobald nicht wieder Macht über mich gewinnen wird. O wenn Sie wüßten, wie tausendmal ich diesen letzten Schritt bereut habe! Wahrhaftig, wir werden mit dem gestraft, was wir uns gewünscht haben! Dieser mein Reichtum — wenn er auch mich nicht glücklich macht — ich hatte mir's so schön gedacht, andere damit zu beglücken. Nun sausen wir so durch die Welt, daß mir kaum Zeit bleibt, einem Bettler am Wege einen Thaler zuzuwerfen, der sein Schicksal nicht wandeln kann, und während ich fürstlich zu Mittag esse, stellt meine Phantasie mir die Tausende vor, die froh wären, nur für eine Woche das zu haben, was täglich für unsern Wein draufgeht.

Sie sehen, ganz herzlos ist diese verhängnisvolle Phantasie doch nicht. Aber hier endet meine Macht. Mein Mann hat die Manie des Reisens; wenn er sich von der Stelle bewegt, glaubt er etwas zu thun, und von seiner Mission, die ganze sichtbare Welt zu photographieren, hat er eine hohe Meinung. So fahren wir denn rund um die Erde; ein Kurier, der genau weiß, wie es seiner Herrschaft bequem und angenehm ist, reist voraus, um Quartier zu bestellen; zuletzt wird nichts übrig bleiben, was ich nicht gesehen, keine Speise, die ich nicht gekostet, keine zahme oder wilde Sprache, in der man mir nicht guten Tag gesagt hätte. Nun, vielleicht ist dies das einzige Mittel, meine Phantasie durch Übersättigung endlich zur Ruhe zu bringen. Oder glauben Sie, daß, wenn sie auf der Erde fertig ist, sie sich dann zum Monde aufschwingen werde? Nein, die Sterne die begehrt man nicht. Wenn ich von unserer Reise um die Welt zurückkehre, wird hoffentlich mein Martyrium vollendet sein, und ich werde in unsrem Hause in Amsterdam mich für den Rest meines Lebens mit Tulpenzucht beschäftigen."

Sie lachte unheimlich und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. „Da kommt meine Zofe," sagte sie, „um mir anzukündigen, daß Mynheer seine Siesta beendigt und gefragt habe, wo Myfrouw geblieben sei. Sie werden froh sein, von mir erlöst zu werden. Wenn Sie mich nach all diesen Bekenntnissen mit gutem Gewissen absolvieren können, geben Sie mir die Hand. — So! — Ich danke Ihnen. Es hat mir wohlgethan, daß ich einem verstehenden Menschen einmal alles sagen konnte, was ich gegen und für mich auf dem Herzen hatte. Daß Sie es zu einer Novelle verarbeiten, habe ich nicht zu befürchten. Ich weiß, Sie lieben es nicht, unsympathische Frauengestalten zu schildern, und mit all Ihrer Kunst könnten Sie, wenn das Bild ähnlich würde, mich nicht liebenswürdig darstellen. Gleichviel! Ich habe mich nicht gemacht. Es wäre des Martyriums zu viel, wenn ich noch eine besondere Verantwortung dafür tragen sollte, daß ich eben nicht anders bin. Glückliche Reise!"

Sie nickte mir mit einer freundlichen Gebärde zu. Ich wollte noch allerlei erwidern, ihr sagen, daß diese Stunde im Rheinnebel mir unvergeßlich sein würde und daß ich nicht dafür stünde, ob ich nicht doch einmal so oder so das Beichtgeheimnis brechen würde. Da war sie mir schon entschwunden, und ich sah nur noch den neugierig listigen Blick, mit dem die Kammerkatze den Vertrauten ihrer Herrin musterte, ehe sie in die Kajüte hinabglitt.

* * *

Zehn Minuten später verkündete die Dampferglocke, daß wir Mainz erreicht hatten. Gleich darauf tauchte das breite sommersprossige Gesicht des jungen Ehemanns aus der Tiefe der Kajütentreppe auf, hinter ihm der blasse Frauenkopf in der Kapuze. Das Zöfchen hatte sich mit dem leichteren Handgepäck ihrer Herrschaft beladen, während der Kellner eifrig das übrige nachtrug. Am Landungssteg

wartete schon ein Mann in tadellosem schwarzem Anzug, in welchem ich den Kurier vermutete, da er den Hut tief abzog und dann einen Bedienten herbeiwinkte, der schon von fern mit dem Mädchen einen vertraulichen Wink ausgetauscht hatte. Ein eleganter Wagen hielt am Quai, den sofort das Ehepaar bestieg. Ehe er fortrollte, erhob sich die junge Frau noch einmal und blickte nach dem Landungssteg zurück, wo ich, nur auf meine eigene Bedienung angewiesen, noch etwas zu thun gehabt hatte. Ich sah deutlich, wie ihre großen, ruhigen Augen mich grüßten, und zog freundlich winkend den Hut. Dann rollte der Wagen davon.

Das Bild meiner seltsamen Reisegefährtin blieb aber noch lange vor meiner Seele, in jener schwankenden Beleuchtung, die eine widerspruchsvolle Empfindung über die Züge eines Menschengesichts zu ergießen pflegt. Der naive Cynismus, mit dem sie mir von ihrem Thun und Leiden berichtet hatte, die trockene Sachlichkeit, mit der sie ihr Innerstes entblößte und das Seciermesser an Organe legte, die den meisten ihres Geschlechts nur durch ihre Funktionen bekannt zu sein pflegt, war in demselben Augenblicke abstoßend und anziehend gewesen. Ich glaubte ihr jedes Wort, was ich ihr schon hoch anrechnen mußte nach so manchen verschämteren, aber sichtbar zurechtgemachten Heuchelbekenntnissen weit schönerer Seelen, denen ich begegnet war. Je mehr ich über das ungewöhnliche Naturell dieses Weibes nachdachte, je mehr befestigte sich der Eindruck, daß alles in ihr mit rechten Dingen zuging, so seltsam sich auch die widerstreitenden Elemente ihres Wesens zusammenfinden mochten. Ich bereute lebhaft, sie nicht im letzten Augenblick noch gebeten zu haben, daß sie mir von ihren ferneren Schicksalen einmal Nachricht geben möge. Daß sich das letzte Kapitel ihrer Memoiren in einem holländischen Tulpengärtchen abspielen würde, konnte ich nun und nimmermehr glauben.

So vergingen einige Jahre, in denen der scharfumrissene Charakterkopf meiner „Märtyrerin“ durchaus nicht verblaßte, doch ohne daß ein neuer Zug hinzugekommen wäre. Auch hatte ich mich nie versucht gefühlt, mit eigener Phantasie das Bild zu ergänzen. Wie konnte von psychologischer Konsequenz, die eine Dichtung doch verlangt, die Rede sein, bei einer Natur, die einer Disziplin des Herzens nicht unterthan ist und keinem anderen Gebote gehorcht als dem „der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde, der Phantasie“!

Und gut, daß ich die Hand davon ließ. Die Enthüllung der wirklichen Entwicklung, wie sie ein glücklicher Zufall mir offenbarte, hätte die sorgfältigste künstlerische Komposition beschämen müssen.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Wo steht es zweifellos geschrieben,
Daß seiner Wirklichkeit entbehrt,
Was unausdenkbar stets geblieben
Und stets gedacht zu sein begehrt?
Das Höchst' und Letzte zu ergründen,
Dem Menschengeiste ward's versagt,
Allein er fühlt es sich verkünden,
Sobald sein Ahnen darnach fragt.

Feodor Löwe.

*

Mag zwischen Auf- und Untergang
Der Tag sich dehnen noch so lang
Und schön: er weckt durch seine Dauer
Und Schönheit nicht die heiligen Schauer,
Als wenn er sich in lichten Gluten
Erhebt, — in dunklen muß verbluten.

Friedrich Bodenstedt.

O Gras der Hoffnung! so oft gemäht,
Und kommst noch immer und immer,
Und streckst deine Spitzen, ob dünn gesät,
Auch zwischen Geröll und Trümmer!

Karl Guntram.

*

Daß jung ich sang, was mich erfreute,
Ihr machtet, daß ich's längst bereute,
Denn daß ich auch andres als Freud' erfahren,
Ist nun Verbrechen seit vierzig Jahren.

Otto Roquette.

*

Erst satteln, dann reiten!
Doch ist zu Zeiten
Verloren der Mann,
Der ohne Sattel nicht reiten kann.

Karl Weitbrecht.



Die Totenmaske.

Besuchst du mich? Du willst, o Menschenwesen,
Gedanken noch an meiner Stirne lesen?
Du möchtest aus den Kurven meiner Knochen
Erspähn, was ich gedacht, gefühlt, gesprochen?
Such auf dem Markt in denen, die da leben,
Mein Ebenbild, ob dies wird Antwort geben:
Es wird manch Antlitz mit verwandten Zügen,
Als trüg' es meines Innern Spur, dir lügen.
Du pochst an die vermeinte Geisterpforte,
Und was vernimmst du? — Worte, nichts als Worte.

Deshalb will ich, die Totenmaske sprechen.
Ich sah durchs Fenster Strahlen Mondlichts brechen—
Wohlan, da deine Laune mich beschworen,
Vernimm, ich war nicht wie die andern Thoren,
Ich war ein harter Mann, und nie geschont
Hab' ich mich selbst und nie mich selbst gelohnt.
In Fesseln pflegt' ich stets mein Herz zu legen
Und mich, ging's auch ans Leben, nicht zu regen.
Ich lachte nur zu meiner Feinde Drohn
Und hatte gegen ihren Haß nur Hohn,
Ich hab' ein Beifallszeichen mit dem Leben
Beim Schauspiel dieser Erde nie gegeben.
Die Steine, deren jeden, die drum spielten,
Für einen Stein der wahren Weisheit hielten,
Warf ich auf die, die sie geduldig trugen,
Und zu den Dingen, die mich lockend frugen:
„Sind wir nicht prächtig?“ rief ich: Taube Nüsse
Und Tollkraut seid ihr, ekle Weltgenüsse.
Wer euch gekostet, muß es nur beklagen,
Und Thränen kostet's, muß man euch entsagen.

Was von sich selbst die Menschen eingestehen,
Darauf hab' ich sie niemals angesehen.
Ich forschte stets nach ihres Innern Spur,
Sah nicht auf Worte, auf Gebärden nur.
Ich merkte nur, wodurch sie sich verraten,
Und sah, warum sie dies und jenes thaten.
Ich sah den Grund von ihrem Thun, die Triebe,
Die Leidenschaft, die Selbstsucht, Haß und Liebe.
Ich las aus ihren Mienen schon ihr Ziel,
Der Eitelkeiten hohles Gaukelspiel.
Und nachts dann kamen zu mir ihre kranken
Geplagten Seelen mit den Qualgedanken,
Die unterdrückten mahnenden Gewissen,
Die keine Ruhe fanden auf den Kissen.
Es mußten mir gestehn getrennte Gatten,
Was vor einander sie verheimlicht hatten;
Bekennen mußten Beider, wie sie beugten
Sich still vor jenen, gegen die sie zeugten.
Die Geizigen gestanden ihre Sorgen
Um Güter, die sie wähnten wohlgeborgen,
Und daß sie gern all ihres Reichtums Bürden
Um einen Traum des Glückes geben würden.
Die Großen, die so stolz herniedersahen
Auf die, die ihnen sich gewagt zu nahen,
Sie gingen betteln jetzt um einen Tropfen
Alltäglichkeit, um etwas Herzensklopfen.
Geliebt sein wollten sie und gut erscheinen,
Und wenn sie stürben, daß man sollte weinen.
Indes ich so mich nährte mit Betrachtung
Erwuchs ich mehr und mehr an Weltverachtung,
Die Menschen kamen bald mir immer kleiner
Und ich mir besser vor, als sie, und reiner!
Bald fand ich mich dann überall verletzt,
In meinem Stolze mich zurückgesetzt.
Da rief am Weg mich einst ein Bettelmann,
Ein kranker Greis um einen Pfennig an,
Er bat so traurig, war so bleich und alt,
Das Elend in der eigensten Gestalt, —
O, rief ich auf, du mahnst mich, Weltenherz,
Du heilest mich von meinem eitlen Schmerz!

Am schönsten stets im holden Frühling sind
Die Blumen und ein schönes Menschenkind.
Wir hatten unser Maienfest gefeiert
Im Wald, von grüner Dämmerung umschleiert.
Wir tanzten in der Runde, Paar an Paar,
Die Mädchen, flatternd los ihr Lockenhaar,
Sie hatten Eichenkränze sich gewunden
Und in die Zweige Blüten eingebunden.
Musik ertönte, stürmisch und berauschend,
Die Sinne flammten, Blick und Blicke tauschend,
Die Wangen glühten, und die Arme schlangen
Um goldne Gürtel sich voll Glutverlangen.
Da plötzlich schied vom Wald der Sonne Strahl,
Und alles wurde stumm mit einemmal,
Wir lauschten alle bang, indes sie schied
Auf einer Amsel schwermutvolles Lied.
Wie von der Schöpfung tiefstem Weh berührt,
Ward jedes Herz dem Augenblick entführt,

An jedes trat heran die bange Stunde
Des ersten Ach, der ersten Herzenswunde . . .

Die Totenmaske schwieg, nein, ihre Mienen,
Die eben noch zu sprechen mir geschienen,

Erstarrten wieder, jene Zeichen schwanden,
Die kabbalistisch über ihr gestanden,
Und von den Lippen wich, von Stirn und Wangen
Das Mondlicht, schwer von Nachtgewölk umhangen.

Hermann Lingg.

Und morgen?

Durch die alte Gasse im Sonnenschein
Schaut ins tausendste Jahr schon ein Haus herein,
Heute noch wimmeln die Märkte drum,
Die Sonne geht auf, die Sonne geht um —
Und morgen?

Die Armen bauen an Weg und Steg,
Die Könige wollen ihr Lustgehäg,
Heute noch rauschen die Feste drum,
Die Sonne geht auf, die Sonne geht um —
Und morgen?

Du hüpfendes Herz, wie singt dein Schlag,
Unendlichkeiten von Tag zu Tag,
Kränze des Ruhmes flattern drum,
Die Sonne geht auf, die Sonne geht um —
Und morgen?

Doch ein Schoß ist, ich weiß, was ihr all nicht wißt,
Wo man die Welt und die Zeit vergißt,
Die seligsten Träume blühen drum,
Die Sonne geht auf, die Sonne geht um,
Und immer wie heut so morgen.

J. G. Fischer.

„Wenn du wiederkehrst . . .“

Wenn du wiederkehrst, und währt es sommerlang,
Bis der Schnee liegt, will ich auf dich warten,
Bis kein Auge sieht vor Schnee den Fliedergang,
Wo die Drossel sang im grünen Garten.

Wenn du wiederkehrst, und währt es winterlang,
Bis der Flieder grün ist, will ich warten,
Seine Blüten weiß und blau den Weg entlang
Schimmern abends durch den dunkeln Garten.

Wenn du wiederkehrst, und währt es lebenslang,
Bis mein Haar ergraut ist, will ich warten,
Bis mich nimmermehr erweckt der Drossel Sang,
Wo der Flieder blüht im stillsten Garten.

Wenn du wiederkehrst — o komm, da blond mein Haar
Und aus Fliederblüten mein Geschmeide,
Da dein Herz noch weiß, wie bang die Stunde war
Jenes Tages, der getrennt uns beide.

Anna Ritter.

Abendwanderung.

Wie sich nun zum Abend neigt
Müden Tages holde Fülle;
Still der Mond zur Höhe steigt,
Lösend seine Wolkenhülle;
Hoch am Himmel allgemach
Stern zu Sternen traulich flimmern;
Wald und Flur und Wiesenbach
Weich im Silberlichte schimmern —

Schweigend wall' ich über Land,
Luge träumerisch ins Weite;
Fühle geisterhaft entsandt
Nahe mir ein hold Geleite.
Schatten huschen vor mir her,
Lichtlein durcheinander irren;
Scheue Wesen, flügelschwer,
Schwarz an mir vorüberschwirren.

O, nun klingt es mir im Ohr —
Wundersame Dämmerweise;
Was mein Herz nur so verlor,
Taucht herauf in meine Kreise.
Leuchte, Freund, in mich hinein,
Laß Vergangnes milder glänzen,
Laß verklärt von deinem Schein
Meine Gräber mich bekränzen.

Eugen Reichel.





Schülerstreiche.

Von Heinrich Kruse.

Vorwort. Als ich noch Gymnasiallehrer war, hatte ich einen Kollegen, der in seiner Jugend auf See gefahren war. Da die Mannschaft von ihm begehrte, er solle etwas erzählen, und sein Vorrat an Geschichten bald erschöpft war, kam er auf den glücklichen Gedanken, den Leuten den Homer zu erzählen, soweit er sich des trojanischen Krieges und der Abenteuer des Odysseus erinnerte, und fand das dankbarste Publikum. Warum das, was sich wirklich begeben hat, nicht dichterisch ausführen? Man erhält dabei die beste Gelegenheit, aus den homerischen Gesängen alles auszulassen, was für uns fremdartig und ungenießbar geworden sein mag, und die schönsten Blumen des Homer zum Kranze zu flechten. Mit dieser Absicht habe ich mich immer getragen und sie in meiner gegenwärtigen Muße endlich ausgeführt. Ich habe mir dabei selbstverständlich manche Freiheit gestattet. Es gewährt einen eigenen Reiz, mit Homer und Vergil, da man es im ganzen nicht kann, im einzelnen zu wetteifern. Und die Bemerkungen des Schiffsvolkes dienen dazu, den Ernst mit Humor zu würzen. Mein Werk: „Die kleine Odyssee" habe ich in zehn Bücher eingeteilt. Das erste Buch ist nur die Einleitung und bildet, namentlich, was die Schülerstreiche betrifft, ein Ganzes für sich, das ich so frei bin, der Leserwelt vorzulegen.

Albert Friedrich, die stattliche Brigg, die kürzlich gedockt war,
Sah trotz Alter und Stürme nun wieder wie neu und verjüngt aus,
Darin glichen sich Brigg und Kaptän, Herr Nicolas Wiedbrod.
Amor hatte mit Lachen dem alternden Junggesellen
Mitten ins Herz mit dem schärfsten der Pfeile geschossen. Er hatte
Kühn ein junges und schönes Geschöpf zur Frau sich genommen
Und schien schier wie verjüngt durch den Bräutigamsstand und die Ehe.
Niemand konnte bestreiten, daß unser Kaptän nun ein junger
Ehmann war, und er schien zehn Jahr sich jünger zu halten,
Ging sorgfältig gekleidet mit sauberer Wäsche, rasierte
Jeglichen Morgen sich selbst vor dem Spiegel mit englischem Messer,
Bis von dem bräunlichen Backen der Schimmer, der graue, gewichen,
Kämmte das Haar sorgsam und hielt's mit dem Kämmchen zusammen,
Daß man die werdende Platte nur kaum zu gewahren vermochte,
Wie uns der Vollmond oft durch streifige Wolken verhüllt wird.
Leichter erschien der Kaptän in jeder Bewegung und glich fast
Einer rostigen Angel, auf die man zum Schmeidigen Öl goß.
Und so war er verliebt in die reizende, junge Gefährtin,
Daß es zu schwer ihm ward, aus ihrer Umarmung so gleich sich
Loszureißen. Er nahm sie mit auf die Reise, die erste,
Welches die Rheder zuweilen gestatten, doch niemals es gern sehn,
Fürchtend, es möchte wohl unter den „Grünigkeiten" und andern
Posten der Rechnung des Schiffers ein Hut und ein Mantel versteckt sein.

Nun, da hatt' ich denn oft als Kajütswacht mit des Kaptänes
Frischer und lieblicher Frau im Dienst gar manche Berührung.
Wenn auf der Treppe wir eng uns streiften, so fühlt' ich mit Wonne
Einen Schlag in das Herz wie einen elektrischen Funken.
Und das war im vorigen Jahr ein lustiges Leben!
Wenn uns Stille befiel und nirgends ein Lüftchen sich regte,

Albert Friedrich, die stattliche Brigg mit den ragenden Masten
Gleich, als sei sie gemalt, dalag auf gemaltem Gewässer,
Ward ein Tänzchen gemacht. Fritz Runge, der leichte Matrose,
Gern „Herr Runge“ genannt auf dem Schiff, dieweil er bemüht war,
Immer sich aufzuspielen als Mann von Erziehung und Bildung,
Zog die Harmonika dann zu Kegelquadrille und Hopser.
Selber der Herr Kapitän war bemüht, als Tänzer zu zeigen,
Was er gelernt in der Jugend, mit manchem verwegenen Luftsprung,
Während die Hacken er wirbelnd zusammenschlug, daß es klappte.
Steuermann durfte dann auch antreten mit Frau Kapitänin,
Auch Herr Runge zuweilen, wir anderen standen zu niedrig.
Mir ward vorgebunden die Schürze des Kochs, und ich mußte
Tanzen als Dame dahin auf jenen bezaubernden Bällen,
Wo man geplagt nicht war von dem Staub und der Hitze des Ballsaals,
Sondern man atmet' den Hauch des Meers und die köstlichen Lüfte,
Die umfächeln die Stirn auf den Inseln der Seligen, sagt man.
Aber ich fühlte mich seliger noch, wenn die liebliche, junge
Frau im Vorübergehn mit gewinnendem Lächeln mich ansah.
Oder sie klopfte mir heimlich die Backen. „Du reizender Bengel!“
Sagte sie dann, sich selber beredend, ich sei nur ein Kind noch.
Ging der Kaptän ans Land, so war ich sicher, sie hatte
Vollauf in der Kajüte zu thun für ihren Kajütswacht.
Hat ein Sperling gepickt an der Kirsche, so schmauset er weiter,
Bis nichts übrig bleibt als der Stengel und oben der Kirschkern.
Soll ich die Wahrheit gestehn, so übt' ich am Ende der Reise,
Wenn's gleich Schnee und Schlitten und Schellengeläut nicht an Bord gab,
Häufig das Schlittenrecht: ein herzhaftes Küßchen, geheim aus.

Als wir nach Stralsund kamen, um Winterlage zu halten,
Wo von der Ballastkiste bis Baden- und Heiligengeist-Thor
Damals lagen in drei gar stattlichen Reihen die Schiffe,
Lud der Kaptän mich ein, Sonntags zu kommen zu Mittag.
Und ich war so klug wie ein Huhn; ich gab mir den Anschein,
Kaum zu beachten die Frau, denn deren Gunst war mir sicher,
Doch für den Herrn Kapitän war ich achtungsvoll und beflissen.
Und so lud er denn öfter mich ein und beförderte selbst mich
Zum Hausfreund — ein gefährliches Ding für ältliche Männer.

Einmal war er gegangen zum Schwan, wo seine Gesellen,
Schiffer und Steuerleute, des Abends gewohnt sich zu treffen.
„Wenn mein Alter sich dort beim Grog vor Anker gelegt hat,“
Sagte mit Lächeln die Frau, „so kommt er so bald nicht nach Hause,
Und so haben wir, Heinrich, den Abend vor uns zum Plaudern.
Sieh, ich habe dir auch dein Leibgericht eben gebacken,
Plinsen mit Plaumenkraut; und hier ist alter Madeira,
Den mein Mann nur selten sich gönnt; doch schenke dir dreist ein;
Denn wir müssen den Geiz ihm abgewöhnen.“ Wir schmausten;
Aber nachdem wir uns nun an Trank und Speise gesättigt,
Tanzten wir lustig herum. Wir hatten gerade geendigt.
Und so standen wir noch bei einander. Ich hatte die Rechte
Noch um den Wuchs ihr gelegt und spitzte die schmachtenden Lippen
Grade zum Kuß — man soll ja den Kuß in Ehren nicht wehren —
Als sich die Thür aufthut und hereintritt Kapitän Wiedbrod.
Wiedbrod war im Schwan gar hart aneinander geraten
Heute mit Peter Kräft, dem Altermanne der Schiffer,
Schuld an dem Streit war unser Kaptän; denn er hatte den andern
Unvorsichtig genug, als „Sommerschiffer“ verspottet.

Nun ist freilich es wahr und nicht zu bestreiten, daß Kräft noch
Stets es zu machen gewußt, daß er zeitig im Herbste nach Haus kam.
Winterfracht war nicht nach seinem Geschmacke. Er pflegte
Seinem Patrone zu sagen: „Mein Schiff verträgt nicht das Eis mehr."
Peter Kräft hat nie noch gefehlt auf dem Schifferballe,
Wo Kaufleut' und Rheder als Ehrengäste erscheinen,
War als Ordner des Fests geschätzt und wußte den Tanzsaal
Prächtig mit Kränzen zu schmücken und Flaggen von allen Nationen.
Als sein Rheder ihn sah, wie er schwelgte bei Eis und Champagner,
Rief er mit Lachen ihm zu: „Ihr selber vertraget das Eis noch!"
Also war es nicht ohne, ihn Sommerschiffer zu nennen;
Aber ein Vorwurf kränkt uns am meisten, sobald er ein Körnlein
Wahrheit enthält, mein Peter Kräft ward rot im Gesichte,
Wie sein Name besagt,*) und brach los gegen den Wiedbrod:
„Willst du andere narren, und bist doch der größte der Narren?" —
„Ich ein Narr? Und warum?" — „Das fragst du noch?" sagte da höhnisch
Peter Kräft, „du, der du mit fünfzig Jahren gefreit hast!"
„Bin erst acht und vierzig!" — „Das ist ja Hose wie Jacke.
Freund, du nahmst dir ein Weib, das, wer euch sieht, sie für deine
Tochter hält; drum wird es dir gehn, wie du es verdient hast."
Und dann hielt er die Hand in die Höh auf jeder der Schläfen,
Daß sie wie Hörner zu sehn und alle vor Lachen sich wälzten.
Doch Kräft ließ noch nicht nach: „Zwei Männer von fünfundzwanzig
Sind stets lieber der jungen Gemahlin als einer von fünfzig!
Gieb acht, was ich dir sag', und es wird sehr bald sich erfüllen,
Freund, ein jüngerer Mann wird Hahn im Korbe bei ihr sein
Und dich ehrlichen Alten zum Hahnrei machen."
„Und wer denn?"
Rief von Eifersucht jetzt plötzlich erfaßt der Kaplän aus.

„Hast du selber nicht Augen, so haben's doch andere Leute.
Als wir nach Ummanz waren, von Klickows geladen zur Hochzeit,
Tanzte sie wieder und wieder, als wenn sie zusammengehörten,
Mit Karl Böttcher, dem hübschen, als Steurmann eben geprüften,
Strammen und prächtigen Kerl, und sie schienen mir Blicke zu wechseln.
Nimm dich in acht, daß während du hier willst andere aufziehn,
Nicht Karl Böttcher sitzt bei deinem Weibchen und löffelt.
Darum rat' ich dir, Freund, wenn du kaufest, so sieh genau zu,
Ob nicht Näschen und Mündchen — karlistisch sind!" sagte der grobe
Peter Kräft, mit dem Pfeile des Sommerschiffers im Herzen.
Zornig erhob von dem Sitz sich Wiedbrod, griff nach dem Hute
Und sprach also: „Der Witz ist doch zu platt für Matrosen!"
Sprach's, und hinter sich warf er die Thür mit großem Geräusch zu.
Und so eilt' er nach Hause, getrieben vom Zorne, so schien es,
Aber beflügelt noch mehr von der Leidenschaft, welche mit Eifer
Suchet, was Leiden schafft. Er fühlte gepreßt und beklommen:
Was ihn ängstigte, war der Gedanke, er könnte zu Hause
Finden die Frau mit Karl, mit ihrem Geliebten, dem Steurmann.

Als nun die Thür aufging, so prallten wir rasch auseinander
Wie zwei Billardkugeln. Wir fürchteten, daß der Kaplän doch
Etwas gemerkt; denn wenn auseinander prallen die Kugeln,
Ist es ein sicheres Zeichen, daß sie zusammengestoßen,
Und sie flog auf ihn zu mit ihrem gewinnendsten Lächeln:
„Kommst du früher nach Haus, mein Männchen? Wie artig von dir das,
Daß du des Weibchens gedenkst, das einsam sitzet zu Hause

*) Kräft heißt auf Plattdeutsch Krebs.

Und nach dem Männchen sich sehnt und seiner vergnügten Gesellschaft."
Also sagte sie schmeichelnd, doch klopfte das Herz ihr. Sie dachte:
Ob er wohl etwas gemerkt? Auch ich stand bangend von ferne,
Weg von der Schönen geprallt nach dem äußersten Winkel der Stube;
Und mir war zu Mut wie dem Hund, der Prügel verdient hat.
Aber — o Wonne, o Glück! — ihn beschäftigten andre Gedanken.
Als er die Thür aufmachte, lag nur im Sinn ihm die Sorge,
Dort Karl Böttcher zu treffen, den Windhund, wie er ihn nannte,
Und er war wie erlöst, dort mich nur, den Jungen zu finden,
Den unschädlich er hielt und als Nebenbuhler nicht ansah.
„Heinrich brachte soeben den Tabak, den du verlangtest,
Siehe, wie zierlich ist die Vignette! Darunter die Inschrift:
  Bei froher Botschaft, Geld und Punsch
  Schmeckt dieser Tabak ganz nach Wunsch!"
Und sie fügte hinzu: „Als Botenlohn hab' ich Heinrich
Einige Plinsen gegeben. Es wird dir, Männchen, doch recht sein?"
„Ei, ja wohl! Ja wohl!" so sagte behaglich ihr Gatte,
Froh, wie Prometheus war, sobald von der Brust ihm der Geier
Wegflog. So war nun in Richtigkeit alles und Ordnung.

„Und was machtet ihr eben zusammen?" so frug er verloren.
„Wir," so sagte die Frau und gab zuvor ihm ein Küßchen,
„Wir, wir übten ein Tänzchen uns ein, das ich neulich erlernte,
Als wir zur Hochzeit waren auf Ummanz, weißt du, bei Klickows.
Heinrich ist linkisch, man muß einlernen den Jungen. Erinnerst
Du dich des Schottischen noch?" — „Jawohl, du tanztest zusammen
Mit Karl Böttcher. Das ist ein eitler und frecher Geselle,
Ein Windbeutel und kein Umgang für ehrbare Frauen.
Der soll künftig nicht mehr mir die Schwelle des Hauses betreten!"
Also ward Karl Böttcher die Wetterstange, die glücklich
Lenkte das Unheil ab von unsern schuldigen Häuptern.
Diesmal waren wir freilich der Straf' entronnen, doch Gottes
Mühlen, sie mahlen nicht rasch, doch trefflich fein und es sollte
Spät mich ereilen die Strafe für mein leichtsinniges Schlecken.
Ja, das werdet ihr noch im Lauf der Erzählung erfahren.
Kaptän Wiedbrod mußt' im Frühling, wenn auch mit Kummer,
Lassen das Weibchen daheim in ihrer behaglichen Wohnung
Hinter dem Semlower Thor, wo man blickt auf den Hafen und Rügen,
Und so ging's auf dem Schiff dies Jahr nicht so lustig wie sonst zu.
Herr Kapitän ließ wenig sich sehn und war dann verdrossen,
Ließ stets putzen das Schiff, und es war, wie man saget, der Scheuer-
Teufel gefahren in ihn. Die vergnügteste Stunde war abends,
Wenn wir am Gangspill saßen und allerhand uns erzählten,
Und manch Seemannsgarn ward dann von den Leuten gesponnen.

„Heinrich," sagte zu mir Fritz Runge, der leichte Matrose,
„Heinrich, du könntest wohl auch mal predigen." „Predigen?" sagt' ich. —
„Ja! du bist auf die hohe lateinische Schule gegangen
Und hast auch Hebräisch gelernt."
                              „Da bist du im Irrtum.
Mutter verlangte zwar sehr, mich einst auf der Kanzel zu sehen,
Und ich hatte Latein und Griechisch auch willig getrieben.
Aleph, Beth und Gimmel und alle die Zeichen die krausen,
Reichlich mit Punkten und Strichen verbrämt, womit man im Blättchen
Koscheres Fleisch anzeigt, sie waren mir gründlich zuwider.
Vor dem Hebräischen bin ich aufs Meer entlaufen." Sie lachten.
„Wer da gehet auf See, mein Sohn, zu seinem Vergnügen,
Mag nach der Hölle spazieren, Ergötzlichkeiten zu suchen!

Wenn du nicht predigen kannst, so erzähle was." „Aber wovon denn?" —
„Was du willst! Wir sind einfältiges Volk und wir nehmen
Gern mit allem verlieb."
So erzählt' ich denn, was mir zunächst lag:
Schülergeschichten und Schwänke vom unbezahlbaren Schröder.
August Schröder, er war ein gelehrter Professor und hatte
Mancherlei Dinge gelernt, nur nicht, wie man Jungen in Zucht hält.
Einmal während der Pause der Zwischenzeit, wo die faulen
Schüler sich rasch präparieren, abschreibend der Fleißigen Hefte,
Oder die meisten sich balgen, da standen nach ihrer Gewohnheit
Unsere Lehrer im Kreis und unterhielten sich eifrig,
In die homerische Frage vertieft und den neuesten Stadtklatsch.
„Nun, ich gehe!" so sprach mit Betonung der Rektor, ein Beispiel
Gebend den Herren Kollegen, das leider für heut nicht befolgt ward,
Denn sie stritten sich fort, und ehe sie zu der Erkenntnis
Durchgedrungen, daß ihnen auch heut die homerische Frage
Nicht zu lösen bestimmt, war fast halb elf es geworden.
„Wie viel Uhr ist es wohl?" so fragte doch endlich ein Lehrer,
Und ein anderer sah nach der Uhr und sagte verwundert:
„Drei Minuten vor halb!" „Das ist nicht möglich! Die Uhr geht
Vor!" so riefen sie alle, doch machten sich alle von dannen,
Aufzusuchen die Klassen, die lange schon harrten des Lehrers.
Furchtbares Lärmen erscholl aus Tertia. Über den Bänken
War, und unter den Bänken der Kampf entbrannt, und worüber,
Darauf kam es nicht an; nur die Faust und den Mut zu erproben,
Mappen und Bücher durchsausten die Luft. Da plötzlich erscholl es:
„Schröder! Er kommt! Er ist da." Und wirklich, mehr laufend als gehend,
Kam der Professor mit hastigem Schritt durch den hallenden Kreuzgang
— Unser Gymnasium war vor Zeiten ein Kloster gewesen —
Lang und schwank, denn sicher und fest war nichts an dem Manne,
Und kaum hieß es: „Er kommt!" so stand er schon fast in der Thüre,
Daß es der äußersten Eile bedurft' in entschlossenster Thatkraft,
Um nicht Frechheit zu sagen, die Thür vor der Nase des Lehrers
Zuzuschlagen, ins Schloß sie zu schmeißen, daß dröhnte der Kreuzgang.
„Junge, was fällt dir ein? Heidborn, du Schlingel der Schlingel,"
Rief der Professor und wollte die Thür aufreißen von neuem,
Doch es gelang ihm nicht; denn Heidborn hatte den Rücken
Gegen die Thür gelegt und stemmte sich stramm mit den Füßen
Gegen die festgenagelte Bank in der Nähe der Thüre.
„Machst du mir nicht gleich auf, so sperr' ich dich, Jung, in den Holzstall!
Heidborn! Heidborn! Hörst du denn nicht? Du denkst wohl am Ende,
Daß ich dich nicht, du Lümmel, erkannt?" Der hört es gelassen
Und mit schmunzelndem Mund antwortet der lustige Vogel:
„Ja, ich soll wohl glauben, du wärst der neue Professor
August Schröder, der sich einbildet, er müsse die Jugend
Pommerns und Rügens erziehn mit dem preußischen Stocke!" Es hatte
Gleich in der ersten Lektion der Professor zum Stocke gegriffen,
Ansehn sich zu verschaffen; doch hatt' er damit es verschüttet.
„Ja, du weißt gut nachzumachen die Schrödersche Stimm' und
Höchst potsdämliche Sprache, doch geh' ich dir nicht auf den Leim! Nein!
Ballere nur an der Thür" — „Das ist schon wieder ein Ausdruck!
Ballern! so sagt man nicht auf hochdeutsch. Poltern, so heißt es
Wartet, ich treib' euch noch aus, ihr pommerschen Jungen, das Plattdeutsch.
Ich bin's selbst, der Professor und Ordinarius Schröder." —
„Ja, so sagst du. Ich glaub' es man nicht!" — „Da sagst du schon wieder
‚Man' für ‚nur' trotz meines Verbots. So öffne doch, Heidborn!"
Niemals wußte der Ärmste sich Rat, wenn die schändlichen Jungen

Streiche dem neuen Professor gespielt und ihn freventlich höhnten,
Und so legt er verzweifelnd beinah sich aufs Bitten. Indessen
War in Tertia alles von Tischen und Bänken gestiegen
Jeder auf seinen Platz, und die fliegenden Wurfgeschosse,
Mappen und Bücher, in Ruh' und vor jedem in Ordnung gelagert.
Heidborn sagte: „Nun wollen wir sehn, wer den Schröder gespielt hat!"
Und so zog er die Füße zurück und machte die Thür auf.
„O, sind Sie es in eigner Person?" so sagte da Heidborn,
Namenloses Erstaunen erheuchelnd. „Ich bitt' um Verzeihung,
Herr Professor!" Dem Lehrer, sich nicht zu fassen vermögend,
Fiel nichts Passendes ein zu erwidern, doch langt' er im Zorne
Aus mit der Hand, um schweigend, wie einst der gewaltige Gottsched,
Als sein Bedienter zu spät mit der großen Perücke gekommen,
Hinter die Ohren zu schlagen dem Teufelsjungen, dem Heidborn.
Heidborn aber, geschmeidig an Leib und Seel, der die Augen
Überall hatte, er sah rechtzeitig das jähe Verderben,
Wie Homer es benennt, und sank blitzschnell in die Kniee.
Also fuhr die gewaltige Hand mit gespreiteten Fingern
Nur durch die Luft und verwundete sich an der stehenden Tafel,
Die mit Quadraten bedeckt, Pythagoras Satz zu beweisen.

Ja, in Tertia fand sich die Blüte der Flegeljahre
Reichlich vereint, doch Heidborn war der gelungenste Bengel.

Einmal bracht' in der Tasche des Rocks, vorsichtig gewickelt
In sein Taschentuch, ins Klassenzimmer er eine
Schwalbe, gefangen im Haus, ein Späßchen mit Schrödern zu haben.
Zwischen zehn und elf, wo Schröder dozierte, da ließ er
Fliegen das arme geängstigte Ding. Da flog dann die Schwalbe
Zwitschernd umher und stieß sich am Fenster, und auf dem Katheder,
Schrödern grad auf den Kopf, ließ sie was Weißliches fallen.
Heidborn selber, der Schalk, er hätt' es nicht besser verstanden.
„Woher kommt denn die Schwalbe?" so sprach der Professor verwundert.
„Sämtliche Fenster sind zu; steht offen am Ende die Thüre?
Nein! Wie kommt denn die Schwalbe herein?" Das war ihm ein Rätsel.
„Herr Professor," so sprach Heidborn mit ernstem Gesichte,
„Wollen gefälligst Sie nur mal genau sich die Schwalbe betrachten,
Sie ist rußig und rostig von Farb' und gehört zu der Gattung,
Die Rauchschwalben man nennt; drum mein' ich, sie ist durch den Rauchfang
Und durch den Ofen gekommen ins Klassenzimmer. Wie störend!"
Schröder — er schüttelt den Kopf. Die Erklärung schien ihm nicht glaubhaft;
Aber er wußte die Sache doch nicht sich anders zu deuten.
Ratlos stand er ein Weilchen, den Kopf sich säubernd, und sagte:
„Öffnet das Fenster und laßt wegfliegen die Schwalbe."
Das Rätsel
Ging ihm im Kopfe herum und er zog noch am nämlichen Tage
Unsern Pedellen zu Rat, Schuldiener Behden. „Was meint Ihr?
Können die Vögel wohl kommen ins Zimmer hinein durch den Rauchfang?"
„Herr Professor," so sprach der Pedell, „in Tertia sitzen
Loser Vögel wohl dreißig bis vierzig, die werden es wissen,
Wie sie gekommen ins Zimmer, die Schwalbe; doch nicht durch den Schornstein."

Aber die Störungen wurden so laut in Tertia, daß man's
Selbst auf dem Schulhof hört', und es spitzte der Rektor die Ohren.
Schröder verklagte zuletzt beim Rektor selber die Klasse.
Namentlich wurde zu arg beim Deklamieren der Unfug.
Also kam denn einmal beim Deklamieren der Rektor

Selbst unverhofft in die Klasse herein, um zum Rechten zu sehen.
Schröders Unstern wollt', daß der deklamierende Schüler
Niemand anders war als seine Plage, der Heidborn.
Heidborn, hübsch und gewandt, trat vor und gab an den Rektor
Sich gar artig verbeugend das Buch, worin das Gedicht stand.

„Heidborn heißt du? Du wirst ja gelobt in Latein und Geschichte."

„Ja," sprach Schröder mit Seufzen, „allein, Herr Rektor, es heißt ja:
‚Wer fortschreitet im Lernen und geht zurück in den Sitten'" —

„Ei, das hör' ich nicht gern. Wie heißt das Gedicht, das du aufsagst?

„‚Als mein Sohn —'" (er sah in das Buch) —
„Was ist das für ein Titel?"
„‚August Pillen zu schlucken bekam!' Wo hast du denn, Heidborn,
Dieses vertrakte Gereim in einem veralteten Schmöker
Aufgegabelt? Das Buch ist schon gelb und riechet nach Tabak."

„Ein sehr schönes Gedicht," antwortete ruhig und sicher
Heidborn. „Wissen Sie auch, Herr Rektor, wer der Verfasser
Dieses Gedichtes? Es ist ein hochgeachteter Domherr,
Doktor der Theologie, mit Namen Schröder, der Vater
Unsres Professors." Der Rektor erschrak. „So schön das Gedicht auch
An und für sich schon ist, mehr hat es das Herz mir gerühret
Wegen des nahen Bezugs auf unsern verehrlichen Lehrer
(August heißt er bekanntlich), der heftig erkrankt war als Knabe
Und so genötigt war, sehr bittere Pillen zu schlucken."

Also begann Heidborn denn des zärtlichen Vaters Ergüsse
Über das Leiden des Sohns mit vielem Gefühl zu verkünden.
August Schröder, der längst durch die Pillen geheilte und sechs Fuß
Aufgeschossene Knabe, er blickte verlegen zu Boden
Und gern hätt' er im Mörser zerstampft da den schändlichen Bengel,
Der ihm zum Possen des Vaters schon lange vergessne Gedichte
Aufgestöbert. Der Rektor war ein erfahrner Erzieher,
Der sonst nie in Verlegenheit kam. Doch dieser besondre
Kasus macht auch ihn unschlüssig. Was sollt' er beginnen?
Sollt' er sagen: „Ein schlechtes Gedicht und alberne Verse?"
Nein! Unmöglich! das ging doch nicht an. Wir sämtlichen Schüler
Stopften vergebens das Maul mit dem Schnupftuch, um nicht zu platzen,
Und bald kichert' man vorn, bald lacht' man hinten. Dem Rektor
Selber gelang es nicht, ernsthaft zu bleiben. Er biß sich
Scharf auf die Lippen und kehrte sich ab. Ja, die bittersten Pillen
Nahm der Professor ein, ihm gedreht von dem Racker, dem Heidborn.

Schröder war freilich gelehrt, doch verkehrt, und gelang es ihm niemals,
Sich aus der Klemme zu ziehn. Er verwickelte meist sich noch ärger.
„Berg, du schreibst ja nicht auf, was ich euch vortrage!" so rief er
Bei dem Geschichtsvortrag. „Ich habe vom vorigen Jahre,
Herr Professor, Ihr Heft!" So suchte sich Berg zu entschuld'gen.
„Ach was! Schreibe nur mit. Ich trage in jeglichem Jahre
Anders es vor." Nun stand er gerad bei Beschreibung des Kreuzzugs
Friedrich Barbarossas und kam zum Ende des Kaisers.
Vorigmal hatt' er erzählt, es hätte der Kaiser bei großer
Hitze des Sommers ein Bad im Fluß Kalykadnos genommen
Und, von den eisigen Fluten erkältet, ein Fieber bekommen,
Dem er am dritten Tag, zu des Heers Leidwesen, erlegen.

Anders erzählt' er uns jetzt. Es war eine Brücke geschlagen
Über den Fluß und Friedrich, der hohenstaufische Kaiser,
Rotbart ward er genannt, doch ward schon silbern der Haarschmuck,
Ritt darüber geharnischt mit seinem gepanzerten Streitroß,
Das sich scheute, sich bäumte und plötzlich sich stürzt' in die Fluten.
Und so mußte der große, gewaltige Kaiser erbärmlich
Unter den Augen des jammernden Heeres der Christen ertrinken.
Als der Professor so gänzlich verschieden vom Tode des Kaisers
Diesmal berichtet, so wendet er sich triumphierenden Blickes
Jetzt zu Berg und spricht: „Nun siehst du doch, Berg, daß in jedem
Jahr ich anders erzähle. Was lächelst du, Berg, noch? Was habt ihr
Zu grieslachen dabei?“ — „Berg meinte, Sie würden im nächsten
Jahre den Kaiser mit Gift vom Leben zum Tode befördern!“

Und so erzählt' ich denn gern von den Schülergeschichten die schönsten
Meinen Matrosen zur Lust und lachte mit ihnen zusammen.
Ei, das schmeckt nach mehr, so sprach Klaus Babbe, der Bootsmann,
Welcher dabei von einem Ohr bis zum anderen grinste,
Und so sucht' ich hervor, was mir von Schnurren noch einfiel.
Aber ich mußt' es zuletzt doch ebenso machen wie Uhland.
Als man ihn fragte, warum er denn keine Gedichte mehr schriebe,
Sprach er: „Ich weiß nichts mehr!“ Da brummten die Leute und murrten:
„Warum bist du geschickt auf die große lateinische Schule,
Wenn du dort nicht einmal etwas zu erzählen gelernt hast?
Also besinne dich nur!“
Ich besann mich denn wirklich auf etwas;
Kannt' ich nicht Vater Homer und seine unsterblichen Lieder,
Der aus dem Kindheitsalter der Welt so reizend erzählet,
Daß ihn das Kind anhöret mit Lust und das Alter mit Andacht?
Mag auch der Zorn des Peliden die wettergebräunten Gesichter
Weniger kümmern, sie freun um so mehr sich am klugen Odysseus
Und an den Fahrten des Mannes, der alle die Tücken des Meeres
Hatte geduldet wie sie. Er war ein befahrener Seemann,
Und so ward er mit Recht mit der Schiffermütze gebildet.
„Hört,“ so sagt' ich einmal, als am Abendhimmel die Venus
Strahlte beinah wie der Mond, „ich will euch Geschichten erzählen,
Schon Jahrtausende alt, doch werden sie nimmer veralten.
Der sie sang, war Homer, doch weiß man nicht, ob er sie aufschrieb
Oder zur Harfe nur sang, und es sangen die jüngeren Leute
Weiter die Lieder, erdacht von einem erblindeten Greise.
Erstlich will ich euch nun vom trojanischen Kriege berichten,
Wie die vereinigten Griechen vor Troja zogen, von tapferen
Königen angeführt, darunter der kluge Odysseus.
Und dann kehrten sie heim, doch hatte der kluge Odysseus
Noch zehn Jahre zu irren im mittelländischen Meere
Und viel Leiden zu dulden und Abenteuer, bis daß er
Kehrte nach Ithaka heim, wo Frau und Sohn auf ihn harrten,
Daß er befreie das Haus von den übermütigen Freiern.“ — — —





Am Vaterhause.

Von Emil Rittershaus.

Ein Haus, ein Baum, ein Hüttchen auch zur Seit' —
Hier hat das Paradies der Kinderzeit
Mir einst gelacht. Im Schatten dieser Linde
Sank einst zur Sommerzeit zuerst dem Kinde
Ins Herz der Dichtung Traum. —
Auf ihrem Schoß
Hielt mich die Mutter. Leuchtend, braun und groß
Sah liebevoll ihr Auge auf mich nieder.
Aus unserm Garten kam von Ros' und Flieder
Der Duft geflossen — und die Mutter las
Dem Söhnlein vor, das auf den Knieen saß,
Aus einem Liederbuch. Den Unrast aber,
Den kleinen Burschen, o, den stach der Haber!
Kaum hatte er ein Weilchen zugehört,
Da ward auch gleich die Andacht schon gestört!
„Wer hat den alten Lindenbaum zernagt?
Sag mir's, Mama?“ So hat der Sohn gefragt.

„Ein Gaul, den man daran band, hat's gethan!
Gieb acht, jetzt fängt ein neues Liedchen an!“ —

„Ein Gaul kann nicht so hartes Holz zernagen!“ —

„Kind, das geschah dem Baum in jungen Tagen,
Als weich die Rinde, und vernarbt ist's dann,
Doch immer wird man's sehn, du kleiner Mann!“ —

Die Mutter las „Des Knaben Wunderhorn,“
Mir war's, fürwahr, ein stiller Zauberborn!
Mir war's, ich könnte schaukeln mich und wiegen
Auf Reim und Worten; die Gedanken fliegen
Ließ ich ins Fabelreich, bis sorgenlos
Ein Falter nahte meiner Mutter Schoß.
Da war's vorbei! Das Pfauenauge zog
Mich mächtig an; des Knaben Mütze flog
Hoch in die Luft und fing den Falter — nicht,
Der, schimmernd flatternd in dem Sonnenlicht,
Zum Garten schwebte. —
Ach, wie manchesmal
Bin Pfauenaugen ich im Sonnenstrahl
Noch nachgehüpft in spätern Lebensstunden,
Und danke Gott, daß heimwärts ich gefunden
Doch stets den rechten Weg, wie, müd' gelaufen,
Ich damals durft' in Mutters Arm verschnaufen! —

Mehr schon als der Jahrzehnte vier vergingen,
Seit ich gehascht nach bunten Schmetterlingen
Im Garten, auf der Wiese und am Bach,
Doch wird Erinn'rung in der Seele wach,
So mein' ich fast, erst gestern wär's gewesen! —

Nicht unter Herrlichkeiten, auserlesen,
Wuchs ich empor, doch jeder Strauch und Baum
War mir ein Freund in unsres Gartens Raum,
Und, wenn der schmale Bach im Regen schwoll,
Sah ich in ihm des Weltmeers Sturm und Groll
Im Spiegel meiner jungen Phantasie.
So kannt' ich denn die Langeweile nie,
Lernt' in der Blumen Blühn, der Winde Rauschen
Schon früh das Leben der Natur belauschen —
Und ich gewann die köstlichste der Gaben:
Ein volles Glück im kleinsten Kreis zu haben!

Das war ein Fest, wenn an der Beete Borden
Im Sommer Stachelbeeren reif geworden,
Wenn rings ich sah in purpurnen Gehängen
Johannistrauben durch das Laub sich drängen —
Und, daß mein Glück ich doppelt dann empfinde,
Wie oft von einem armen, blassen Kinde
Schob sich ein Händchen durch des Gartens Zaun,
Um Gaben bittend! Beeren, rot und braun
Und gelb, ich gab sie gern, und zu dem Schmaus
Legt' oft ich einen Ringelblumenstrauß. —

Wie lange ist der Garten nun verschwunden,
Wo ich verträumt der Kindheit Sonnenstunden!
Rings Haus an Haus! So will's der Zeit Gebot. —
Die Linde nur bekommt das Gnadenbrot!
Sie grünt, von meinen stummen Spielgesellen
Der letzte! Aus den stolzen Wipfeln quellen
Noch ihre Düfte an den Sommertagen. —

Wie lange währt's, da wird sie umgeschlagen,
Da wird auch sie den Platz, den alten, räumen,
Der letzte Zeuge von den Jugendträumen
Des Dichters — und das Haus, drin ich geboren,
Wie bald ist's auch zum Untergang erkoren! — — —

Wohlan, es sei! Das ist der Zeiten Lauf:
Das eine sinkt, es blüht das andre auf —
Ich aber segne dankbar immerdar
Die Stätte, wo als Kind ich glücklich war! —



Der goldene Wagen.

Es war in einer Tropennacht;
Das Sternenkreuz am Himmel stand —
Da hab' ich sehnsuchtsvoll gedacht
An mein geliebtes Vaterland.

An's kleine Haus im grünen Thal,
An meiner Kindheit Paradies,
Und, wie die Mutter mir einmal
Des Himmels großen Wagen wies.

Wie sie erzählt, der Wagen geh'
Dort oben stets in gleichem Rund,
Ob rings die Welt voll Eis und Schnee,
Ob sie von Laub und Blumen bunt! —

Wie hat so oft der kleine Mann
Den Blick gewandt zum Sternenzelt,
Und sich gewünscht ein solch' Gespann
Zu einer Fahrt weit in die Welt! —

Nun ging weit in die Welt die Fahrt! —
Ein fremdes Volk, in fremdem Kleid,
Der Himmel selbst! — und stärker ward
Das Heimweh nach der Jugendzeit,

Nach jenem Ort, wo liebend schlug
Für mich des Mutterherzens Schlag —
Nach Norden ging der Blicke Flug,
Wo meine theure Heimath lag.

Dort, überm Horizonte dicht —
O, war's ein Wunder, was geschah? —
Sah ich den goldnen Wagen, licht
Und schön, wie ich als Kind ihn sah!

Und, wie ich lang ihn angeschaut,
Mein Aug' an seinen Sternen hing,
Da klang mir wie bekannter Laut
Der Wind, der in den Palmen ging.

Da war es mir, als hätt' von fern
Ein lieb' Gesicht mir zugenickt,
Als wär' ein Bote jeder Stern,
Von Gott für mich zum Trost geschickt!

Da fand die Seele einen Pfad,
Auf dem sie träumend heimgekehrt.
Im Rauschen an dem Seegestad'
Hab' ich den Wiesenbach gehört!

Im duft'gen Hauch der Südlandsflur
Umweht' mich Nordlands Blumenstrauß. — —
Im goldnen Sternenwagen fuhr
Mein Herz in jener Nacht nach Haus! —

Emil Rittershaus.



Zum Jubiläum des Faustbuchs.

Von Prof. Dr. Jakob Minor in Wien.

II.

Nicht bloß in die Höhe und Breite ist die Figur des Faust durch Übertragung gewachsen, sondern auf demselben Wege hat auch die Faustsage ihre Vertiefung erhalten. Nach Melanchthons Bericht, der uns in den Tischgesprächen von Manlius aufbewahrt ist, hat Faust in Venedig dadurch Aufsehen erregt, daß er ankündigte, er werde an einem bestimmten Tage in den Himmel fliegen. „Der Teufel hob ihn in die Höhe, ließ ihn aber zur Erde fallen, so daß er von diesem fast den Geist aufgegeben hätte." Von dem aus der Apostelgeschichte (8. Kap.) bekannten Zauberer Simon Magus wird erzählt, daß er in Rom vor Nero in die Luft zu fliegen versucht habe, aber durch das Gebet des Petrus herabgestürzt und zerschmettert worden sei. Als Magus secundus bezeichnete sich Faust selbst; mit Simon Magus vergleicht ihn Lercheimer und nach diesem das älteste Volksbuch. Kein Wunder, daß man den verunglückten Flugversuch und vielleicht auch noch mehr von dem einen auf den andern übertrug. Der Zauberer Simon stammt aus einer samaritanischen Stadt, er giebt sich frevelicht und vermessen als „die Kraft Gottes" aus, „die da groß sei". Philippus bekehrt ihn, weil er aber für das priesterliche Auflegen der Hände Geld verlangt, wird er von Petrus wieder verdammt, dessen Fürbitte er anfleht. Nach der Sage soll er später neuerdings Irrlehren verbreitet und darum von Petrus bis Rom verfolgt worden sein, wo er bei jenem Versuch zu fliegen verunglückt. Spätere Versionen wissen von seiner Verbindung mit Helena zu berichten, unter welcher sie die Mondgöttin (Selene) verstehen: dann wird der Name Helena mißverständlich mit der homerischen Figur identifiziert, und Simon Magus erscheint als Gatte der Helena, die er zu Tyrus in schmachvoller Erniedrigung aufgefunden haben soll. Vielleicht ist Fausts Bündnis mit der Helena gleichfalls von Simon Magus auf ihn übertragen worden.

Auf Übertragung aber beruht zweifellos das Hauptmotiv der Faustsage: sein Bündnis mit dem Teufel. Die frühzeitigen Quellen wissen von diesem gar nichts zu berichten; erst bei Gast und Manlius erscheint Faust im Verkehr mit dem Teufel. Nach dem ersteren führt er ein Pferd mit sich und einen Hund, welcher sich öfters in seinen Diener verwandelt und bei Tische die Speisen aufträgt; daß dieser Hund der Teufel sei, wird nicht gesagt, aber wohl als bekannt vorausgesetzt: denn auch Papst Sylvester II. und Agrippa von Nettesheim erschienen in Begleitung des dämonischen Hundes, und Melanchthon, welcher zum erstenmal ausdrücklich sagt, daß der Teufel den Faust in Hundsgestalt begleitet habe, erinnert wie sein Schüler Lercheimer ausdrücklich an Agrippa von Nettesheim, von welchem dieser Zug auf Faust übertragen ist. Bei Wier lehrt unser Held einem Schulmeister den Satan in ein Glas einzusperren, und einem eintretenden Besucher sieht er auf den Fuß, ob er auch Klauen hätte, indem er den Teufel bei sich erwartet: der Verkehr des Faust mit dem Teufel, also auch der Bund mit ihm, wird hier deutlich vorausgesetzt. Über das grause Ende des Faust berichtet zuerst Gast, daß er vom Teufel erwürgt worden sei und daß, so oft man sie auch umgewendet, die Leiche immer wieder das Gesicht der Erde zugekehrt habe; nach Melanchthon sieht Faust sein Ende, das ihn in einem Dorfe Württembergs ereilt, bereits voraus; er zittert davor und sagt dem Wirte „erschrick diese Nacht nicht": also ist der Bund auf einen bestimmten Termin abgeschlossen, dessen Ablaufen dem Faust früher angekündigt worden ist.

Nichts anderes als Übertragung liegt denn auch in Fausts Pakt mit dem Teufel und seinem grausigen Ende vor. Alchymie und Magie standen das ganze Mittelalter hindurch im Verdacht des Bündnisses mit dem Satan; aber auch jede überlegene Geisteskraft, jede tiefere naturwissenschaftliche Erkenntnis suchte man durch den Umgang mit einem Dämon zu erklären. Als der erste, welcher mit dem Teufel einen Bund abgeschlossen haben soll, gilt der Bischof Cyprianus von Antiochien, welcher in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts lebte. Ein geborener Grieche, der, in die ägyptischen Geheimlehren eingeweiht, einen Bund mit dem bösen Dämon schließt, welcher ein Heer hilfreicher Geister in seinen Dienst stellt, ihm in allen Dingen seinen Beistand verheißt und nach dem Tode den Rang eines Fürsten. Als berühmter Magus wirkt er so in Antiochien, bis er von einem Freunde aufgefordert wird, die Liebe der christlichen Jungfrau Justina mit Hilfe seiner Dämonen für ihn zu gewinnen. Aber seine Geister haben über die christliche Jungfrau keine Gewalt, sie müssen gestehen, daß sie vor dem Kreuze zittern. Sie erkennen die höhere Macht des Gekreuzigten an und Cyprianus stirbt bekehrt und als christlicher Bischof mit der hl. Justina den Märtyrertod. Seine Geschichte wird am Anfang des 5. Jahrhunderts von der christlichen Gemahlin des Kaisers Theodosius II. in Versen niedergeschrieben und liefert Calderon die Quelle zum „Wunderthätigen Magus", der sich wie Faust dem Teufel mit Blut verschreibt.

Im Mittelalter ist dann die Sage von dem Bund des Theophilus mit dem Teufel wiederholt bearbeitet worden und zur Berühmtheit gelangt. Theophilus, welcher um 435 zu Adana in Cilicien lebte, soll nach dem Tode seines Vorgesetzten Bischof in Cilicien werden. In christlicher Demut lehnt er es ab. Erst als der Nachfolger des verstorbenen Bischofs ihn seines Amtes entsetzt, erwacht mit dem Gefühle des erlittenen Unrechts in ihm der Ehrgeiz. Er schließt, durch Verschreibung mit Blut, ein erschreckliches Bündnis mit dem Teufel, der ihm seine frühere Würde wieder verschaffen soll, wogegen er Christus zu verleugnen verspricht. Aber durch das Eingreifen der heiligen Maria

welche dem Teufel den schriftlichen Vertrag entwindet und ihn dem Theophilus zurückstellt, wird dieser gerettet und wieder zu Gottes Gnade gebracht. Nachdem er vor der versammelten Kirche seine Schuld bekennt und den Vertrag vorgezeigt hat, stirbt er 3 Tage darauf eines seligen Todes ... Mit ein Seitenstück zur Theophiluslegende ist die Sage von Militarius, deren Held, wie der Name sagt, nicht ein Geistlicher, sondern ein Ritter ist. Im übrigen stimmen dieselben in allem, was für uns von Interesse ist, überein: sogar der jüdische Zauberer, welcher den Unterhändler mit dem Bösen macht, kehrt wieder.

Entscheidende Züge und Motive hat die Faustsage solchen Vorläufern zu danken: die übernatürlichen Kräfte, welche der Held durch den Bund mit dem Teufel erlangt, die Ableugnung Gottes, den schriftlichen Vertrag, die Verschreibung mit Blut. Aber von noch größerer Bedeutung ist die Abweichung: Cyprian, Theophilus, Militarius werden bekehrt — Faust wird vom Teufel geholt. Dort ist der Teufel der Betrogene, er kommt um seine Beute, vielmehr um sein vertragsmäßiges Recht. So wird Merlin, der Teufelssohn, im Mittelalter durch die Glaubenstreue seiner Mutter begnadigt; so hilft sich Robert der Teufel, dessen Leben schon vor der Geburt dem Teufel verschrieben war, vor dem Ende durch das kirchliche Sakrament. Durch die guten Werke, die Gnadenwerke der Kirche findet der reuige Sünder noch im letzten Augenblicke die Rückkehr zu Gott. Maria und die Heiligen greifen als Helfer ein. Der Schluß ist ein versöhnender, wie ihn die Faustsage im zweiten Teile der Goetheschen Dichtung wiedergefunden hat, in einer Zeit, welche mittelalterliche und katholisierende Tendenzen wieder aufleben ließ.

Im sechzehnten Jahrhundert dagegen, als die Faustsage entstand, hilft die Fürbitte Mariens nicht: die Himmelskönigin mit den Heiligen ist durch Luther enthront. Die guten Werke rechtfertigen nicht, sondern der Glaube allein macht selig. Der ungläubige Sünder verfällt der Hölle, Faust wird vom Teufel erwürgt oder zerrissen.

Das Jahrhundert hatte, wie sein Hauptvertreter Luther, ein unmittelbares Verhältnis zum Teufel. Luther und seine Zeitgenossen glauben daher unerschütterlich, wie an die Gnade Gottes, so auch an die Macht des Teufels. In Luthers prosaischen Schriften ist der Teufel der Anstifter alles des Bösen, was durch den Papst und die Papisten verübt worden sein soll. In dem Drama des sechzehnten Jahrhunderts spielt der Teufel die Rolle des Intriganten. In einer eigenen Litteraturgattung, der sogenannten Teufelslitteratur, finden die Fehler und Gebrechen der Zeit in Teufelsmasken ihre typischen Vertreter: dem Saufteufel wird die Trunksucht der Zeit, dem Hosenteufel die närrische Mode, dem Hofteufel die Falschheit der Höflinge aufgebürdet u. s. w. In den Flugschriften ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß der Verfasser seine Parteigegner wegen ihres ruchlosen Lebens vom Teufel geholt werden läßt. Und auch im Leben kamen Teufelsverschreibungen nicht selten vor. Ein Württemberger Student, welchem das Geld ausgegangen ist, steht im Begriffe sich dem Teufel zu verschreiben — Luther sucht durch Gebet die Handschrift vom Teufel wiederzugewinnen. Ein andrer hat sich bereits auf zwei Jahre verschrieben: die theologische Fakultät leitet eine Untersuchung ein, er wird bis Weihnachten in Karzer gesetzt und muß sich dann durch das Abendmahl reinigen; das kann er auch nach lutherischen Begriffen, weil er den Glauben an Gott nicht verloren hat. Jetzt nimmt der Teufel, welcher im mittelalterlichen Drama noch so gern die Rolle des bloßen Lustigmachers spielt, eine atrocere Gestalt an. Sein Diener führt in der Faustsage den Namen Mephistopheles: die ansprechendste unter den zahlreichen etymologischen Erklärungen dieses Namens führt auf μὴ το φῶς φιλων d. h. „das Licht nicht liebend"; wirklich weiß die Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts von Dämonen zu erzählen, welche das Licht scheuen.

Erst in der Auffassung des sechzehnten Jahrhunderts ist das Motiv des Vertrages mit dem Teufel recht zur Geltung gekommen. Es ist ein echt deutscher Zug, wenn im Volksbuche Faust, als die Stimme des Warners an sein Ohr tritt, unmittelbar vor der letzten Entscheidung antwortet: er habe dem Teufel sein Wort gegeben und wolle es halten! Das Wort verpflichtet, auch dem Teufel gegenüber. Wie umgekehrt der Teufel selbst als Diener und Knecht bemüht ist, dem rechtlichen Vertrag in allen Punkten zu entsprechen. Er wird nicht mehr um seine Beute betrogen, sondern erhält so gut wie Faust seinen wohlverdienten Lohn.

In der Litteratur begegnen wir der Faustsage zunächst auf einem ziemlich niedrigen, aber im sechzehnten Jahrhundert viel gepflegten Gebiete. Die Widmung des ältesten Faustbuches verrät uns, daß man besonders „bei den Gastungen und Gesellschaften" der Geschichte des Doktor Faust nachgefragt habe; neben den Schriften über Zauberei bilden dann auch Tischgespräche und Schwanksammlungen, wie sie in den oft citierten Werken des Gast und Manlius vorliegen, die ältesten Sammelpunkte für Faustgeschichten. Und das ist kein Zufall. Auf ganz ähnliche Weise, wie der Finkenritter einen Mittelpunkt für die unzähligen Lügengeschichten abgab, an denen das Publikum des sechzehnten Jahrhunderts sich ergötzte; wie die Schildbürger die landläufigen Narrheiten und Thorheiten auf sich nehmen mußten: so wurde Faust ein Mittelpunkt für Zaubergeschichten. Ja, die Faustsage hat auch aus dieser niedrigen Region der Litteratur, in welcher sie zuerst Wurzel faßte, Nutzen gezogen, und wir können wiederum nachweisen, wie Aufschneidereien und Zaubergeschichten, welche bislang in den Schwanksammlungen unter verschiedenen Namen beliebt geworden waren, zuletzt einfach an den bekannteren und berühmteren Namen des Doktor Faust geheftet wurden. Das älteste Volksbuch erzählt, wie Faust in großer Geldverlegenheit fünf Säue um 6 fl. verkauft, den Käufer aber vor dem Wasser warnt, dessen reinigende Kraft jeden Zauber löst; aber dieser treibt die Säue dennoch ins Wasser, und sie schwimmen als bloße Strohbündel obenauf. Ganz dieselbe Geschichte erzählt dasselbe Faustbuch einige Stücke später, nur daß der Übervorteilte jetzt ein Roßtäuscher ist und sich an dem Betrüger zu rächen sucht: er kehrt im Zorn zur Herberge zurück, zerrt den schlafenden Faust an dem Fuße — aber der Zauberer läßt den Fuß einfach fahren, den ihm der erschrockene Roßkäufer hinwirft, froh, den unheimlichen Gesellen los zu werden. Diese Geschichte, deren Beliebtheit ihr doppeltes Erscheinen bereits erwies, wird zuerst von Gast als eine wahre Begebenheit aus dem Jahre 1510 mitgeteilt, dann hat sie Bischof Dubrau in seiner Geschichte Böhmens (1551) von dem czechischen Zauberer Zyto erzählt. In der Lindererschen Schwanksammlung „Katziporj" endlich wird sie nebst anderen an das Faustbuch erinnernden Geschichten

dem Meßpfaffen Schrammhans zugeschrieben. Der Verfasser des Faustbuches muß sie bereits auf Faust übertragen vorgefunden haben, denn nur so erklärt es sich, daß sie sich zweimal, das einemal vollständig, das anderemal unvollständig in dem Faustbuche wiederfindet.

Im Jahre 1585, zwei Jahre vor dem ältesten Faustbuche, erschien und im folgenden Jahr 1586 wurde sofort wiederholt das Werk von Augustin Lercheimer „ein christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberei". Der Verfasser ist ein Schüler Melanchthons; seine Erzählungen stammen aus demselben Kreise wie der Bericht des Manlius; und mit Vorliebe stellt er Faust seinem Lehrer, dem „Herrn Philippus", gegenüber. Sein Buch hat im allgemeinen die Abmahnung vor der Zauberei zur Tendenz und wählt in dem Kapitel „von gemeinen Gaukelbuben" seine besonderen Beispiele aus der Geschichte des Faust. Faust frißt einen Hausknecht auf, der ihm zu voll eingeschenkt hat, aber bald darauf findet man ihn hinter dem Ofen wieder. Faust haust mit seinen Gesellen im Keller des Bischofs von Salzburg und entführt den Kellermeister, welcher nach Dieben schaut, mit sich in den Wald, wo er ihn auf einer Tanne niedersetzt. Unter solchen Kraftstücken finden wir aber auch entscheidende Züge der Faustsage hier zum erstenmale: daß der böse Geist ihm 24 Jahre gedient und ihn dann greulich getötet habe; daß ein alter Mann den Paktierer unmittelbar vor dem Ausgange nochmals gewarnt und zur Reue ermuntert habe: eine Scene, welche aus der Selbstbiographie des Augustinus auf Faust übertragen zu sein scheint; und endlich auch, daß Faust sich dem Teufel, nachdem er den Warner abgewiesen, zum zweitenmale verschreibt, wird uns von Lercheimer zuerst erzählt.

Dieselbe Tendenz wie die Schrift Lercheimers verfolgt auch das älteste im Jahr 1587 erschienene Volksbuch: die „Historie von Dr. Johann Fausten". Sie erzählt die Geschichte „allen hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung". Die salbungsvolle Vorrede des Verfassers „an den christlichen Leser" stellt die Zauberei als die größte aller Sünden hin, schimpft in echt lutherischer Weise auf den Teufel als „den bösen verfluchten Lügen- und Mordgeist", welchem sogar der Sündenfall neuerdings aufgemutzt wird, und bringt zahlreiche Beispiele von biblischen und neueren Zauberern bei, denen allen der Teufel ebensoschlecht gelohnt hat, wie nach dem Titelblatte des Volksbuches Doktor Faust „seinen wohlverdienten Lohn empfangen" hat. So will er auch nur das, was zur Besserung dienen kann, aufgenommen, alles, was christlichen Lesern Ärgernis biete und über die Formeln orientieren könne, weggelassen haben: dies letztere offenbar deswegen, um Zauberlehrlinge zu verhindern, sich ihrer zu ihrem Schaden zu bedienen. Er giebt endlich seiner Schrift einen höheren Nimbus, indem er sich nicht bloß des Beirates „etlicher gelehrter und verständiger Leute" berühmt, sondern auch in kurzem „das lateinische Exemplar" verspricht.

Indessen bloß zur Warnung ist das Volksbuch nicht ans Tageslicht getreten. Vor der Vorrede des Verfassers ergreift wie üblich der Verleger, Spieß in Frankfurt a. M., in der Widmung an etliche Freunde das Wort; und wie der Titel bereits den Doktor Faust als einen „weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler" bezeichnet, so sagt uns diese Widmung, daß so viel Jahr her eine gemeine und große Sag in Deutschland gewesen sei, daß man nicht bloß bei Gastungen und in Gesellschaften der Historia des Doktor Faust nachgefragt habe, sondern daß auch selbst „Geschichtsschreiber" dieselbe erwähnten; nach vielen vergeblichen Anfragen bei den Gelehrten habe ihm endlich ein guter Freund aus Speyer „die wahre Geschichte des Doktor Faust zugeschickt": in diesem Anonymus aus Speyer haben wir den Verfasser des neuesten Faustbuchs zu erkennen, welcher nicht bloß der Moral sondern recht geflissentlich auch der Neugierde dient und durch die gehäuften Zaubergeschichten nicht bloß abschrecken, sondern auch belustigen will.

Das sog. Spiessche Faustbuch oder das Faustbuch A ist von dem Verfasser selbst ganz äußerlich in drei Teile von gleicher Seitenzahl abgeteilt worden.

Der erste Teil beginnt mit Fausts Herkunft: er stammt entgegen den historischen Nachrichten aus Roda bei Weimar, also aus Thüringen; er ist der Sohn eines Bauern, der zu Wittenberg viele Freunde hat, und ein kinderloser Vetter in Wittenberg ermöglicht ihm auch das Studieren. Die Geschichte Fausts erscheint so in der Stadt Luthers und der Reformation lokalisiert: das Haus, welches Faust in Wittenberg bewohnt, wird genau bezeichnet und beschrieben. An der Wittenberger Universität wird Faust nach ausgezeichneten Studien zum Doktor ernannt. Aber Hoffart und böse Gesellschaft ziehen ihn von der Gottesgelehrtheit, der Theologie, ab; er ergiebt sich in der Stadt des Gottesmannes Luther der Magie, er wird ein Weltmensch und nennt sich Doctor medicinae. Um sich höheres Wissen zu verschaffen, beschwört er den Teufel, der auch ihm wie so manchem andern in Mönchstracht erscheint. Nach etlichen Disputationen wird bei der dritten Zusammenkunft der Pakt geschlossen: Faust verlangt erstens unbedingten Gehorsam und Botmäßigkeit, zweitens Antwort auf alle seine Fragen, drittens daß die Antwort nur Wahrheit enthalte. Der Teufel umgekehrt verlangt, daß Faust nach Ablauf der 24 Vertragsjahre ihm zugehöre, daß er jedes Menschen Feind sei, den christlichen Glauben verleugne, sich nicht bekehre und den Vertrag mit Blut unterschreibe. Die letzte Forderung erfüllt Faust augenblicklich, wobei an seiner Hand in blutiger Schrift die warnenden Worte O Homo fuge sichtbar werden. Der „Geist Mephostophiles", welcher als Diener des Teufels schon im zweiten Kapitel des Volksbuches stillschweigend an die Stelle seines Herrn getreten ist, darf dem Faust nicht in schrecklicher Gestalt, sondern nur als grauer Mönch erscheinen; er darf nicht ungemeldet eintreten, sondern muß nach Art der deutschen Hausgäste immer vorher die Schelle ziehen; als geschäftiger spiritus familiaris tritt er sofort in seinen Dienst und versorgt seinen Herrn mit Speise, Trank und Kleider.

Aber bald geraten Fausts Forderungen mit ihm in Widerspruch. Faust, der seine Aphrodisia bei Tag und Nacht sucht, will zunächst heiraten. Mephisto beruft sich sophistisch auf den Vertrag, nach welchem Faust jedes Menschen, also auch jedes Weibes Feind sein müsse. Als Faust darauf besteht, führt ihm der Teufel Frauen zu, sog. Amantes, mit denen er ohne Befriedigung buhlt und immer tiefer in Brunst und Unzucht verfällt. Aber auch der Erkenntnisdrang oder, wie das Faustbuch sagt, der „Fürwitz" regt sich in ihm: er bestürmt Mephistopheles mit Fragen über Himmel und Erde und die gefallenen Geister. Als dieser ihm laut dem Vertrage auch über die

Schrecken der Hölle die Wahrheit berichtet, wird Faust von wilder Verzweiflung erfaßt. Er will bereuen und Buße thun — aber Mephistopheles ruft ihm entgegen, für ihn sei die Reue zu spät!

Auf der Höhe dieses ersten Teiles, welcher auch von Seite der Komposition mit wirkungsvoller Steigerung und einem effektvollen Abschlusse bedacht ist, vermag sich der zweite Teil nicht zu erhalten. Er zeigt uns Faust zunächst als Charlatan, wie er mit seines Geistes Hilfe die Zukunft erkundet, als Wetterpropheten und Kalendermacher: wir erinnern uns an die Verfasser der zahlreichen Praktiken und Prognostiken, welche im XVI. Jahrhundert gelesen wurden. Mephistopheles, welcher hierin sein Lehrer ist, muß ihm auch eine Reihe von albernen astronomischen Fragen beantworten; wiederum ein paar Kapitel, welche als Lieblingsspeise für das Publikum der Zeit berechnet waren, in welcher der Drang nach populären wissenschaftlichen Kenntnissen sich mit dem beschränktesten Aberglauben begegnete. Höher führen die folgenden Abschnitte, in welchen der Teufel Belial, von Faust nach 8 Jahren des Vertrages neuerdings beschworen, diesen in einer Traumvision die Hölle sehen läßt, woran sich die Fahrt in die Gestirne und endlich Fausts Weltfahrt anschließt. Durch Hölle, Himmel und Erde wird unser Held auf diese Weise nacheinander geführt. Den mittelalterlichen Visionen des Tundalus u. a., aber auch Dantes großem Gottgedicht liegen dieselben Gedanken, zum Teil in derselben Einkleidung, zu Grunde, welche in dem Faustbuch aus Mangel ergreifender Darstellung zu keiner Wirkung gelangen. Namentlich die Weltfahrt, auf welcher sich Faust des Mephistopheles als seines Pferdes bedient, ist ein abenteuerlicher Wust von geographischen und statistischen Notizen, und auch die Possen, welche Faust in Rom dem Papste spielt, konnten nur das papstfeindliche Publikum des XVI. Jahrhunderts ergötzen. Wie Alexander in dem mittelalterlichen iter ad Paradisum, wirft auch Faust einen Blick in das Paradies, ohne daß der Verfasser des Faustbuches die Bedeutung dieses Augenblickes zu würdigen verstände. Er reiht vielmehr an diesen Höhepunkt der faustischen Weltfahrten in ärgerlicher Weise wiederum fünf Kapitel mit Fragen über naturwissenschaftliche Dinge, wie über die Ursache des Wetterleuchtens, über Kometen, Sternschnuppen u. s. w.

Ebenso und noch mehr zersplittert als der zweite Teil beginnt der dritte. Den Mittelpunkt bildet Fausts Aufenthalt an den Höfen: vor Karl V. läßt er den großen Alexander und seine Gemahlin erscheinen und rächt sich an einem zweifelsüchtigen Höfling dadurch, indem er ihm, wie der czechische Zauberer Zyto, ein paar Hörner anzaubert; durch eine Mantelfahrt (man erinnere sich an Wotans Mantel und das Kunststücklein des Fortunatus) wird er sodann auf die Hochzeit des Baiernfürsten entführt; am Hofe zu Anhalt läßt er im Winter reife Trauben und Obst entstehen . . . Diese höfischen Scenen wechseln mit albernen Possen, Aufschneidereien, Betrügereien an Juden und Pfaffen, Zaubergeschichten und Saufgeschichten ab, aus welchen allein das Zechgelage hervorsticht, bei welchem Faust seinen Studenten die Helena vorführt. Erst gegen den Schluß dieses Teiles kommt der Ernst der Sage wieder zum Wort. Faust wird vergebens von einem alten Manne gewarnt und verschreibt sich dem Teufel zum zweitenmale. Als seine Zeit zu Ende geht (im 19. und und 20. Jahr des Vertrages) beginnt er ein „säuisch und epikurisch" Leben zu führen und buhlt mit 7 Weibern, deren Nationalität genau angegeben wird. Endlich „im 23. verloffenen Jahr" fällt ihm Helena aus Graecia in den Sinn: er verlangt sie zur Konkubine. Und wie nach der griechischen Sage aus der Umarmung des Achilles mit dem Schatten der Helena Euphorion entsteht, so geht aus der Verbindung des Faust mit der wiederstandenen Helena ein Sohn hervor, welcher als der gerechte Sohn eines sündhaften Vaters den Namen Faustus mit mehr Glück führen soll und darum Justus Faustus genannt wird. Er besitzt die Gabe der Weissagung und erzählt viele zukünftige Dinge, die in allen Ländern geschehen sollten; nach Fausts Tode verschwindet er zugleich mit seiner Mutter.

Das Ende des Faust, die Ereignisse im letzten Vertragsjahre werden von dem Verfasser wie ein besonderer Abschnitt markiert. Faust macht Testament und setzt seinen Schüler Wagner zum Erben ein, der früher einmal als „ein verwegener Lecker, ein böser verloffener Bube" erwähnt worden war, dem das böse Spiel seines Herren gefiel und aus welchem Faust einen hocherfahrenen und geschickten Mann machen wollte. Faust verweist Wagner, der sich des Meisters Geschicklichkeit wünscht, auf seine hinterlassenen Schriften, die er geheim halten solle; er verspricht ihm, nach seinem Tode einen Geist zu schaffen, der Auerhahn heißen und in Affengestalt erscheinen soll. Dann in fünf Kapiteln die Klagen des verzweifelnden Faust, auf welche Mephistopheles mit spöttischen Scherzreden und Sprichwörtern, oder in echt teuflischer Weise mit dem Worte erwidert, welches die Pharisäer in der Bibel dem verzweifelnden Judas zuriefen: „Da siehe du zu!" Endlich meldet sich der Geist mit der Verschreibung, kündigt Faust den Ablauf der Vertragszeit und für die nächste Nacht sein Ende an. Faust begiebt sich hierauf mit akademischen Vertrauten nach Dorf Rimlich (bei Wittenberg), wo er sie wohl bewirtet und dann in einer ergreifenden Ansprache vor seinem Beispiele warnt. Bei Nacht hören die Studenten, welche neben Fausts Zimmer schlafen, ein schreckliches Getöse. Als sie des Morgens eintreten, finden sie die Wände mit Blut und mit Gehirn bespritzt: der Teufel hat Faust an den Wänden herumgeschlagen und seinen Leichnam dann auf den Misthaufen geworfen. Dort finden sie ihn und begraben ihn. Faust erscheint als Geist dem Wagner und offenbart ihm heimliche Dinge.

Der Verfasser des Faustbuches giebt auf dem Titel als seine hauptsächlichste Quelle Fausts eigene hinterlassenen Schriften an, und wiederholt beruft er sich im Texte auf Aufzeichnungen seines Helden oder des Famulus Wagner und anderer Freunde. Die zwei Verträge des Faust mit dem Teufel teilt er nach dem Wortlaute mit, der nach Fausts Tode gefunden worden sein soll, Lenheimer aber noch unbekannt ist. Wiederholt wird auch im Laufe der Erzählung bemerkt, daß Faust dieses oder jenes zu Papier gebracht habe, und mitunter werden auch mündliche Äußerungen desselben citiert. Aber wenn man diesen Winken folgend einen Ichroman, in welchem Faust in der ersten Person seine eigene Geschichte erzählt, und eine Historie, in welcher Wagner in dritter Person die Geschichte seines Meisters erzählt, als Quellen des Spiesschen Volksbuches betrachtet hat, so hat man denselben wohl zu viel Glaubwürdigkeit beigemessen. Das alles kann bloßer Schein sein, um die Authenticität der Erzählung zu vermehren, um die Fiktion des Titels „Mehrertheils aus seinen

eygenen hinderlassenen Schrifften" aufrecht zu halten. Der Widerspruch in den Faustischen Angaben fällt sofort auf. Während Faust das einemal dem Famulus Wagner den Auftrag giebt, sein Leben aufzuzeichnen, behauptet er das anderemal in der Oratio an die Studenten, daß er während den 24 Vertragsjahren selbst alles aufgezeichnet habe, und in der That soll nach seinem Tode seine Autobiographie gefunden worden sein, zu welcher man nur das greuliche Ende hinzufügte.

Welches sind nun in Wahrheit die Quellen des Spiesschen Faustbuches? Er citiert selbst das Buch von Wier „über die Blendwerke der Dämonen"; und auch Lenheimer muß ihm bekannt gewesen sein, denn mit Ausnahme einer einzigen (Faust frißt den Hausknecht) finden wir im Volksbuche alle Geschichten, welche Lenheimer unter dem Namen des Doktor Faust erzählt, mit wörtlichen Anklängen wieder. Aber auch andere auf Zauberei bezügliche Werke mußten ihm wohl bekannt gewesen sein. Als Faust am Anhaltischen Hofe Trauben und Früchte im Winter herbeizaubert, fügt der Verfasser die Erklärung hinzu, daß die Welt in zwei Zirkel geteilt sei; während es in der einen Hälfte Winter sei, habe die andere Sommer; die Geister hätten dem Faust die Früchte aus der andern Hälfte, dem Orient, einfach herbeigebracht. Dieselbe Erklärung für das nämliche, erst auf Faust übertragene Wunder hatte ein Jahr vor dem Erscheinen des Volksbuches Lichtenberg in seiner „neueren Entdeckung und Erklärung aller fürnembsten Artikel der Zauberey" gegeben, welche 1586 im theatrum de veneficiis wieder abgedruckt wurde. Wie er diesen und ähnlichen Werken eine Menge von einzelnen Zauberstücken und Zauberkünsten verdankt, so benützt er für die naturwissenschaftlichen Disputationen des Faust mit dem Teufel die astrologischen Kompendien, die Praktiken und Prognostiken des XVI. Jahrhunderts. Die Weltreise des Faust giebt ihm weitere Gelegenheit, sein topographisches Wissen vorzutragen. Sobald Fausts Ankunft in einer bestimmten Stadt geschildert ist, kramt unser Verfasser sofort seine Notizen aus, welche er oft aus sehr nahe gelegenen Quellen, der Kosmographie von Leb. Munter, oder dem Weltbuch des Seb. Frank entlehnt hat.



Ungedruckte Briefe von Ludwig Börne.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Die nachstehende Mitteilung einiger bisher ungedruckter Briefe von Ludwig Börne erhebt nicht den Anspruch, uns sein Wesen in neuem Lichte zu zeigen, oder über einen bisher wenig bekannten Abschnitt seines Lebens volle Aufklärung zu geben. Beides ist ja wohl auch kaum notwendig; nach einer Zeit ungemeiner, wenn auch wohl erklärlicher Überschätzung und einer anderen noch weit maßloserer und fast unbegreiflicher Unterschätzung steht heute ein ausgleichendes und abschließendes Urteil über ihn fest; dies hat die Art bewiesen, wie vor anderthalb Jahren die Säkularfeier seiner Geburt begangen wurde. Kein Dichter, wenngleich mit einer Reihe jener Gaben geschmückt, welche den Dichter machen, ist er einer der besten deutschen Publizisten, durch Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl und Wahrheitsmut ausgezeichnet, ein echter Humorist und vielleicht der beste Feuilletonist, den Deutschland je besessen, zugleich derjenige Tagesschriftsteller, welcher durch die Art, wie er den dürren zeitgeschichtlichen Stoff geistig zu durchdringen und stilistisch zu beleben verstand, unermeßlichen Einfluß auf unser Zeitungswesen geübt und wohl auf den Ehrennamen eines „Vaters der deutschen Journalistik" Anspruch erheben darf. Sein Leben aber, an sich einfach, ist durch die eifervolle, wenn auch keineswegs bedeutende Biographie Gutzkows und das in den sechs Bänden der „Nachgelassenen Schriften" mitgeteilte Material gleichfalls so weit aufgeklärt, daß Überraschendes oder auch nur Wichtiges kaum nachgeholt werden kann. Gleichwohl dürften die nachstehenden Briefe nicht ganz ohne Interesse gelesen werden, weil sie sein Verhältnis zu einem seiner merkwürdigsten litterarischen Zeitgenossen näher beleuchten und auch stilistisch bezeichnend sind, sowohl für die Anmut, wie nicht minder für die kleinen Unarten seines Stils.

Dieser Adressat ist Amadeus Gottfried Adolf Müllner, der „Schuld"-Müllner, einer der gefeiertsten Dichter und gefürchtetsten Kritiker seiner Zeit, heute ein so gänzlich verschollener Mann, daß sein interessanter und für die Geschichte unseres Geisteslebens im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts so wertvoller Nachlaß von jenem tragikomischen Geschick ereilt werden konnte, welches bereits einmal in dieser Zeitschrift (Band I Heft 6 Seite 152) geschildert worden ist. Dort, wo Müllners Verhältnis zu Heine behandelt wird, findet sich auch eine kurze Andeutung über die menschlichen Qualitäten des Weißenfelser Dichters und Advokaten, und auch ohne genauere Kenntnis der üblen Erfahrungen, welche der Dichter der „Reisebilder" mit dem Herausgeber des „Litteraturblatts" gemacht, ist ja der Leser sicherlich genügend darüber orientiert, daß Müllners kritische Thätigkeit eigentlich ein ununterbrochenes Bestrafen ihm wirklich oder vermeintlich angethaner Unbill, abwechselnd mit spärlicher Belohnung empfangener Freundlichkeiten war. Wenn sein Verhältnis zu Börne zwar keineswegs ohne Häkeleien ablief, aber doch im allgemeinen ein relativ günstiges blieb, so erklärt sich dies durch zwei Umstände. Börne war einerseits selbst ein gefürchteter Kritiker, und andererseits hütete er sich wohl, es mit Müllner ganz zu verderben. Wer in den dramaturgischen Aufsätzen Börnes die überaus scharfen und treffenden Polemiken gegen die Schicksalstragödie liest, wird sich mit Recht darüber wundern, warum gerade Müllner, dessen „Schuld" doch für die ganze Richtung typisch war, so gnädig wegkommt und kaum einmal einen gegen die ganze Richtung geführten Hieb auch auf sich beziehen kann. Gutzkow fand dies in seinem Buche über Börne „auffallend genug", ohne eine Erklärung zu versuchen; wir unsererseits wüßten bei aller Verehrung für Börnes sonst

tausendfach erprobten Wahrheitsmut doch keine andere zu geben als die, daß der junge Kritiker nicht mit dem gefürchteten Weißenfelser Streithahn, der zudem großen Einfluß auf den Cottaschen Verlag hatte, anbinden wollte. Aber wenn Börne Müllner ungeschoren ließ, so war doch dieser anfänglich nicht zu gleicher Rücksichtnahme bereit und veröffentlichte eine Kritik der „Wage", welche, in der Form relativ sehr schonend, doch der ganzen Taktik des Kritikers Börne scharf zu Leibe ging. Das Hauptargument dieses nun gänzlich verschollenen Müllnerschen Aufsatzes dürfte vielleicht einzelnen Leser aus der Verteidigung in Erinnerung sein, welche Börne in seiner „Wage" erscheinen ließ. Wenn Müllner einwendete, daß der nüchterne Verstand jede Dichtung zerpflücken und lächerlich machen könne, so durfte Börne mit einigem Rechte darauf hinweisen, daß nur das Absurde vor dem Richterstuhle des Verstandes absurd erscheine. Eine nicht ungeschickte, auch in der Tonart wohl abgewogene Replik Müllners, „Genugthuung" überschrieben, schloß den litterarischen Streit ab. Müllner hatte das letzte Wort behalten, und Börne war als Bundesgenosse wertvoll; so brauchte denn der ältere Autor keinen Anstand zu nehmen, den nun berühmt gewordenen Kritiker zum Mitarbeiter an seinem als Beilage zum „Morgenblatte" im Cottaschen Verlage erscheinenden Litteraturblatte einzuladen. Es geschah dies im November 1820. Börnes Antwortschreiben liegt uns vor, es lautet:

München, 30. Dez. 1820.

Ihr verehrtes Schreiben vom 22. Nov. habe ich erst heute erhalten. Ich will recht gern am Liter. Bl. thätigen Antheil nehmen. Die Schwierigkeit, in so weiter Entfernung Bücher zuzusenden, sehe ich zwar ein, aber nicht weniger diejenige für mir, sie zu verschaffen, ohne sie zu kaufen. Da ich nicht hier bleibe, sondern in 5 Tagen wieder nach Stuttgart zurückkehre, so will ich diesen Punkt mit Cotta überlegen. Wird diese einzige Schwierigkeit gehoben sein, dann sollen Sie wenigstens mit meiner Thätigkeit zufrieden sein.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Börne.

Daß Börne nicht sofort dazu kam, seine Bereitwilligkeit durch die That zu beweisen, lag wohl an der Zerfahrenheit seiner äußern Lebensumstände in jenem Jahre, wo er zwischen dem Andrängen seines Vaters, einen gesicherten Beruf zu wählen, und dem eignen Drange nach litterarischer Bethätigung hin und herschwankte, auch seinen Aufenthalt häufig wechselte. Erst acht Monate später erhielt Müllner seinen ersten Beitrag mit folgendem Begleitschreiben:

Frankfurt, den 13. August 1821.

Hoch zu verehrender Herr Hofrath!

Hr. v. Cottendorf wird mich, wie er mir versprochen, bei Ihnen entschuldigt haben, daß ich Ihrem Wunsche, am Lit. Bl. mitzuarbeiten, nicht gleich entsprechen konnte. Auf Ihre gefällige Einladung selbst zu antworten, unterließ ich, in den ersten Tagen nachdem ich sie empfangen, weil es mir schwer fiel Ihnen etwas abzuschlagen, später weil ich auf Reisen war. Vielleicht können Sie beifolgende Kleinigkeit brauchen. Ich hoffe bald in die Lage zu kommen, eine so ehrenvolle Verbindung mit Ihnen mehr zu benützen. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, für die Nachsicht, mit welcher Sie meine Wage beurtheilt, und für die Großmuth, mit welcher Sie meiner Antikritik begegnet sind. Das war immer so — Milde ist die Beglaubigung der Kraft.

Verehrungsvoll

Dr. Börne.

Wie man sieht, hat Börne seinen ersten Brief vergessen. Die Tonart ist noch um vieles verbindlicher als in jenem flüchtigen Schreiben, und die Wendung am Schlusse steht sogar hart an der Grenze dessen, was wir bei einem so wahrheitsliebenden Mann, wie Börne es gewesen, diesem Adressaten gegenüber selbst als bloße Höflichkeitsfloskel für angemessen erachten können. Müllner pflegte seine Antworten auf den empfangenen Brieforiginalen zu konzipieren, und so ist uns auch seine Antwort erhalten geblieben:

Weißenfels, am 19. August 1821.

Ew. Wohlgeboren

haben mit der kleinen Gabe für das Literatur-Blatt mir großes Vergnügen gemacht. Ich bitt' um fortgesetzte Theilnahme und um Bestimmung des Honorars, welches Sie wünschen. Jeder Recensent hat, so lang' er thätigen Theil nimmt, das Recht, von der Verlagshandlung ein Frei-Exemplar des Literatur-Blattes zu beziehen.

Wenn meine scherzhafte „Genugthuung" Ihnen nicht misfallen hat, so ist mir das ein neuer Beweis, daß ein geistreicher und gewandter Gegner der beste ist. Mit aufrichtigster Hochachtung

Müllner.

Hierauf erwiderte Börne:

Stuttgart, den 13. September 1821.

Ew. Wohlgeboren

sehen, daß ich nicht mehr in Frankfurt bin. Ich werde auch nicht dahin zurückkehren. Zwar weiß ich noch nicht, wo ich mich niederlasse, gedenke aber einige Zeit hier zu bleiben, weswegen ich Sie ersuche, wenn Sie mich wieder mit einem Schreiben beehren, dasselbe hierher zu adressiren. Als Honorar würde ich 5 Karolin (zu 11 fl.) für den Bogen bestimmen. Ich weiß, daß dieses mehr ist, als gewöhnlich bezahlt wird, daß meine Arbeiten nicht so viel werth sind. Ich schreibe aber sehr langsam. Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn Sie wüßten, wie schwer mir alles fällt, ja sogar, wenn ich müßig bin, bin ich es, gegen alle Psychologie, im Schweiße meines Angesichtes. Ich bringe also meine Zeit in Berechnung, abgesehen davon, daß ich andere literarische Arbeiten habe, die mir eben so viel, und Privatgeschäfte, die mir weit mehr einbringen.

Würden Sie es nicht für zweckmäßig halten, wenn Cotta das Literatur-Blatt um einige Blätter wöchentlich vermehrte? Ich habe ihm schon im vorigen Jahre die Idee beigebracht, wir sind aber wieder davon abgekommen. Wenn Sie es ihm vorstellten, ich glaube, er thäte es. Es ist gewiß vortheilhaft, denn Brockhaus sein Blatt gefällt gar nicht, und ist auch wirklich langweilig. In seiner jetzigen Gestalt ist das Literatur-Blatt zu eng, man kann ihm nicht diejenige Mannigfaltigkeit geben, wodurch die Lesewelt angezogen wird. Es fesselt zwar jeden, der es kennen gelernt, es reizt aber nicht jeden, seine Bekanntschaft zu machen.

Ich werde hier in Verlegenheit seyn, woher die zu recensirenden Bücher zu nehmen. Sie wissen, daß diese

zu kaufen vom Mitarbeiter nicht gefordert werden kann. Diese Ausgaben würden einen großen Theil des Honorars verschlingen. In Frankfurt sind die Leihbibliotheken sehr vollständig, so daß man dort für einige Kreuzer Lesegeld die neuesten Bücher, die gerade nicht zu den streng wissenschaftlichen gehören, haben kann. Hier ist es aber nicht so. Nach Kotzebues Tode war ich Mitarbeiter des Literarischen Wochenblattes, so lange es Hakmann (?) in Weimar hatte — und dieser schickte mir die nöthigen Bücher und erhielt sie nach gemachtem Gebrauch von mir zurück. Wahrscheinlich werden Ihnen die neuen Bücher unentgeltlich zugeschickt. Könnten Sie mir nicht auf eine Art, die Ihnen und mir keine Kosten verursacht (etwa durch die Cottaische Buchhandlung) mit der Post Bücher zukommen laßen, die ich Ihnen, nachdem ich sie benutzt, zurückschicken würde?

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Börne.

Meine Wohnung hier:
Charlottenstraße bei Hrn. Josetta.

Eine weitere Korrespondenz zwischen Mitarbeiter und Redakteur hat sicherlich stattgefunden, liegt uns jedoch nicht vor. Die oben mitgeteilten Briefe verdanken wir der Gothaer Bibliothek, welche uns dieselben durch gütige Vermittlung des Herrn Geheimen Kabinetsrates Dr. Tempeltey in Koburg zur Benützung überließ.

Soviel aber wissen wir doch, daß Börne in rechter Seelenangst darüber war, ob Müllner seinen Honoraranspruch genehmigen werde, und daß er die Antwort desselben nur indirekt erfuhr. In einem Briefe an Madame Wohl, welcher in den „Nachgelassenen Schriften“ (Mannheim, Bassermann 1844) mitgeteilt erscheint, schrieb er am Weihnachtstage 1821:

„Zum ersten Male in meinem Leben ist die Sorge bei mir eingekehrt; ich weiß nicht, ist man glücklich oder unglücklich, im 36. Jahre des Alters so sprechen zu können! Hören Sie: Es wird mir immer sichtlicher und wahrscheinlicher, daß mein Vater mit dem Gedanken umgeht, mich in österreichische Dienste zu bringen . . . Warum liegt meinem Vater soviel daran, mich in Wien zu haben? Mir ist es so klar wie der Tag, daß ihm eine Anstellung für mich zugesagt worden. Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgebe, es könnte mich zum Selbstmord bringen.“ Unter diesen Umständen erscheint es ihm von höchstem Werte, Geld verdienen zu können, und es klingt wie ein Jubelruf, als er zwei Tage später, am 26. Dezember 1821, der Freundin schreiben kann: „Diese Woche stand in Müllners Litteraturblatt eine kleine Recension, die Sie kennen, mit meiner Namensunterschrift, schon vor drei Monaten hatte ich sie eingeschickt. Es war damals, als ich ihm wegen des Honorars schrieb. Sollte Müllner vielleicht, da er endlich den Artikel abdruckte, meine Forderung bewilligen wollen? Sollte er mir vielleicht nach Stuttgart geschrieben haben, und mir der Brief von dort nicht zugeschickt worden sein? . . .“

Für den Augenblick ist er aber beruhigt und voll aufrichtigen Glücksgefühles darüber, für den großen eng bedruckten Quartbogen 55 fl. zu erhalten. So ist denn dieser Brief wahrlich nicht der uninteressanteste Beitrag zur Geschichte deutscher Honorarverhältnisse früherer Zeit.

Emil Rittershaus.

Von Otto Hartung.

In den wenigen litterarischen Merkzeichen des neuen Deutschen Reiches, welche sich bereits mit voller Bestimmtheit feststellen lassen, gehört auch das Verschwinden oder Verblassen der einzelnen lokalen, nach Stämmen oder Provinzen scharf geschiedenen Dichtergruppen, von welchen jeder einzelne durch die Ähnlichkeit der litterarischen Physiognomien dem Beobachter fast den Eindruck eines unzertrennlichen Organismus machen mußte. Wohl erscheinen auch heute noch ab und zu Dichterbücher, welche nur die Poeten dieses oder jenes Gau's vorführen, aber eine innere Einheit bezeugen sie kaum mehr, sondern sind im Gegenteil fast ausnahmslos der vollgültige Beweis dafür, daß gegenwärtig die sämtlichen modernen Richtungen deutscher Dichtung so ziemlich unter allen deutschen Stämmen gleichmäßig gepflegt werden. Diese Erscheinung erklärt sich natürlich nicht bloß durch das politische Motiv, die Verdrängung des Partikularismus durch das gesamt-nationale Bewußtsein, sondern auch durch die ungeheure Beschleunigung und Steigerung alles geistigen Verkehres, daneben wohl auch durch die minder erfreuliche Thatsache, daß in unserer härteren und selbstsüchtigeren Zeit keine litterarischen Freundschaften mehr gedeihen, wie sie etwa die Häupter der schwäbischen Dichterschule für ihr ganzes Leben so rührend verbunden.

Auch die jüngste, in ihrer Entstehung und Entwicklung gleich beachtenswerte Gruppe dieser Art, jene der „Wupperthaler Poeten“, gehört nur noch der Geschichte an. Allerdings leben und schaffen noch einige und gerade die hervorragendsten Vertreter dieser Gruppe, und in höherem oder geringerem Grade ist ihnen auch das Glück beschieden, gehört zu werden, so oft sie etwas zu sagen haben; aber wer spricht mehr heute von jener Vereinigung, welche in dem 1852 erschienenen „Album aus dem Wupperthale“ als ein stramm geordnetes und bei aller Verschiedenheit der Individualität doch fast gleichmäßig uniformiertes Fähnlein in die Litteratur eingezogen? Nur noch die Litteraturhistoriker thun den Dichtern Karl Siebel, Emil Rittershaus, Adolf Schults, Friedrich Röber, Hugo Öldermann, G. Neuhaus, Richard Seel, Karl Reinike u. s. w. ein gemeinsames Schubkästlein auf und legen wohl auch in der Freude, ein solches zu haben, noch einige dazu, die gar nicht mit in die Gesellschaft gehören. Der Lesewelt aber klingen diese Namen, soweit sie dieselben noch kennt, nur eben als jene einzelner Poeten ins Ohr. Und dennoch bildeten die „Wupperthaler“ einstens so ziemlich die homogenste Gruppe unserer Litteratur. Gemeinsam war ihnen die Stammesart, in welcher sich das flüssige rheinische Temperament und das sprödere Wesen des Westphalen so eigentümlich mischen, gemeinsam der Wohnort in der nicht eben anmutigen, von Fabriksqualm und Maschinen-

lärm erfüllten Landschaft, gemeinsam ihr bürgerlicher Beruf — sie waren und sind sämtlich Kaufleute — und daß sie fast ausnahmlos nur gezwungen einen Platz im Comptoir eingenommen, obwohl ihr Sinn nach humanistischen Studien, auch gelehrter oder künstlerischer Thätigkeit gestanden; gemeinsam die Stellungnahme zu ihrer von ungeheuren sozialen Gegensätzen erfüllten Umgebung, dem pietistisch angehauchten Kapitalismus einerseits und dem ungestüm andrängenden Proletarismus andererseits, gemeinsam die bedeutende formale Gewandtheit der Vers- und Sprachbehandlung, gemeinsam endlich ein Zug inniger Empfindung und ein Drang nach innerer Vertiefung. Etwas abseits steht eigentlich nur der kraftvolle, rein künstlerischen Zielen nachstrebende Friedrich Roeber (nebenbei bemerkt ein Poet, an dem unser Publikum sich durch seine geringe Beachtung arg versündigt), nicht bloß in seiner Eigenschaft als einziger Dramatiker unter den Genossen, sondern auch durch eine herbere Prägung seines Wesens, wogegen Emil Ritterhaus in jeder Beziehung gewissermassen den Typus des „Wupperthaler Poeten" repräsentiert, allerdings in seiner liebenswürdigsten und des Erfolges, der ihm geworden, vollauf würdigen Erscheinung.

Dieser Erfolg ist, wie man weiß, ein sehr stattlicher und wird durch die einzige Ziffer genügend illustriert, daß seine beiden ersten Gedichtbücher bisher zusammen in genau einem Dutzend starker Auflagen verbreitet sind. Ein Lyriker, dessen Gedichte heutzutage thatsächlich gekauft werden! — wer die Verhältnisse unseres Büchermarktes und das Schicksal kennt, welches unsere Nation der Lyrik ihrer feinsten und vornehmsten Poeten bereitet, dem braucht nicht erst gesagt zu werden, daß selbst ein höchstes künstlerisches Verdienst nicht hinreichen würde, dieses Wunder zu erklären. In der That läßt sich die Beachtung, welche die Gedichte von Rittershaus gefunden, nur eben dadurch begründen, weil ihnen neben vielen guten und schönen Gaben auch noch von ihrem Schöpfer e i n Talent mit auf den Weg gegeben worden: das Talent der Popularität. Was wir darunter verstehen, sei gleich hier ausgesprochen: Selbst eine Persönlichkeit, in welcher sich das Wesen des deutschen Bürgertums in tüchtiger und angenehm berührender Art verkörpert, hat Rittershaus, ohne erst darnach fahnden zu müssen, von vorneherein glücklich jenen Ton gefunden, welcher diesen Kreisen unseres Volkes gefallen muß, und nach Schicksal und Lebensanschauung mitten unter seinen Hörern stehend, weiß er unwillkürlich auszusprechen, was sie fühlen.

Im guten, ja im besten Sinne des Wortes bürgerlich sind Schicksal und Eigenart dieses Dichters, dem dabei doch kein gerechter Beurteiler eine glückliche, nach mehreren Richtungen erfreulich entwickelte künstlerische Begabung abstreiten wird. Er ist 1834 zu Barmen als der Sohn eines Fabrikanten geboren und wuchs in einem von Liebe, Tüchtigkeit, Frömmigkeit und allen anderen guten Geistern der deutschen Familie erfüllten Hause auf. Von vorneherein zum Kaufmannsstande bestimmt, besuchte der Knabe die Realschule seiner Vaterstadt und hätte sich gerne, von einer früh erwachten Liebe zur Natur geleitet, dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet, doch fügte er sich dem Willen seines Vaters und blieb auch dann dem Comptoir treu, als der Drang nach dichterischer Thätigkeit in ihm erwachte. Eine Reihe von Gedichten, die er in Lokalblättern veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit der anderen „Wupperthaler" Poeten, die sich ja sämtliche im gleichen, wenn auch nicht bei allen gleich scharf ausgesprochenen Konflikt zwischen ihrer trockenen Beschäftigung und ihren poetischen Neigungen befanden, auf den jungen rüstig nachstrebenden Genossen. Dieser Verkehr, welcher ihn ermutigte und hob, blieb selbstverständlich auch nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf seine Entwicklung. Der Beifall, wie der liebevolle Tadel, den der junge Poet im „Sonntagskränzchen", welches die „Wupperthaler" im Röberschen Hause zu Elberfeld vereinigte, erfuhr, waren ihm wohl beide gleich heilsam, und wie in den Eindrücken des Vaterhauses die Quelle jenes Familiensinnes zu suchen ist, welcher ihn sein Leben lang erfüllt und in seinen Gedichten so rührend zum Ausdrucke kommt, so in dem Verkehr mit den Dichtergenossen die Bestärkung in dem Streben nach formaler Vollendung, aber auch in den Gesinnungen seines Lebens: der maßvollen, milden und ausgeglichenen Freiheitlichkeit seiner Anschauungen in allen Fragen des Daseins und der bürgerlichen Existenz. Schon als 22jähriger Mann insoweit am Ziele seiner Wünsche, als er die erste Sammlung seiner Gedichte herausgeben und sein eigenes Geschäft, eine Waren-Agentur, begründen konnte, war er in der Lage, wenige Monate später als drittes und bestes Glück die Gründung seines eigenen Hausstandes hinzuzufügen, indem er sich mit einem jungen, fast seit seiner Knabenzeit geliebten Mädchen verband. Sein Geschäft brachte viele größere Reisen mit sich, was nicht bloß für die Erweiterung seines geistigen Horizontes durch Anschauung fremder Verhältnisse förderlich war, sondern ihn auch zahlreiche Dichter kennen lernen und günstige litterarische Verbindungen anknüpfen ließ. Im Jahre 1862 Fabrikant geworden, geriet er ohne sein Verschulden durch die Ungunst der Zeit in schwere Bedrängnis, aus welcher ihn jedoch die eigene Thatkraft und die Hilfe treuer Freunde wieder emporhoben. Seither wirkt Ritterhaus in kaufmännischer Stellung in seiner Vaterstadt, ist aber nach vielen Richtungen hin öffentlich thätig — erstlich als einer der eifrigsten Vertreter der deutschen Freimaurerei, ferner als Mitglied des Verbandes für öffentliche Vorträge, in welcher Eigenschaft er fast in allen Gegenden Deutschlands bekannt und beliebt geworden, endlich durch seine Beteiligung an zahlreichen Nationalfesten, bei welchen er sich als glänzender, in Prosa und Versen gleich gewandter Improvisator stets den wärmsten Beifall seiner Zuhörerschaft zu verschaffen gewußt. Ganz ohne Zweifel gehört Rittershaus nicht bloß zu den persönlich liebenswürdigsten und beliebtesten deutschen Dichtern der Gegenwart, sondern ist wohl auch der Persönlichkeit nach durch direkten Verkehr der Meistbekannte, und daß dieser Umstand seinen Büchern manchen Freund zuführte, dürfte gleichfalls feststehen. Aber wie dieser Umstand nur scheinbar ein äußerlicher ist und in Wahrheit auf ein inneres Moment hindeutet, den fröhlichen Drang nach direkter Mitteilung und die Gabe, zwischen Dichter und Publikum eben durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Anschauung ein starkes Band zu knüpfen, so ist auch ein anderer mächtiger Hebel seines Erfolges, sein Jahrzehnte langes inniges Verhältnis zu der verbreitetsten deutschen Wochenschrift, der „Gartenlaube", doch wieder durch sein Wesen begründet. Hunderttausende kennen Rittershaus nur durch dieses Familienblatt und Tausende haben nach seinen Gedichten gegriffen, weil sie ihn von dorther kennen und lieben gelernt.

Aber daß gerade Rittershaus ein Dichter der „Gartenlaube" wurde, ist kein Zufall, sondern weil er den Ton der Zeitschrift, den des deutschen Bürgerhauses am besten zu treffen verstand. Das schöne Wort der Schrift, daß „in unseres Vaters Hause viele Wohnungen" sind, gilt auch in der Litteratur und wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß Rittershaus die Fehler seiner Vorzüge hat, so wäre es doch ungerecht, diese letzteren an sich zu übersehen, oder nur jenes Talent der Popularität, wie wir es oben genannt, ausschließlich in den Vordergrund zu rücken. Er hat auch andere schöne und erfreuliche Gaben.

Sie lassen sich vielleicht am besten durch die Betonung nachweisen, wie glücklich sich in seiner dichterischen Art wesentliche Vorzüge des deutschen National-Charakters vereinigen: Innigkeit der Empfindung, Genügen an dem stillen Glück des Hauses, flammende Liebe zum Vaterlande und — auch dies wollen wir trotz aller düsteren Zeichen der jüngsten Zeit noch als unser Gemeingut bezeichnen — freiheitliche Gesinnung, Wohlwollen und Gerechtigkeitsliebe. Emil Rittershaus ist ungemein produktiv; seine Lieder liegen bisher, von kleineren Publikationen abgesehen, in sechs starken Sammlungen vor — „Gedichte" (1856), „Freimaurerische Dichtungen" (1870), „Neue Gedichte" (1872), „Am Rhein und beim Wein" (1885), „Aus den Sommertagen" (1885), „Buch der Leidenschaft" (1886) — und durchweg oder auch nur annähernd Gleichwertiges enthalten sie selbstverständlich nicht, aber eine kräftige, gesunde und sympathische Natur tritt uns auf jeder Seite entgegen, ein Mann, der Schweres erlitten und, ohne gerade von den dunkeln Rätseln des Daseins allzutief erfaßt worden zu sein, auch vielerlei durchdacht, sich aber gleichwohl durch tüchtige Veranlagung und eine gewisse Elastizität des Wesens immer wieder zur Klarheit und Harmonie durchgearbeitet. Dazu gesellt sich als weiterer Vorzug die volle Beherrschung der Form, die dem Inhalt nirgendwo störend entgegentritt und sich demselben häufig sehr charakteristisch anschmiegt; das „os magna sonaturum", über welches der Dichter, wie seine politischen und Gelegenheitsgedichte erweisen, so allzeit bereit verfügt, hat die schlichte und innige Sprache seiner kleinen Liebes- und Naturlieder gar nicht oder nur sehr selten beeinflußt. Es giebt kaum ein Metrum, das Rittershaus nicht angewendet, und keines, an dessen Schwierigkeiten er gescheitert wäre: nicht bloß das Ergebnis tausendfacher Übung, sondern vor allem die natürliche Frucht eines starken angeborenen Formtalents. Daß der Dichter überaus leicht produziert, und wie schnell sich bei ihm die Gedanken in Worte umsetzen, die Worte zu Verse formen, sieht man nicht bloß an der Menge dessen, was er geschaffen, sondern an jedem einzelnen Gedichte; es sind thatsächlich, wie sie ein moderner Litterarhistoriker genannt, „Improvisationen, freie Ergüsse eines Gemütes, dem die dichterischen Melodien angeboren sind." Daher die Frische und Ursprünglichkeit, daher aber auch manche kornlose Ähre unter den Garben; die runde Form hat den Dichter selbst über den Mangel an innerem Gehalt hinweggetäuscht, sonst hätte er, dem Selbstüberhebung fern ist und der sehr wohl Selbstkritik zu üben versteht, nicht namentlich in die beiden letztgenannten Sammlungen manches aufgenommen, was wir ohne Bedauern missen würden. Dies abgerechnet, weisen dieselben jedoch Stücke auf, welche den in den „Gedichten" und „Neuen Gedichten" enthaltenen Liedern ebenbürtig sind, ja dieselben in dem Streben nach innerer Vertiefung übertreffen.

So viel über den Lyriker Rittershaus im allgemeinen; einzelne Bemerkungen mögen nun der Skizze noch den und jenen Zug hinzufügen. Man hat bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß seine Liebeslyrik einen verwandten Zug mit jener Geibels und Freiligraths („Zwischen den Garben") aufweist; in der That drängt sich die Ähnlichkeit sofort auf, mit dem letzteren was die Form, mit Geibel was den Inhalt betrifft, aber ihr eigen Gesicht hat diese Muse doch, und ihr schönster Zug ist eben die Echtheit und Wärme der Empfindung; über allzuviel Naivetät und Ursprünglichkeit verfügt sie freilich nicht; sie ist ein braves, rotwangiges deutsches Mädchen, dem wir, da es deshalb doch einen gesunden Eindruck macht, auch ein wenig Sentimentalität nicht schwer anrechnen. In fremdes Kostüm darf sie sich freilich nicht vermummen wollen, und im Cyklus „Suleika" wird der „Buchwald" nicht, wie der Poet meint, zu einem „Palmendom" — non omnia possumus omnes — und auch das „Buch der Leidenschaft" darf man sich nicht nach dem Titel allzu wild und heiß denken. Gleichwie dies nicht verschwiegen bleiben darf, so ist andererseits anzuerkennen, daß Rittershaus in der oben umschriebenen Sphäre kaum je monoton wird. Einen gleich großen Reichtum im Ausdruck innerer Empfindung erweisen seine Naturlieder; Rittershaus hat sein echtes Behagen an der Schönheit der Welt, an Wein und Lied, an dem Werk großer und der Heiterkeit guter Menschen; mit den „Stillen im Lande", wie sie namentlich in seiner engeren Heimat ihr Wesen treiben, hat er nichts zu schaffen. „Glückselig, wer den Glauben hat; Ich will ihn keiner Seele rauben" — meint er, aber für sein Teil — „was ich gesucht im Himmel lang, Ich such' es nun im Menschenleben" und „was in mir als Glaube starb, als Liebe ist es auferstanden". Solcher Mitteilungen einer abgeklärten, rein menschlichen Gesinnungsweise begegnen wir bei ihm vielfach und sie wirken immer sympathisch, weil sie echt sind. Titanisch an der Weltordnung zu rütteln, ist nicht seines Wesens, so wenig, als sie etwa überaus vortrefflich zu finden.

Davor ist er schon dadurch bewahrt geblieben, weil er ein wacher Mann ist, der das Leben recht anzuschauen und zu erkennen versteht; wüßten wir dies aus nichts anderem, so doch gewiß aus seinen kleinen Genrebildern, die einen durchaus realistischen Ton anschlagen, ohne dabei zur Nüchternheit herabzusinken. Ein bisher unerreichtes Vorbild in der Behandlung solcher Stoffe aus dem Alltagsleben ist bekanntlich eine Frau, das stärkste weibliche Talent unserer Litteratur, Annette von Droste („Der Brief aus der Heimat", „Die beschränkte Frau", „Die junge Mutter" u. v. a.); eine Reihe schöner und guter Gedichte dieser Art verdanken wir auch dem engsten Freunde und Landsmann unseres Dichters, dem früh verstorbenen Karl Siebel, dessen Nachlaß er herausgegeben; („Mama bleibt immer schön", „Die zweite Frau" u. a.); Rittershaus hat ihm mit vielem Glück nachgeeifert; wir erinnern nur an das so bekannt gewordene Gedicht „Die Sonntagspuppe" oder die zuerst in dieser Zeitschrift erschienene Schilderung „Bei Frau Ungermann". Wo es ihm gelingt, sich knapp und präzis zu fassen, ist ihm auch die volle Wirkung sicher, sie ist leider nicht immer zu gewahren, wie denn überhaupt eine gewisse rhetorische Breite, zu

welcher er neigt, die Wirkung vieler seiner Gedichte, auch einzelner politischer, beeinträchtigt. Doch hat er gerade auf dem Gebiete des Zeitgedichts manches geboten, was sich durch Energie des Ausdruckes und Schwung der Sprache hoch über den Ton gereimter Leitartikel erhebt, wie ihn so viele andere in den Kämpfen von 1866 und 1870 angeschlagen; hier sei nur an das ergreifende Gedicht „Zu Hilfe!" (Sommer 1866):

„Es geht durchs Land der Schrei der Not; er will an jeden Busen klopfen,
Für heiße Wunden purpurrot — o, gebt der Liebe Balsamtropfen!
Für arme Kinder, blaß und krank — o, füllt die kleinen Kinderhände!
Dem Weib, dem der Ernährer sank, — o, reicht des Goldes Segenspende!
Zum Himmel hallt ein Jammerschrei von Herzen, die in Schlachten brechen. — —
Nun schweigt die Stimme der Partei, nun hat das Herz ein Recht zu sprechen!

oder an den echt volkstümlichen „Marschgesang" von 1870 erinnert:

Nun weg mit Feder und Papier,
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und roter Tinte.

Rittershaus steht an gut nationaler Gesinnung keinem unserer Dichter nach, obwohl er seinen freiheitlichen Idealen treu geblieben ist und sich auch völlig vom Chauvinismus frei erhalten hat. Hoffentlich läßt man dies auch in unseren Tagen noch als einen erfreulichen Zug an dem Bilde dieses achtungswerten und sympathischen Dichters gelten.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Novellen und Skizzen.

Der verzauberte Apfel oder Hugendubels Leiden. Eine seltsame und kläglich zu lesende Histori in 6 Abentewern von Heinrich Bauer. Zweite Auflage, illustriert von J. Klein. Stuttgart, Robert Lutz 1886.

Nora. Erzählung von Sara Hutzler. Berlin, Freund u. Jeckel 1887.

Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten von Ernst v. Wolzogen. Stuttgart, W. Spemann 1886.

Kleine Bilder. Heiteres und Ernstes von Johannes Trojan. Minden, J. C. C. Bruns 1886.

Aus den Herbergen des Lebens. Von Georg v. Oertzen. Breslau, Eduard Trewendt 1887.

Alles Kleinigkeiten, wenn wir sie nur nach dem Raume messen, den sie einnehmen. Übrigens gar verschiedenwertige Dinge. Ein humoristischer Schwank, im Gegensatze dazu eine gar traurige Kindergeschichte, eine Anzahl Novellen von verschiedenster Stimmung und Färbung, zusammengetragene Skizzen und Federzeichnungen knappster Art und endlich, noch einen Schritt weiter vom Zeichnen ins Reflektieren hinein, prosaisch und poetisch gehaltene Aphorismen, die wir ins Gebiet der Popularphilosophie verweisen würden, — das sind unsere fünf Bücher.

Was für eines Geistes Kind wir in Bauers „Historie" vor uns haben, darüber läßt uns schon der Titel nicht im unklaren. Der Verfasser ist ein Schalk, und vorgeführt werden uns die Abenteuer eines ehrbaren, spindeldürren Jünglings aus irgend einem deutschen Ländchen, der nolens volens zum Pfarramte gepreßt und in dem theologischen Seminar Rosenthal, dem von den Rosen nur noch die Dornen geblieben sind, gar arg von Hunger und Liebe geplagt wird, bis er nach Amerika durchbrennt und von da zurückgekehrt als gelehrter Kellerwirt in der Stadt Berlin lebt und stirbt, nachdem er wegen allzu gedeihlichen Leibesumfanges nicht mehr hinauf ins Tageslicht gekonnt. Ganz heillose Streiche und Konterfeis voll springenden Humors, übrigens gar nicht übel nach dem Leben, wie jeder bezeugen kann, der den schrecklichsten der Schrecken erfahren, nämlich während seiner hungrigen Flegeljahre in einem Seminar gedrillt worden zu sein.

Eine andere Ader im Menschen berührt die Erzählung der Hutzler: die rührende Geschichte eines armen Waisenkindes. Bei einer hartherzigen Bäckersfrau hungernd, vergreift es sich an den Brötchen, wird als Diebin fortgejagt, ins Rettungshaus gesteckt, von schlechten Schicksalsgefährtinnen verfolgt, wieder als Diebin ungerecht von der herzlosen Inspektorin bestraft, bis nach entdeckter Unschuld die leidvolle Empörung des getretenen jugendlichen Herzens zum vollen Ausbruche kommt; nun findet die erbarmenswerte Kleine in einer auch recht armen, aber freundlichen Familie Unterkunft, aber nur um bald zu sterben, da der Kampf ums Dasein ihre Geistes- und Körperkräfte zu tief untergraben hat.

Bei einer derartigen ganz knapp gehaltenen Komposition handelt sich's gar nicht um eine besondere Kunst der Darstellung oder gar der erfindend gestaltenden Phantasie. Ist jene so recht von Innen strömende Wärme der Empfindung da, welche ungesucht die richtigen Worte findet und ungesucht einen Strahl von Poesie über das trübe Bild wirft, so ist auch der echte Geist und die Wahrheit da, und wir sind befriedigt. Die seelischen Kämpfe und Gefühlschwankungen im Herzen der Kleinen sind mit feiner Einsicht wiedergegeben.

Wolzogens „Heiteres und Weiteres" ist ein Buch, erheblich besser als sein Titel, der ohnehin nicht ganz zutreffend erscheint, denn weder nach Quantität noch Qualität überwiegt das Heitere. Es ist gewiß nichts weniger als erheiternd, wenn ein junges Liebespaar durch einen hochmütig rechthaberischen Alten getrennt und unglücklich, wenn ein sehr empfindsamer Sertaner aus ähnlichem Grund in den Tod getrieben wird. Und auch die echt zigeunerhafte Vagabundengeschichte „Veit Ziselins Galgenfrist" schließt trotz des köstlichen Humors, der sie durchzieht, nicht grad erheiternd ab, wenn der Marodeur und Gauner Veit, der gehängt und von ähnlichen Gesellen aus lauter Mutwillen noch lebend heruntergeschnitten wird, nach einem Vierteljahre, durch eine berückende Zigeunerin halb um den Verstand gebracht, am gleichen Baume selber sich aufhängt, der früher zu seinem Ende bestimmt war. Auch wie der arme katholische Bergpfarrer, der in der Jugend einen fatalen Seitensprung gethan, wieder seine verlorene Tochter und zugleich ihre Liebe findet, ist mehr gemütlich als gerade zum Lachen. Nur die „Gloria-Hose", die Geschichte einer Kirchenvisitation bei einem ebenso herzensguten wie armselig gestellten Landpfarrer, oder das „Derwischlied": wie ein ruppig ungekämmter Gelehrter, der bisher intimeren Verkehr nur mit seinen sechs Kötern von Hunden gepflogen, zu einer anmutigen Frau kommt — nur diese Aufsätze fallen ins Gebiet des echt Heiteren, wozu wir herzlich lachen mögen.

Wolzogen ist ohne Zweifel ein Personenzeichner, der Geist und Geschmack hat und dabei in einer etwas eigenartigen, nicht derbgeschliffenen oder abgegriffenen Manier in Auffassung und Darstellung vorgeht. Aber er scheint die Neigung zu haben, da und dort mit seinen Personen- und Seelenbildern ins Banale und Unwahrscheinliche zu verfallen. An eine über alles erfahrungsgemäße Maß hinausspringende ur-ursprüngliche Naivetät, wie sie sein hübsches Mädchen, das Meikatel entwickelt, glauben wir nicht; und sein heiratsflüchtiger Sonderling Dr. Karsten ist denn doch — das findet beim ersten Begegnen auch seine Künftige — so arg außerweltlich, wie wir ihn uns nicht vorstellen können.

Das Buch von Trojan bringt auf 200 Seiten nicht weniger als 34 Federzeichnungen, wie die beiden Zahlen zeigen, sämtlich allerkleinsten Umfanges, einzelne bloß zwei Seiten. Da ist alles nur irgend Denkbare zusammengestellt: ein Kapitelchen über die Ameisen und eine Betrachtung über die Leiden eines Unpolitischen, eine Beschreibung von

Hiddensöe und eine Darstellung des Puppenspiels von Dr. Faust im Berliner Voigtland, Fliegenbeschäftigungen und ein Stoßseufzer über die luft- und lichtfeindliche Art, wie man in einer Großstadt eingebaut oder eingemauert wird; und in dem Stile weiter. Alles was Tier- und Menschenleben, was die raffinierte Tageskultur und die urewige Waldnatur dem Aug' und Herzen grad entgegentragen, ist in seine kleinen Fäserchen hinein verfolgt und zerlegt. Also Kleinleben, so ein bißchen im niederländischen Stil und Dorfgeschichtengeschmack. — Die einzelnen Skizzen aber sind von sehr verschiedenem Wert. Im ganzen erkennen wir da nicht den geborenen Zeichner; es wird zu wenig anschaulich geschildert, zu viel reflektiert, und das in einem trockenen Humor, der da und dort fast etwas pedantisch wird. Aber daneben giebt es Lebensbildchen, die so recht schlagend den Nagel auf den Kopf treffen, wie etwa „Wiedersehn" und „Verschiedene Übergänge"; es sind Stücke voll Witz und Laune und scharfer, eigenartiger Beobachtung.

Oertzens Buch trägt ebenso Verschiedenes aus den Herbergen des Lebens zusammen. Da sind einige ganz knappe Federzeichnungen, die längste, zum Umfang eines größeren Aufsatzes gediehene, über die nicht besonders zu preisenden Beziehungen und Formen unseres Gesellschaftslebens. Da sind unter dem eigentümlichen Titel: „Geborgene Funken" eine längere Reihe von Aphorismen oder zerstreuten Gedanken, meist ganz kurze Aussprüche, die wir unter das Kapitel „Lebensweisheit" bringen würden. Diese längste Partie des Büchleins erinnert mich an ein zweites, auch nicht umfangreiches, das mir neulich ebenfalls zu Handen kam. Das sind die auch mit dem auffallenden Titel „Abendröte" versehenen psychologischen Betrachtungen von Paul Lanzky, äußerlich nur darin von Oertzens Aussprüchen unterschieden, daß sie da und dort zu längeren Bildchen werden, als bei unserem Herbergen-Sammler, der sich gerne mit ein bis drei Linien begnügt. Diese Art sich zu geben fällt uns heut als etwas veraltet oder außer Kurs gekommen auf; sie erinnert an ein abgelaufenes Zeitalter der Litteraturentwicklung, man denke etwa an das Hamann-Herdersche. — Daneben bringt die Sammlung ferner unter dem Titel „Weißt du noch?" Liebeserinnerungen und Liebesfragen überwiegend schweren Tons, alle in Triolettenform. Darin find' ich das schönste, und der in Gnome, Spruchdichtung und Sentenz erfahrene Autor bewegt sich in seinem rechten Fahrwasser.

Zürich. **J. J. Honegger.**

Aus der Werkstatt des Schauspielers. Dramaturgische Aufsätze von **Eduard Ferd. Frey.** Leipzig, Edwin Schlömp 1886.

Seit Gustav Freytag mit seiner „Technik des Dramas" auf der Basis unserer deutschen Klassiker und des modernen französischen Konversationsstückes die Grundsätze der Dramaturgie in gewissen äußerlichen Formen neuerlich umschrieben hat, ist die dramaturgische Litteratur in Deutschland zum großen Teile auf dem Boden der Technik stehen geblieben. Die vornehmsten Arbeiten dieser Art liegen uns in den Memoiren Laubes und Dingelstedts vor. Beide erzählen von ihren Erfahrungen in Sachen der Schauspielerei, der Bühnenpraxis. Die eigentliche ästhetische Beziehung zwischen der dramatischen Dichtung und ihrer Darstellung wird wohl an einzelnen Stellen mit gelegentlichen, oft überaus wertvollen Bemerkungen gestreift, doch beide Autoren waren zu sehr Praktiker, als daß sie Lust verspürt hätten, sich mit der grauen Theorie allzusehr zu beschäftigen. Aus diesem Grunde schon will die Schrift des Herrn Ed. Ferd. Frey sympathisch begrüßt werden. Der Verfasser ist selbst Praktiker der Bühne und hat trotzdem als solcher das Bedürfnis gefühlt, nicht bloß die Äußerlichkeiten seiner Kunst zu behandeln, sondern auch den innern ästhetischen Grund der Bühnenwirkung zu erörtern. Als Schauspieler und Regisseur sieht Frey hiebei von den Qualitäten der dramatischen Dichtung ab; er wählt seine Beispiele nur aus den Meisterwerken des Dramas und erörtert ausschließlich die Fragen der Darstellung, also das Einzelspiel, das Zusammenspiel, die Komparserie und die Ausstattung. In diesen Erörterungen aber tritt uns ein erfahrener, redlicher Künstler mit gesunden Grundsätzen und klaren Anschauungen entgegen. Wir wollen davon absehen, daß er mit der Bescheidenheit des Autodiktaten seine Ansichten etwas zu reichlich aus dem Quellenschatze der ästhetischen Litteratur mit einer Fülle von schönen Citaten belegt hat. Derlei ausgewählte Perlen lesen sich ja immer recht angenehm und sind insolange auch ganz unschädlich, als sie den Gedankengang des Autors nur zierhaft begleiten und nicht vom Besonderen ins Allgemeine zurückführen.

In vier Essays erörtert Frey die eigentliche Schauspielkunst und führt hiebei mit vielen feinen Anmerkungen und gut gewählten Beispielen die Unterscheidungen durch zwischen dem selbstschaffenden Künstler, dem Nachahmer, dem Virtuosen und dem Dilettanten. Vieles von dem, was Frey bei diesem Anlasse als Regel hinstellt, mag nur als persönliche Erfahrung gelten. So erscheint fürs erste seine Forderung äußerst richtig, der Schauspieler solle die Rolle früher memorieren, bevor er sie charakterisiert und ausarbeitet. Ich kenne aber ausgezeichnete Künstler wie Meixner, Charlotte Wolter, Sonnenthal, die ihre Rollen satzweise voll durcharbeiten und so während des Charakterisierens und Ausarbeitens auch memorieren; sie lernen nicht das tote Wort, sondern das Wort in der Betonung, in dem Affekt auswendig, wie sie das Stück erfordert; sie memorieren die Situation und mit ihr die Rolle. Ist doch gerade in den Behelfen keine Kunst so persönlich wie die Schauspielkunst. Derlei Regeln haben allerdings den großen Wert, daß sie den Künstler anregen, die Technik anderer für seine Natur zurechtzulegen. Ihre allgemeine Anwendung aber ist unmöglich. Jeder Versuch in dieser Richtung erinnert mich immer an den Deklamationsunterricht, den ein ausgezeichneter Regisseur des Burgtheaters einer jungen Tragödin erteilte. Der Lehrer sprach die Rolle der Schülerin ganz meisterlich vor und bezeichnete mit dem Bleistift die Stellen, wo — er Atem geholt hatte und wo nun — auch die Schülerin Atem holen sollte, als ob das Fräulein ihre Lunge und Kehle nach der des Lehrers modeln sollte. Bei den Proben stand der Treffliche hinter der Unglücklichen und mahnte stetig — „Atem holen", und über dem „Atem holen" gingen Auffassung, Vertrauen, sowie Haltung, Spiel und Rede zum Teufel. Trotzdem wäre es lächerlich, wollte man die richtige Disziplin des Atmens aus der Technik der Deklamationskunst streichen; nur muß jegliche Technik der Persönlichkeit des Darstellers sich anpassen und in dieser Frage muß das Talent den Lehrer zu nützen verstehen. In solchem Sinne lasen wir alles Gute, was Frey zur Technik der Schauspielkunst vorbringt, und in dieser Meinung begrüßen wir sein Buch als ein Repertorium vieler trefflicher Anregungen für Schauspieler und Dramaturgen.

„Zur Regie" hat Frey in sieben Artikeln ein handliches Lehrbuch des ganzen Bühnenapparates gegeben und recht anschaulich die besonderen Zwecke jeder einzelnen technischen Bühnenarbeit und ihr Zusammenwirken zur künstlerischen Gesamtdarstellung erörtert. Frey setzt dabei eine große Bühne voraus, welche durch materielle Rücksichten unbeirrt das vollkommen ausgereifte Probenergebnis für die Aufführung mitbringt. Auch an diesen Darstellungen wird sich die Praxis vielfach anregen können, ohne sich an dieselben auch zu binden. Der bedeutende Schauspieler wird vielfach dem Regisseur überlegen sein; bei Konversationsstücken werden im Zusammenspiele bis zur Generalprobe Textänderungen sich ergeben und auch Dekorationen, Versatz- und Einrichtungsstücke müssen oft nach Maßgabe des scenischen Bedürfnisses noch nachträglich geändert werden. Echtwertig und gemeingültig ist Freys Präcisierung des Verhältnisses zwischen Ausstattung und Spielwirkung. Die Ausstattung steht im Dienste des Spiels; das Spiel im Dienste der Dichtung. Die Dichtung ist der Endzweck und das Spiel soll die Dichtung nicht übertrumpfen wollen. — Schlechte Komödien und gute Schauspieler haben dieses Verhältnis gestützt. — Die Ausstattung soll das Spiel nicht überglänzen. — Aber da würde ich auf das Thema der „Meiningerei" geraten und ablenken von einem Buche, das an Wert nichts verliert, weil es völlig inoffensiv und nur im Sinne redlicher Wohlmeinung geschrieben ist.

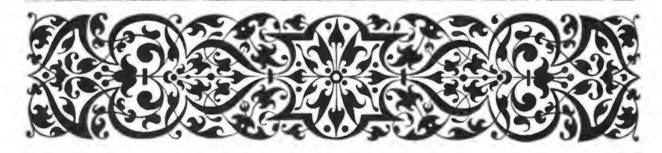
Wien. **Emil Granichstädten.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. November 1887.





Die Märtyrerin der Phantasie.

Novelle von Paul Heyse.

(Schluß.)


Im Hochsommer des vierten Jahres nach jener Nebelfahrt auf dem Rhein hielt ich mich etliche Wochen in St. Moritz auf, nicht in der besten körperlichen und gemütlichen Stimmung, um mich in die bunte große Welt zu mischen und an ihren mancherlei Veranstaltungen zur Verscheuchung ihrer Langeweile, kleinen Bällen, Dilettantenkonzerten und dem ewigen Crocketspiel teil zu nehmen. Auch die Ankündigung eines Flötenkonzerts, das am Abend im Kurhause stattfinden sollte, lockte mich nicht. Der Virtuos, ein Franzose, hatte schon in den andern Hotels mit vielem Beifall sich hören lassen. Doch da er mit seinem Instrument das ganze Programm allein ausfüllte, gedachte ich jenes alten Scherzwortes: Was ist langweiliger als eine Flöte? — Zwei Flöten! — und wollte eben, da das Publikum sich zu versammeln begann, mich ins Freie flüchten, als einer meiner Bekannten mich festhielt und halb mit Gewalt in den Saal schleppte, da er behauptete, er habe den Mann schon zweimal gehört und komme nun zum drittenmal, weil sein Spiel in der That etwas Außerordentliches sei und auch seine Frau, die ihn auf dem Flügel begleite, eine ganz eigene Anziehungskraft ausübe.

Ich ergab mich in mein Schicksal und wir setzten uns in die dritte oder vierte Reihe, während mir mein Gefährte beständig von jenem Musikerpaare vorplauderte, wie rührend es sei, die junge Frau um den blinden Mann bemüht zu sehen, wie sie ihn morgens zum Brunnen begleite und nachmittags an die schattigsten Plätze im Wald, und wie man es dem strahlenden Ausdruck seines Gesichts ansehe, daß er in solcher Hut und Pflege die Schwere seines Gebrechens kaum noch empfinde.

Ich hörte nur mit halbem Ohre zu, im stillen unmutig, daß ich mich hatte überreden lassen, und entschlossen, mich davonzumachen, sobald mir das süße Getön, das ich nur im vollen Orchester ertragen mag, auf die Nerven fallen würde. Aber schon der Eintritt des blinden Musikers, den seine schlanke, ganz schwarz gekleidete Frau mit der anmutigsten Zärtlichkeit an der Hand führte, verwandelte meine Stimmung auf einen Schlag, denn der erste Blick hatte mir gezeigt, daß diese Dame niemand anders war als meine wohlbekannte Märtyrerin.

Sie war durchaus nicht verändert, seitdem ich sie zuletzt gesehen, ja ich glaube fast, sie trug noch dasselbe Kleid, in welchem sie ihre Hochzeitsreise gemacht hatte.

Nur der Mann an ihrer Seite war ein anderer, und auch der Ausdruck ihres Gesichts. Denn wie sie die großen ruhigen Augen jetzt über den gefüllten Saal schweifen ließ, bemerkte ich statt des kühlen, fast bitteren Zuges ein glückliches Lächeln um ihren Mund, und eine leichte Röte überflog ihre Wangen, als sie jetzt ihren unbehülflichen Gatten auf das Podium führte, wo er sich mit vollendetem Anstande ins Leere hinein verbeugte. Sie selbst machte keine Verbeugung, als gehöre sie nur wie ein Appendix zu dem Meister, der sich jetzt hören lassen sollte. Ganz geräuschlos, nachdem sie ihm die Flöte eingehändigt hatte, nahm sie hinter ihm am offenen Flügel Platz und fing sogleich an, mit einigen kräftigen Läufen und Accorden zu präludieren.

Dann begann er sein Spiel. Ich habe nie ein ähnliches gehört, gewiß kunstvollere, aber keines, das mich so eigentümlich ergriffen hätte. Aus einer elegisch zarten, fast süßlichen Kantilene im üblichen Flötenstil entwickelte sich mit wachsender Fülle des Tones ein so männlich klarer und energischer Gesang, der immer kühner und feuriger anschwoll und sich bis zu einer herausfordernden Heftigkeit steigerte, daß

man das sentimentale Instrument nicht wiedererkannte und irgend eine Kriegstuba zu hören glaubte. Und doch blieb alles in den Grenzen edler, charaktervoller Musik, in der sich eben nur das Herausringen einer tapferen Menschenseele aus kleinmütiger Stimmung zu einer schönen, glücklichen Freiheit und Selbstherrlichkeit auszusprechen schien.

Ich sah auf das Programm. Nr. 1, Rêverie, vom Konzertgeber. Ich gestehe, daß mich von allen späteren Stücken, obwohl sie meist berühmte Komponistennamen trugen, keines so lebhaft fesselte wie dieses erste.

Auch der Spieler selbst hatte auf den ersten Blick meine ganze Teilnahme gewonnen.

Eine zartgebaute Gestalt von mittlerer Größe, ein sanftes, fast weibliches Gesicht von schlichtem, blondem Haar umhangen, die umnachteten Augen ohne den traurig gespannten Ausdruck, der Blinden zu eignen pflegt. Sehr schön war die Stirn, von ungewöhnlicher Weiße und Glätte, und während des Spiels konnte ich die Augen nicht wegwenden von den ungemein zarten und schlanken Fingern. Eine solche Erscheinung hätte wohl auch bei geringerer Kunst ein jedes Publikum zu lebhafter Sympathie fortgerissen.

Als das nicht allzulange Programm erledigt war, erhob sich die Klavierspielerin, wartete bescheiden im Hintergrunde, bis der Künstler seine vielfachen Verbeugungen absolviert hatte, und trat dann leise zu ihm, ihn hinauszuführen. Während sie noch einen letzten Blick in das Publikum warf, hatte sie mich gesehen und auf der Stelle erkannt. Ich sah, daß ihr blasses Gesicht sich leicht rötete, und glaubte einen fast unmerklichen Gruß ihrer Augenwimpern zu gewahren.

Hatte ich noch einen Hauch von Zweifel gespürt, ob sie es wirklich sei, so verschwand derselbe nun völlig.

Ich erfuhr, daß sich das Paar in einem sehr bescheidenen kleinen Gasthof oben im Dorfe niedergelassen habe. Sie dort noch heut abend aufzusuchen, schien mir nicht wohlgethan, da das Gesicht des Mannes während des letzten Stücks eine gewisse Abspannung verraten hatte. Doch nahm ich mir vor, morgen früh zu versuchen, ob ich das Recht der alten Bekanntschaft geltend machen könne, und ob sie geneigt sein möchte, mir die Fortsetzung ihres Lebensromans anzuvertrauen, die wahrhaftig einem unerwartet frühen Schlußkapitel ähnlich sah.

In solchen Gedanken ging ich, meine Cigarre rauchend, auf dem dunklen Platz vor dem Kurhause auf und ab, wo trotz der balsamischen Nachtkühle und der überschwänglichen Sternenpracht kaum noch eine Menschengestalt sich regte, als ich plötzlich hinter mir rasche weibliche Tritte hörte und mich umwendend diejenige erblickte, mit der meine Gedanken sich beschäftigt hatten.

Sie war in das seidene Mäntelchen eingehüllt, wie an jenem Nebeltage, und hatte wieder das Kapuzchen über den Kopf gezogen. Da sie sah, daß ich ihren Anzug musterte, lächelte sie und sagte:

„Kennen Sie ihn noch wieder? Es ist derselbe Regenmantel, nur etwas gealtert, und auch dasselbe Beichtkind, das Sie damals so gütig absolviert haben, nur so seltsam umgewandelt, daß sie sich oft selbst kaum wieder erkennt. Ich habe Sie noch aufsuchen müssen und bin so froh, Sie gleich gefunden zu haben. Morgen gehen wir fort, es ist eine gar zu hübsche Fügung, daß ich Ihnen hier wieder begegnen sollte. Mein Mann läßt Sie grüßen, er ist immer sehr ermüdet, wenn er gespielt hat, und muß sich vor Erkältung hüten. Er weiß aber, daß ich Sie noch sprechen wollte, und hat gar nichts dagegen. Da er blind ist, muß er mir auch blindlings vertrauen, das ist der Vorzug seines Gebrechens. Wie könnte auch ein Blinder, der eifersüchtig wäre, nur einen einzigen Tag überleben? Und was wäre für ein Reiz dabei, selbst für die Verworfenste, einen Mann, der sie nicht bewachen kann, zu betrügen? Wenn man ihn vollends liebt —

Aber setzen Sie nur Ihren Abendspaziergang fort. Bewegung thut mir gut nach dem langen Spiel, und ich begleite Sie ein Weilchen. Was haben Sie nur gedacht, als Sie mich plötzlich hier auftreten sahen, in so bescheidenen Verhältnissen, ohne Kammerjungfer, Kurier und holländischen Nabob als Schatten? „Die Abenteurerin! So hat sie's doch nicht auf die Länge ausgehalten und sich von dem Wirbelwind ihrer Phantasie hier herauftragen lassen in Gesellschaft eines fahrenden Musikanten, der so wenig ihr legitimer Gatte ist, wie vielleicht jener photographierende Weltumsegler es war!" Gestehen Sie nur, etwas Ähnliches haben Sie gedacht, und ich könnte es Ihnen nicht übel nehmen. Diesmal aber hat ihr prophetisches Gemüt Sie doch getäuscht. Ich bin wirklich die rechtmäßige Frau dieses armen Blinden, wie ich die angetraute Gattin des Amsterdamer Muttersöhnchens war. Aber dieser Schicksalswechsel hat sich diesmal ohne Einmischung meines Dämons vollzogen, und da Sie wissen, daß ich meiner Phantasie so viel Arges zu danken hatte, wird es Sie auch nicht wundern, daß sie bei all meinen späteren Erlebnissen gar nicht mehr zu Wort gekommen ist.

Einmal freilich hat sie sich noch einmischen wollen und zwar so, daß sie mich ums Haar zum aller-

dümmsten Streich meines ganzen Lebens verführt hätte. Da rettete mich aber zum Glück noch in der letzten Stunde eine höhere Macht, deren Vorhandensein ich bis dahin nie gespürt hatte. Denken Sie nur, ich bemerkte, daß ich wirklich ein Herz hatte, wenn es auch ziemlich verkümmert und unbeholfen war. Aber seitdem hat es sich doch ein wenig herausgemacht und kann sich jetzt neben manchem anderen, das eine normale Bildung genossen hat, mit Ehren sehen lassen.

Dies Wunder geschah in Konstantinopel. Von Mainz bis dahin zu gelangen, hatten wir Jahr und Tag gebraucht, da es unterwegs gar zu viel zu photographieren gegeben hatte. Süddeutschland, Tirol, Salzkammergut, Ungarn — Sie begreifen, daß wir einen Riesenkoffer voll pittoresker Landschaftsbilder mit uns führten, als wir endlich in Konstantinopel Halt machten, um dort den Winter zuzubringen.

Sei es aber, daß die angestrengte Arbeit meinen armen Mann erschöpft hatte, oder war seine Lebensweise, die er trotz des andern Klimas nicht änderte, seine Neigung zu schweren Weinen daran schuld, kurz, er erlitt bald nach unserer Ankunft einen leichten Schlaganfall.

Vielleicht hätte er ihn bei seiner Jugend noch einmal überwunden, wenn er zur Mäßigung im Photographieren und Trinken zu bewegen gewesen wäre. Doch kaum war er wieder aufgestanden und hatte von dem Anfall nur eine etwas schwere Zunge behalten, so begann er wieder das Leben im alten maßlosen Stil zu treiben, so daß eine Wiederholung des Schlages, diesmal bis in den Sitz des Lebens hinein, unausbleiblich war.

Obwohl ich ihn nie geliebt hatte, war ich ihm doch eine treue Pflegerin, und da er endlich sein bißchen Geist aufgab, empfand ich wirklich so etwas wie einen Verlust, eine Lücke in meinem nun wieder ganz halt- und ziellosen Leben. Ich hatte zwar meine Freiheit wiedergewonnen. Aber nicht einmal die Mittel, sie nach Willkür mir zu nutze zu machen, waren mir geblieben.

Denn noch an demselben Tage, wo mein armer Mann die Augen schloß, verschwand jener Kurier, auf den er sein volles Vertrauen gesetzt, dem er mehr und mehr alles Geschäftliche, auch den brieflichen Verkehr mit seinem Banquier überlassen hatte. Mir war der Mensch mit seiner geschmeidigen Unterwürfigkeit stets verdächtig gewesen. Doch hatte ich ihn höchstens im Verdacht bedeutender Unterschlagungen, über die wir bei unserm Reichtum uns trösten konnten.

Jetzt aber erkannte ich zu spät, in welchen Händen wir gewesen waren. Der Mensch war nicht nur mit unserer Reisekasse durchgegangen, sondern hatte, das Siegel und die Unterschrift seines Herrn mißbrauchend, auch dafür gesorgt, daß fast unser ganzes Vermögen aus dem Bankhause, wo es deponiert war, in seine Hände übergegangen war, da er vorgegeben hatte, es solle in türkischen und ungarischen Werten angelegt werden.

Dies erfuhr ich, da ich mich, nachdem das Begräbnis die letzten Mittel verschlungen hatte, nach Amsterdam wendete, um das Geld zur Rückreise zu erhalten. Ein Brief an meine Schwiegermutter, der ich meine Lage schilderte, blieb unbeantwortet. Bekannte und Gönner hatte ich nicht in der wildfremden Stadt, da wir ganz für uns gelebt hatten. So war ich denn ärmer als meine Kammerjungfer, die in meinem Dienst ein hübsches Sümmchen zusammengescharrt hatte, und mußte mir die Demütigung gefallen lassen, daß die schlaue Person, als ich sie entließ, mir ein Darlehen anbot, was ich natürlich mit einem kaltblütigen Achselzucken zurückwies.

Entmutigt aber, niedergeschlagen und um den Schlaf gebracht hatte mich diese Tücke des Schicksals keineswegs. Sofort trat meine alte Trösterin, die Phantasie zu mir und erbot sich, statt eines Auswegs aus meiner mißlichen Lage mir hundert anzuzeigen.

Ich traute ihr aber nicht mehr, und mit gutem Grunde. Statt mich mit abenteuerlichen Plänen ernstlicher zu beschäftigen, ließ ich mich eine Weile gedankenlos treiben und dachte: wenn ich mein letztes Armband oder meine Perlenohrringe verkauft haben werde, ist immer noch Zeit, irgend etwas zu ersinnen, was mich über Wasser halten kann.

Diese Zeit jedoch näherte sich unaufhaltsam. Eines schönen Frühlingsmorgens stand ich auf dem Balkon meines Hotels und sah in die enge, menschenwimmelnde Gasse hinab, nicht gerade in desperater Stimmung, doch immerhin nachdenklich. Der Kellner hatte mir die letzte Monatsrechnung gebracht. Wenn ich einen großen Diamanten, den ich am Finger trug, zu Gelde machte, blieb mir gerade noch so viel übrig, um einen weiteren Monat hier darauf zu warten, ob ein günstiger Wind heranwehen und mein festgefahrenes Lebensschiffchen wieder flott machen möchte.

Indem ich so über dem Balkongeländer lehnte und mit einem Jasminzweig spielte, entstand unten eine lebhaftere Bewegung, und ich merkte, daß man ein ungewöhnlicheres Schauspiel erwartete. Nicht lange, so kam ein glänzender Zug reichgekleideter Berittener daher, der Großherr selbst in ihrer Mitte

auf einem schönen, goldgezäumten Schimmel mit einer gold- und edelsteinblitzenden Suite. Ich hatte den Herrn noch nie gesehen und betrachtete ihn mit neugierigem Interesse, doch ohne mir etwas dabei zu denken.

Indem er aber meinem Balkon sich näherte, schlug er plötzlich die Augen langsam zu mir auf, und unsere Blicke trafen sich wohl zehn Sekunden lang. Ein eigenes Gefühl übermannte mich. In meiner Verwirrung, und da ich es peinlich empfand, mich wie eine Bildsäule anstarren zu lassen, hob ich, da er dicht unter mir angelangt war, die Hand und ließ mein Jasminzweiglein fallen, das gerade vor ihm auf dem Sattelknopf niedersank. Sofort hatte er es gehascht, bewegte es mit einem leichten, vertraulichen Gruß gegen mich und ritt dann die Straße weiter.

Kaum war er mir entschwunden, so hatte ich eine heftige Anfechtung meines alten Dämons zu bestehen. Du hast ihm offenbar gefallen, raunte er mir zu. Hier könntest du nun dein Glück machen und etwas ganz Unerhörtes erleben. Er wird ohne Zweifel bald durch dieselbe Straße zurückkehren. Mach noch ein wenig Toilette und vollende deine Eroberung. Wer weiß, was daraus wird.

Ich hörte diese Einflüsterungen meiner leichtsinnigen Phantasie mit Herzklopfen an, aber ich hatte doch Vernunft genug, die Schwätzerin zum Schweigen zu bringen. Nur den Platz auf dem Balkon verließ ich nicht, doch mit dem festen Vorsatz, wenn der Großherr wirklich wieder vorbeikäme, ihm durch ein kaltes, hochmütiges Gesicht jede Hoffnung zu benehmen.

Als ich mehrere Stunden umsonst gewartet hatte, fühlte ich, zugleich mit einer kleinen Kränkung meiner Eitelkeit, gleichwohl eine Erleichterung, daß mir die Probe, die ich vielleicht nicht bestanden haben würde, erspart worden war.

Wie aber erstaunte ich, als am Nachmittag, da ich eben mein bescheidenes Mahl auf meinem Zimmer verzehrte, ein Diener aus dem Serail bei mir eintrat und in gebrochenem Französisch eine Botschaft an mich ausrichtete, die auf nichts Geringeres hinauslief, als auf die Anfrage, ob ich geneigt wäre, in dem Harem seines kaiserlichen Herrn eine meiner Schönheit und Bildung angemessene Stelle einzunehmen.

Statt aller Antwort lachte ich dem Menschen zuerst gerade ins Gesicht. Als aber die glatte Kupplerlarve ganz ernsthaft blieb, wurde auch ich nachdenklich.

Daß der flüchtige Traum meiner Phantasie sich, wenn ich nur wollte, verwirklichen könne, natürlich nur wieder zu meinem Unheil, erfüllte mich mit einem gewissen Entsetzen, das aber den Reiz hatte, wie wenn man eingeladen wird, einen Luftballon zu besteigen, und zwischen Furcht und Waghalsigkeit hin und her schwankt. Als der Abgesandte ehrfurchtsvoll schwieg und mein Lachen nicht für einen Bescheid zu nehmen schien, faßte ich mich und erwiderte, ich wisse die mir angetragene hohe Ehre zu schätzen, doch sei mir meine Freiheit zu teuer, um sie gegen ungewisse Vorteile und Annehmlichkeiten hinzugeben. Der Mann aber ließ sich nicht abspeisen. Er gab mir zu verstehen, es sei dem hohen Herrn mit seinem Antrage voller Ernst, und er werde einen so leicht geflochtenen Korb nicht gelassen einstecken. Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! klang aus seiner gewundenen Rede heraus, so daß ich es geraten fand, vorläufig, um Zeit zu gewinnen, mich auf Unterhandlungen einzulassen. Ich könne mich höchstens zu einem Versuch verstehen. Da ich von dem Leben im Harem keine Vorstellung hätte, die Person des Großherrn mir ganz unbekannt und es im Abendlande nicht Sitte sei, daß une femme, qui se respecte, sich blindlings verkaufe, so müsse ich, falls ich überhaupt einwilligte, die sicherste Bürgschaft dafür erhalten, daß ich nach überstandenem Noviziat, falls es mir nicht behage, meine Freiheit zurückerlangen könne.

Alle weiteren Einwendungen schnitt ich entschieden ab, und der diplomatische Unterhändler verließ mich endlich, mit dem Bemerken, daß er den Erfolg seiner Mission berichten und am andern Tage die Antwort überbringen werde.

Als ich mich allein sah, wirbelte mir freilich der Kopf, und in demselben Augenblicke, wo ich mir sagte, daß ich das verächtlichste Geschöpf von der Welt wäre, wenn ich auf diesen schnöden Menschenhandel einginge, umgaukelten mich doch auch abenteuerliche Bilder aus Tausend und einer Nacht und alte Anekdoten kamen mir ins Gedächtnis, in denen europäische Damen eine glänzende Rolle gespielt hatten, da sie sich eines Sultansherzens ausschließlich bemächtigt und sich zur Alleinherrscherin des Herrschers aller Gläubigen aufgeschwungen hatten.

Nachdem ich mich aber eine Stunde von guten und bösen Geistern hatte hin und her zerren lassen, schmerzte mir der Kopf so heftig, daß ich, ohne noch zu einer Entscheidung gelangt zu sein, mich ins Freie hinausflüchtete. Da ich den schattigen Hof meines Hotels betrat, durch den ich auf die Straße gelangen wollte, sah ich einen jüngeren Mann mit langsamen, tastenden Schritten an der

Mauer hingehen, wie wenn auch er den Ausgang suche, und erkannte sofort, daß es der blinde französische Flötenspieler war, der vor etlichen Tagen angekommen und seitdem still auf seinem Zimmer geblieben war. Seine Hülflosigkeit rührte mich, sein feines, gutes Gesicht zog mich an. Ich näherte mich ihm und fragte, ob ich ihm irgend einen Dienst leisten könne.

Da verklärten sich seine melancholischen Züge, er drückte mir lebhaft die Hand und erzählte mir, sein Reisegefährte, sein Klavierspieler, mit dem er hier zu konzertieren gehofft, sei plötzlich nach Paris berufen worden, wo sein Vater im Sterben liege. Er habe noch soweit für ihn gesorgt, daß er ihm einen türkischen Knaben gemietet, um ihn zu bedienen und auf seinen Ausgängen zu führen, bis er selbst zurückkehren werde. Der aber, nachdem er ihn hier in den Hof gebracht, um etwas Luft zu genießen, sei fortgelaufen und habe ihn schon seit Stunden allein gelassen. Nun habe er sich in sein Zimmer zurücktasten wollen, würde es aber ohne meine freundliche Hülfe schwerlich gefunden haben.

So nahm er meinen Arm, ich führte ihn in sein Zimmerchen, das schlechteste und verwahrlosteste im ganzen Hause, und da ich sah, daß meine Unterhaltung ihm wohlthat, ließ ich mich gern bewegen, auf seinem zerrissenen Divan Platz zu nehmen, während er vor mir stehen blieb und mit dem liebenswürdigsten Vertrauen mir von seinen Schicksalen erzählte, seiner Erblindung im fünfzehnten Jahre bei Gelegenheit einer Feuersbrunst, die auch den Wohlstand seiner Eltern vernichtet hatte, seinen Kämpfen um eine Existenz, und wie er endlich, da er sich mit Eifer der Musik gewidmet, nicht nur seinen bescheidenen Unterhalt, sondern auch die Ruhe seines Gemütes wiedererlangt habe. Ich bat ihn, mir etwas vorzuspielen, und er ließ mich nicht lange bitten.

Sie haben ihn gehört und können daher begreifen, wie mir sein Spiel zu Herzen ging, zumal in meiner eigenen aufgeregten Stimmung und in jener elenden Umgebung. Er entschuldigte sich aber mit der mangelhaften Resonanz des Zimmers und dem Fehlen der Klavierbegleitung. Ich sagte, daß ich ihn gern accompagnieren würde, wenn nur ein Instrument im Hause wäre. Das ergriff er mit Begierde. Wenn es auch heute schon zu spät sei, wolle er morgen dafür Sorge tragen und allenfalls ein Klavier mieten, um dann gleich mit mir ein kleines Konzert zu veranstalten. Morgen? sagt' ich mit einem Seufzer. Gott weiß, was morgen aus mir werden wird, — und erzählte ihm nun mein Abenteuer mit dem Großherrn, in der Meinung, ihn dadurch zu belustigen.

Aber sein Gesicht erhielt den Ausdruck des höchsten Entsetzens. ‚Sie sind verloren, Madame,‘ rief er. ‚Sie kennen die hiesigen Zustände nicht und wissen nicht, was eine Laune des Sultans bedeutet. Wenn er auch all Ihre Bedingungen bewilligt, hernach wird er einzig nach seinem Belieben mit Ihnen verfahren und nicht daran denken, Sie wieder freizugeben. Ich beschwöre Sie, fliehen Sie, so rasch Sie können — wenn Sie sich nicht dazu gemacht fühlen, eine richtige Haremsfrau zu werden. Das aber — nein, das kann ich nicht von Ihnen glauben. Ihre Stimme, Ihr edles Betragen gegen einen fremden Unglücklichen — Sie sind tausendmal zu gut für einen Sklavendienst, wie er hier von Ihnen gefordert und mit allem Prunk und Glanz eines Sultansweibes nicht aufgewogen wird.‘

Er hatte meine Hand ergriffen und bedeckte sie mit Küssen. Wir waren uns in der kurzen Zeit so nahe gekommen, wie sich nur zwei treue Geschwister zu einander fühlen können. Um es kurz zu machen: er überzeugte mich so völlig von der Gefahr, in der ich schwebte, daß ich am andern Morgen, ohne den diplomatischen Botschafter aus dem Serail abwarten, einen Dampfer bestieg, der nach Brindisi fahren sollte, und mein morgenländisches Märchen am goldenen Horn ohne Kummer zurückließ. An meinem Arm aber führte ich meinen guten Engel, der mir aus dieser Not geholfen, und der nun nicht mehr von meiner Seite weichen sollte. Denn schon an Bord des Schiffes gestanden wir uns, daß wir für einander leben wollten, und da wir gelandet waren, wurde der Bund in aller Stille eingesegnet.

Diesmal hatte die Phantasie nicht den mindesten Anteil an dem, was ich that. Ich versprach mir keine großen Herrlichkeiten von dieser Ehe; wir waren beide gleich arm, und das Leben eines wandernden Musikanten pflegt kein sorgenfreies zu sein, wenn er keine europäische Berühmtheit und sein Instrument — die Flöte ist. Auch hatten wir anfangs harte Zeiten zu bestehen, da die Konzerte im Sommer nicht viel einbrachten und ein Fieber meinen lieben Mann monatelang nicht verließ. Aber glauben Sie mir: nie kam mir der Gedanke, daß ich das Märtyrertum der Phantasie mit einem Märtyrertum des Herzens vertauscht hätte. Ein Herz, das wahrhaft liebt, kennt keine anderen Qualen, als sich nicht wiedergeliebt zu sehen. Davor war ich sicher. Und wie wundersam mir war, nun zu fühlen, daß die Mächte, die mich früher beherrscht

hatten, ihr Spiel verloren gaben, daß ich nun in der That zu mir selbst gekommen war, nicht mehr „auf ewigem Wandern“, daß ein dunkler Kern in mir steckte, aus dem es wie eine warme Quelle hervorbrach und meine dürren Triebe und Kräfte, die sich ins Leere und Abenteuerliche hinausgerankt hatten, auf einmal mit Lebens- und Liebeswonne durchrieselte.

Sie lächeln, Sie fürchten, ich möchte mich — auf meine alten Tage — noch der Lyrik ergeben. Seien Sie ruhig. Alles was an Poesie in mir ist, höre ich erklingen, wenn ich meinen Mann spielen höre. Ist es nicht wundervoll, was es aus dem armen Holz zu machen weiß? Wenn er zu phantasieren anfängt, dann wird es in mir ganz still. Ich komme mir dann vor wie ein kleines Kind, das im Arm der Liebe sanftgeschaukelt einschläft.

Und Ihnen das zu sagen, drängte mich mein Herz, da ich Sie heut unter unserm Publikum erkannt hatte.

Wir gehen morgen fort. Der Himmel weiß, ob ich Ihnen noch einmal wieder begegnen werde. Das aber weiß ich bestimmt: wo und wann es auch sein möge, ich werde Ihnen nichts Interessantes mehr zu berichten haben. Denn mein einziger Ehrgeiz geht darauf hin, für alle Zukunft eine jener guten und glücklichen Frauen zu bleiben, von denen man nichts zu sagen weiß.“



Der Ketzer.

Von A. Fitger.

Welche bist du der Töchter der Nacht?
Bist du Megära, die schlangengekrönte,
Oder Alecto, die Flamme der Schlacht,
Oder Tisyphone, die auf der Jagd
Heulend den heulenden Mörder verhöhnte?
Keiner benennt dich. In dunklen Grauen
Scheut es das Auge, dich anzuschauen;
Phöbos belud dich mit Bann und mit Acht.

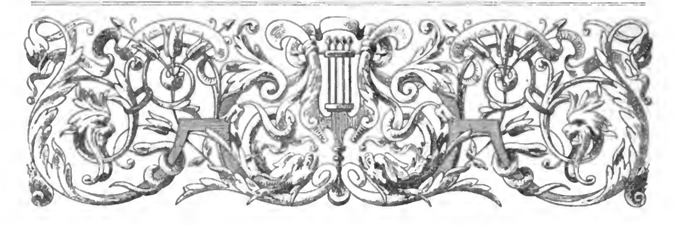
Flecken und Brandmal und Sünde! Wie laut
Schimpfen die Büttel und flennen die Pfaffen!
Hei, wie der Anblick den Pöbel erbaut:
Purpurn von Scham und von Thränen betaut
Prangst du am Schandpfahl mit Hunden und Affen!
Ich aber liebe dich; der benedeite
Heil'ge Franziscus, der armutverfreite,
Liebte nicht brünst'ger die niedrige Braut.

Flammenden Herzens verzicht' ich, wie leicht!
Auf das Geländel der Blumen und Bänder;
Dünkt doch die Natter, die eisig und feucht,
Die vom Geloch in den Nacken mir schleicht,
Lieblicher mir als die lieblichsten Pfänder;
Köstlicher acht' ich den Staub deiner Füße
Als den Pokal voll ambrosischer Süße,
Den dem Olympier Hebe gereicht.

Königin, Göttin, dich nennen verrucht,
Die deines Kusses Bezaub'rung nicht kannten,
Die sich im Buche der Tugend gebucht,
Ach, weil sie nimmer, vom Dämon versucht,
In der Begeist'rung des Wahnsinns entbrannten,
Denen das dumpfige Blut in den Adern
Nie sich empört, mit dem Pöbel zu hadern,
Die nicht im Tiefsten den Höchsten gesucht.

Berge von Unrecht, von Unsinn, wer zwingt
Mich, sie als Recht und als Sinn zu verehren?
Nein! und tausendmal Nein! Dir klingt
Schönste der Schönen, mein Lied und springt
Trotzig ins Chaos von feindlichen Speeren;
Heilige Furie, gespenstergeborene,
Flattere dein Banner nur hoch; der verlorne
Ritter verblutet, verschmachtet, versinkt.





Abend.

Gedicht von Max Kalbeck. Komposition von Ignaz Brüll.

Singstimme.

Andante.

O schwer=muts=vol=ler A = bend, wie nimmst du mich da = hin! Du webst in al = len
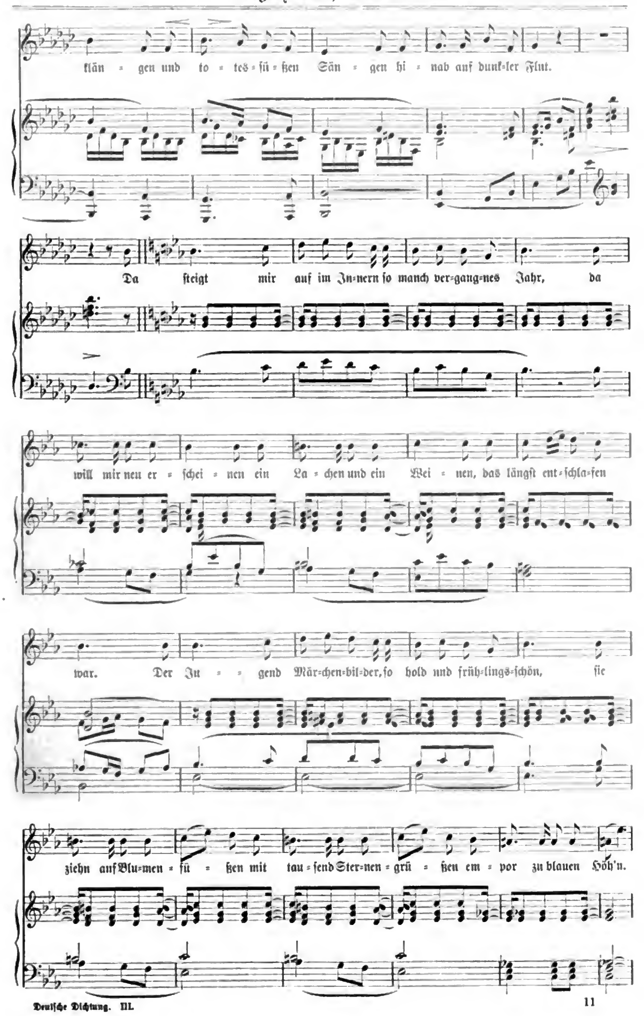
Pianoforte.
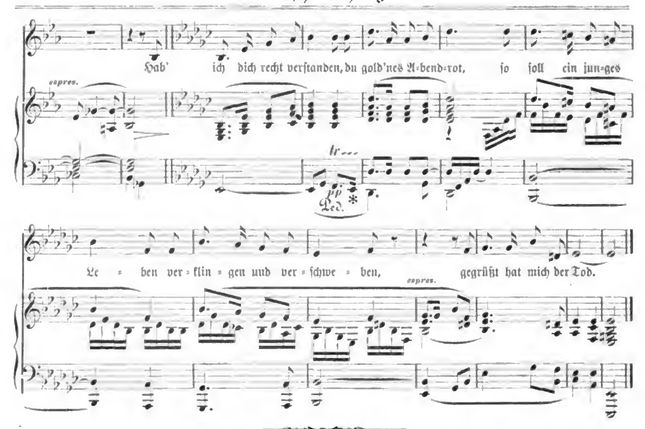
p

Bäu = men und schleichst mit ban = gen Träu = men dich ein in Herz und Sinn.

cantabile.

Du sonnst dich mit den Schwänen in letz = ter Ta = ges = glut, schwebst un = ter Glo=cken=


klän - gen und to - tes-sü-ßen Sän - gen hi - nab auf dunk-ler Flut.
Da steigt mir auf im In-nern so manch ver-gang-nes Jahr, da
will mir neu er - schei - nen ein La - chen und ein Wei - nen, das längst ent-schla-fen
war. Der Ju - - gend Mär-chen-bil-der, so hold und früh-lings-schön, sie
ziehn auf Blu-men - fü - ßen mit tau-send Ster-nen - grü - ßen em - por zu blauen Höh'n.



Waldlied.

Ich trag' ein Lied im trunknen Sinn,
Folgt mir auf allen Schritten,
Von einer armen Königin
In grüner Waldesmitten.
Wie Sonnenfeuer strahlt ihr Haar,
Es muß ihr dienen Mond und Jahr,
Es muß ihr dienen allezeit,
Wer nur den Saum ihr streift am Kleid.

Ein Wasser rauschet durch den Tann,
Es singt in allen Kronen.
Ihr wißt es alle, sagt doch an,
Wo mag die Liebste wohnen.
Ich hör' ihr Rufen nah und fern,
Löst' ihren Zauber gar so gern.
Hinirr' ich sehnend und allein —
O daß ich könnte bei dir sein!

Ich hab' gelernt ein heimlich Wort
Von einem Sonntagskinde,
Das sag' ich mir in einem fort,
Bis ich dich endlich finde.
Dann hab' das Schicksal seinen Lauf —
Du wachst in meinen Armen auf
Und lässest gern um Lieb' und Leid
Die böse Elfenherrlichkeit.

Joseph Winter.

Nacht und Morgen.

Tiefer Schlummer senkt sich nieder;
Auf die Stirnen qualbefreit
Träufelt ihren Balsam wieder
Trösterin Vergessenheit.

Träume schweben von den Hügeln,
Streuen über Busch und Haus
Mit den bunten Falterflügeln
Tausendfache Wunder aus.

Doch die Sorge hält verstohlen
Auf und ab die scheue Wacht,
Schleicht mit leisem Atemholen
Durch die Schatten dieser Nacht:

Bis zu jedes Lagers Häupten
Neuer Tag beginnt sein Amt
Und ins Auge der Betäubten
Seine strenge Losung flammt.

Wenn des Morgens Thränen rinnen
Auf die Erde kühl und feucht,
Hat ein schmerzliches Besinnen
Jeden holden Trug verscheucht.

Denn der Traumgott flieht die Helle,
Und aus früher Dämm'rung Schoß
Über deines Hauses Schwelle
Tritt die Sorge riesengroß.

Ludwig Fulda.





Gedichte

von

Robert Waldmüller.

Die Riesin und der Schreiner.

Häberle hat es erzählt; der hatte sie selbst noch gesehen:
Nicht die Riesin, doch wohl die Stelle, allwo aus dem Fenster
Ihres Schlosses da droben den Schreiner sie über dem Abgrund
Schweben ließ, — beim bloßen Gedanken bekomm' ich die Gänshaut —
Hundert Klafter und mehr, wer weiß, geht's jäh in die Tiefe,
Wer nach dem Zollmaß fragt, der messe es selber, ich danke.

Bös just nicht soll gewesen sie sein, auch glatt von Gesichte,
Und mit den schattigem Augen, da hat sie zu Zeiten so traulich
Ausgeblickt wie ein Hündchen, das wedelnden Schwanzes sich meldet,
Wenn sein Herr auf das Feld hinaus zu gehen sich anschickt.
Dann um die Schultern das goldene Haar, gleich einem Kometen
— Gott behüt' uns in Gnaden, der letzte, dem folgte der Mißwachs —
Hat es ihr nachgeschleift, und wenn sie mit schallendem Lachen
Hin und wieder die Felsblöcke dort umherwarf zur Kurzweil,
— Heute noch liegen sie wirr im Wege, man wär' ihrer gern los, —
Ei, da hat es geklungen, als spielten die Fiedeln zum Tanz auf,
Hell und lustig.
Je nun, was sollte ihr fehlen? Aus Burgau,
Auch aus Öttingen wohl und Dillingen, brachte man mehr ihr,
Als sie bedurfte, es hatten die Bäume ja reicher getragen
Und die Scheuern sich rascher gefüllt, seitdem sie im Thal war.

Aber so gut es ihr ging, die Zeit begann ihr doch endlich
Lang und länger zu werden. „Ich will nicht ewig allein sein,"
Hat sie zu denen gesprochen, die in den Weg ihr gekommen.
„Bringt mir einen herauf, mit dem ich spielen und tanzen
Und mich belustigen kann."
Da ist denn gar mancher zur Riesin
Auf den Hügel, allwo sie hauste, gestiegen, doch keiner
Hat so recht ihr gefallen, — was Wunder, sie waren zu winzig,
Selbst die Gewichtigsten fand sie zu leicht. So hat denn ihr Trotzmut
Sich in Unmut verkehrt, und böse Streiche zu spielen
Hat sie begonnen, — der bösesten wohl und der tükischsten einer,
Der mit dem Bau des Schlosses. Denn als die bedungene Löhnung
Endlich gezahlt sollt' werden, — ein volles Jahr und drei Monde
Hatte die Arbeit gedauert, und stattlich ragte die Veste, —
Da ersann sie ein Mittel, — aus Geiz nicht, nein, aus Verachtung, —
Wie sie das fleißige Völkchen verspotten könne und höhnen.
Und so verlangt sie denn, man solle hoch oben am Giebel
Erst einen Nagel noch schlagen ein, grad über dem Abgrund,
Gleichviel wer es nun thue, und der mög' zehnfache Löhnung
Heischen, doch finde sich keiner, so zahle sie auch nicht den Schloßbau.

Einige hat denn der Schwindel gepackt schon bei dem Gedanken,
Droben hantieren zu sollen im Wind mit Hammer und Nagel
Hundert Klafter und mehr, wer weiß, hoch über dem Sturzbach!
Andre hat's zwar gelüstet, denn als ihr der Männer Verzagtheit
Nicht mehr zweifelhaft war, da ist mit dem Vorschlag sie gar noch
Spöttisch herausgerückt, sie wolle die Hand dazu herleihn,
Um hinaus zu halten ins Freie den mutigen Waghals.

Aber wer hätt' ihr getraut? Und so ist der Schmied mit dem Zimmrer
Denn in Hader geraten und der mit dem Maurer und wieder
Der mit dem Schlosser, sie haben einander den Hals fast gebrochen,
Um nicht den Hals zu brechen da droben, — wer weiß, ob's geschehn wär' —
Sämtlich das üble Geschäft ablehnend aus allerlei Vorwand
Und zuwälzend es kecklich dem nächsten mit gröblichen Worten.
Seitab hat der Schreiner gestanden und hat in Gedanken
Schweren Herzens erwogen: was thun? Denn sollt's ihm gelingen,
Ei, da habe er Geld ja genug, um das Blauaug, die Bärbel,
Endlich zur Kirche zu führen und fröhliche Hochzeit zu rüsten.

Und derweil er noch so spintisiert, da geht durch den Sinn ihm
Jenes Sprüchlein vom Spatz auf dem Dach und, siehe, auf einmal
Ruft er: „Ich thu's!" — Der Schmied, der Schlosser, der Maurer, der Zimmrer
Haben die Köpfe zusammen gesteckt, — es war ihnen recht schon,
Aber hinwider auch nicht; warum? ja, wie darf denn der Schreiner
Sagen: ich thu' es, derweil ihrer vier, der Maurer, der Schlosser,
Gleichwie der Zimmrer, der Schmied die Forderung erklärt für ein Unding!
„Kann es der Schreiner vollbringen, der nur mit dem elenden Leimtopf
Zu hantieren versteht, da kann's auch der Schmied," spricht der Maurer,
„Wer hat Nagel und Hammer so oft wie er in den Händen?"
„Oder der Zimmrer," versetzt der Schlosser, „der baut ja Gerüste
In den Himmel hinein!" Von neuem entbrannte der Hader.

Aber hinauf gegangen zum Schloß ist inzwischen der Schreiner.
Lächelnden Blicks beschaut die Riesin den schmucken Gesellen.
Schweigend öffnet die Hand sie weit, daß eben die Fläche
Gleichwie ein Teller, und als er in Strümpfen dort Posto gefaßt nun, —
Wer ihn drum tadelt, der mög' es nur einmal in Stiefeln versuchen —
Schiebt sie den Schreiner zum Fenster hinaus, — man sagt: so behutsam,
Wie man ein Licht bewegt, das eben erst Feuer gefangen.
Denn es gefiel ihr die Keckheit des Burschen, man sah's ihr am Aug' an.

So nun hat er mit wuchtigem Schlag den eisernen Nagel
Einzutreiben begonnen. Da unten haben die Weiber
Schier sich die fallende Sucht in die zitternden Glieder geängstigt,
Sehr begreiflich, denn Maurer und Schmied und Zimmrer und Schlosser
Halten sich achselzuckend abseits. „Er ließ sich nicht raten,"
Sagt der Schlosser. — „'s ist schade um ihn," spricht mit Seufzen der Zimmrer.
„Jugend meint alles zu können," versetzt der Maurer, „da seht nur,
Wie sie ins Schwanken ihn bringt!" — „So spielt mit dem Mäuschen die Katze,"
Fügt der Schmied bedenklich hinzu und warnt: „Aus dem Wege!
Denn ich seh' ihn schon kommen! Was nun mit der zehnfachen Löhnung!"

Aber der Schreiner kam nicht, so bang ihm auch ward, als die Riesin,
Nun er das Werk doch vollbracht, statt rasch ihn ins Fenster zu heben,
Draußen im Scheine der Sonne, als sei er ein Käferchen, lächelnd
Ihn sich besah und die Finger bald so, bald so nun bewegend,
Taumeln ihn machte und straucheln, bis endlich ins Hohle der Hand ihr
Glatt zu sitzen er kam, mehr tot vor Angst als lebendig.

„Jüngelchen," sprach sie, „du hast dich brav gehalten; ich habe
Meine Freude an dir, du bist der erste von allen
Burschen im Windelthal, der mir als Liebster genehm wär'.
Rede, was meinst du dazu?"
Da dachte der Schreiner, er wolle,
Um nur erst ins Fenster zurück zu kommen und zehnfach
Einzustreichen den Lohn, mit Worten sich willig bezeigen.
Aber die große Gefahr, in der er schwebte, erfüllte
Wieder ihn auch mit Sorge: verargen werd', wenn er lüge,
Ihm es der gnädige Gott und ihn in der Patsche belassen.
So denn gab er Bescheid: „Gestrenge Jungfer und Riesin,
Sicher hätte ich nimmer mir solche Ehre erwartet,
Und Ihr glaubt mir's gewißlich aufs Wort: die größeste Schönheit,
Die ich je mit Augen gesehn; Ihr seid's ohne Frage,
Aber ich bin nicht mehr frei; des Straubingers jüngste, das Blauaug',
Hat seit Georgi mein Wort, — ich bitt' Euch, verübelt's mir nimmer."

„Ich dir's verübeln? Wie käm' ich dazu?" so grollte die Riesin,
Tückischen Blicks, „ist sie früher zur Mühle gekommen als ich doch.
Liebst du denn recht sie von Herzen?" — Da dachte der Schreiner: sie hält mich
Immer noch über dem Abgrund; das kann mir gar nicht gefallen;
Öffnet die Hand sie, da stürz' ich hinab, und ade! dann, lieb Bärbel.
Hundert Klafter und mehr, kein Kätzchen käm' lebend hinunter! —
Aber hinwider auch dacht' er: bislang hat der Herrgott beschirmt mich,
Wie soll ich ihm nicht vertrau'n und Tücken und Lügen ersinnen!
Also hat er beherzt dann erwidert: „Ja freilich, gestrenge
Jungfer und Riesin, ich liebe die Bärbel, weiß Gott, recht von Herzen."

Da hat's gar böslich gezuckt um die Lippen der mächtigen Riesin,
Und ihm ist es gewesen, als schließe im Krampfe die Hand sie,
Wie du im Zorn wohl thust, wenn einen Brief du zerknittern
Willst, der die Galle ins Blut dir trieb, — es giebt solche Wische.
Doch so war's nicht gemeint. „Und hat sie denn Geld?" fragt die Riesin;
„Deine Jacke ist arg geflickt und die lederne Hose
Sehnt sich auch nach dem Ruhestand; kommt Armut zu Armut,
Da mangelt's hinten und vorn und täglich ist Zank; überlegt's doch."

„He," ruft der Schreiner zurück, „gestrenge Jungfer und Riesin,
Ihr vergeßt ja den zehnfachen Lohn, den Ihr jenem verhießen,
Der mit dem Nagel das Wagnis besteh'. Nur der Bärbel zu liebe
Trug ja meine Haut ich zu Markt; drum bitt' ich gehorsamst:
Hebt mich ins Fenster zurück; es weht gar abscheulich hier draußen."

„Ei, du Schelm, du Schalk!" schilt jetzo die Riesin und schnaubet,
„Weil du ein Durstiger bist und schon nach dem Wirtshaus verlangest,
Wird in der Hand hier die Zeit dir zu lang, — ich soll Euch nicht kennen!
Nicht der Bärbel, der Flasche zu lieb, verstiegst du hieher dich."

„Heilige Mutter!" beteuert der Schreiner, „so wahr ich hier sitze . . ." —

„Schweig!" ruft die Riesin, „ich weiß, was ich weiß; mit den wenigen Batzen
Gründet ein eigner Herd sich nicht. Auch hab' von der Bärbel
Nimmer ich reden gehört. Das sind nur Finten. Du meinest,
Wenn du hier oben bei mir verbliebst, da würde die Kehle
Dir verdorren, du Schlauch! Komm herein, ich weis' dir ein Tränkchen."

So hat den Schreiner sie endlich ins Fenster gehoben und hat ihm
Einen Humpen mit duftigem Wein gefüllt, — es lüstet
Manchem nach solch einem Trunk wie dem Docht nach dem Öl, — warum sollt's nicht?

Aber der Schreiner hat nimmer zu trinken gewagt; ich kann nicht,
Redet er in sich hinein, — beginn' ich erst einmal zu nippen,
Da vergeht mir der Witz, und ich brauch' ihn, — wie wind' ich mich durch hier?
„Daß ich die Wahrheit Euch nur gestehe," so spricht er dann höflich,
„Gern schon blieb' ich hier oben bei Euch, doch fraget Euch selber:
Wenn der Dillinger Kreuzkirchenturm zum Burgaukapellchen
Spräche: was meinst du, mein Kind? ich dächte, wir machten ein Tänzchen, —
Würden die Leute nicht lachen?" —
Worauf die Riesin: „Was gehen
Uns hier oben die Dorfleute an? Und dann — siehst du drüben
Jenen verkrumpelten Berg von eingelaufenen Strümpfen?
Jetzt ist's Sommer, da geh' ich barfuß, ich brauch meine Füße
Nicht zu verstecken, gottlob, noch sonst was, doch Winters, da zieh' ich
Strümpfe an wie ihr andern; nun gieb wohl acht, wie im Umsehn
Ich das zusammengeschnurrte Gezeug wieder recke ins Lange.
So auch mach' ich's mit dir." Und einen der Strümpfe ergreifend, —
So schon dünkten dem Schreiner sie lang wie ein klafterlang Fischnetz —
Nahm ihre Kraft sie zusammen, daß schier ihr die Knöchel verblaßten
Und mit dem rundlichen Fuß bis ans Knie sie bequemlich hineinfuhr.

Da ist dem Schreiner das Grausen gekommen und bitterlich hat er
Angefangen zu weinen: sie solle ihn lieber gleich töten,
Denn wenn auch meilenlang sie die Glieder ihm reckte, sein Herz doch
Ändre sich nicht, das gehöre der Bärbel, — was helfe das Flunkern!
Rot ist die Riesin geworden als wie eine Pfirsich im Heumond,
Lange hat in die Hand sie gestarrt, mit der so behutsam
Sie ihn zuvor überm Abgrunde hielt, und endlich nun spricht sie:
„Also du liebst sie in Wahrheit? Wie wär's dann, wenn ich statt zehnfach
Dir die Löhnung zu zahlen, sie nun dir hundertfach gäbe?
Noch eine Nagelprobe besteh, und dein ist dies Gold hier.
Gelt, was meinst du?" — Der Schreiner hat schier die Drehe bekommen;
Sprachlos ist er gestanden und hat nicht gewußt, was beginnen,
Als sich das Gold zu betrachten und dann mit der Hand in den Taschen
Hin und her zu fahren, ob denn so viel Gold darin Platz fänd'.
„Überleg dir's in Ruhe", so hat sie von neuem begonnen,
„Dort jener Beutel mit Silber ist dein, — ich dring' dir kein Gold auf;
Bist du genügsamen Sinns, so nimm ihn und zieh deiner Wege,
Macht doch des Mammons Besitz allein noch lange nicht glücklich.
Ist dir die Bärbel nun wirklich hold und bist du ihr's nicht minder,
Ei, so behelft ihr euch schon, — was nützen die goldenen Schüsseln?
Frisches Wasser vom Quell und zum Lager ein reinlicher Laubsack,
Braucht man denn mehr, solange man jung, um sich's wohl sein zu lassen?
Freilich, sofern euch der Storch alljährlich besucht, — und wer weiß das? —
Wird es dereinst vielleicht dich gereun, daß zu zag du gewesen,
Auszustrecken die Hand nach der goldenen Frucht, die dir winkte."

Damit hat sie den Beutel verächtlich beiseite geschoben,
„Denn," so lacht sie, „mir scheint's, du hast mich zum besten, Geselle,
Plappern mich lassen, derweil du längst für das Gold dich entschiedest,
Nun denn!" Und wie um von neuem ihn aus dem Fenster zu heben,
Hält sie die Fläche der Hand ihm hin.
Dem Schreiner ist's aber
Grün und blau vor den Augen geworden. Sie spricht wie ein Buch zwar,
Hat er im stillen gedacht, doch ob nicht Belzebub selber
Aus ihr redet, wer bürgt mir dafür? Ich möcht's mit dem Herrgott
Nicht verderben; man soll auf ihn baun, — nun ja doch, gewißlich!
Aber versuchen ihn über Gebühr, — wer weiß, wie er's aufnimmt!

Freilich die Taschen voll Gold, — die Zeiten sind schlecht, — wer läßt denn
Einen so guten Verdienst im Stich? Ich könnte ein Gütchen
Mir dafür kaufen, mit Wiesen und Stall; es sollten die Schwalben,
Wenn die Bärbel die Kühe erst melkt, vergnügt dazu zwitschern;
Auch wenn zu Mittag es ging', da meldet's die Uhr mit dem Kuckuck,
Und es dampft' auf dem Tisch mein Leibgericht: Hirse mit Pflaumen.

Dabei schielt nach dem Humpen er hin, als ob aus den Blasen
Die aus dem Wein aufperlen, ihm kommen werd' der Berater.

Lächelnd schüttelt die Riesin den Kopf. „So trinke dir Mut doch,"
Spricht sie, „du schwitztest vorhin vor Angst, mir ist's nicht entgangen, —
Das macht durstig, stoß an! im Keller liegt Faß noch an Faß mir." —
Bebender Lippe versucht der Schreiner die köstliche Labe.
„Nun" fragt die Riesin, „wie schmeckt's" — „Je nun," spricht der Schreiner, „ich hab' schon
Minder guten getrunken."
„Ich kann mit noch besserem dienen,"
Sagt die Riesin, „und bliebest du hier, da könntst du's probieren.
Malvasier des Morgens und bei der Mahlzeit Tokaier,
Rheinwein dann, — ich lieb' ihn nicht schwer, — zum traulichen Nachttrunk.
Manchen Humpen hab' ich geleert, du siehst dort das Stübchen
Mit dem rebenumrankten Altan, bis Dillingen schaut es,
Und wie ein silbernes Schlänglein blinkt in der Tiefe der Neckar,
Dort ist behagliches Schwätzen, man glaubt's nicht, wie rasch dort die Zeit fliegt."

Weicher wird ihre Stimme, derweil sie von diesen und andern
Dingen dem Schreiner erzählt und, neben ihm sitzend, vom Finger
Bald einen Demantring und bald einen farbigen abstreift,
Auch aus dem goldnen Haar den Kamm von gesprenkeltem Schildplatt
Lockert und, bis auf die Brust nach vorn es schüttelnd, zu vielen
Malen es endlosen Striches kämmt, daß dem Schreiner die Augen
Schier zu schwimmen begannen, — er meint von der strahlenden Blendung,
Denn zum Abend neigt sich der Tag und in Gold geht die Sonne.

Laß die Bärbel! so flüstert ein silbernes Stimmchen im Humpen,
Oder bläst er sich's selber ins Ohr? (zuletzt sind wir Schwaben
Auch doch nur irrende Menschen) — hingegen flüstert ein andres:
Tummle dich, ehe der Wein dir ganz die Sinne umnebelt,
Noch ist's Zeit. — Ja wohl, um vor Nacht, raunt das silberne wieder,
Hundert Klafter hinab zu sausen, — was spielst du den Spröden?

Plötzlich — ist es der Duft des Weins? — ich habe mein Lebtag
Mir nicht die Zeit gelassen, erst lang mit der Nase zu proben,
Wenn ich ein Weinglas am Munde hielt, — doch sei's nun was immer:
Plötzlich kommt ihm ein Einfall.
„Gestrenge Jungfer und Riesin,"
Spricht er mit zögerndem Wort, „ja wohl, was soll ich's verhehlen?
Angstschweiß hab' ich vergossen da draußen, es klebt mir im Nacken
Noch die Krause; es konnte — warum nicht? — ein Krampf Euch befallen,
Während den Hammer ich schwang, und da lag ein Brei ich im Abgrund.
Aber wenn alles auch gut verläuft, wer giebt mir denn Bürgschaft,
Daß nach der zwiefachen Probe Ihr nicht eine dritte verlanget?
Habt Ihr des roten Golds doch genug, — ich aber, Ihr rüget
Selber es ja, bin so arm wie die Stoppel im Felde. Gelobt denn,
Nicht auch ein drittes Mal mich noch in Versuchung zu führen,
Sondern wenn wirklich in Ehren ich noch eine Nagelprobe
Glücklich bestand, mit der Löhnung im hundertfachen Betrage
Mich zu entlassen und nicht spitzfindig an Worten zu klauben."

In den schattigen Augen der Riesin hat es gefunkelt;
Herbe Enttäuschung war drin und Zorn, wie wer eine süße
Mandel zu kosten gedacht und eine bittre erwischte.
Dennoch mit lächelndem Mund hat sie erwidert: „Ich schwör' dir's."

Jetzt erhebt sich der Schreiner vom Sitz: „Auf Eure Gesundheit,"
Ruft er, „gestrenge Jungfer und Riesin, ich hab' nur genippt erst,
Denn mir bangte, es laure auf mich schon der Mann mit der Hippe.
Aber an Eurem Schwur zu zweifeln, wär' Frevel und Undank.
Mög' Euch jedweder künftige Trunk so erfreuen, wie mich hier
Dieser erfreut."
Und nun läßt den Wein — man möcht' ihn beneiden —
Langsam die Kehle er fluten hinab, dazwischen, als sei er
Ein dünnhalsiger Trichter, sich reichliche Pausen vergönnend.
Blinzelnd schaut sie ihm zu, die weiche gepolsterte Rechte
Offen haltend geduldig, — beim Galgentrunke bereilt ja
Selbst den Armsünder der Scharfrichter nicht, — doch als nun den Humpen
Er am Ende geleert, so daß behutsam zu unterst
Nun das Oberste kehren er kann, und auch nicht ein Tröpflein
Mehr seinen Daumennagel benetzt, da spricht er: „Geruhet
Selbst die Probe zu machen, gestrenge Riesin und Jungfer!
Noch eine Nagelprobe in Ehren zu leisten, versprach ich;
Nagelprobe nennt man dies, wo immer man Wein trinkt,
Fremd nicht kann es Euch sein, Ihr trankt ja schon mancherlei Tropfen.
Also bitt' ich gehorsam: entlaßt mich und zahlt mir die Löhnung."

Zornig fährt die Riesin empor, und, das Schreinerlein packend,
Schleudert sie jählings ihn hinab in die Tiefe, — so meint ihr;
Selber hab' ich, wie oft! gedacht: so hätt' er's verdienet.
Wer in des Löwen Höhle geht, der soll ihn nicht reizen.
Aber freilich man preiset den Löwen auch um seine Großmut.
Hat nun der Herrgott ein Einsehn gehabt, — er lenkt ja der Weiber
Herzen bald so, bald so, — nicht daß ich anders sie wünschte, —
Oder gefiel ihr wohl gar bei ruhigerm Blute des Schreiners
Überlistender Witz, — denn bös ja nicht war sie, ich sagt's schon —
Kurz und gut, sie hat sich besonnen und hat dann mit Lachen
Jenen so mächtig ins Lange gezognen Strumpf ihm mit Golde
Füllen heißen, und ohn' daß ein Haar ihm weiter gekrümmt ward,
Ist er mit seinem Schatze davon gegangen, — vielleicht auch
Taumelte er, — ich war nicht dabei, — fragt Häberle selber.

Wann, wo und wie?

Wann du kommst an deiner Wünsche Ziel?
Wann und wo und wie? Du fragst gar viel!
Ist's denn übers Jahr nicht früh genug?
Sind zwölf Monde doch dahin im Flug!

Wo? — Jenun, wär' ich ein Fels, ein Baum,
Sagt ich: Hier in diesem selben Raum,
Doch, ich lob' mir die Beweglichkeit,
Also: such mich, sind wir erst so weit.

Wie ans Ziel du endlich dann gelangst?
Ei, ist's Ernst, daß Auskunft du verlangst?
Nicht durchs Fenster nachts, — am hellen Tag
Durch die Thür. Jetzt richte dich danach.

Freilich, wenn ich alles recht erwäg', —
Sagt' ich: übers Jahr? — die Zeit ist träg'.
Kennst den Schlupfweg wohl durchs kleinere Thor?
Frag im Dämmern doch noch einmal vor.

Der Steuermann.

Die Wangen dunkel sonnverbrannt,
Die Zähne weiß wie Schnee,
Mir ist's, als ob ich, wo er stand,
Noch heut ihn vor mir seh'.

Wie hundert andre sah er aus
Trotzig und wetterhart,
Wie hundert andre, deren Haus
Die enge Koje ward.

Plump war und grob die Hand, mit der,
Gelassen auf und ab
Das Steuerrad bewegend, er
Dem Schiff die Richtung gab.

Und auch das Aug', was sagt es groß
Mehr als die stumme Hand?
Mechanisch hing's und ausdruckslos
An der Bussole Stand.

Und doch, wenn er sich rückwärts bog
Und nach der Furche sah,
Die unser Kiel im Wasser zog,
Wie anders war er da!

Denn wo der Furche fernster Schaum
Im Wogenschwall verschwand,
Erblickt er wohl als wie im Traum,
Wer weiß, welch lieben Strand.

Da stand, wer weiß, und sah ihm nach
Mit ihrem Kind im Arm
Sein Weib, — des Liebsten Scheiden, ach,
Vielleicht ihr erster Harm.

Sie stand mit windzerzaustem Haar
Und seufzte: Arger Wind,
Gewiß, du bringst ihn übers Jahr
Nicht heim zu Weib und Kind!

Doch mit gefaltnen Händen dann
Sprach leis' sie ein Gebet,
Und ob noch Thrän' um Thräne rann,
Ihr Kleinmut war verweht.

Das alles, und der Jubel auch
Dereinst am Heimkehrtag,
Wie's aus des Mannes Mien' und Aug'
Mir warm zum Herzen sprach!

Dann sah er wieder nüchtern aus,
Trotzig und wetterhart,
Wie hundert andre, deren Haus
Die enge Koje ward.

O Phantasie, du holdes Licht,
Ob je du bessres beutst,
Als wenn du so den Pfad der Pflicht
Mit Rosen überstreust!

Im Wandern.

Kleine nackte Kinderfüßchen
Sah im Sand ich abgedrückt,
Zwischendurch wohl einen Holzschuh,
Einen Stiefel, der geflickt.

Wieder dann mit derben Nägeln
Eines Bergbesteigers Schuh,
Und die Sohle eines feinen
Frauenstiefels gleich dazu.

Einsam meine Straße gehend,
Solche Spuren stets im Aug',
Fühlt' ich bald mich angewehet
Wie von lebenswarmem Hauch.

Schemenartige Gestalten
Sah ich schwinden, sah ich nahn,
Und mein Sinnen ward verwoben
Mit der fremden Lebensbahn:

Was der Einen Ziel hienieden,
Was die Andern schon erreicht,
Wie so schwer der Einen Bürde,
Wie der Andern Last so leicht.

Wie sie hin durchs Leben schritten,
Diese frisch und wohlgemut,
Jene mit gefurchter Stirne
Und mit stockend schwerem Blut.

Aber nein, von neuem immer
Überwog in meinem Sinn
Heitres, lebensfroh Beschwingtes,
Und mein Grübeln schwand dahin.

Heller jubelte die Lerche,
Grüner wogte rings die Saat —
Kleine nackte Kinderfüßchen,
Schmückt noch manches Wandrers Pfad!

O Ruhe . . .

O Ruhe, sel'ger Friedenshafen
Nach stürmisch wild bewegter Fahrt!
Die schwarzen Wolken gehen schlafen,
Die finster drohend sich geschart.

Es steigen liebliche Gebilde
Vor meinem innern Aug' empor,
Es klingen Töne, holde, milde,
Beschwichtigend mir leis' ins Ohr.

Ich bin nicht mit der Welt im Kampfe,
Wie oft ihr Graus mich auch erschreckt,
Ich hab' nicht teil an ihrem Krampfe,
Wie oft er mich auch angesteckt.

Ich lechze nicht nach ihren Kränzen,
Wir sind verschieden ganz und gar;
Sie kann mich nimmermehr ergänzen,
Sie laß mich, wie ich bin und war.

O daß, wenn einst die Schlacht geschlagen,
Und wenn des Lebens Drang vorbei,
Nicht drüben neu beginn das Jagen, —
Daß dort in Wahrheit Ruhe sei!

Im Kreise.

Die jungen Schwalben im sonnigen Blau,
Hoch über Wiese, Anger und Au,
Sie treiben's auf ihre Weise
Im Kreise, im Kreise, im Kreise!

Und unter der Buche das dürre Laub,
Wie wirbelt's im Winde und mit ihm der Staub!
Es treibt es auf seine Weise
Im Kreise, im Kreise, im Kreise!

Und die Fläche des Teiches, so spiegelglatt,
Kaum fällt eine Eichel hinunter, ein Blatt,
Gleich treibt sie's auf ihre Weise
Im Kreise, im Kreise, im Kreise!

Ihr lieblichen Kinder, heran denn zum Tanz!
Auf dem Rasen verdämmert der goldige Glanz,
Nun treibt's auch auf eure Weise
Im Kreise, im Kreise, im Kreise!

Himmelsfunken.

Nach dem Serbischen.

Dem Vater sag' ich's nimmer,
Der sperrte mich ins Haus,
Und in dem engen Zimmer
Da hielte ich heut nicht aus.

Dem Bruder sag' ich's nimmer,
Der tauchte in Blut seine Händ',
Und, ach, da wäre für immer
Mein süßes Glück zu End'.

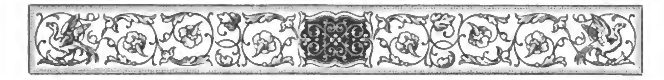
Der Mutter sag' ich's nimmer,
Der liegt nur der Pope im Sinn,
Und da wär' der Duft und der Schimmer
Und mein holdes Geheimnis dahin.

Dir, Wald, will ich's vertrauen
Und dir, du wogendes Korn,
Und euch, ihr dämmernden Auen,
Und dir, du mein plätschernder Born.

Und dir, du verglimmende Röte,
Die den Tag du zur Ruhe gebracht,
Und dir, du ferne Flöte,
Und dir, o willkommene Nacht.

Er warf einen Himmelsfunken
In mein schlummerndes Herz hinein,
Nun bin ich vor Seligkeit trunken,
Und ewig bleib' ich sein.





Robert Waldmüller.

Von Emil Granichstaedten.

Die Gravitationskraft des Talentes, sie zwingt und führt den Begabten. Mag die Not des Augenblicks ihn seinem vorgeschriebenen Berufe entfremden, mögen Irrungen und Launen den künstlerischen Trieb auf falsche Bahnen lenken: wie das Quellwasser über Almen und Felsen, durch Wälder und Wiesen seinen Weg ins Meer, so findet das echte Talent durch alle äußeren Hindernisse, über alle Umwege und Abwege die Bahn in seine göttliche Heimat. Ein guter Gewährsmann für diese Wahrheit ist Robert Waldmüller, und ein glücklicher obendrein. Wie oft unterliegt der Mensch den Konflikten des inneren Schaffenstriebes mit dem äußeren Zwang! Robert Waldmüller hat der Straße, die er gegangen, seinen eigenen Namen gegeben, und alle die Fährlichkeiten, die er überwunden, alle Irrtümer, von denen er sich befreit, wurden ihm zum Gewinn, sie vermehrten seine Kraft, sie bereicherten seine Erinnerungen, sie befruchteten seine Phantasie.

In der „Selbstbiographie," an welcher Waldmüller seit Jahren arbeitet, wird er es wohl im einzelnen erzählen, wie aus dem Kaufmann der Sänger, wie aus dem Sänger und Maler der Erzähler geworden ist. Vieles Fremdartige hat sich in diesem Künstler zu einem bedeutenden, liebenswürdigen Ganzen vereinigt. Charles Eduard Duboc, dies der bürgerliche Name des Dichters, ist am 17. September 1822 in Hamburg als der Sohn eines dorthin eingewanderten Franzosen geboren. Der frühe Tod des Vaters zwang Charles in die praktische Laufbahn des Kaufmanns, die er aber verließ, als er seine Kraft gereift fand, als er sah, daß die Schwingen des Dichters ihn trugen. Die ganze Gegensätzlichkeit des aufgezwungenen und des erstrebten Berufes prägt sich in der Wahl der Stoffe aus, welche der an das Pult des städtischen Kaufmanns gebannte Dichter behandelte. Er flüchtete ins Freie, in die Dörfer der Umgebung, als müßte er den Frondienst vergessen; die ungebundene Rede genügte seinem Triebe nicht, in rhythmischen Formen fühlte er sich frei von der Trivialität des Ringens um Erwerb, und so entstanden seine jambischen Erzählungen „Unterm Schindelbach" (Hamburg 1851), für die er Lob und Aneiferung von Friedrich Rückert erntete: es war ein Lob, das in seiner Fassung: „Bessere Dorfgeschichten sind eigentlich gar keine geschrieben worden" eine scharfe Spitze gegen den unbestrittenen Meister dieses Genres, den Erzähler aus dem Schwarzwald, gegen Berthold Auerbach richtete. — Es geht dem Menschen, seinen Talenten und Fähigkeiten, wie den Elementarkräften; sie ersticken oder erstarken im Widerstande, der sich ihnen entgegensetzt: die Innerlichkeit des Dichtens konzentriert sich in der Unfreiheit, seine Stimmungen erstarken, und im Kampfe gegen die beengenden Fesseln wächst seine Gestaltungskraft und das Bedürfnis diese zu bethätigen. So wurden denn auch später die „Dorfidyllen" (Stuttgart 1860) zur inhaltlich und dichterisch bedeutendsten Schöpfung Waldmüllers, so entstanden damals die „Gedichte." Wir erkennen in den Versen den werdenden, ringenden Künstler, darum nicht minder den Künstler, aber noch nicht die originale freie Äußerung des Talentes, welches ihm eigen war. Waldmüller rüttelte, sprengte seine Ketten und griff in dieser Vorarbeit zur Befreiung nach Lektüre, die ihn belehrte, nach der Musik, die ihn tröstete; er malte, weil er sich zum bildenden Künstler berufen glaubte, und wenn er nicht malte, so dichtete er. Seine Freiheit aber hatte er nur an Sonn- und Feiertagen. Er wäre ein Sonntagskünstler gewesen, hätte er die Kunst nicht als seinen einzigen wahren Beruf in sich erkannt und gefühlt. So erscheint uns auch das Motto zu „Merlins Feiertagen" (Hamburg 1853) nicht in der Meinung, aber im Ausdruck als ein Sonntagsritt auf dem Pegasus:

Goldne Sonn- und Feiertage,
Holde Fix- und Wandelsterne,
Die der Menschheit ihr gefolgt seid
Aus der Vorzeit grauer Ferne,

Die ihr in der Alltagswüste,
Drin das Jahr bestaubt versinket,
Grünenden Oasen gleichet
Und dem Wanderer freundlich winket,

Die ihr helle Augen machet
Und verscheucht des Lebens Plage,
Wie ihr gut seid, wie ihr lieb seid,
Goldne Sonn- und Feiertage.

Der Dichter hatte doch so recht! Du aber, hehre Kunst, bescherst deinen Söhnen eine stetige Festtagsstimmung im Schauen, Genießen, im Streben und Schaffen. Du befreist unsere Seele und giebst Flügel unseren Worten, auf daß sie die Gedanken zu Himmel tragen und nicht stolpern über Versmaß und Reime! . . . Aber die Menschen hatte Charles Eduard Duboc daneben eifrig studiert, er hatte im Großen und Kleinen das Alltagsleben kennen gelernt, wie es ist, und hatte, abgetrennt von der unruhigen Gilde der Litteraten, seinen Geist, sein idealisches Streben von den Schulen und ihren Lehrern ferngehalten, die damals so viele Propheten, Märtyrer, so viele Gracchen und reimende Ciceros erzeugten. Wie viele schöne Talente hat der politische Kampf jener Tage verschlungen und mußte sie verschlingen, um den Sieg für jene mäßige Freiheit zu sichern, welche heute „Ordnung" bedeutet.

Indessen griff der frei gewordene Künstler nach Palette und Pinsel, lernte in Düsseldorf und durchstreifte mit seinen Lerngenossen Knaus und Vautier die Schweiz und den Schwarzwald. — Auch Maler ist Waldmüller nicht geworden, überstark war schon die Gravitationskraft seines Erzählertalentes; wer aber die Anschaulichkeit seiner Fi-

gurenzeichnung, die Pracht, den Glanz seiner Farbengebung, den Reiz und die Stimmungsklarheit seiner Landschaftsschilderung, die sichere Behandlung von Luft, Licht und Schatten in seinen geschriebenen Gemälden bewundert, wird gerne anerkennen, daß Robert Waldmüller mit seiner Feder der würdige Genosse von Knaus und Vautier geblieben. Fünf seiner Geschwister haben Europa verlassen und in fernen Weltteilen neue Heimat gefunden; nur sein jüngerer Bruder, der bekannte Ästhetiker Dr. Karl Julius Duboc lebt, wie Robert Waldmüller, in Dresden. Große Reisen durch ganz Mitteleuropa, ein langer Aufenthalt in Italien und spätere Reisen nach Griechenland weiteten den Blick des Dichters und brachten mit der Fülle künstlerisch empfangener Eindrücke das reiche Material von Skizzen und Entwürfen, welches Robert Waldmüller in seinem behaglichen Dresdener Heim mit Muße und Würde zur Frucht seines Lebens verarbeitete.

Auf seinen ersten Paten Friedrich Rückert weisen noch die Gedichte „Lascia passare“ (Hamburg 1857) und die „Dorfidyllen“ (Stuttgart 1860) zurück. Zwei nicht minder würdige Gewährsmänner seiner dichterischen Berufung hat der Erzähler Robert Waldmüller, und zwar der Novellenschreiber in Paul Heyse, der Romanschriftsteller in Gustav Freytag gefunden. Die köstliche Geschichte des Küsters Habermus „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ fand in dem Heyse-Kurzschen Deutschen Novellenschatz Aufnahme, und mit einem guten Vorworte geleitete Heyse den Autor in den Tempel der klassischen Erzähler unseres Volkes.

Die erzählenden Schriften Waldmüllers geben eine stattliche Bibliothek. Der Dichter hat sich dabei in allen Formen des modernen Romans als erfinderischer Kopf, als sicher gestaltender Künstler, als Mann von Geist und Phantasie erwiesen. Der antiquarische Roman „Unterm Krummstab“ (Leipzig 1858) brachte ihm die Anerkennung Gustav Freytags. Der Künstlerroman „Gehrt Hansen“ (Berlin 1862) ist die Symbolik von Waldmüllers eigenem Werden und der Reflex seiner Malerzeit. Die politischen Romane „Das Vermächtnis der Millionärin“ (Leipzig 1870) und „Schloß Roncanet“ (Hannover 1874) sind Denkmale interessanter historischer Episoden und Stimmungen von zweifelloser Echtheit und bleibendem dichterischen Werte. Aus seinen neueren Schöpfungen heben wir „Don Adone“ als ein Meisterwerk von leuchtender Schönheit hervor, dem sich in der Pracht des Kolorits der Roman „Um eine Perle“ würdig anreiht. Nicht minder reizvoll ist die Novelle „Blond oder braun“, die intime Herzensgeschichte eines braven Seemanns, der unbewußt verheiratet wird an die falsche Braut, welche die rechte ist, ein Qui pro quo der liebenswürdigsten Stimmungen und Empfindsamkeiten. . . .

Robert Waldmüller ist als Schriftsteller ein Genremaler — die große Kunst war nicht seine Sache. Wir müssen ihn zwischen die beiden größten unserer mitlebenden deutschen Dichter reihen, zwischen Paul Heyse und Gustav Freytag, freilich weit tiefer im Range. Heyse überragt Waldmüller an seelischer, Freytag übertrifft ihn an geistiger Größe, aber gemeinsam hat Waldmüller mit Heyse die Liebenswürdigkeit der Erfindung und Empfindung, die Kraft der Farbe; mit Freytag teilt Waldmüller die kulturhistorische Belesenheit, die Anempfindung fremder Zeit und Sitten, das antiquarische Geschick und die Ausdauer gegenüber weitausblickenden Entwürfen. Völlig sein Eigen aber nennt Waldmüller die Virtuosität in der Kleinmalerei, die saubere und reizvolle Durcharbeitung des Details. Darin ist Robert Waldmüller ein wahrer Künstler. Er erschöpft die Landschaft, die Interieurs in ihren Schönheiten der Stimmung und des Charakters, und im Behagen der Schilderung vertieft er sich in die Reize des Zufälligen, er füllt das Bild und hat für das letzte Eckchen noch zupassende Formen, wohlige Farben. Er beachtet mit scharfen Künstleraugen die Perspektive — aber vielleicht ist ihm die Perspektive nur eine malerische; sie gilt für die Ausmalung des einzelnen Bildes, nicht für die Handlung, in welcher er kaum eine Rangordnung der Personen kennt. So hat Waldmüller alle seine Figuren ausgestattet und ausgestaltet — aber vielfach sind ihm die Helden dabei in Reih und Glied mit den Nebenfiguren zurückgedrängt worden, und das große Interesse an einem bedeutenden Schicksal wurde dann zersplittert. Darum erscheint uns von seinen neueren Werken „Don Adone“ als das bedeutendste, weil schon im Entwurfe der Held als passiver, duldender Charakter hingestellt ist, der durch zwei Bände geführt, geneckt, getäuscht und unterdrückt wird, bis endlich seine erste selbstthätige Handlung den Knoten löst, das erfreuliche Ende entscheidet. Diese Meisterschaft der Kleinmalerei hat ihm viele kürzere Erzählungen in seinen „Dorfidyllen“, in seinen „Novellen“ zu vollkommenen Kunstwerken geraten lassen; sie gewährt dem Leser in seinem großen Romane ein Vergnügen ähnlich dem, welches sein großer Meister Walter Scott mit dieser wohlausgebildeten Kleinkunst bereitet, aber indem Waldmüller in solcher Arbeit sich vervollkommt hat, versäumte er den großen Wurf, der mit seiner Kühnheit die Massen in Erstaunen setzt und die dankbare Anerkennung in Bewunderung wandelt. Die Konflikte, von denen er erzählt, entbehren weder des Ernstes noch der inneren Wahrheit, sie interessieren in hohem Maße und ihre blutigen Konsequenzen, ihre munteren Lösungen befriedigen, auch wo sie überraschen, durch die geistige und sittliche Logik. Aber seine Leidenschaften glühen nur, sie flammen nicht, die geistigen Kämpfe spielen an der Tangente, nicht im Mittelpunkte unseres Interesses; er zwingt uns, er bezaubert uns, wenn wir uns mit ihm beschäftigen; aber er zwingt nicht, daß wir uns mit ihm beschäftigen. In dem Bedauern darüber müssen wir das beste Lob Robert Waldmüllers aussprechen, denn er ist vollwertig für das größte Interesse, sobald nur die Kunst und nicht eine böse, böse Zeit in Frage kommt, welche die feine Empfindsamkeit für das Schöne eingebüßt hat und die nur den starken Impulsen mehr zu folgen vermag. Hoch über einer schweren Menge kleiner Talente, die uns auf der Landstraße gleich Wegelagerern anfallen, und mit wildem Geschrei Beachtung fordern, steht Robert Waldmüller. Er ist ein männlicher, ernster Erzähler und Künstler. Seine Bücher sind vielleicht in den Leihbibliotheken weniger vergriffen als die mancher Modelitteraten, aber in jeder guten Hausbibliothek werden sie ihren dauernden Platz behalten.

Auch zur dramatischen Muse hatte Robert Waldmüller episodische, aber weniger erfreuliche Beziehungen. Sein Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten“ wurde an der Dresdener Hofbühne mit gutem Erfolge gegeben, kam aber nicht weit über die Heimstätte des Dichters

Herbstabend.

Traurig schleichen deine Wellen,
Traurig blick' ich ihnen nach,
Ach, wohin sind unsre hellen,
Sonn'gen Stunden, lieber Bach!

Herbstlich welke Blätter schwimmen
Ohne Abschiedsgruß dahin,
Bäume sind all' die trauten Himmels-
Zeit, wie herb' ist dein Gewinn!

Dresden, October 87 Rob.t Waldmüller.

hinaus. Waldmüllers Kunst erweist sich da, wo er verweilen kann, und in der Ruhe findet er die bildende Kraft. Die Bewegung bringt der Erzähler, der von Station zu Station fährt und zum Aufenthalte die Freuden der Reise aufspart. Die Gesetze der dramatischen Bewegung sind nicht seiner Erkenntnis, aber seinem Künstlertemperamente fremd. Um ihnen zu folgen, entäußert er sich des Besten, was ihm sein Talent gegeben hat. Er wird gewaltselig, um stark zu scheinen, er skizziert, um lebendig und beweglich zu bleiben. Daß er als Dramatiker nicht durchgedrungen, ist ihm vielleicht ein herber, schwer verwindlicher Schmerz, und doch wüßten wir keinen Trost dafür, als den Dank, welchen die deutsche Nation dem feinsinnigen, liebenswürdigen Erzähler schuldet und den sie ihm freudig darbringt.

Ein Jugendbrief von G. G. Gervinus.

Mitgeteilt von Otto Hartung.

Der nachstehende, bisher ungedruckte, in einer Wiener Autographen-Sammlung bewahrte Brief des zwanzigjährigen Studenten Gervinus wird hier zum geringsten Teile um jener Bedeutung willen mitgeteilt, welche dem Verfasser der „Geschichte der deutschen Dichtung" unzweifelhaft zukommt, sondern seines thatsächlichen Inhalts wegen: der Pietät des Jünglings verdanken wir die Erhaltung eines in jeder Beziehung lesenswerten Berichts über das Hinscheiden eines unserer edelsten Dichter, Jean Paul, aus der Feder seiner Witwe.

Der Adressat des Briefes ist der Schauspieler Karl Fischer, später in Wien, damals aber noch an der Darmstädter Bühne thätig. Gervinus hatte den jungen Mimen zur Zeit, wo er selbst in Darmstadt kaufmännisch thätig war, kennen gelernt, und der Verkehr setzte sich schriftlich fort, als der strebsame Jüngling endlich dem Darmstädter Schnittwarenladen entfliehen und in Gießen seine wissenschaftliche Ausbildung beginnen konnte. Was sonst noch etwa zum Verständnis des nachstehenden Schreibens nötig sein sollte, haben wir in einigen Noten unter dem Texte beigefügt.

Werter Freund! Da Sie schon einen Brief von mir in Händen haben, so darf ich wohl diesen jetzigen, der zugleich eine Antwort sein soll auf Ihr letztes Schreiben, mit einigen fremden Worten zieren, nämlich mit dem hier folgenden Auszug aus einem Briefe der Frau Legationsrätin Richter an Hofrat Jung.*)

„Bayreuth, den 24. November 1825. So schnell nach Empfang meines letzten Briefes werden Sie nicht

*) Franz Wilhelm Jung (1757—1833), der Übersetzer Ossians, der sich auch durch dramatische und epische Dichtungen bekannt gemacht, ein Freund J. P. Fr. Richters und ein Gönner des jungen Gervinus, lebte damals, nachdem er 1814 eines Augenleidens wegen seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen, als Privatmann in Mainz.

die Bestätigung meiner traurigen Ahndung vorausgesetzt haben. Ach wie leid war es mir, Ihnen damals keine erfreulichere Nachricht mitteilen zu können. Ich zögerte immer mit der Absendung jenes Briefes an einen so teueren, teilnehmenden Freund, weil ich glaubte, bald könnte ich Ihnen Beruhigendes sagen, allein von Tag zu Tag ging es schlimmer mit dem Unvergeßlichen. Seine köstliche Lebenskraft schwand sichtbar, und ich mußte mich überzeugen, nur ein Wunder könnte ihn dem ihn umschlingenden Tode entreißen. Nie werde ich die vielen Leiden vergessen, die ich bei dem allmählichen Hinscheiden dieses sonst so kräftigen und aller äußeren Einwirkung trotzenden Körpers empfinden mußte. Aber es wurde der herrlichste der schwächste der Menschen — nur nicht sein Geist, denn dieser blieb bis zu dem 4 Stunden langen letzten Schlaf so hell und scharf, als er es immer war, nur daß die Sprache matter, schwerer wurde. Am Morgen 10—11 Uhr des am Abend erscheinenden Todes*) sprach er noch kritisch über seinen „Hesperus“ — ermunterte einen kommenden Freund für seine Gesundheit zu sorgen — aber der Körper fiel zusammen, er konnte sich nicht halten — er begehrte Nachmittag um 2½ Uhr aus meiner Stube, wo er halb sitzend, halb liegend auf dem Kanapee sich befand, und wo ihm immer so wohl war, in sein Bett gebracht zu werden, das er am Tage seines Krankseins nie gehütet hatte, und nachdem er hier behaglich gelegt war, fiel er in einen Schlummer, der sich seit Wochen sehr häufig seiner bemächtigt hatte, jetzt aber tiefer und heftiger wurde, bis endlich leise der teuere Atem stockte und für diese Erde das göttliche Herz zu schlagen aufhörte. — Andachtsvoll umgaben uns noch teure Freunde, die in heißen Gebeten seine Seele zum Himmel geleiteten. — Unter diesen ist Emanuel, der Jude, sein ältester, bester und geliebtester Freund**), mir insbesondere würdig, und nie werde ich jene Stunden vergessen, wo das Höchste und Teuerste, das wir besessen, den großen Übergang in jene Welt machte. — Sein edles Gesicht, welches sich im Leben schon so sehr verändert hatte, nahm im Tode einen Ausdruck von Ernst und tiefem Nachdenken an, als wenn er die großen Angelegenheiten der Schöpfung nun tief durchdächte, und diesen Ausdruck behielt er bis zum vierten Tage, wo er unter feierlicher Begleitung in die Erde zu seinem geliebten Sohne gelegt wurde. Beide ruhen nun so im Grabe besammen, wie sie jetzt gewiß im Himmel vereinigt sind. Dieses wehmütige Glück ist der Trost meines Lebens. Nun hat mein Kind seinen Vater wieder, den es so unaussprechlich liebte, für dessen Ruhm und an der Nacheiferung seines Wertes er eigentlich gestorben ist.“ *)

Dies ist der Ausspruch eines so großen und groß getragenen Schmerzes, daß ich kaum weiß, welche Größe mir größer scheinen möchte. Welch ein Leben muß in dieser Familie geherrscht haben! Und wie mir von anderer Quelle gesagt wurde, tritt die Seelengröße dieser Frau täglich entschiedener hervor. So ließ sie sich es nicht nehmen, das Totenkleid des Edlen selbst zu verfertigen. Auch seine zwei Töchter, die eine sehr sinnigen, die andere sehr heiteren Gemüts, tragen den Verlust des großen Vaters würdig. Die schöne Anekdote, wie Jean Paul diese Frau kennen lernte und um sie warb, werden Sie kennen.**) In der Schulzeitung standen zwei Aufsätze über Jean Paul, die Sie wohl gelesen haben; es sind einige Notizen über sein Leben, und die Beschreibung seiner Beerdigung.

Wie ich höre, ist seit der Zeit auch der gute Haustein gestorben. Diese Nachricht hat mich sehr geschmerzt, und ich kann mich an die Wahrheit dieses Falles kaum gewöhnen. Lassen Sie mich etwas Näheres darüber wissen. Unser armes Theater erleidet so bittere Schläge und bietet fast ein fortwährendes Trauerspiel hinter den Coulissen dar. Dazu gehört auch die Anstellung der tragischen Person Grua, deren Bestätigung ich voraussah, da sie mit in den Plan der Tragödie gehört.

Antworten Sie bald, seien Sie von mir und Heßemer schönstens gegrüßt und leben Sie recht wohl.

Ihr wahrer Freund Gervinus.

Gießen den 29. Jan. 1826.“

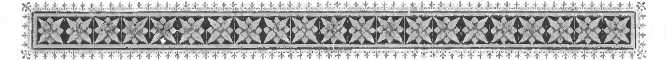
Der letzte Absatz des Schreibens bezieht sich, wie man sieht, auf Persönlichkeiten der Darmstädter Bühne. Freunde der Litteratur wird es interessieren, die schwärmerische Verehrung, welche dieser Studentenbrief für Jean Paul ausspricht, mit dem Urteil zu vergleichen, welches Gervinus über diesen Dichter und namentlich über dessen „Vorschule zur Ästhetik“ in seiner Litteraturgeschichte gefällt hat.

*) 14. November 1825. Der von anderen mitgeteilte Zug, daß Jean Paul schon am Morgen geglaubt, es sei Abend, und um Mittag deshalb zu Bette gebracht zu werden wünschte, weil er meinte, daß es Nacht sei, fehlt in der obigen Darstellung und wird durch dieselbe insofern in Abrede gestellt, als sie konstatiert, daß er vollständig klaren Geistes gewesen.

**) Emanuel Osmund, Kaufmann in Bayreuth. Wir lassen aus der jüngsten Biographie Richters von Paul Nerrlich einige Bemerkungen über diesen Freundschaftsbund, wie er inniger und rührender nie bestanden, folgen: „Osmund korrespondierte fast nie mit Jean Paul über dessen Schriften, dafür aber nahm er an allen seinen persönlichen Angelegenheiten den wärmsten Anteil und erwies sich, wie Jean Paul von ihm rühmt, als den echten biblischen Jonathan. Er blieb von Anfang nicht bei den bloßen Worten, sondern wo er nur konnte, suchte er ihm seine Bewunderung durch die That zu erweisen; er nahm ihn Tage, ja Wochen gastfreundlich in seinem Hause auf und er sorgte für die verschiedensten Bedürfnisse mit ebensoviel Umsicht als aufopfernder Liebe und erfreute ihn, da er nicht unvermögend war, mit allerlei Geschenken. Schon 1801 rühmte Jean Paul, daß Emanuel vielleicht der beste moralischeste Mensch sei, daß jedoch auch sein Kopf, nicht bloß sein Herz nicht unter die Doubletten gehöre.“

*) Zur Vergleichung mit diesem Urteile lassen wir jenes von Nerrlich folgen: „Am 25. September 1821 erlag Max Richter im elterlichen Hause einem Nervenfieber. Sein Schicksal ist um so tragischer, da er als Opfer eben der überquellenden Phantasie, Mystik und Transscendenz fiel, die ja auch für das Schaffen des Vaters so verhängnisvoll gewesen, aus deren Tiefen aber sich dieser durch seinen eisernen Willen zur lichten Höhe erhoben hat. Max Richter war mit glänzenden Gaben ausgestattet und frühzeitig, fast vorzeitig entwickelt zur Universität gekommen. Mit Inbrunst vertiefte er sich alsbald von seinem Wissensdurst gequält mit einer so einseitigen Energie in die Wissenschaft, daß seine Gesundheit schon in München gefährdet wurde. In Heidelberg vollends bemächtigten sich seiner religiöse Zweifel, er versenkte sich in die Schriften des damals grassierenden „Überchristentums,“ gegen welches Jean Paul so mutig zu Felde zog, er floh jetzt Philologie und Philosophie als bloße menschliche Wissenschaften und glaubte sein Heil ausschließlich bei den Theologen zu finden; all dieser Seelenpein aber war sein zarter Körper nicht gewachsen. Für Jean Paul war dieses Jahr das fürchterlichste seines Lebens; mit dem Sohne wurde ihm seine Zukunft eingesargt, und sein Leben verarmte.“

**) Solcher Anekdoten waren mehrere im Umlauf. Die Wahrheit ist bekanntlich, daß Jean Paul Karoline Meyer, die Tochter eines Ober-Tribunalrates in Berlin, zum erstenmale bei einem Feste sah, zwei Tage darauf ihrem Vater seinen Besuch machte und sich nach kurzer Zeit, als er sie eines Abends nach Hause begleitete, mit ihr verlobte. Karoline war bereits mit einem andern verlobt, und mußte dieser Bund vorher gelöst werden; ebenso war bekanntlich Jean Paul kurz vorher durch einige Wochen der Verlobte der Hofdame Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen gewesen.



Zum Jubiläum des Faustbuchs.

Von Prof. Dr. Jakob Minor in Wien.

III.

Ergiebiger als die schriftliche war für unsern Verfasser die Quelle der mündlichen Tradition. Vieles von Doktor Faust finden wir vor dem Volksbuche in keiner gedruckten Quelle erwähnt und erzählt. Anderes erzählt unser Anonymus in solcher Weise, daß er unmöglich selber der Erfinder oder Erzähler sein kann: z. B. die Scene mit dem alten Manne, welcher Faust vor dem Ende warnt, findet sich zwar bereits bei Lercheimer, aber daß der edle Warner ein frommer Arzt gewesen sei, ist ein Zug, welchen der Verfasser des Faustbuchs nicht hinzuerfunden haben kann, weil er seinen Intentionen ganz widerspricht, er muß eine andere Version gekannt haben als Lercheimer. Und endlich, der Verfasser des Volksbuches kennt und berichtet nicht alles, was man damals über Faust wußte: z. B. Gasts Bericht von dem Kobold, welchen Faust in das Kloster schickt, findet sich wie manches andere Stück erst im Widmannschen Faustbuche.

Eine wichtige Frage ist nun, ob sich der Verfasser des Faustbuches auch selber an der Ausbildung der Faustsage beteiligt, d. h. ob auch er Geschichten, welche unter fremdem Namen gingen, auf Faust überträgt? Nach dem Titelblatte hätte er die Geschichte des Faust bloß „zusammengezogen und in Druck verfertigt", und in Wahrheit können wir ihm nicht eine einzige Übertragung mit völliger Sicherheit nachweisen. Freilich die ungeschickte Beibehaltung jenes „schwarzen Fleckchens am Halse" der Gemahlin Alexanders des Großen würde man dem Anonymus nach allem, was wir von ihm wissen, gerne zuschreiben, aber kaum mit genügender Gewähr der Sicherheit Denn er hat nicht eine einzige Geschichte, welche Lercheimer unter anderem Namen erzählt, in sein Buch aufgenommen und, wie spätere das so häufig thaten, auf Faust übertragen. Für die Erzählungen von dem aufgefressenen Bauern mit dem Heuwagen und von Fausts Mantelfahrt, welche Lercheimer unter anderm Namen erzählt, muß dieser nicht notwendig Quelle gewesen sein, weil sie auch in Luthers Tischreden und von andern erzählt werden.

Wir werden also den Verfasser des Faustbuches für nichts anderes zu halten haben, als was er selbst sein will: für einen bloßen Redaktor. Und zwar für einen wenig geschickten Redaktor. Denn sein Buch leidet zunächst an den sinnfälligsten Wiederholungen. Von zwei verschiedenen Versionen eines und desselben Themas entscheidet er sich nicht für die eine oder die andere, sondern er nimmt sie beide auf; und zwar ist er sich dessen wohl bewußt, denn er befolgt in den meisten Fällen das Prinzip, solche Parallelerzählungen möglichst weit auseinanderzurücken, damit der Leser die Gleichförmigkeit um so weniger gewahre. So finden wir als Kapitel 12 und 13 die Disputation von der Hölle, und Kapitel 16 behandelt wiederum ganz dasselbe Thema. Oder: Faust zaubert (Kapitel 34) einem Höflinge ein Hirschgeweih an den Kopf und schützt sich gegen die Rache desselben (Kapitel 35); an ganz unpassender Stelle, nach der zweiten Verschreibung des Faust, kehrt eine Variante dieser Erzählung wieder (Kapitel 56). Kapitel 36 ist überschrieben: „Faust frißt einen Bauern ein Fuder Heu sammt Wagen und Pferde"; darauf heißt es Kapitel 40: „Faust frißt ein Fuder Heu". Wenn gegen den Schluß ein halbes Dutzend von Kapiteln mit Wehklagen des Doktor Faust angefüllt wird, so muß daran erinnert werden, daß Klagelieder eine beliebte, aus dem mittelhochdeutschen Klagelied hervorgegangene Form des Volksliedes waren und daß die Klagelieder des Heinz von Wolfenbüttel, welcher seine Missethaten bereut, sowie die Wolfsklagen zu den beliebtesten Dichtungen des 16. Jahrhunderts gehörten. Daß endlich der Betrug mit den verzauberten Säuen zweimal, mit und ohne Schluß, erzählt wird (Kapitel 34 und 43), ist schon gesagt worden.

Aber nicht bloß lästige Wiederholungen, sondern auch ärgerliche Widersprüche fallen im Volksbuche von Doktor Faust sofort in die Augen. Der Autor widerspricht sich zunächst im Thatsächlichen, denn während er in der Vorrede ausdrücklich sagt, der Teufel hätte dem Faust den Hals umgedreht, deutet der Schluß seiner Erzählung, nach welcher die Stube voll Blut gespritzt und das Hirn an der Wand klebend gefunden wurde, auf eine ganz andere Todesart. Er führt die Figur des Wagner, von welchem im 9. Kapitel bereits die Rede war, am Anfang des dritten Teiles wie eine völlig unbekannte Person und mit verändertem Charakter neuerdings ein. Und, was am stärksten und am deutlichsten ist, er widerspricht sich in seinen künstlerischen Absichten.

Mephistopheles, von Faust über die Hölle befragt, giebt ihm eine aufrichtige Antwort und getreue Schilderung der hoffnungslosen Existenz der Verworfenen, welche den Faust in Verzweiflung treibt. Warum thut er das, da doch seine Absicht sein muß, Reuegedanken in Faust eher zu ersticken als zu erwecken? Er thut es nach Artikel III des Vertrages, nach welchem er auf alle Fragen antworten und Wahrheit antworten muß. Diese pünktliche und gewissenhafte Erfüllung des Vertrages von beiden Seiten charakterisiert gerade das Bündnis zwischen Faust und dem Teufel. Und etliche Seiten später macht der Verfasser diesen schönen Zug völlig zu nichte, indem er das Kapitel 22 überschreibt „Eine Frage Doktor Fausti, wie Gott die Welt erschaffen und von der ersten Geburtt deß Menschen, darauff ihme der Geist, seiner Art nach, eine gantz falsche Antwort gab." Er vergißt also, daß Mephisto durch den Vertrag gebunden ist, die Wahrheit zu sagen, und läßt ihn „seiner Art nach" ganz falsche Antworten geben; aber warum treibt er dann Faust durch die Schilderung der Höllenqualen der Reue in den Arm?

Der Eingang des Faustbuches betrachtet weiter Fausts Abfall von der Theologie als einen Abfall von Gott selber.

Faust wird, da er aufhört ein Theologe zu sein, ein Weltmensch und nennt sich Doctor medicinae. In Wittenberg, am Sitze der lutherischen Gottesgelehrtheit, wirft er die Bibel unter die Bank. Stillschweigend setzt das Faustbuch den Zauberer und Teufelsbündler Faust mit dem Gottesmann und Teufelsstreiter Luther in Kontrast, wie Lercheimer Faust und „Herrn Philippus" konfrontiert. Das Faustbuch giebt mit den biblischen Worten „Niemand kann zweyen Herren dienen" genugsam zu verstehen, daß Theologie und Medizin nicht nebeneinander bestehen können ... Diese Absicht, Gottesgelehrsamkeit und weltliche Wissenschaft zu kontrastieren, wird aber völlig wieder zu nichte gemacht, wenn der alte Warner des Faust, den wir schon bei Lercheimer gefunden haben, im Faustbuche als ein „frommer, gottesfürchtiger Artzt" erscheint.

Zur Erklärung dieser Widersprüche stehen dem methodischen Denken zwei Wege offen. Entweder rührt das Faustbuch von verschiedenen Verfassern her (und wirklich ist die Behauptung aufgestellt worden, daß der Verleger das aus Speyer erhaltene Manuskript an verschiedenen Stellen interpoliert habe) oder das Faustbuch benutzt kritiklos verschiedene widersprechende Traditionen von ungleichem Werte. Die letztere Hypothese gewinnt uns sofort. Denn sie erklärt nicht nur, daß Faust in manchen Partien des Volksbuches bloß als Abenteurer und Charlatan erscheint, während in anderen der Forschertitanismus stark betont wird; sie erklärt uns sogar die auffälligen Unterschiede im Stile des Volksbuches. Dort, wo der unersättliche Erkenntnisdrang des Faust berührt wird, erhebt sich der trockene Ton desselben zu schwungvollem poetischen Ausdrucke: „Er nehme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erde erforschen", sagt der Verfasser, und seinen Abfall, seinen stolzen Hochmut, Verzweiflung, Verwegenheit und seine Vermessenheit vergleicht er mit „Riesen, darvon die Poeten tichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten", oder mit dem „bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuth von Gott verstoßen wurde. Also wer hoch steigen will, der fellet auch hoch herab." Sie erklärt ferner die verschiedenartigen Berichte über die Anforderungen, welche Faust an den Teufel stellt: während er nach dem vierten Kapitel bloß über Zaubermacht verfügen will und Mephisto thun muß, was er verlangt, begehrt er im vorangehenden Kapitel, zu welchem die spätere Verschreibung stimmt, Wahrheit und Erweiterung seiner Erkenntnis von dem Teufel. Und ebenso soll das „epikurische Leben" des Faust, welches in manchen Kapiteln ganz „säuisch" im grobianischen Geschmack des 16. Jahrhunderts geschildert wird, dann deutlich wieder geadelt und gehoben werden, wenn der sündigen Verbindung des Sünders mit Helena ein Sohn entsprießt, welcher den Beinamen Justus führt und die Gabe der Weissagung besitzt.

Die einzige litterarische Leistung des Verfassers bleibt sonach, daß er die Faustgeschichten gesammelt und zu einer förmlichen Lebensgeschichte seines Helden, einer vita, zusammengestellt hat. Er rechnet nach Jahren seit dem Beginne des Vertrages und verteilt die einzelnen Geschichten, mitunter recht ungeschickt, auf die einzelnen Jahre. Und die einzige Art der Spannung, die er anzubringen versteht, beruht darauf, daß er den Ablauf des Termines bedeutsam durch Zahlen ankündigt: er sagt voraus, was im 17., im 19., im 20. Jahr des Vertrages geschehen ist, und macht endlich vor dem letzten Jahre eine gewichtige Pause: „folget nun, was Doktor Faustus in seiner letzten Jahresfrist mit seinem Geist und andern gehandelt, welches das 24. und letzte Jahr seiner Versprechung war." Aber so gering auch unser ästhetisches Urteil das Talent des Verfassers anschlagen mag, die Sagengeschichte muß es als einen glücklichen Zufall preisen, daß die erste Gestaltung der Faustsage nicht einem selbständigeren und radikaleren Bearbeiter anheimgefallen ist. Die Dichtung hätte dabei schwerlich gewonnen, denn soweit wir die Litteratur des 16. Jahrhunderts kennen, war kein Dichter der Zeit dem Stoffe des Faust geistig und künstlerisch gewachsen; keine Faustdichtung des 16. Jahrhunderts hätte uns durch ihre Vorzüge für das entschädigen können, was von dem Gehalte der Sage bei einer einheitlichen Überarbeitung wäre geopfert worden. Wie die folgende Entwicklung der Faustsage zeigt, wären die grobianischen Züge hervorgedrängt worden, die höheren und edleren aber ganz verloren gegangen. Gut und glücklich also, daß der Verfasser des ältesten Faustbuches ein so schlechter Autor gewesen ist: so sind uns in der Spreu und in dem Wuste des Schlechten und Albernen doch auch die erhabenen Keime nicht verloren gegangen.

Es ist oft von der reformatorischen Tendenz die Rede gewesen, welche man in dem Faustbuche mit ebensoviel Recht als in andern Volksbüchern gesucht hat. Aber auch hier hält das älteste Faustbuch nicht sofort Stich. Das Motto z. B. aus der Epistel Jakobs IV. mutet wenig lutherisch an, denn Luther nennt die Jakobsepistel „ströhern und ohne evangelische Art". Wenn dann der Eingang des Faustbuches schroff zwischen geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit unterscheidet und Arzt und Weltmensch identifiziert, so ist das weniger in dem Sinne Luthers, welcher in seiner Schrift „an den christlichen Adel teutscher Nation" gerade den geringen Grad von Naturerkenntnis bedauert, den die Jugend aus dem Aristoteles erlerne, als im Sinne seiner orthodoxen und eifernden Nachfolger. Entscheidend für die Erkenntnis der Partei, von welcher das Faustbuch in die Welt gesetzt wurde, ist aber der Verleger: dieser widmet das Buch einem Gönner, der mit ihm auf der Schule zu Ursel studiert und dort die „wahre Religion" kennen gelernt hat; diese „wahre Religion" kann nur die lutherische sein, welche in Ursel bald festen Fuß faßte und von Erasmus Alberus an der Schule standhaft vertreten wurde; in einer seiner Fabeln schildert der streitfertige Lutheraner Ursel geradezu als eine Hochburg des lutherischen Glaubens.

Aber gleichviel welcher Partei das älteste Faustbuch (A) sein Leben verdankt, seinen Erfolg erzielte es gleichmäßig bei allen Parteien. Noch im selben Jahre 1587 wurde es zweimal in Frankfurt a. M. und einmal in Hamburg nachgedruckt und sogar ins Englische übersetzt. Den Nachdruckern setzte Spies im folgenden Jahre 1588 eine zweite rechtmäßige Ausgabe entgegen, welcher in einem Anhange „die Zeugnuß der hl. Schrift von den verbotenen Zauberkünsten", d. h. Stellen aus der hl. Schrift, welche sich wider die Zauberei wenden, hinzugefügt waren. Aber es gelang dieser authentischen Ausgabe nicht, den Nachdrucken Einhalt zu thun. 1588 erschien ein anderer o. O. u. J.; in Lübeck bei Ballhorn wurde das Faustbuch niederdeutsch gedruckt; und bereits im ersten Winter nach seinem Er-

scheinen hatten zwei Tübinger Studenten, welche dafür mit dem Karzer bestraft wurden, das Faustbuch A in schlechte Reime umgesetzt: ein charakteristisches Zeichen der Zeit, welche wiederum nach der poetischen Form verlangte, und ein Seitenstück zu dem von Fischart gereimten Volksbuch vom Eulenspiegel.

Einen Fortschritt in der Entwicklung der Faustsage bedeutet ein erweiterter Nachdruck des ältesten Faustbuches, welches noch im Jahre 1587, angeblich bei Spies in Frankfurt a. M., wahrscheinlich aber in Ulm erschienen ist: das sog. Faustbuch C. Noch ist die mythenbildende Kraft der Sage nicht erloschen und der Prozeß der Mythenbildung läßt sich nirgends so deutlich erkennen als hier. Der Überarbeiter folgt dem ursprünglichen Verfasser auf seinen Spuren nach und geht auf dieselben Quellen zurück. Dieser hatte, wie wir wissen, aus Lercheimer alle Geschichten, welche unter Fausts Namen erzählt werden, entlehnt mit Ausnahme der einzigen vom aufgefressenen Hausknecht. Diese übersehene oder verschmähte trägt der Verfasser des Faustbuches C treuherzig nach und beteiligt sich selbst an der Weiterbildung der Sage, indem er eine ganze Reihe von Lügengeschichten, welche Lercheimer unter anderen Namen erzählt, auf Faust überträgt. So wird das verzauberte Hechtgericht des Trithemius hier von Faust erzählt, obwohl sich zwei Variationen desselben Kunststückes bereits im Faustbuche A vorfanden. So läßt Faust (ein bei Goethe dem Mephistopheles beigelegtes Stück) einen Traubenstock emporwachsen und die Gesellen einander mit dem Nasenabschneiden bedrohen: zwei von Lercheimer erzählte Geschichten sind hier in eine zusammengezogen und mit oft wörtlicher Beibehaltung des Textes auf Faust übertragen, von welchem später auch Philipp Camerarius (1602), wohl nach dem Faustbuche C, dasselbe zu erzählen wußte. Und wie aus Lercheimer, so trägt unser Verfasser auch aus Wiers Zauberwerk die von dem Anonymus verschmähte Geschichte nach, in welcher Faust einen Mönch zum Rasieren mit Arsenik verleitet, und er überträgt aus derselben Quelle eine zweite Geschichte auf Faust, in welcher ein Zauberer zwei Bauern gegeneinander hetzt. Im ganzen sind in C acht neue Kapitel hinzugefügt worden, größtenteils leere und nichtige Zaubergeschichten. Außerdem hat der Überarbeiter die Anordnung des Originales verändert; während der Anonymus Parallelgeschichten, um sie weniger auffallend hervortreten zu lassen, zum Schaden der Komposition des Ganzen voneinander trennte, rückt der Überarbeiter das Gleichartige unmittelbar aneinander, wodurch die Wiederholungen um so deutlicher ins Auge fallen; so stehen just die beiden Geschichten, in denen der mit einem Hirschgeweih gekrönte Ritter sich vergebens an Faust zu rächen sucht, unmittelbar hintereinander, ebenso das doppelte Auffressen eines Fuders Heu; und endlich wird auch das Kopfabschlagen zweimal erzählt, indem der Überarbeiter der bereits in A vorhandenen Geschichte eine ganz ähnliche vorausgehen läßt, welche er wörtlich aus Lercheimer entlehnt. Den Text der aus A übernommenen Kapitel hat unser Überarbeiter gleichfalls mitunter zu verändern oder zu interpolieren Grund gehabt. Mit der Umstellung der Kapitel wurde die Zeitrechnung nach Jahren des Vertrages verschoben, und eine Variante des ersten Kapitels verlegt Fausts Abfall von der Theologie aus Wittenberg nach Krakau, wo Faust auch nach Melanchthons Bericht studiert haben soll. Es heißt jetzt: „Er begab sich gen Krakau in Polen, eine der Zauberei halber vor Zeiten berühmte Hochschul". Wittenberg soll von dem Makel befreit werden, mit welchem Fausts Teufelsbund es befleckt ... Diese Überarbeitung des ältesten Faustbuches liegt dem französischen Volksbuche zum Grunde, einer Bearbeitung des deutschen, welche Palma Cayet zuerst 1589 herausgab.

Eine zweite überarbeitete und vermehrte Ausgabe des alten Volksbuches, des sog. Faustbuches B, ist zuerst 1589 ohne Ortangabe erschienen. Es liegt ihr der Text von A zu Grunde; denn alle von C hinzugefügten Geschichten fehlen. Aber der ältere Text ist auch hier stilistisch überarbeitet und mit Zusätzen versehen. Faust ist hier bereits wie eine historische Person in die Ferne gerückt, der Bearbeiter sucht sein Auftreten chronologisch zu fixieren und giebt als sein Geburtsjahr 1491 an. Er hat ferner 6 neue Kapitel hinzugefügt, welche deutlich auf Lokaltradition beruhen und in der Faustsage eine wichtige Rolle einnehmen. Das eine ist in Leipzig lokalisiert und behandelt den berühmten Faßritt aus dem Keller: Faust begleitet einige österreichische Studenten nach Leipzig, wo sich etliche Schröter fruchtlose Mühe geben, ein volles Faß aus dem Keller zu ziehen; Faust setzt sich rücklings auf das Faß und reitet heraus – die Geschichte ist erst später nach der Erbauung von Auerbachs Keller dorthin verlegt und unter der fingierten Jahreszahl 1525 bildlich verherrlicht worden. Wichtiger noch sind 5 andere Kapitel, welche in Erfurt spielen und offenbar aus dem Faustbuch in Motschmanns Erfurter Chronik Aufnahme gefunden haben. In diesen sog. Erfurter Kapiteln profitiert Faust zu Erfurt den Homer und führt seinen Zuhörern die griechische Helena vor; er will den Lieblingswunsch der Humanisten des 16. Jahrhunderts erfüllen, welcher durch die neuerliche Auffindung eines Dutzendes von Plautinischen Komödien nicht gesättigt worden war, und die verlorenen Komödien des Terenz und Plautus wieder ans Licht bringen; er erscheint in zwei anderen Kapiteln bei Gastereien in Erfurt, indem er das einemal (wie Goethes Mephistopheles) Löcher in den Tisch bohrt und Wein daraus fließen läßt, das anderemal (wie es scheint: am unrechten Orte) die citierten Geister in einer von Lessing benützten Scene nach ihrer Geschwindigkeit befragt; Faust wird endlich in einem fünften Kapitel dem berühmten Erfurter Domprediger, dem Franziskaner Dr. Klinge gegenübergestellt, welcher ihn zur Buße und Bekehrung anzuleiten sucht, aber mit den rauhen Worten: Meß hin und Meß her!" von Faust abgewiesen wird, der auch selbst dem Teufel das gegebene Wort halten will. Gemeinsam ist diesen Erfurter Kapiteln eine viel höhere Vorstellung von Faust. Selbst die Kneipscenen sind höher gehalten und weniger im grobianischen Geschmack als sonst. Humanistisches Interesse und Vorliebe für die Antike scheinen allenthalben durch und adeln diese Kapitel. So ist beim Gastmahle hier die Frage nach dem geschwindesten Geiste aufgeworfen, welche vielleicht auf antike Vorstellungen zurückgeht; und Mephistopheles verwandelt sich nach dem gebildeten Ausdruck des Verfassers „in ein Pferd mit Flügeln wie der Poeten Pegasus." Während etliche Kapitel umgestellt wurden, hat der Überarbeiter nur eines, das alberne über den Kometen, offenbar seines Minderwertes wegen weggelassen. Jedenfalls liegt eine Erfurter Lokaltradition den hinzugefügten Kapiteln zu Grunde und wir sehen, daß seit Mutians abfälligem Urteil über den

historischen Faust eine wesentliche Änderung eingetreten sein muß. Faust wird in der Erinnerung der Erfurter den Humanisten beigezählt, welche bei seinen Lebzeiten nichts von ihm wissen wollten. Er ist als mythische Figur im Gedächtnisse der Nachlebenden idealisiert worden ... Auf dieses erweiterte Faustbuch B geht ein Berliner Nachdruck im Jahre 1590 und ein Frankfurter Druck vom Jahre 1592 zurück; überarbeitet liegt es in einem Druck ohne Ort und Jahr und in einem Druck vom Jahre 1596 (ohne Ort) vor. Auch das holländische und vlämische Volksbuch kennen die Erfurter Kapitel.

Im Anschlusse an das älteste Faustbuch, dessen verschiedene Fassungen wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben, ist zuerst im Jahre 1793 das Volksbuch von seinem Famulus Christoph Wagner erschienen und schon im folgenden Jahre 1594 dem Faustbuche als „ander Theil Dr. Joh. Fausti Historien“ beigegeben worden. Alle wesentlichen Züge des ältesten Faustbuches wiederholen sich in dieser Kopie, deren Verfasser sich Fridericus Schotus Tolet (nach dem Zauberer Scotus und nach Toledo, wo ein großer Teil der Handlung spielt?) nennt und auf ein fremdes Original beruft, welches er aus dem Spanischen übersetzt haben will. Als Lüge kennzeichnet sich diese Berufung schon dadurch, daß das spanische Original vor 70 Jahren, d. h. in den 20er Jahren des Jahrhunderts verfaßt sein soll, in welcher es noch nicht einmal in Deutschland eine Faustsage, geschweige denn in Spanien eine Wagnersage gegeben hat. Das Muster des Faustbuches verrät sich vielmehr ganz deutlich schon in der Vorrede: der Verfasser will ebenso wie der Spiessche Anonymus alle Konjurationen mit Fleiß weggelassen haben, während er in Wahrheit das magische Formel- und Zauberwesen recht geflissentlich vermehrt. Auch seine Erzählung knüpft genau an das Faustbuch an: übereinstimmend mit diesem schildert er Wagners Verkehr mit Faust, der ihm wie dort den Geist Auerhahn in Affengestalt verspricht. Wagner macht dann noch bei Lebzeiten des Meisters den verunglückten Versuch Geister zu beschwören, wobei er in der Situation des Goetheschen Zauberlehrlings erscheint; Lucians Philopseudes kann für den Verfasser des Volksbuches von Wagner ebensogut wie für Goethe die Quelle gebildet haben. Faust unterrichtet ihn dann in der schwarzen Kunst und nach Fausts Tode tritt Wagner ganz und gar an dessen Stelle. Wie das Faustbuch die erste Teufelsbeschwörung erzählt, so wird Wagners erste Beschwörung des Auerhahn genau beschrieben. Der Vertrag, welchen Wagner mit ihm schließt, wird auch hier wörtlich mitgeteilt und lautet auf 5 Jahre. Hier wie dort folgen nunmehr Disputationen, wobei der Geist auf Fragen nach der Hölle und der Natur der bösen Geister antworten muß. Wagner betrügt wie Faust Juden und Roßtäuscher; er veriert wie dieser Edelleute; auch die Barbieranekdote fehlt im Volksbuch von Wagner nicht. Die Weltreise verweilt hier besonders in Wien und Spanien; und noch mehr als im alten Faustbuche wird das topographische Wissen und das Interesse an Reisebeschreibungen ausgenützt und ausgebeutet: über Lappland, für welches Celtis bereits reges Interesse beweist und A. Krantz als Quelle benützt werden konnte, und über die neue Welt (besonders die kanarischen Inseln, die sog. Insulae fortunatae) wird Fabelhaftes mit Eifer berichtet. Und wie Wagner dem Faust zur Seite steht, so hat wiederum Wagner seinen Famulus Johannes de Luna, welcher sein Erbe wird: ja der Verfasser des Volksbuches von Wagner verspricht sogar am Schlusse die Geschichte dieses Schülers folgen zu lassen, er stellt also eine Fortsetzung ad infinitum in Aussicht. Endlich wird auch der Tod Wagners genau wie der Fausts geschildert: er will sich bekehren, aber der Teufel führt ihm als Blendwerk ein schönes Weib vor, mit dem er buhlt, das sich aber zuletzt alt und ungestalt wie ein toter Leichnam herausstellt. Er legt sich in den Sarg, zwei Meßpfaffen müssen Wache halten; bei Nacht entsteht ein Getöse; als die betäubten Meßpfaffen wieder zu sich kommen, finden sie nur Beinlein von Wagner, sein Blut ist verspritzt. Wie im Faustbuche bleibt also auch hier das, was der Teufel mit seinem Opfer vorgenommen hat, in grauenvoller Unbestimmtheit und ohne Augenzeugen.

Die Faustsage war in Gefahr, durch das Volksbuch von Wagner, welches bereits 1594 ins Englische übersetzt wurde, ganz zurückgedrängt zu werden. Denn offenbar war das letztere weit mehr im Geschmacke des 16. Jahrhunderts als das alte Faustbuch. Gegen die massenhaften Zaubergeschichten und das angehäufte topographische Material konnten die dürftigen Kapitel, welche in dem Faustbuche entsprachen, nicht aufkommen; und durch frostige Ermahnungen suchte das Volksbuch von Wagner auch dem lehrhaften Hange des Jahrhunderts näher zu kommen. Die Faustsage wäre durch die Sage von Wagner verdrängt worden, wenn das alte Volksbuch nicht ein Jahrzehnt später, noch vor dem Ausgange des Jahrhunderts, einer dem Geschmack der Zeit entgegenkommenden Darstellung aufgeopfert worden wäre, welche unter dem Titel „Warhaffte Historie“ zu Hamburg 1599 in drei Bänden erschien. Der Verfasser ist Georg Rudolf Widmann, ein Schwabe aus derselben lutherischen Familie in Hall, welcher auch der Bearbeiter des Volksbuches von Peter Leu angehört hat. Er beruft sich wie der Spiessche Anonymus auf ein Autographum von Faust, welches „eines gelehrten alten Doktors in Leipzig drei Söhne“ in der Liberey ihres Vaters gefunden und andern mitgeteilt haben sollen. Auch die Aufzeichnungen, welche Wagner (der bei ihm Wäiger heißt) im Auftrage Fausts unternommen hat, sind ihm, zum wenigsten aus dem alten Volksbuche, bekannt. Aber er will auch an mündliche Tradition glauben machen: er beruft sich nicht nur auf eine Reihe von Augenzeugen, welche mit Faust noch verkehrt haben, sondern auch auf Fausts eigene Gespräche und Erzählungen. So finden wir denn bei ihm zuerst den Bericht des Basler Pfarrers Gast, der mit Faust verkehrt haben will, in das Volksbuch aufgenommen, nach welchem Faust einen Wirt (bei Gast allerdings einen Klosterabt) mit einem Poltergeist bestraft. Ferner Lokalsagen, welche in Schwaben und Leipzig herumliefen und von Widmann aus mündlicher Tradition gesammelt worden sind. Seine Hauptquelle dagegen bleibt immer das Spiessche Volksbuch, von welchem er die Überarbeitung des Jahres 1589 (also B) benützt, wenn er auch nur den Leipziger Faßritt und zwei von den Erfurter Kapiteln (die Vorführung der Helena und den aus dem Tische gebohrten Wein) aufgenommen hat. Daß er seinem eigentlichen Vorgänger so wenig Dank und Respekt bezeigt und bei jeder Gelegenheit heruntermacht, seine untergeordneten Quellen dagegen so stark herausstreicht und unmittelbar von Faust selbst ableiten will, rührt daher, daß ihm das alte Faustbuch

nicht „der rechten Historie gemäß“ zu erzählen scheint. Er aber berühmt sich schon auf dem Titelblatt die „wahrhafft Historie“ zu geben, die „bis auf diesen Tag nicht recht an Tag kommen“ sei. Um sich den Schein der historischen Zuverlässigkeit zu geben, flicht er auch allenthalben die genauesten Daten ein: Fausts Bündnis mit dem Teufel z. B. wird bestimmt ins Jahre 1521 gesetzt, obwohl Alexander im späteren Verlaufe der Erzählung seine Gaukelkünste nicht am Hofe Karls V., sondern Maximilians sehen läßt.

Der Verfasser des neuen Volksbuches von Faust ist ein fanatischer Lutheraner; er nimmt in tendenziöser Absicht Veränderungen mit seinem Stoffe vor. Faust stammt nicht mehr aus der Lutherstadt Wittenberg, sondern aus dem Anhaltischen: im ältesten Faustbuche tritt Faust bloß vorübergehend am Hofe zu Anhalt auf. Nicht in Wittenberg und Krakau hat er studiert und ist er Zauberer geworden, sondern an der Universität Ingolstadt, welche nicht wie in den Zeiten Reuchlins und C. Celtis' als eine Burg des Humanismus, sondern als der Hauptsitz der Jesuiten gedacht wird, denen Fausts Abfall von Gott damit zur Last gelegt wird. Und nicht ist Faust zuerst Doktor der Theologie geworden und späterhin zu der weltlichen Wissenschaft abgefallen, sondern er erscheint sogleich als Doktor der Medizin. Am stärksten zeigt sich die Tendenz darin, daß Mephistopheles dem reuigen Faust die Lektüre gewisser biblischer Bücher gestattet und die Kirchenväter geradezu empfiehlt; nur das Johannisevangelium und die Episteln des Paulus nimmt er aus, gegen welche Luther die übrigen Teile der Bibel so sehr zurückstellt und welche nach der Meinung des Reformators alles enthielten, was einem Christen zu seiner Seligkeit zu wissen notwendig seien.

Mit der religiösen Tendenz wird zugleich das moralische Element weit mehr als im alten Volksbuch herausgekehrt. Während dieses doch noch in einigen Zügen Verständnis für den Titanismus des Faust verrät, steht dieser jüngere Verfasser seinem Helden ein für allemal feindlich und ohne Teilnahme gegenüber. Bloß zur Lehre und Warnung vor den greulichen und abscheulichen Lastern seines Helden erzählt er. Nicht Erkenntnisdrang, nur Genußsucht verleitet Faust zur Zauberei: während im alten Faustbuch der Teufel den Faust zur Sinnlichkeit reizt, um ihn vom Gedanken der Ehe abzubringen, ist hier im Pakt mit dem Teufel sogleich und deutlich bedungen, daß Faust den christlichen Ehestand, von dem Luther eine so hohe Meinung hatte, hassen muß; und sogleich nach dem Abschluß des Vertrages verlangt Faust nach wüstem Leben und Spiel. Um die Verwerflichkeit der Zauberei recht ins Licht zu setzen, wird ausführlich erzählt, wie sich Faust magische Bücher verschafft und wie er in der Magie unterrichtet wird; ebenso werden die Vorbereitungen zur Beschwörung des Teufels umständlicher erzählt. Auch giebt der Verfasser in dem weitausgesponnenen letzten Kapitel die Weissagungen des Faust nach den angeblichen Aufzeichnungen Wägers wieder. Der Teufel erscheint zuletzt selbst und verkündet dem Faust das Ende der bedungenen Zeit; echt lutherisch wird die Verzweiflung des Faust als ein Kampf mit dem Teufel geschildert: ein Theologe tröstet ihn, der Teufel beunruhigt ihn, der Theologe tröstet ihn wieder. Schwermut drückt Faust so sehr darnieder, daß der Teufel ihn durch Lähmung verhindern muß, Hand an sich zu legen. Die Begebnisse nach dem Tode werden ausführlicher geschildert: der Pfarrer wird bestochen, daß er die Bestattung nicht verhindert.

Einiger seiner schönsten Bestandteile ist der Stoff durch die tendenziöse Darstellung Widmanns beraubt worden. Es fehlt nicht nur die Fahrt in die Gestirne und die Weltreise: „aus hochbedenklichen christlichen Ursachen“, erklärt der Verfasser am Schluß des zweiten Teiles in der „Erinnerung an den christlichen Leser“, etliche Historien weggelassen zu haben. Zu diesen gehört, wie der Teufel dem Faust die Helena als Beischläferin gegeben, „die ihm auch fürs erst ein erschrecklich Monstrum und danach einen Sohn mit Namen Justum geboren.“ In so entstellter und verkümmerter Form finden wir einen der schönsten Züge der Sage bei Widmann wieder, dessen Bedeutung schon das älteste Faustbuch bloß mehr erraten ließ! Daß Fausts Sohn die Gabe der Weissagung besitzt, wird von Widmann absichtlich verschwiegen; dem Bündnis des Faust mit der Helena aber, welches durch seine Frucht, den gerechten und prophetischen Sohn, im alten Volksbuche geadelt wurde, wird der Makel des Sündentums auf die Stirne gedrückt, indem nach der gehässigen Darstellung Widmanns eine Mißgeburt als erste Frucht zum Vorschein gekommen sein soll.

Wenn Widmann hier einen wertvollen Zug der Faustsage geopfert hat und gelegentlich auch einmal eine sehr entbehrliche Parallelerzählung, wie die vom aufgefressenen Heuwagen, hinwegläßt, so dehnt er dafür das Lehrhafte, die Disputationen Fausts mit dem Teufel, sehr ins Breite. Nach Melanchthons Bericht erschien Faust in Begleitung eines Hundes; während das alte Volksbuch nichts davon berichtet, weiß Widmann von Fausts Hunde Prästigiar so mancherlei zu erzählen. Die Faustgeschichten, welche wir bei ihm zum erstenmale finden, stellen sich durch Anknüpfung an eine bestimmte Heimat bereits als Lokalsagen heraus. Sie spielen entweder in Heilbronn, Hall u. s. w. (in der württembergischen Heimat sowohl des Verfassers Widmann als seines Helden Faust), oder aber, wie der berühmte Faßritt, in Leipzig. Zu Ehren des Kardinallegaten Campeggio, welchen er als „das größte Mastschwein der Welt“ bezeichnet, stellt Faust hier eine Lustjagd an, wie sie die Sage vom wilden Jäger oder von Robert dem Teufel gleichfalls erzählt. Was sonst noch bei Widmann zuerst vorkommt, ist von geringer Bedeutung: einen Adligen in Eisleben lehrt Faust die Vögelweissagung verstehen; einem Pfalzgrafen verschafft er ein zauberhaftes Pferd, um von Wittenberg nach Heidelberg und wieder zurück zu reisen; und die fatale Situation, in welcher sich, wie im Volksliede vom edlen Moringer, eine Frau befindet, welche der aus dem Oriente zurückgekehrte Gatte mit einem andern verheiratet findet, entscheidet Faust auf die einfachste Weise dadurch, daß er den neuen Gatten mittelst Zauberei zur Ehe unfähig macht.

Wichtiger als diese Zuthaten im Texte sind dagegen die Anmerkungen, welche Widmann in kleinerem Drucke jedem Abschnitte folgen läßt, und welche an Umfang den Text selber übertreffen. Sie enthalten die „notwendigen (moralischen) Erinnerungen und schönen Exempel,“ welche das Titelblatt verspricht: d. h., Warnungen vor dem schrecklichen Laster der Zauberei, welche durch historische Beispiele unterstützt werden. Mit ungeheurem Fleiß und unsäglicher Mühe hat Widmann Parallelen zu den Faust-

geschichten aus der ganzen Zauberlitteratur zusammengetragen; wobei er freilich wiederum in tendenziöser Weise die Geschichte derjenigen Päpste bevorzugt, welche sich dem Teufel ergeben haben sollen. Während die mythenbildende Kraft der Sage in dem Faustbuche von Widmann fast ganz erloschen ist, sehen wir in diesen Anmerkungen den frühesten Beginn der Faustforschung, welche hier einen unverächtlichen, ja unentbehrlichen Anfang nimmt.

Der Wust von Zaubergeschichten, welcher in dem Faustbuche von Widmann zusammengetragen ist, war recht nach dem Geschmacke des 17. Jahrhunderts, und durch das ganze Jahrhundert hindurch hat sich dasselbe in Ansehen behauptet. Denn auch als im Jahre 1674 ein neues Faustbuch erschien, war dasselbe eine bloße Überarbeitung des Widmannschen, welcher sich der Nürnberger Arzt Nicolaus Pfitzer unterzogen hat. Mit geringen Änderungen, einzelnes hinweglassend, das andere erweiternd, folgt Pfitzer dem Widmannischen Texte; ganz im Sinne seines Vorgängers vermehrt er die Anmerkungen und verstärkt sonach das moralische und gelehrte Element. Er kennt und benützt denn auch das alte Spiessche Volksbuch und zwar in der Überarbeitung des Jahres 1587 (also C); er nennt deshalb Wagner bei seinem rechten Namen. Goethe konnte wenigstens aus einer Anmerkung Pfitzers die Geschichte vom Weinstock und dem Nasenabschneiden für seine Scene in Auerbachs Keller entnehmen; auch den Traum von der Hölle hat Pfitzer wiederum eingeschaltet, und die Klage des Faust stimmt wörtlich mit dem älteren Volksbuche überein. Er beruft sich auch sonst auf „andere Editionen“. Hat er in einer derselben das Bündnis des Faust mit der Helena so erzählt vorgefunden, wie er es, Widmanns Lücke ergänzend, weiter erzählt? Faust will heiraten, und zwar eine ziemlich schöne, aber arme Dirne in der Nachbarschaft, welche vom Lande hereingekommen ist und sich bei einem Krämer in Dienst begeben hat; der Teufel, um es zu verhindern, giebt ihm Helena als Ersatz, welche ihm einen Sohn gebärt — daß dieser Sohn die Gabe der Weissagung besitzt, weiß Pfitzer sowenig als Widmann. Sein Volksbuch ist neben dem Puppenspiel die Quelle zu Goethes Faust gewesen, und jene „Dirne aus der Nachbarschaft“, welche Faust heiraten will, wurde von Goethe durch Gretchen ersetzt.

Bis in das Jahr 1726 ist das Pfitzersche Faustbuch wiederholt aufgelegt worden. Als am Beginne des 18. Jahrhunderts die mehrbändigen encyklopädischen Romane das Interesse des Publikums verloren, wurde auch das Faustbuch knapper zusammengefaßt, und es erschien 1728 aus dem Pfitzerschen ein Auszug, dessen Verfasser sich auf dem Titelblatt als den „Christlich Meynenden“ bezeichnet und seine wahren Namen hinter den Initialen C. M. verbirgt. Er beruft sich bereits auf die kritische Litteratur der Faustsage, d. h. auf die vielen Schriften, welche für und gegen die Wahrheit der Historie herausgekommen seien. Er überläßt diesen Punkt zur Entscheidung einer reiferen Meditation und will nur die Facta für diejenigen zusammenstellen, welche sich in Kürze über die Sache orientieren wollen. So drängt er, den Inhalt der einzelnen Kapitel in einem oder mehreren Sätzen zusammenfassend und alle „Erinnerungen“ beiseite lassend, das Pfitzersche Faustbuch auf einige Bogen zusammen und gewinnt sogar noch für zwei Geschichten Raum, welche das Volksbuch von Wagner gelegentlich des Wiener Aufenthaltes von seinem Helden erzählt und welche hier zuerst auf Faust übertragen erscheinen. Mit diesem Auszuge des „Christlich Meynenden“ schließt die Reihe der Volksbücher von Doktor Faust ab. Nur als ein Nebenzweig desselben können die zahllosen Handschriften und noch heute auf den Jahrmärkten aufzufindenden Drucke gelten, welche den Titel „Fausts Höllenzwang“ führen. Das Volksbuch von 1587 ließ, wie wir wissen, die formulae coniurationum weg, damit sich nicht jemand an ihnen versuchen könnte, aber es erwähnt ausdrücklich Fausts Kalender und Almanache, sowie die Zauberbücher in seinem Nachlaß. Wie man sich sonst so gerne auf Fausts Nachlaß berief, so dichtete man auch Zauberbücher, welche unter seinem Namen eine weite Verbreitung fanden. Es sind Handschriften erhalten, welche angeblich bereits aus den Jahren 1510 und 1511 stammen sollen.

Aber nicht bloß als prosaisches Volksbuch, sondern auch in poetischer Form: als Volkslied und Volksdrama ist die Faustsage bis auf die Zeit Lessings und Goethes fortgepflanzt worden. Über die Entstehungszeit des Volksliedes von Doktor Faust, welches zuerst als fliegendes Blatt in Köln und später wiederholt gedruckt wurde, haben wir keinen Anhaltspunkt; jünger als das 17. Jahrhundert wird es kaum sein, denn das Metrum des ursprünglich in vierzeiligen Strophen gedichteten Liedes läßt auf eine arge Verderbnis des Textes schließen. Knapp, sprunghaft und dunkel wird recht nach der Weise des Volksliedes die vorausgesetzte Situation mehr angedeutet als ausgeführt, und der Verfasser gefällt sich offenbar darin, die Macht des Helden über die Höllengeister übertreibend ins Licht zu setzen. Faust, der wie bei Widmann aus Anhalt stammt, schließt aus Hoffart den Bund mit dem Bösen: 40,000 Geister muß er beschwören, ehe ihm einer „geschwind wie der Wind“ (er heißt wie im Volksbuch von Wagner und bei dem christlich Meynenden Mephistophiles) erscheint, mit welchem er sich leichter als der Faust des Volksbuches zufrieden giebt, der die Schnelligkeit des menschlichen Gedankens verlangt. Faust tyrannisiert nun den Mephistophiles und zwingt ihn, eine Reihe von Unmöglichkeiten zu erfüllen. Gerade dem Heiligen führt er ihn hartnäckig entgegen: Mephistophiles muß ihn nach Jerusalem bringen, wo „Christus an dem Kreuzesstamme hänget ohne Unterlaß“; Mephistophiles soll ihm Christus am Kreuze auf Leinwand malen und auch nicht einmal der Name drunter soll fehlen, so daß der Teufel, der das nicht kann, ihm lieber seine Verschreibung zurückgeben, als diesen Dienst erfüllen will. Gott sendet, ähnlich wie in Marlows Drama und im deutschen Volksstück, einen Engel, um Faust zu bekehren; der Teufel aber malt ihm ein Venusbild hin, durch welches er wieder zur Sünde erweckt wird. Viele neue Zauberstücke deutet das Volkslied an, z. B. Faust kegelt auf der Donau; andere variiert es, wie z. B. die Gesellen mit dem Nasenabschneiden einander nicht bloß bedrohen, sondern wirklich zur Hand sind. Wichtige Motive dagegen werden übersprungen oder vorausgesetzt: man erfährt nicht, daß Faust mit dem Teufel einen Pakt geschlossen oder auf wie lange er ihn geschlossen u. s. w.

Seine volle poetische Wirkung hat der Faustſtoff erst gethan, als er zum erstenmale in dramatischer Form erschienen ist. Das erste Faustdrama führt uns nach England, in den Wirkungskreis Shakespeares, an den Hof der Elisabeth. Christof Marlowe, ein Zeitgenosse und Vor-

läufer Shakespeares, hat hier um das Jahr 1588 seinen „Doktor Faustus“ gedichtet, welcher uns freilich nur in Überarbeitungen durch fremde Hände und in einem greulich verwahrlosten Texte und abweichenden Drucken der Jahre 1604 und 1616 zugänglich ist. Er benutzt die englische Übersetzung des alten Spiesschen Volksbuches, an welches er sich ziemlich genau anschließt. Sein Faust stammt aus Rhodes (Roda) und kommt in reiferer Zeit nach Wittenberg. Zwei Deutsche, Valdes und Cornelius, führen ihn in die Zauberei ein. Er beschwört Teufel, unter ihnen Mephistophiles, den Knecht des großen Lucifer, mit welchem er einen vierundzwanzigjährigen Pakt beschließt. Bei der Unterzeichnung mit Blut gefriert dasselbe; Mephistophiles muß Feuer aus der Hölle holen, um es aufzutauen, worauf die warnenden Worte Homo fuge an Fausts Arm erscheinen. Mephistophiles erheitert den Faust, indem er ihm Teufel und später die 7 Todsünden erscheinen und Kronen und prunkvolle Kleider überreichen läßt. Wie im Volksbuche beantwortet der Teufelsknecht auch die von Faust aufgeworfenen Fragen und disputiert mit ihm über die alberusten Dinge; wie dort verscheucht er Fausts Heiratsgedanken. Aber auch bei Marlowe wird die Bedeutung des Vertrages nicht mehr richtig verstanden: Mephistophiles will dem Faust alles sagen, „was nicht gegen unsere Herrschaft ist“; daß er die Wahrheit zu antworten durch den Vertrag verpflichtet ist, wird übersehen. Ebenso erklären sich die Vorwürfe des Teufels: „Du rufst den Christ an gegen den Kontrakt“, „Du sollst an Gott nicht denken“, und die spätere Drohung, daß er ihn in Stücke reißen werde, wenn er den Namen Gottes ausspreche, nur aus dem Kontrakte des Volksbuches, welcher die von Marlowe fallen gelassene Bedingung enthält, daß Faust sich nicht bekehren dürfe. Bei den Weltreisen des Faust zwingt die dramatische Ökonomie den Dichter zur Vereinfachung: die Reise in die Hölle wird bloß angedeutet; die Reise durch die Gestirne erzählt der Chorus; und den größeren Teil seiner Erdenwanderung ersehen wir bloß aus den Eingangsworten, mit denen Faust in Rom auftritt. Die Possen, welche Faust dem Papste als dem Feinde des deutschen Kaisers spielt, werden auf der Scene selbst vergegenwärtigt, und nachdem ein Aufenthalt am Hofe des Sultans nur mit wenig Worten angedeutet ist, läßt Faust am Kaiserhofe Alexander den Großen und seine Gemahlin mit der verhängnisvollen Warze erscheinen. Auch die folgenden Zaubergeschichten: wie Faust einem zweifelsüchtigen Höflinge Hirschgeweihe anzaubert und dieser sich vergeblich zu rächen sucht, werden mit shakespeareschem Humor vergegenwärtigt; ja die Geschichte mit dem getäuschten Roßhändler, welche auch im Volksbuch zweimal vorkommt, wird einmal scenisch vergegenwärtigt und das andere Mal zugleich mit dem Verschlingen des Heuwagens erzählt. Am Hof zu Anhalt zaubert Faust auch hier Trauben im Januar hervor und giebt die Erklärungen des Kunststücks aus den zwei verschiedenen Weltkreisen. Gegen den Schluß konzentriert sich die Darstellung wiederum. Faust macht Testament, führt den Studenten die Helena vor, wird vergebens von dem alten Mann gewarnt und verschreibt sich zum zweitenmale. Er erhält Helena zum Weibe: ergreifend wirkt die Anrede des Faust, als sie mit den Liebesgöttern vorübergeht. Die Teufel kündigen Faust sein Ende an; er stellt sich den Studenten als warnendes Beispiel hin; Mephisto verhöhnt seine Reue: „'s ist zu spät! Verzweifle jetzt!“ In einem ausgezeichneten Moment erscheinen ihm zum letztenmale der gute und der böse Engel! Der gute zeigt ihm, indem der Himmelsthron sich herabsenkt, das höchste Himmelsglück, welches er verloren: der böse dagegen zeigt ihm die Hölle mit allen den Qualen, welche ihn dort erwarten. Der darauf folgende Monolog des verzweifelnden Faust, als die Glocke die elfte Stunde schlägt, steigert sich bis zum Erhabenen. Die Teufel zerreißen den Faust, die Studenten begraben ihn und der Chor giebt die Moral, er warnt vor verborgener Weisheit.

Marlowe, welcher bei seinen Zeitgenossen nicht ohne Grund den Beinamen des Atheisten führt und auch sonst mit Vorliebe titanische Helden wie Tamburlain u. a. zeichnet, ist zuerst dem geistigen Gehalte und den künstlerischen Anforderungen der Faustsage gerecht geworden. Die Energie und den titanischen Trotz des Faust trifft er meisterhaft; und wenn Faust auch von dem Teufel zuerst verlangt, daß er ihn in Erdenfreuden schwelgen lasse, so ist auf der anderen Seite gerade durch Marlowe der Erkenntnisdrang des Faust zuerst stärker betont und zum entscheidenden Motiv gemacht worden. Marlowes Faust wandert, wie nach ihm der Goethesche, unbefriedigt durch alle Fakultäten; von der Theologie hat er sich zur Philosophie, von dieser zur Medizin und Jurisprudenz gewendet, um nun wiederum sich der Theologie in die Arme zu werfen; noch immer unersättigt, ergiebt er sich schließlich der Magie. Nicht bloß diesen exponierenden Monolog verdankt das deutsche Volksschauspiel dem englischen Dichter. Dieser hat auch zuerst die Figuren des guten und bösen Engels eingeführt, welche dem Helden wiederholt in entscheidenden Augenblicken erscheinen und in korrespondierenden Anreden ihn reizen und warnen, zum Bösen und zur Reue auffordern, mit Hölle und Himmel bedrohen. Er hat ferner die komische Figur, den shakespearischen Clown, in die Faustsage gebracht: Clown wird von Wagner angeworben; er will wie sein Herr das Beschwörungshandwerk lernen; er erwirbt eines von Fausts Beschwörungsbüchern und versucht sich damit, wie der Held des Volksbuches von Wagner. Nachdem Faust am Hofe des Papstes seine Possen getrieben, verspottet und bestiehlt er mit einem Genossen seinen Schenkwirt, worauf sie Mephistophiles von Stambul herbeirufen, der ihnen aus der Klemme helfen muß und den einen in einen Affen, den anderen in einen Hund verwandelt. Also schon bei Marlowe ist Clown als Parodie des Helden angedeutet; schon bei ihm beginnen die Verwandlungsscenen des späteren Hanswurst. Und auch opernhafte und musikalische Effekte finden sich in dem englischen Drama, welches die Zaubergeschichten ausbeutet und überhaupt keine Art von scenischem Effekt verschmäht.

Auf dem englischen Drama des Marlowe beruht das deutsche Volksschauspiel vom Doktor Faust, wie es sich bis zu Lessings und Goethes Zeiten auf den Bühnen erhielt und noch heute auf den Puppentheatern fortlebt. Der Text desselben, wenn er überhaupt aufgezeichnet wurde, ist uns verloren. Er machte keinen Anspruch auf litterarische Bedeutung, sondern diente bloß als Grundlage für die Aufführung. Aus Berichten über scenische Darstellungen, wie sie seit dem 17. Jahrhundert z. B. von dem Danziger Ratsherren Schröder vorliegen, sowie aus den in den Puppenspielen fortlebenden Motiven müssen wir auf die älteste Gestalt dieses deutschen Volks-

schauspiels zurückschließen. Die ersten Aufführungen des Faustdramas in Deutschland fanden durch englische Komödianten statt: wir haben das bestimmte Zeugnis, daß englische Komödianten im Jahre 1608 in Graz vor dem Hofe einen Doktor Faustus — sicher den von Marlowe — dargestellt haben. Die ältesten Nachrichten über Aufführungen von Fauststücken in Deutschland, sowie die ihrem Charakter nach ältesten Puppenspiele (das sog. Engelsche und das Ulmer Puppenspiel) zeigen noch nähere Übereinstimmungen mit Marlowe. Mit Benützung Marlowes, aber auch der deutschen Volksbücher, hat sich dann am Ende des 17. Jahrhunderts das deutsche Volksschauspiel herausgebildet. In die Zeit des Andreas Gryphius verweisen die Alexandriner, mit welchen dasselbe seine Kraftstellen und Scenenschlüsse ausstattet, ferner der Schwulst und Bombast der Sprache an den Kraftstellen und endlich der renaissancemäßige Gebrauch der antiken Mythologie, wenn an die Stelle der im 16. Jahrhundert beliebten Teufelsscenen hier ein Vorspiel in der Hölle tritt, in welchem Pluto den Teufeln aufträgt Böses zu stiften.

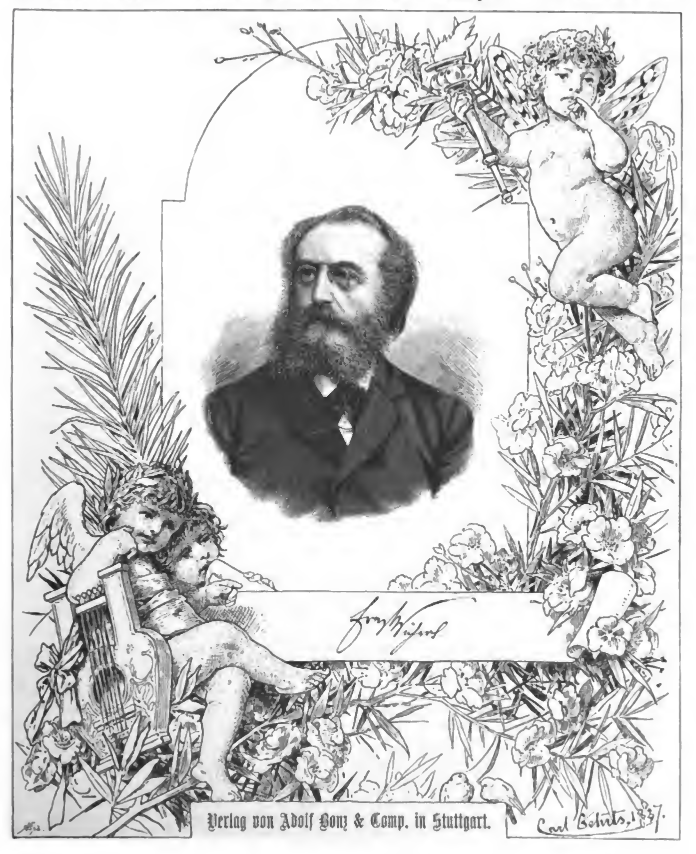
Das älteste Volksschauspiel begann mit dem exponierenden Monologe Marlowes, welcher unter den Händen der Schauspieler freilich völlig verroht und durch Gemeinplätze entstellt war. Unbefriedigt von der Theologie wendet sich Faust der Naturwissenschaft zu; zwei widerstreitende Stimmen, entsprechend dem guten und bösen Genius des Marlowe, reizen und warnen ihn unsichtbar zur linken und rechten Seite. Faust folgt dem bösen Geiste und geht ab, um dem Pickelhäring Platz zu machen, welcher, wie bei Marlowe, nach seinem ersten Auftreten von Wagner angeworben wird und im ganzen eine mehr untergeordnete Rolle spielt; denn wie in dem englischen Drama tritt er bloß in komischen Zwischenspielen auf, ohne an der Handlung selbst Anteil zu nehmen. Mittelst magischer Bücher, welche ihm zwei Studenten (vgl. Valdes und Cornelius bei Marlowe) überbracht haben und deren Inhalt er nach der naiven Voraussetzung des Volksschauspieles in dem nächsten Augenblicke auch schon in sich aufgenommen hat, beschwört Faust nun in einem finstern Walde die Geister: die Frage nach dem geschwindesten Geiste, welche in den Erfurter Kapiteln des Volksbuches am unrechten Orte angebracht ist, wird hier, offenbar nach mündlicher Tradition, an den rechten Platz gestellt. Mephistophles muß aber noch einmal von der Scene abtreten, um Plutos Antwort auf Fausts Begehren zu holen, und so erfolgt erst in der nächsten Scene der Pakt auf 24 Jahre, wobei Faust die Seele verschreiben muß und wiederum von einer unsichtbaren Stimme gewarnt wird. Dann läßt Faust sogleich an dem Hofe zu Prag (ist der Winterkönig oder Rudolf II. gemeint?) Alexander den Großen erscheinen. Erst nach der Rückkehr legt er dem Teufel die Fragen über die Hölle und den Himmel vor, aber der Verfasser des Volksschauspiels ist klug genug, an der Überlieferung Anstoß zu nehmen: daß Mephistophles durch den Kontrakt verpflichtet ist die Wahrheit zu sagen, ist ihm nicht mehr bekannt geworden; aber er nimmt daran Anstoß, daß der Teufel dem Faust gegen sein Interesse die Freuden des Himmels schildere — Mephistophles verweigert also die Antwort auf diese Frage. Um den verzweifelnden Faust seinen Reuegedanken zu entziehen, läßt ihm Mephistophles die Helena erscheinen, welche in den Volksbüchern Faust selber heraufführt. Wie bei Marlowe erscheint der alte Mann als Warner; wie bei diesem bieten sich die 7 Todsünden dem Faust zum Dienste an, der sie in die Hölle jagt; wie im Volksbuch spottet Mephistophles des verzweifelnden Faust. Bei der Mahlzeit mit den Studenten hört Faust die verhängnisvollen Schläge der Uhr, begleitet von der vorladenden Stimme: präpara te, accusatus es, indicatus es, damnatus es. Ein ganz neuer, dem ursprünglichen Charakter der Sage widersprechender Zug, welcher aus dem Volksbuch vom Luxemburger herüber genommen sein soll, ist es, daß die Hölle schon nach zwölf Jahren auf Faust ihre Rechte ganz unerwartet geltend macht, unter der Begründung, daß Mephistophles ihm auch bei Nacht gedient habe; während in den mittelalterlichen Sagen der Teufel um sein Opfer betrogen wird, erscheint also hier Faust durch den Teufel um die halbe Zeit des Vertrages betrogen, und dies strenge Festhalten an dem Vertrage, welches die alte Faustsage charakterisiert, ist hier wie dort verwischt.

Noch am Ende des 17. und am Beginne des 18. Jahrhunderts hat das Volksschauspiel vom Doktor Faust die Einflüsse des italienischen und besonders des Wiener Theaters erfahren, von welchen alle noch erhaltenen Puppenspieltexte, außer dem Engelschen und dem Ulmischen, Zeugnis ablegen. Verwandlungen und Zaubereien, wie sie bei Marlowe angedeutet, im italienischen Theater aber besonders beliebt sind, treten nun in Masse auf. Die Verkleidungen des Hanswurst werden auf dem Zettel angegeben und locken das Publikum. Der gute und der böse Geist singen ihre Rolle und musikalische Effekte werden auch sonst gesucht. Und was die Hauptsache ist: Hanswurst ist nicht mehr Nebenfigur, sondern die komische Hauptfigur neben der tragischen des Helden und dieser an Bedeutung vollkommen gleichgestellt. Er tritt nicht mehr bloß in gelegentlichen Zwischenspielen auf, sondern begleitet, als Kontrast und Parodie des Helden, Schritt für Schritt die Handlung. Seine Gemeinplätze bilden die Folie für den hohen Gedankenflug des Faust, und wie Fausts Beziehungen zu den Höllenmächten, so bilden jetzt auch die des Hanswurst den Inhalt des Stückes.

Sogleich nach dem Monologe des Faust und nachdem dieser in den geheimnisvoll übergebenen Zauberbüchern gewissermassen das Handgeld der Hölle erhalten hat, folgt jetzt die kontrastierende Scene, in welcher Hanswurst oder Kasperle von Wagner angeworben wird. Mit einer Arie führt er sich ein, erzählt dann seine Geschichte, wie er hieher gekommen ist, und feilscht in der Scene mit Wagner aus allen Kräften um den Lohn. Uralte Späße haben sich in den Hanswurst-Scenen bis auf den heutigen Tag erhalten. So lange die komische Figur Pickelhäring ist, konnte sie den Stockfisch als ihren Vater ausgeben; wie aber paßt das jetzt zum „Hans Wurst“? Ebenso folgt auch auf die Beschwörung der Geister durch Faust, welche jetzt erst im Studierzimmer spielt und die Frage nach der Geschwindigkeit der Geister immer mehr steigert und übertreibt, die parodistische Beschwörung durch Hanswurst: vielleicht, daß die Sage von Wagner hier eingewirkt hat, wie ja Wagner und selbst sein Schüler Johannes de Luna wiederholt dramatisiert worden sind. Bei der Verschreibung nimmt auch der Teufel selbst eine andere Gestalt an: er erscheint in dem katholischen und lebenslustigen Wien nicht als Mönch, sondern als Kavalier.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. November 1887.





Ihr Traum.

Erlebnis eines Malers.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Im Sommer 79 hatte ich von einem hohen Kunstfreunde den Auftrag erhalten, Land und Leute des Kronlands Mähren in einer Reihe von Bildern zu charakterisieren. Da ich meine Zeit gehörig ausnützen und auch ganz unabhängig bleiben wollte, vermied ich, von der Gastfreundschaft der Schloßbewohner Gebrauch zu machen. Trotz der Liebenswürdigkeit, mit der sie mir überall angeboten wurde, nahm ich mein jeweiliges Standquartier wohl oder übel (meistens übel) im Dorfwirtshaus.

Rasch ging die Arbeit mir von der Hand. Ende Septembers hatte ich alle meine Skizzen und sogar einige Bilder fertig. Mit gutem Gewissen und sehr heiterem Mut durfte ich wieder heimwärts fliegen nach Wien, wohin für den ersten Oktober eine Verabredung mich rief — mächtig rief ... Ich verrate nichts, ich sage nur: mein Herz, das heute noch von Winterfrost nichts weiß, befand sich damals im Drang der Herbstäquinoktialstürme.

Am Morgen des letzten Septembers erwachte ich zugleich mit dem Haushahn im Gasthof des Dorfes Willowic. Ein ganzer Tag war noch zu überwinden, bevor sie aufging, die Sonne des ersten Oktobers. Wenn ich heute meine Heimreise antrat, lagen noch ein paar Abendstunden, lag eine sicherlich schlaflose Nacht zwischen der Stunde meiner Ankunft und der meines Glückes. Ich entschloß mich, meine Ungeduld tagsüber zu verrennen und die Nacht lieber im Waggon als im Bette zu durchwachen. Einen Lokalzug verschmähend, der mich zur nächsten Nordbahnstation gebracht hätte, hing ich meinen Tornister um, steckte einigen Mundvorrat zu mir und trat die Wanderung an. Sonderliche Genüsse bot sie mir nicht. Die Gegend dort ist ebenso fruchtbar wie unmalerisch; sie erinnert mich immer an ein nichtssagendes, aber von Gesundheit strotzendes Gesicht. Der Menschenschlag aber ist nicht übel, und hie und da hatte ich doch Gelegenheit, mein Skizzenbuch herauszuziehen und während meiner kurzen Rast eine Kindergruppe und die schlanke Gestalt eines hübschen Mädchens oder eines jungen Burschen zu konturieren.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergang und ich schritt gemütlich weiter, überzeugt, daß ich die Richtung nach meinem Ziele innehielt. Um mich dessen jedoch zu vergewissern, holte ich von Zeit zu Zeit Erkundigungen bei Vorübergehenden ein.

„Jen rovno", hieß es anfangs, dann einmal „Na levo", einmal „Na pravo", und je weiter ich kam, desto bedenklicher schüttelte der Angesprochene den Kopf und sagte: „Daleko! daleko!"

Also erst gerade aus, dann links, dann rechts und endlich weit, weit!

Es begann zu dunkeln. Seit einer Weile schon rieselte ein dichter, kühler Regen mit großer Emsigkeit nieder. Die Abspannung, nach der ich mich so herzlich gesehnt hatte, war allmählich eingetreten, und meine Phantasie fing an, mir einen, wenn auch noch so langweiligen Aufenthalt im Wartezimmer der Bahnstation als etwas Wünschenswertes vorzuspiegeln.

Mein Weg, eine gut gehaltene Vizinalstraße, führte längs einer bewaldeten Anhöhe dahin, und plötzlich drang, zwischen den vom Sturm gerüttelten Baumwipfeln, ein funkelnder Glanz mir ins Auge. Etwas tiefer unten glaubte ich hellen Lichtschein durch das Dickicht schimmern zu sehen. Er verschwand, nachdem ich ein paar hundert Schritte weiter gegangen war, dafür aber stieß ich am Ende des Wäldchens auf einen breiten Hohlweg, an dessen beiden Seiten sich zwei Reihen, soviel mir in der Dunkelheit wahrzunehmen möglich war, ziemlich ansehnlicher Bauernhäuser erhoben. Das Wirts-

haus war unschwer zu finden, und bald trat ich pudelnaß und mit triefendem Regenschirm in die von Tabaksqualm und Petroleumsdünsten erfüllte Gaststube. An einem schmalen Tische saßen einige Bauern, tranken, rauchten und spielten Karten. Der Wirt und ein junger Livreebedienter standen, dem Spiele zusehend, daneben. Ich lüftete den Hut vor der Gesellschaft, wandte mich an den Wirt, verlangte zu essen und zu trinken und forderte ihn auf, mir eine Fahrgelegenheit nach N., das nicht mehr weit sein könne, zu verschaffen.

Obwohl der Mann jedes meiner Worte verstand — ich sah es ihm an dem stumpfen Kegel seiner Nase an, erwiderte er verächtlich: „Ne rozumim“ (ich verstehe nicht), und wandte mir den Rücken.

Die Bauern blickten einander verstohlen und schmunzelnd an, der Bediente jedoch, der mich seit meinem Eintreten aufmerksam betrachtet hatte, sprang jetzt mit einem Schrei des Jubels auf mich los. Er rief: „Herr Professor!“ — und ich: „Christel Mayerchen, vulgo Varus!“

„Ja wohl, Varus, ich bin's, ich bin's! Eine Ehre für mich, daß Sie mich wieder erkennen!“

„Und auch ein Wunder,“ sagte ich, denn mein Farbenreiber von einst, der gutmütige Knirps, den wir — niemand wußte, aus welchem Grunde — Varus nannten, hatte sich gewaltig herausgemacht. Als ein prächtiger Bursche stand er vor mir, in all und jedem verändert, nur nicht in seiner großen Dienstbeflissenheit.

„Herr Professor,“ sagte er, „Sie wollen zum Nachtzug zurechtkommen? Das geht nicht mehr, mit Bauernpferden schon gar nicht. Ja, wenn Sie nur um eine Viertelstunde früher gekommen wären, die unseren hätten Sie mit dem größten Vergnügen hingeführt.“

„Die unseren?“

„Die gräflichen, mein' ich, die aus dem Schlosse, aber auch die bringen Sie jetzt nicht mehr hin.“

„Nicht mehr?“ — ich hätte den Menschen prügeln mögen für diese Nachricht und schnaubte ihn an: „Wann kommt der nächste Zug nach N?“

„Morgen acht Uhr früh. Um fünf steht der Wagen, der Sie hinführt, vor dem Schloß ... Aber kommen, Herr Professor, ins Schloß kommen, müssen Sie.“

Ich schickte ihn zum Teufel samt allen Einladungen, die er in fremdem Namen machte.

Da brach er in ein freudiges Gelächter aus: „Wenn sich's nur darum handelt, eine Einladung von der Frau Gräfin, noch dazu eine sehr dringende, will ich gleich bringen.“ Sprach's und — war draußen mit einem Satze.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mein ganzes, auf meiner Künstlerfahrt erbeutetes Czechisch zusammenzuraffen, um einige Fragen an die Anwesenden zu stellen: Wie die Frau Gräfin heiße, ob sie alt oder jung, verheiratet oder verwitwet, ob sie eine gute Dame und beliebt im Dorfe sei?

Den Namen erfuhr ich. Es war der eines alten Landadelsgeschlechtes, und ich besann mich einer in Paris lebenden russischen Fürstin, — einer berühmt und berückend schönen Frau, die aus demselben Hause stammte. Meine weiteren Erkundigungen blieben fruchtlos. Der Wirt und seine Gäste schnitten geheimnisvolle Gesichter und antworteten ausweichend.

Ich erhielt von alledem den Eindruck, die Schloßherrin gelte im Schlosse für eine brave, aber etwas absonderliche Frau, der man in Anbetracht vieler edlen Eigenschaften ihre Schrullen verzieh.

Nach einiger Zeit war mein Christel wieder da und verkündete mit wichtiger Miene, die Frau Gräfin heiße mich sehr willkommen und erwarte mich in einer halben Stunde zum Diner.

Diner? — Diner auf dem Lande um sieben Uhr abends? — ganz englisch, aber viel zu nobel für mich, in meinen beschmutzten Reisekleidern. Ich deprezierte auf das eifrigste — es war umsonst. Der Tyrann aus Dienstbeflissenheit hatte sich schon meines Tornisters bemächtigt und lief voran, und ich — nun ich lief ihm, das heißt meinen Skizzen nach.

Draußen heulte der Sturm, lehnte sich gegen uns wie eine unsichtbare Wand, machte das Vorwärtskommen zum atemraubenden Kampfe. Wir waren, nachdem wir die Straße überschritten hatten, in einem, soviel ich sehen konnte, sehr ausgedehnten und sehr verwilderten Park angelangt und gingen vorwärts, immer bergan. Plötzlich, bei einer jähen Krümmung des Wegs erblickte ich ein Schlößchen, ein Stockwerk hoch, mit dreizehn Fenstern Fronte und alle erleuchtet, sowohl die des ersten Geschosses wie des Hochparterres. Daher war der helle Glanz gekommen, den ich vorhin durch das Geäste hatte schimmern sehen. Hinter dem Schlosse zog eine bewaldete Höhenkette sich wellenartig hin und war gekrönt von einem weißen tempelartigen Bau, aus dem das einsame Licht, das mich zuerst begrüßt hatte, mir wieder entgegenblinkte.

„Ist das die Kirche, dort oben?“ fragte ich meinen Führer.

„Die Gruft," erwiderte er kurz und wurde immer einsilbiger, je näher wir dem Schlosse kamen; ich hingegen immer neugieriger. Zuletzt gestaltete sich unser Gespräch folgendermaßen.

„Sind viele Gäste da?"

„O nein."

„Wird das Schloß von einer großen Familie bewohnt?"

„O nein."

„Wem zu Ehren also diese Beleuchtung?"

„Das ist immer so."

Wir traten in den Hof des in Hufeisenform erbauten Schlosses. Tiefe Ruhe herrschte. Kein Laut außer dem Geplätscher des Springbrunnens, der aus einem kleinen Bassin emporstieg, ließ sich vernehmen. Im Innern des Hauses dieselbe Stille. Unter der Einfahrt lagen zwei Doggen auf einem Kissen. Uralte Hunde. Sie erhoben die Köpfe — ihre halb erloschenen Augen richteten sich auf mich. Die eine kam sogar heran, beschnupperte meine Hand und — schlich enttäuscht davon. Sie streckte sich, daß ihr Bauch den Boden berührte, öffnete den zahnlosen Rachen zu einem Jammergeheul und kehrte erschöpft zu ihrer Lagerstätte zurück.

Ich habe ein ähnliches Gebaren an einem Hunde beobachtet, der seinen Herrn verloren hatte und nach Jahren noch nicht vergessen konnte.

Christel führte mich in ein Zimmer des Hochparterres und half mir meinen Anzug in den bestmöglichen Stand setzen. Dabei begann er wieder zu sprechen oder vielmehr zu flüstern:

„Ja, Herr Professor, den Dienst hier im Hause verdank' ich Ihnen. Wie die Frau Gräfin das Zeugnis gesehen hat, das Sie mir ausgestellt haben, war ich gleich aufgenommen. Ich bin zwar dem Doktor zugeteilt, dem gelehrten Esel, aber es ist doch ein guter Dienst, und was die Bezahlung betrifft . . . Gott erhalte die Frau Gräfin! . . . Aber jetzt," unterbrach er sich, „wird's gleich Zeit sein, und ich muß mich noch umkleiden . . . Bitte, Herr Professor, gehen Sie allein hinauf, oben wenden Sie sich rechts; im Gang die vierte Thür, die ist's. Bitte nur einzutreten, Sie werden empfangen werden wie die heiligen drei Könige."

Mit dieser Versicherung verließ er das Zimmer, und ich dachte dabei: Möge mir der zu erhoffende Empfang an einer gut besetzten Tafel zu teil werden. Mein Magen knurrte gewaltig und meine ganze Neugier war jetzt darauf gerichtet, ob man in diesem stillen Hause eine dem Menschen ersprießliche Küche führe.

So ging ich denn erwartungsvoll die Treppe empor, kam in einen breiten, hübsch dekorierten Gang und befand mich bald vor der Thür, die Christel mir bezeichnet hatte. Eine Doppelthür, ein Meisterwerk der Kunsttischlerei, reich geschmückt mit anbetungswürdiger Marqueterie, — meine Liebhaberei. O, wie gerne hätte ich dieses Prachtstück ausheben und nach Wien in mein Atelier spedieren lassen. Das ging aber nicht an, — ewig schade! So sagt ich denn zu mir selbst: Vorbei, vorbei, du wünschereicher Sterblicher, und trat alsbald in den Speisesaal oder vielmehr in ein Paradies — ein Paradies im Zopfstil. Die anmutigen Stuccaturen an der Decke, die schwungvollen Draperien an Fenstern und Thüren, die reiche Einrichtung, alles zusammen machte im Glanz der Lichter, die vom kristallenen Kronleuchter niederstrahlten, einen ungemein harmonischen und heiteren Eindruck. Vortrefflich erhaltene Fresken bedeckten die Wände und brachten die ländlichen Vergnügungen der ehemaligen Schloßbewohner zur Darstellung. Herren und Damen in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts fuhren im Schlitten dahin, hielten eine Obstlese ab, tanzten im Grünen, jagten auf ramsnasigen Pferden dem Hirsche nach.

Es waren brav gemalte, zierliche Bilder, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, nicht genug aber, um mich den Hunger vergessen zu machen, der mich quälte und durch einen klassisch gedeckten kleinen Speisetisch mit zwei Couverts noch gereizt wurde. Ich begann mit wachsender Ungeduld im Saale auf und ab zu pendeln und bemerkte erst jetzt, daß ich nicht allein war. Am Kredenzschrank in der Ecke stand regungslos ein weißhaariger, schwarzbefrackter Kammerdiener, den Blick unverwandt auf eine der Seitenthüren gerichtet. Nun öffneten sich beide Flügel, der Alte machte eine tiefe, ehrerbietige Reverenz, und gefolgt von zwei Dienern erschien die Herrin des Hauses und kam mit leisen raschen Schritten auf mich zu.

Ich sah sie an und mein Herz erbebte — mein Künstlerherz. Was ich so oft gesucht und nie gefunden, nicht im Leben und nicht in der Kunst, da stand es glorreich in der größten Vollkommenheit vor mir — das Urbild einer schönen Greisin.

Beschreiben kann ich sie nicht — wie ich denn jetzt auch weiß, daß mein vielgepriesenes Bild, das ich mit solcher Liebe, mit so begeistertem Vertrauen zu meiner Kunst gemalt, nur einen schwachen Abglanz der sanften Hoheit ihres wunderbaren Wesens wiedergiebt . . . Und wenn ich auch sage: Die Züge ihres blassen Gesichts waren fein und edel, aus ihren dunklen Augen leuchteten Verstand

und Güte, ihre schlanke Gestalt erhob sich über die Mittelgröße — was wißt ihr dann? Die Gräfin trug ein enganliegendes, graues Kleid mit breitem, weißem Spitzenkragen und eine ebenfalls weiße Spitzenhaube über den schneeweißen glattgescheitelten Haaren.

Ich hatte nicht einen Schritt ihr entgegen gemacht, war plump wie ein Tölpel stehen geblieben und muß sehr albern und verblüfft dreingesehen haben, als sie mir die Hand reichte, ihre merkwürdigen Augen voll Wohlwollen auf mir ruhen ließ und sprach:

„Welche Freude, Sie bei uns zu sehen, Herr Professor, wie glücklich werden meine Kinder sein!"

Ohne Ahnung, wen sie meinte, murmelte ich etwas Unverständliches.

„Allerdings hat der Zufall Sie hierher führen müssen," sagte sie mit leichtem Vorwurf, „den Einladungen meines Iwan haben Sie kein Gehör geschenkt."

Auch darauf wußte ich nichts zu antworten und entschuldigte mich ins Blaue hinein. Sie lächelte — ihre Erwiderung war stumm, mir jedoch höchst angenehm, denn sie bestand in einem freundlich auffordernden Wink, ihr gegenüber am Tisch Platz zu nehmen.

Der Kammerdiener hatte den Sessel der Gräfin gerückt, Christel, der in ihrem Gefolge gekommen war, den meinen. Wir setzten uns, und die Schloßfrau fuhr fort, mich zu behandeln wie einen alten Freund, der sich nach kurzer Abwesenheit am wohlbekannten Herde wieder eingefunden hat.

Die Gräfin las mir mein Erstaunen vom Gesichte ab und sagte: „Sie sind nicht in einem fremden Hause, Herr Professor, Sie sind bei Ihren treuesten und wärmsten Bewunderern. Mein Iwan hat die Ehre, Sie persönlich zu kennen. — Iwan T.," beantwortete sie meinen fragenden Blick.

Dieser Name brachte mir, nach kurzem Besinnen, einen jungen Mann in Erinnerung, der mich vor mehreren Jahren aufgesucht. Er hatte Skizzen mitgebracht, die viel Talent verrieten, meine Ratschläge erbeten und mir die „Abyssinier" abgekauft, die von so vielen reichen Leuten für unerschwinglich erklärt worden waren.

„Fürst Iwan T? Was ist aus ihm geworden? Pflegt er sein Talent?"

„Getreulich und immer unter Ihrem Einfluß. Ihre freundliche Aufnahme hat ihn völlig berauscht, und kürzlich ist er nach London gereist, einzig und allein um die Ausstellung Ihrer Orientbilder zu sehen."

Ei, dacht ich, dieser Dame muß die Zeit schnell vergehen. „Vor kurzem? — wie man's nimmt; ich habe seit Jahren in London nicht mehr ausgestellt," erwiderte ich, und — die Augen erhebend, begegnete ich denen des Kammerdieners, der hinter seiner Gebieterin stand. Drohend zugleich und flehend glotzte der alte Bursche mich an. Um was er flehte, wovor er mich warnte, konnte ich allerdings nicht erraten.

„Sechs Jahre?" wiederholte die Gräfin ungläubig, „das ist nicht möglich . . ." Sie senkte den Kopf und schaute ernst und sinnend vor sich hin —

An wen mahnte sie mich in dieser Haltung, mit diesem Schauen ohne zu sehen? Diesem wehmütigen, träumerischen Schauen — — An wen mahnte sie mich doch?

Langsam richtete die Gräfin sich empor und machte mit der Hand eine Bewegung in die Luft, dieselbe, die der Zeichner macht, der eine licht gebliebene Stelle auf seinem Bilde verschummert. „Ja, lieber Professor, das Rechnen habe ich verlernt, zehn Jahre sind mir wie zwei, und zwei wie zehn. Das aber ist gewiß, Sie sind meines Iwan leuchtendes Vorbild. Die Sehnsucht, Ihnen nachzustreben, trieb ihn fort. — Er wollte malen wie Sie . . . Ein hohes Ziel, das er sich da gesteckt — ein hohes Ziel . . . Meinen Sie nicht?"

Was sollte ich darauf antworten? — ‚Ja' wäre gar zu aufrichtig gewesen und ‚nein' gar zu falsch. So half ich mir, indem ich das Gespräch von neuem auf den jungen Fürsten brachte und fragte: „Wo ist er jetzt?"

„Wieder verreist — — aber er wird bald wiederkommen, nicht wahr, Leonhard?" wandte sie sich an den Kammerdiener.

Der, mit tiefer Verbeugung antwortete: „Zu dienen, hochgräfliche Gnaden." Dazu machte er Zeichen, die mir galten und die ich diesesmal verstand. Sie hießen: — Hörst du, man sagt ‚ja', so ist's Brauch bei uns, halte dich daran!

„Matja, ein großer Jäger vor dem Herrn," fuhr die Gräfin fort, „Matja hätte ihn gar zu gern begleitet nach Afrika —"

„Wer?" fiel ich zagend ein, ungewiß, ob in diesem Hause die Frage nicht ebenso vergönnt sei als der Zweifel. Die Gräfin jedoch versetzte gelassen:

„Sein älterer Bruder. Aus dieser Reise ist aber nichts geworden — die Kinder haben eine andere angetreten." Sie griff sich an die Stirn, ein schmerzlicher Ausdruck flog über ihr Angesicht.

„Matja mußte zu seinem Vater nach Volhynien,“ nahm sie wieder das Wort. „Iwan blieb allein in Marseille. Er hat mir von dort Bilder geschickt, die sogar mich — die ihm doch viel zutraut — überraschten.“

Sie beschrieb diese Bilder mit großer Anschaulichkeit und legte dabei ein tüchtiges und selbständiges Kunsturteil an den Tag.

Trotzdem hörte ich ihr nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu, ich vergaß die weise und liebenswürdige Rede über den Mund, aus dem sie floß. Unter anderem sprach die Gräfin von einer meiner älteren Arbeiten, lobte dieselbe fein und klug und begründete das gespendete Lob. Sie that es mit innigem Wohlwollen, mit echter Freude am Erfreuen und dem Gewürdigten gegenüber mit einer Bescheidenheit, die an Demut grenzte.

Da durchblitzte mich's: — An die alte Frau mahnt sie, die meine Mutter war — an die arme Bewohnerin einer Hütte in unseren Tyroler Bergen... Im nächsten Augenblick freilich sagte ich mir schon: ach nein! mit der Ähnlichkeit ist's nichts. Aber daß sie, wenn auch im Fluge, vor mir aufgetaucht, daß ich nur meinte, sie zu finden, hatte mir gut gethan, mir das Herz erwärmt. Die erkältende Befremdung, die mich in Bann gehalten, seitdem ich das Schloß betreten, war verschwunden, auch ich wurde gesprächig.

Auf die schweren Weine, die mir zu Anfang der Tafel serviert worden, hatte ich bereits eine Flasche Veuve Cliquot gesetzt. Die Gräfin ermunterte mich, den Anfang mit einer zweiten zu machen: „Es ist der Lieblingswein meiner Kinder und wird deshalb immer im Keller gehalten.“

Auf meine Bitte gestattete sie, die bisher nicht einen Tropfen Wein genommen hatte, daß auch ihr Champagnerglas gefüllt werde. Schon hatte sie es an die Lippen geführt, als ich ausrief: „Auf die Gesundheit der Fürsten Matja und Iwan!“

Merkwürdigerweise mußte, was ich da gethan, dem Alten mir gegenüber nicht recht sein, denn ich fühlte, ja fühlte ohne aufzublicken, obwohl ich wahrlich kein Sensitiver bin, daß seine Augen mich zornig angrollten. Doch machte ich mir um so weniger Sorgen darüber, als die Gräfin sowohl diesen ersten Toast, wie einen zweiten, den ich auf sie ausbrachte, sehr gnädig aufnahm. Meine Stimmung wurde immer heiterer. Die Atmosphäre der Schönheit und der Pracht, die mich umgab, die vorzüglichen Weine, die ich getrunken hatte, die Freundlichkeit, mit der meine edle Wirtin mich behandelte, versetzten mich in einen köstlichen Rausch. Ich empfand ein himmlisches Behagen, eine große Dankbarkeit und Vertrauensseligkeit, und erzählte der Gräfin meine Lebensgeschichte von A. bis Z. Sie hörte teilnehmend zu, unterbrach mich nur manchmal mit dem Ausbruch: ‚Das hätten meine Kinder auch‘, oder ‚das hätten sie nicht gethan‘.

Und während ich sprach und aß und trank, hörte ich nicht auf, ihre Züge, den wechselnden Ausdruck ihres Gesichts zu studieren. Ja, wer dich malen könnte! hatte ich anfangs gedacht, jetzt dacht' ich schon — du wirst gemalt, und wenn es gelingt, dann giebt's ein Bild ohnegleichen.

Rembrandt hat ein unvergeßlich liebes Mütterchen auf die Leinwand gezaubert, andere haben wohlerhaltene alte Frauen verewigt; den Adel des Alters, eine Greisin als Greisin schön, hatte, soviel ich wußte, noch niemand gemalt. Ich hoffte der erste zu sein.

Die Mahlzeit war zu Ende, der schwarze Kaffee wurde gebracht, mein Christel, der seinen Dienst als dritter Aufwärter feierlich wie ein Theaterkönig, unhörbar und lautlos wie ein Schatten versehen hatte, erhielt von der Gräfin den Befehl, Cigarren und Cigarretten aus dem Zimmer des Fürsten Matja zu bringen. Nachdem dieser Auftrag besorgt war, verließ die Dienerschaft das Zimmer. O wie ungern ging der alte Leonhard! An der Thür wandte er sich noch und hinter dem Rücken seiner Gebieterin streckte er die Hände gegen mich aus, faltete sie und preßte dann mit vielsagender Gebärde die Rechte an seine Lippen.

Die Gräfin schob mir die Cigarrenkiste zu, deren Inhalt fast unwiderstehlich lockend duftete. „Bitte, nehmen Sie — nichts da, es muß sein,“ sprach sie gebieterisch, als ich aus Höflichkeit eine heuchlerische Ablehnung vorbrachte. „Matja wäre gekränkt, wenn er erführe, daß Sie seine Imperiales geschmäht haben... Wie? — noch immer Komplimente? Da bleibt mir nichts übrig, als Ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen.“ Sie nahm eine winzige Cigarette und zündete sie an. „Sehen Sie, wozu meine unartigen Kinder mich verleitet haben?“ sagte sie lächelnd und — rauchte aus Gastfreundschaft, aber ohne Übung, denn sie blies in ihr Cigarettchen hinein, bis es ausging. Ich sekundierte diskret. Ein famoses Kraut, das ich zwischen den Zähnen hielt, aber doch gar zu trocken für meinen Geschmack.

Eine kurze Pause, und die Gräfin begann: „Wenn sie jetzt kämen, die Kinder, und Sie hier träfen, Herr Professor, und mich in Ihrer Gesellschaft rauchend wie ein Student, das wäre ein Jubel — das wäre...“

Sie legte die längst erloschene Cigarette weg und sah in die Luft, wieder wie vorhin, so träumerisch, so verloren . . . Und ich — immer mein Bild im Kopf — betrachtete sie mit heißer Aufmerksamkeit, bewunderte den milden silbernen Glanz ihrer weichen Haare, — die Stirn um einige Linien höher, als Praxiteles mit seinem Schönheitsideal vereinbar gefunden hätte, aber edel geformt und geistvoll, eine Stirn, die nie andere als reine Gedanken geborgen. Die Augen . . . Gott steh mir bei! wie konnt ich doch nur zweifeln, an wen sie mich erinnerten. Hatte ich nicht hundertmal versucht, ihnen sehr ähnliche aus dem Gedächtnis nachzupinseln, ohne daß es mir gelang . . . denn sie waren unergründlich und seicht, sie konnten in einer und derselben Minute ein tödliches Ermatten widerspiegeln und vor Lebenslust sprühen.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Wisent.*)

Von Paul Lang.

Wo durch grüne Fluren fließend
Sanft die Fils zum Neckar rauscht,
Hat dereinst ein greiser Wisent
Ihrem Wellenschlag gelauscht.
Seinen Schädel wiegt er sinnend,
Den er mühsam aufrecht trägt,
Die Gedanken weiter spinnend,
Die er im Gemüt bewegt.

„Da wir herrschten unbestritten
Dort auf des Gebirges Höhn,
Hier in dieses Thales Mitten,
O, wie war die Welt so schön,
Da zur Alb empor wir stiegen,
Wenn sie würz'ge Kräuter bot,
Da noch Bremsen oder Fliegen
Unsern Frieden nur bedroht.

Holde Zeit, du bist geschwunden
Wie ein Abendsonnenstrahl,
Seit der Mensch sich eingefunden
Waffentragend hier im Thal,
Seit er durchs Gelände schreitet
In verdächtig kurzem Wams
Und den Untergang bereitet
Allen Wackern unsres Stamms.

Seiner Axt unheilige Schläge
Hallen durch den Buchenwald,
Und mit Pfahl und Dorngehege
Sperrt er alle Fluren bald.
Wir verfielen ohne Ringen —
Unsre Männer seinem Pfeil,
Unsre Weiber seinen Schlingen,
Unsre Kinder seinem Beil.

Sich am schnöden Pflug zu mühen
Zwingt den Stier er auf der Alb,
Milch entrafft er von den Kühen
Und erzieht im Stall das Kalb;
Angelnd aus der Wellen Kühle
Schnellt er die Forelle jach,
Und das Rad an seiner Mühle
Treibt im Sklavendienst der Bach.

Ich, der letzte des Geschlechtes
Trotz' ihm, ob er noch so klug;
Unser Urrecht — ich verfecht' es
Bis zum letzten Atemzug.
Enden als ein echter Wisent
Möcht' ich in des Kampfes Wut,
Stracks auf meine Hörner spießend
Diese ganze Menschenbrut.

Eitler Wunsch, vergeblich Hoffen!
Denn die Jugendkraft entwich;
Doch die Höhle steht mir offen,
In ihr Dunkel berg' ich mich,
Bis mein Lebensrest verflossen
Bei der Mondmilch Dämmerschein,
Bis der Tropfstein hält umschlossen
Mein verwittertes Gebein."

Dies dein Seufzen auch, o Wisent,
Hallt vergeblich in die Luft;
Urweltkammern sich erschließend
Drang der Mensch in deine Gruft.
Räumend des Gerölls Verrammlung
Hob er dich aus weichem Bett;
In der Naturaliensammlung
Prangt dein reinliches Skelett.

*) Wiesensteig, ein Städtchen am Fuß der schwäbischen Alb, hat seinen Namen vom Wisent, dem Vorfahren unseres Rindes. Jetzt finden sich dort vom Wisent nur noch Knochenüberreste in den Torfmooren und im Lehm der Höhlen, z. B. in der bei Wiesensteig gelegenen Scherleishöhle und dem benachbarten „Mondmilchloch". P. L.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Geschieden.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Ernst Wichert**.

Personen:

Gusseck, Geheimer Finanzrat.
Melanie, seine Frau.
Hermine von Gerold, seine Nichte.
Hertha von Bernitz, Witwe.
Baron Astolf von Melsingen, Hauptmann, ihr Bruder.
Major Ewald von Rothenstein.
Dr. Lumm, Advokat.
Lisette, Stubenmädchen bei Gusseck.
Franz, Diener bei Frau von Bernitz.

Zeit: Gegenwart.
Ort: Eine Residenzstadt.

Erster Aufzug.

Zimmer im Hause des Geh. Finanzrats **Gusseck**, wohnlich und mit künstlerischem Geschmack eingerichtet. Thüren rechts, links und in der Mitte. Rechts ein Fenster. In der Nähe desselben eine Chaiselongue; davor ein Tischchen, worauf Bücher und Briefschaften liegen, ein Glas Wasser und eine Zuckerschale steht. Links Sopha und Lehnstühle. Gegen Abend.

Erster Auftritt.

Melanie liegt auf der Chaiselongue, mit einer seidenen Decke bedeckt, auf welcher geöffnete Briefe liegen, und schreibt, auf den Ellbogen gestützt, mit Bleifeder in ein Notizbuch. Später **Lisette**.

Melanie (schreibend). Besuch bei der kranken Irmwald . . . zweite Wallstraße 38, drei Treppen, links (nimmt ein Blatt auf und blickt hinein), nein, rechts, Zimmer 48. — Erkundigung bei Pfarrer Blinder nach dem entlassenen Sträfling Carl Buntschuh. (Öffnet einen Brief, den sie unter der Decke vorzieht und liest) „Sie müssen ein Ende machen, teuerste Frau. Wollen Sie sich gänzlich aufreiben? Diese unselige Ehe kann nicht Bestand haben. Ich schicke Ihnen noch heute den Advokaten; er muß Rat schaffen! In freundschaftlicher Verehrung — Melsingen." — Ein Freund? Tausendmal lese ich schon . . . (verwahrt den Brief). Er hat recht. Und doch . . . Warum regt mich's so auf? Es soll nicht. (Wieder schreibend) Holzanweisung für drei arme Witwen. (Sinkt in das Sophakissen zurück.) Ach, mein dummer Kopf. Wie das hämmert! (Richtet sich wieder auf.) Es wird nicht besser so. Nur Beschäftigung bis zur letzten Minute des Tages, daß man sich selbst vergessen kann. (Schreibt wieder.) Professor Sämann persönlich um einen Vortrag für das Blindeninstitut zu ersuchen . . . . dreißig Lose unterzubringen . . .

Lisette (durch die Mitte eintretend). Die Pulver aus der Apotheke, gnädige Frau.

Melanie. Gut. Lege das Schächtelchen hierher.

Lisette. Darf ich die Lampe —?

Melanie. Man sieht noch recht gut bei Tageslicht. Später aber . . (unsicher) Wenn ein Herr Dr. Lumm . . . .

Lisette. Lumm? Ich höre den Namen zum erstenmal.

Melanie. Kann sein. Mein Mann ist noch zu Hause?

Lisette. Der gnädige Herr arbeitet mit dem Sekretär.

Melanie. So spät. Er wollte noch ausgehen. — Also Dr. Lumm, Lisette.

Lisette. Ich merke mir's, gnädige Frau. (Ab.)

Melanie (schüttet ein Pulver in das Wasserglas). Zur Beruhigung. Der gute Sanitätsrat irrt in der Grundursache des Übels. Dieses Fieber — diese Beängstigung — (Trinkt.) Wäre nur erst mit dem Advokaten — Woher zage ich? Es ist ja alles tausendmal durchdacht, und endlich muß doch ein Tag . . . (Sie wirft die Decke zurück und erhebt sich.) Ah! Ich will entschlossen sein. (Drückt die Hand aufs Herz.) Ruhig, ruhig, du armes Ding da!

Zweiter Auftritt.

Melanie; durch die Mitte **Frau Hertha von Bernitz** und **Hermine Gerold**.

Hertha. Ich höre, Sie sind leidend, meine teuerste gnädige Frau. Das ist ja sehr bedauerlich.

Hermine. Doch nichts Bedenkliches, Tantchen?

Melanie. O nichts, nichts. Meine Nerven spuken wieder einmal. Das geht vorüber.

Hertha. Hoffentlich bald. Sie wissen, wie unentbehrlich Sie uns sind.

Melanie. Nehmen Sie Platz, gnädige Frau. Und du, liebe Hermine. Dir glühen ja die Wangen —?

Hermine. Du sollst gleich erfahren, um was es sich handelt. Ach, das ist so aufregend!

Hertha (setzt sich aufs Sopha). Man spekuliert natürlich wieder einmal auf Ihre bekannte Herzensgüte, auf Ihr schönes Talent. Excellenz Dammbach hat die Prinzessin Ludwig zu überzeugen gewußt, daß seitens des Hofes etwas für die Familien der verunglückten Bergleute geschehen muß. Die hohe Frau will ihren Saal im Neubau zu irgend einer öffentlichen Veranstaltung hergeben. Man kennt ihn noch nicht und wird sich zum Eintritt drängen.

Melanie. Ich bin, wie Sie wissen, so unpraktisch —

Hertha. Wir ergänzen einander trefflich, teuerste Freundin. Man hat an lebende Bilder gedacht —

Hermine. Ja, lebende Bilder, Tantchen, und einige schon halb und halb festgestellt. Kennst du: „Schmerzvergessen?" Ein entzückendes Bild. Nur zwei Personen, ein Geschwisterpaar — italienische Musikanten, rastend auf der Reise durchs Gebirge. Das Kostüm, Tantchen! Recht romantische Lumpen! Der Geigenspieler soll unser Hauptmann sein und das schlafende Mädchen mit dem kranken Fuß, wie die gnädige Frau will, ich.

Hertha. Ich hoffe meinen Bruder bestimmen zu können. Er ist freilich seit einiger Zeit so unzugänglich —

Hermine. Ach, mir kann er's gar nicht abschlagen.

Melanie. Sollte aber Baron Melsingen wirklich für diese Rolle jugendlich genug . . .

Hermine. Wie alt ist er denn? Und mit ein wenig Schminke — aus der Entfernung . . . Er hat gerade die Figur und das interessante Gesicht dazu. Freilich fehlt noch das Beste . . .

Hertha. In der That — die begleitenden Verse zu diesem und den andern Bildern. Ach, Sie machen dergleichen so hübsch, liebe Melanie. (Reicht ihr die Hände.) Keiner trifft so warm den Ton. Der Hofmarschall der Prinzessin meinte auch gleich, daß wir ohne Sie unter keinen Umständen fertig werden könnten.

Hermine. Besonders das Gedicht zu unserm „Schmerzvergessen“ kann keinem gelingen, wie dir. Dazu muß man dein elegisches Feuer, deine melancholisch grübelnde Phantasie haben. Nicht wahr, du machst es mir bis morgen?

Melanie. Bis morgen, Kind —! Wo denkst du hin? Und gerade heute . . .

Hertha. So große Eile hat's auch nicht. Nur daß wir Sie engagieren! Was leistet man, wenn man wenig mehr als guten Willen einzusetzen hat? Sie sind das geistige Element, die Seele, die schöpferische Kraft aller unserer Bestrebungen.

Melanie. Beste gnädige Frau . . .

Hertha. Nein, nein! es ist darüber nur eine Stimme bis in die höchsten Kreise hinauf. Ich denke, Ihr lieber Mann merkt's auch — man kommt ihm Ihretwegen sehr entgegen. Ich fühle mich wahrhaft freundschaftlich zu Ihnen hingezogen, wie mein Bruder . . . (drohend). Den haben Sie mir ganz und gar verzaubert. Wenn er von Ihnen spricht — er liegt eigentlich nur noch zu Ihren Füßen. Und jeder sieht ihn da liegen — er ist die Offenherzigkeit selbst. (Lächelnd) Nun, bei einer so exemplarischen Frau hat's keine Gefahr.

Hermine. Mein Onkel und Melanie — es ist eigentlich das unmöglichste Paar, das ich kenne. Sie ganz Äther, Seele, Herz, Nerv; er in allem gut irdisch, scharfer Verstand, Energie, engste Geschlossenheit. Und nun doch schon so lange das beste Einverständnis . . .

Hertha. Eheleute können gar nicht genug verschieden sein. Ich und mein verstorbener Mann, wir hatten zu viel Ähnliches miteinander. Deshalb gab's häufig Reibungen . . . (Steht auf.) Also wir dürfen hoffen —?

Hermine. Tantchen!

Melanie. Weißt du übrigens, daß dein alter Verehrer, Herr von Glottau, zurück ist?

Hermine. Walter — ja wohl. Er war schon bei uns — ich glaube direkt aus dem Coupé. Er überraschte uns so . . . ich konnte mich nicht einmal verleugnen lassen.

Melanie. Weshalb aber auch? Er hat mit Auszeichnung den Assessor gemacht, kann sehr bald auf eine Anstellung rechnen. Wer weiß, wem zu liebe er so schnell . . .

Hermine. Ja, wer weiß?

Melanie. Du hattest ihn früher sehr gern.

Hermine. Ach ja – ich war ein Kind. Tempi passati, Tantchen, tempi passati! Jetzt . . . Ich kann die Civilisten nicht ausstehen.

Hertha. Ein hübscher Mensch! Wir trafen ihn nicht weit von hier auf der Straße und er begleitete uns freundlichst hierher zurück.

Hermine. Ja, darin besitzt er eine wahre Virtuosität, mich zu treffen.

Melanie. Er hatte uns seine Visite abgestattet.

Hermine. Der Onkel!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Rat Gusseck (in seiner ganzen Art schroff, unbehaglich, abstoßend), den Hut in der Hand, Akten unter dem Arm, von rechts.

Gusseck (rechts ins Zimmer zurücksprechend). Pünktlich, lieber Strauß, wenn ich bitten darf, pünktlich! Sie kamen heute volle fünf Minuten zu spät. Die Zeit ist kostbar, meine Zeit wenigstens.

Hertha. Natürlich! Wenn man die rechte Hand des Ministers ist —

Gusseck (sich umkehrend). Ah, meine Damen — (sich wiederholt verbeugend) Gnädigste Frau Baronin — (Küßt ihre Hand.) verzeihen Sie. Ja — der Tag ist immer zu kurz. Glücklicherweise ist die Zeit der Festivitäten zu Ende.

Hertha. Noch nicht ganz; wir kommen eben deshalb. — Der Herr Minister überbürdet Sie. Sagt das nicht auch die Frau?

Gusseck. Er schenkt mir Vertrauen, und ich suche es zu verdienen. Ich kenne das Leben auch nicht anders.— Guten Abend, Hermine.

Hertha. Wie lange habe ich Sie schon nicht im Theater gesehen.

Gusseck. Ja, wie lang — ? Es macht mir auch kein Vergnügen mehr. Die Illusion ist hin, — bemalte Leinwand, Flittern, Schminke. Meine Gedanken sind nicht dabei, ich — ich komme aus der Wirklichkeit nicht heraus. Lese ich noch etwas anderes als die Zeitung? Und es gab doch eine Zeit, wo ich die Nacht durch einen Roman . . . Ah! Der Staat fordert mehr und mehr die ganze Spannkraft des Mannes. Was bleibt auch nur fürs Haus? Man muß sich so verbrauchen.

Hertha. Ich hörte neulich von Ihrer Nobilitierung wie von etwas Nahebevorstehendem sprechen.

Gusseck. Ja, — ja! — ich halte stille. Meiner Frau wegen —

Melanie. Ach —!

Gusseck. Es ist doch so. Alle deine Verbindungen . . . Wenn sie nur frischer wäre! (Er sucht ihre Hand zu fassen und klopft ihr, da dies nicht gelingt, auf die Schulter.) Immer leidend. Nerven — Nerven! Sie stürmt aber auch auf ihre Gesundheit. Von früh bis spät thätig im Dienst der Menschheit — ewig in Gemütsaufregung.

Melanie. Ich erhebe nicht Anspruch auf dein Mitleid.

Gusseck. Nein, wahrlich. Ich soll nicht einmal davon sprechen. (Achselzuckend) Ach, wie glücklich sind doch die Frauen, die in der Kinderstube Beschäftigung finden! (Küßt Frau v. Bernitz die Hand.) Aber ich störe nicht länger.

Hertha. Bitte! Wir wollten uns eben empfehlen. Gehen Sie so spät noch auf Ihr Bureau, Herr Geheimer Rat?

Gusseck. Die Pflicht über alles. Wenn man in so verantwortlicher Stellung . . . Ein Titel des Etats mußte umgearbeitet werden. Habe ihn später in der Kammer zu vertreten. Eine Konferenz —

Hertha. Und da schelten Sie nun Ihre Frau, daß sie sich keine Ruhe gönnt.

Gusseck. Schelten! Oh! Melanie ist — wie soll ich sagen, eine . . . Heilige —

Melanie (verweisend). Ich bitte dich!

Gusseck. Ja, ich bin ein trockener prosaischer Mensch. — Da sehen Sie! Was verstehe ich davon? Das Lob aus meinem Munde . . . gut, gut. Aber bin ich nicht der Mann? Muß ich nicht wünschen, daß sie weniger expansiv —

Melanie (macht sich frei. Zu Frau v. Pernitz). Man muß, denke ich, stets die Dinge hoch nehmen, wenn man sich der eignen Kleinheit nicht allzubeschämend bewußt werden will.

Hertha (drückt ihre Hand). Ihre übergroße Bescheidenheit!

Gusseck. Haben Sie ihr jüngstes Aquarell gesehen? Prachtvolle Rosen —

Hermine. Ich denke — es sind Kamelien?

Gusseck. Ganz recht. Für den Wohlthätigkeits-Bazar, nicht so? Künstlerisch durchgeführt! — Wie geht's, Hermine? Herr von Glottau ist bei mir gewesen, hat viel von dir geschwärmt.

Hermine. Das ist eigentlich unverschämt —

Gusseck. Viel zu jung, viel zu jung!

Hermine. Wer?

Gusseck. Glottau für dich. Vor dem vierzigsten Jahr muß heutzutage ein junger Mann gar nicht auf den Gedanken kommen, ein Herz zu haben. Geben Sie mir nicht recht, gnädigste Frau?

Hertha (sich von Melanie verabschiedend). Es scheint überhaupt mehr und mehr Luxusartikel zu werden.

Hermine. Und die Verse bekomme ich, Tantchen. Recht ans Herz, nicht wahr? (Ihr ins Ohr) Der Hauptmann interessiert sich für mich ein bißchen.

Melanie. Wirklich?

Hermine. Ganz gewiß. Warum kam er denn so oft hierher, als weil er mich zu finden hoffte! — Adieu, Onkel, und verrechne dich nicht — ha! ha! ha!

Hertha. Zu jedem Gegendienst bereit. (Ab mit Hermine, von Melanie bis zur Thür begleitet.)

Gusseck. Es kann heute ziemlich spät werden, liebes Kind, — bis ich — (will gehen.)

Melanie. Diese Pein der Verstellung! (Kehrt zurück.) Ich bitte dich, bleibe noch.

Gusseck. Was soll's? Du zeigst mir da wieder ein Gesicht . . . so von der Höhe herab.

Melanie. Ich habe dich so oft gebeten, nicht die Rücksicht, die ich Gästen schulde, zu mißbrauchen, um mir Vertraulichkeiten abzunötigen, zu denen dich sonst unser Verhältnis nicht berechtigt. Du weißt, wie tief zuwider mir diese geheuchelte Zärtlichkeit ist.

Gusseck. Ist sie geheuchelt? Es liegt nicht an mir, wenn —

Melanie. Wir empfinden für einander nichts, das dieses Ausdrucks bedarf. Ich könnte für dich ausgelöscht sein . . . Aber du siehst, daß ich andern etwas gelte. Und da möchtest du sie glauben machen, du fühltest dich glücklich in meinem Besitz.

Gusseck. Liebes Kind, ich habe wirklich allen Grund —

Melanie. Wenn ich an deiner Seite das unglückseligste Geschöpf bin! Ich bin's. Das willst du nicht sehen.

Gusseck. Du hast recht; ich will nicht. Was kann es nützen? Du lebst nun einmal in dieser Einbildung. Sie ist mir am erträglichsten, wenn ich sie möglichst wenig beachte. Um den Pflichten meines Amtes, meiner gesellschaftlichen Stellung zu genügen, muß ich stets ganz bei mir sein können. Wohin sollte es führen, wenn ich mich täglich und stündlich von dir beunruhigen ließe? Nach außen aber . . . Es ist uns bisher gelungen, diesen unerfreulichen Zwiespalt vor den Augen derer zu verdecken, die er in der That nichts angeht. Wir sind es, denke ich, uns selbst schuldig, den Schein einer friedlichen Ehe zu bewahren. Ich wenigstens erkenne diese Verpflichtung an.

Melanie. Sie kostet dich wenig. Ich aber erliege dieser Last. Unsere Naturen sind grundverschieden. Der Ausgleich ist unmöglich. Dann aber . . . warum nicht endlich offen darlegen, daß unsere Verbindung die traurigste Verirrung war?

Gusseck. Ich würde lügen. Meine Wahl fiel auf eine Frau —

Melanie. Laß das!

Gusseck. Um die man mich beneidet. Daß diese Frau behauptet, mich nicht lieben zu können, ist mir sehr schmerzlich; aber auch so weiß ich mich in einem höchst schätzbaren Besitz, den aufzugeben ich nicht die mindeste Veranlassung habe.

Melanie. Und ich verhungere und verdürste in dieser Wüste, durch die ich mein elendes Dasein nun schon fünf Jahre hinschleppen lasse. Es geht so nicht weiter. Befreie mich endlich aus einer unerträglichen Lage.

Gusseck (unruhig auf seine Akten blickend). Liebes Kind, was du mir da sagst, höre ich zum hundertstenmal; es macht auf mich keinen Eindruck mehr. Ich bitte dich, zerre nicht fortwährend an der Kette, die sich doch nicht zerreißen läßt. Sie ist ja lang genug, um sich nicht als ein Hemmnis fühlbar machen zu dürfen.

Melanie. Sie klirrt auf Schritt und Tritt.

Gusseck. Ah! Belästige ich dich mit Klagen? Hindere ich deine schöngeistigen Bestrebungen? Kontrolliere ich deinen Umgang? Selbst wenn du einmal, offenbar ein wenig unvorsichtig, freundschaftliche Verbindungen eingehst, die man einer andern Frau —

Melanie. Was willst du damit sagen —?

Gusseck. Liebe Melanie, Baron Melsingen —

Melanie. Darf deine vollste Achtung beanspruchen.

Gusseck. Unzweifelhaft. Er besitzt überdies alle die Vorzüge und liebenswürdigen Eigenschaften eines geborenen Kavaliers, die mir fehlen, und in deinen Augen . . . Ich bin ja, was man so nennt, aus dem Volke hervorgegangen; mein Vater war ein armer Handwerker, ein Steinmetz. Es mag mir davon noch immer etwas ankleben. Wenn man von früher Jugend an nur immer alle Kräfte anspannen muß, sich über Wasser zu halten, während so einer spielend . . . gut, gut, ich habe meinen Stolz, kenne mich ziemlich genau. Und wie du bist! . . . Gut! Nur ob sich ein anderer an meiner Stelle . . .

Melanie. Ich leugne nicht, daß der Hauptmann mir ein sehr teurer Freund ist.

Gusseck. Nun ja — ein sehr teurer Freund, dagegen kann ich ja nichts haben. So lange nicht mißverständliche Auslegungen —

Melanie. Wer dürfte wagen —?

Gusseck (zuckt die Achseln). Niemand — solange wir beide im besten Einvernehmen scheinen. Was mich betrifft, ich weiß, daß die lebhafte und leicht überreizte Phantasie meiner Frau gern mit gefährlichen Gedanken spielt, daß sie aber ganz unfähig ist, etwas zu thun, worunter ihr

Ideal von sich selbst unrettbar leiden müßte. Diese Überzeugung läßt mich ganz ruhig.

Melanie. Du bist ein kluger Redner. — Wenn ich unter mich hinab könnte, . . . mir wäre vielleicht wohler. Glaube mir, ich ringe mit verzweifelten Entschlüssen. Und sei davon überzeugt: das Urteil der Welt wird sie nicht beeinflussen.

Gusseck. Ich bitte dich, geh schonend mit deinen Nerven um. Der Arzt wird schon bedenklich. Hast du die Pulver gebraucht, die er dir verschrieben hat?

Melanie (wendet sich verletzt ab).

Gusseck. Du glaubst nicht, wie abhängig unser Gemütszustand von rein körperlichem Wohl- oder Übelbefinden ist. Aber ich muß gehen — das Bureau wird sonst geschlossen. Ich finde wohl, wenn ich nach Hause komme, meinen Thee? Auf freundliches Wiedersehen, Melanie. (Ab durch die Mitte.)

Melanie. Wie überlegen er sich fühlt! Wie unangreifbar in seiner Position! Er will nichts — er verneint nur. Wie ein unmündiges Kind behandelt er mich. Es gelingt mir nicht einmal, ihn zu erzürnen. Der Hauptmann . . . Was war das? Fürchtet er . . .? Ah! Nur, daß etwas geschieht, das ihn kompromittiert. Nur das. Was kümmert ihn mein Seelenleben?

Vierter Auftritt.

Melanie. Lisette trägt zwei Lampen hinein. Gleich darauf **Dr. Lumm.**

Lisette (stellt die Lampen auf den Tisch und übergiebt eine Karte). Der Herr, den die gnädige Frau erwarteten.

Melanie (giebt mit der Hand ein Zeichen, geht nach dem Fenster und läßt die Vorhänge hinab). Wie beklommen mir nun doch wird . . .

Lisette (an der geöffneten Thür). Ich bitte, mein Herr. (Ab.)

Dr. Lumm. Gnädige Frau, Herr Baron Melsingen ersuchte mich —

Melanie. Ganz recht, er wollte die Freundlichkeit haben . . . . Ich bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor. (Sie setzt sich aufs Sopha und bietet ihm einen Sessel.)

Dr. Lumm (legt den Hut ab und setzt sich ihr gegenüber). Ich bin Ihnen nicht fremd, gnädige Frau — obschon wohl nicht in angenehmer Erinnerung. In sehr trüber Zeit stand ich Ihrem verstorbenen Vater, meinem Schulfreunde, bei der Regulierung seiner Vermögensangelegenheiten bei und mußte leider schon froh sein, wenigstens seine Ehre unangetastet bewahren zu können. Damals kam ich öfters auch in Ihr Haus.

Melanie. Gerade deshalb dachte ich — wieder in sehr trüber Zeit — zuerst an Sie, als den schon bewährten Freund.

Dr. Lumm. Es ist ja ohne Gefahr, einzugestehen, daß ich mich sehr lebhaft für die schöne junge Dame interessierte, die, stets so ganz versunken in ihre Arbeit, malte oder schrieb. Sie schienen den Dingen um sich her kaum einen Blick zu schenken.

Melanie (lächelnd). Der stille Verehrer blieb doch nicht unbemerkt. Ich hoffe . . . (ernst) Der Baron wollte auch so gütig sein, Sie zu unterrichten, um was es sich handelt.

Dr. Lumm (zögernd). Es ist geschehen, gnädige Frau. Wenn ich ganz aufrichtig sein darf — es berührte mich nicht angenehm, als ich von Ihrer Verlobung mit Rat Gusseck erfuhr. Er schien mir nicht der Mann nach Ihrem Herzen sein zu können — und ich wünschte Ihnen so viel Glück! Wenn man mir freilich damals gesagt hätte, daß ich einmal zu solchem Dienst . . . Und ich gestehe, es wurde mir schwer, ihm zu glauben. Eine Scheidungsklage —

Melanie (zuckt ein wenig). Scheidungsklage! — Das Wort klingt garstig. Aber in der That . . .

Dr. Lumm. Man schreitet in unsern Kreisen nur im äußersten Notfall dazu. So garstig schon das Wort klingt, so viel garstiger gestaltet sich die ganze Verhandlung, die bestimmt ist, ein unheilbares Zerwürfnis zwischen zwei aufs engste verbundenen Menschen bloßzulegen.

Melanie (mit Thränen kämpfend). Dieser äußerste Notfall — liegt sicher vor.

Dr. Lumm (kopfschüttelnd). Alle Welt wird überrascht sein. Der Herr Geheime Finanzrat . . . . eine geachtete Persönlichkeit, die in sich selbst die Garantie zu bieten scheint, daß ihr jede Ausschreitung fern. Und nun ein Prozeß, der notwendig seinen Charakter . . .

Melanie. Ich habe über die Grenzen meiner Kraft gezögert. Unsere Ehe war vom ersten Tage an eine unglückliche.

Dr. Lumm. Meine Befürchtung! (Teilnehmend) Nicht wahr, man hat Sie zu derselben gezwungen?

Melanie. Nicht mit gewaltsamen Mitteln; ich zwang mich selbst. Ich war, wie Sie wissen, ein armes adliges Fräulein, schon in der Mitte der Zwanziger. Meine Eltern wünschten diese Verbindung dringend — sie hatten noch mehr Töchter zu versorgen. Gusseck war fast zwanzig Jahre älter als ich, aber noch kein alter Mann. Er hatte eine Stellung, man sprach mit viel Anerkennung von ihm, gab ihm eine Zukunft. Daß er sich durch eigene Kraft aus niederem Stande hinaufgearbeitet hatte, sprach bei mir für ihn. Ich fühlte mich gedrückt im elterlichen Hause — nicht verstanden — in meinen künstlerischen Neigungen beschränkt — durch ein Netz von Vorurteilen eingeschnürt. Und mein Herz . . .? Ich lebte damals wirklich kaum auf der Erde, beschäftigte mich mit allerhand Künsten, die man mir doch nicht erlaubt hatte berufsmäßig auszubilden, sah die Welt mit den Augen meiner Lieblingsdichter . . . Ah! ich will meine Gedankenlosigkeit nicht entschuldigen — sie rächte sich schwer.

Dr. Lumm. Einer Natur, wie der Ihrigen, mußte die Enttäuschung doppelt peinlich sein.

Melanie. O, Herr Doktor — daß ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen muß! Ich durfte ja nur einen Moment die Dinge mit offenen Augen sehen, um jede Hoffnung auf Besserung meiner Lage als eitel zu erkennen. Wir waren zwei verkettete Wesen, die in all ihrem Denken und Empfinden nicht derselben Welt angehörten. Kein herzliches Bedürfnis wurde befriedigt. Gusseck lebte weiter, wie er gelebt hatte — er fand für seine Frau keine Zeit. Und ich . . .? Ach, ich war zu stolz, mir ein Almosen zu erbetteln. Wir hatten bald nichts gemeinsam als die Luft, die wir atmeten.

Dr. Lumm. Eine Ehe, die keine ist — wie leider so viele jetzt. Das Unglück wird um so größer, je imperatorischer der Zwang, es verdecken zu müssen. Endlich ereignet sich etwas ganz Unleidliches, das dann befreiend wirkt. Ich bin vorbereitet, gnädige Frau, nennen Sie dieses Letzte.

Melanie (verwundert). Das Letzte? — Was erwarten Sie noch von mir zu hören? — Wahrheit endlich! Die Lüge tötet mich.

Dr. Lumm. Eine Scheidungsklage ist aber nicht denkbar ohne das, was wir Juristen einen Scheidungsgrund nennen.

Melanie. Ich dächte —

Dr. Lumm. Die beweisbare Thatsache einer Pflichtverletzung, der das Gesetz die Wirkung beilegt, eine Ehe zu scheiden: Untreue, schwere Ehrenkränkung ...

Melanie (beleidigt). O, mein Herr —! Wie wäre es möglich ...? Nein, nein! nichts derart liegt vor. Aber was will eine einzelne Verirrung bedeuten gegen eine Jahre lang bis zur Unträglichkeit fortgesetzte Peinigung? Ist nicht eine solche Scheinehe die empörendste Verletzung des heiligsten Sittengesetzes? Kann es eine schwerere Untreue geben als die Abwendung aller Gedanken von dem Gegenstande, mit dem eins zu sein wir gelobt haben? Ein beleidigendes Wort im Zorn, eine rohe Bethätigung des tyrannischen Willens, selbst der brutale Mißbrauch männlicher Kraft — was ist das gegen die täglichen und stündlichen Kränkungen des weiblichen Zartgefühls? Wenn tausend und aber tausend feine Nadelstiche — jeder einzelne ein unbestimmbares Nichts — die offene Wunde immer wieder reizen, bis der Schmerz die Grimasse des erlogenen Wohlbehagens nicht mehr leidet und aufschreit gegen die Pflicht, sich ohne zu zucken bis zum Wahnsinn peinigen zu lassen ... O, mein Herr Doktor, das sind, denke ich, Scheidungsgründe der schwersten Art.

Dr. Lumm. Sie täuschen sich, verehrte gnädige Frau, — leider täuschen Sie sich. Die Scheidung ist ein richterlicher Akt, und der Richter muß Thatsachen und Beweise fordern — das Unglück muß in die Erscheinung treten. Er legt auf die eine Schale die behauptete Verschuldung und auf die andere die Paragraphen seines Gesetzbuchs .. stehen sie nicht im Gleichgewicht, weist er den Kläger ab. Und das ist seine Pflicht.

Melanie. Wie? Eine Ehe wäre löslich wegen Verschuldungen, die vielleicht nur Leichtsinn, Übereilung, Leidenschaft hervorruft, die verziehen werden können, wenn sie bereut werden — und die unglücklichste sollte unlöslich sein, wenn ein tiefinnerlicher Zwiespalt ... Unmöglich! Es widersteht mir zu denken — es kann nicht sein!

Dr. Lumm. Ist Ihr Herr Gemahl mit der Scheidung einverstanden?

Melanie. Nein. Er fühlt nicht wie ich. Und wenn auch — er ist der jämmerlichste Sklave gesellschaftlicher Rücksichten. Für sie ist ihm kein Opfer zu groß.

Dr. Lumm (achselzuckend). Es fehlt das Unrecht, gegen das Sie den Richter anrufen wollen. Und nicht einmal das Unglück ließe sich beweisen. Meine beste gnädige Frau — denken Sie sich das, was Sie mir da gesagt haben, auf einen gebrochenen Bogen Papier geschrieben bei gerichtlichen Akten, oder von Ihrem Advokaten im Gerichtssaal vorgetragen — ich sehe das Achselzucken des Präsidenten, das Lächeln der Richter. Nein! ich würde Sie ganz unverantwortlich in der öffentlichen Meinung schädigen und praktisch doch nichts erreichen, wenn ich diese Klage einbrächte.

Melanie. Und keine Hilfe? O! was sage ich Ihnen?

Dr. Lumm (sich erhebend mit einem Seufzer). Daß unsere menschlichen Institutionen so gar gebrechlich sind! Entlassen Sie mich, gnädige Frau. Mir ist sehr trübe zu Mut. Denn ich nehme aufrichtigen Anteil an Ihrem Geschick.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann v. Melsingen durch die Mitte.

Melsingen. Da finde ich Sie ja noch, Doktor, und kann gleich hören ...

Melanie (geht ihm entgegen, reicht ihm die beiden Hände und lehnt einen Augenblick die Stirne an seine Schulter). O, mein teurer Freund — es ist keine Hoffnung für mich.

Melsingen. Keine Hoffnung? Das ist undenkbar.

Dr. Lumm (sie beobachtend). Nun weiß ich alles.

Melsingen (führt Melanie zu einem Sessel und tritt dann zu Lumm). Die Klage ließe sich nicht begründen?

Dr. Lumm. Mit diesem Material —

Melsingen. Ah, ein geschickter Advokat —

Dr. Lumm. So bin ich ein ungeschickter.

Melsingen. Aber es muß geholfen werden — muß! (Ihm ins Ohr) Doktor — ich vergöttere diese Frau. Ich ...

Dr. Lumm (zuckt die Achseln).

Melsingen. Sie wissen auch keinen Rat zu geben?

Dr. Lumm. Keinen, denn ein ehrlicher Anwalt ...

Melsingen. Also ein Mittel gäbe es doch, die Scheidung zu erzwingen.

Dr. Lumm. Ein Ereignis vielleicht, das den Gegner selbst nötigte ...

Melanie (aufmerkend). Ah —!

Melsingen. Sprechen Sie nicht in Rätseln. Was soll geschehen?

Dr. Lumm. Lassen Sie mich! (Den Hut nehmend) Gnädige Frau, ich empfehle mich Ihrer Nachsicht und Güte. Was ich erfahren habe, ist mein unverbrüchliches Geheimnis. Sie wissen nicht, wie schwer es mir wird — meine Pflicht zu thun.

Melanie (entläßt ihn mit einer Bewegung der Hand).

Dr. Lumm (grüßt den Baron und geht durch die Mitte ab).

Melsingen. Diese Juristen — diese Juristen! Alles im Leben sehen sie nur darauf an, ob und wie es sich in die Titel und Paragraphen ihres Gesetzes einschachteln läßt. Daß nichts dem andern gleich ist, wollen sie nicht anerkennen. Daß es höher organisierte Wesen giebt, deren Bedürfnisse nicht nach dem Durchschnittsmaß zu messen sind, begreifen sie nicht. Wie bemitleide ich Sie aus treuestem Herzen.

Melanie (reicht ihm die Hand). Und doch sagt der Mann die Wahrheit. Ich seh's jetzt ein: gegen das Unglück ist sein Gesetz hilflos. Wer hat recht und wer hat unrecht? Darüber giebt der Richter seine Entscheidung. Wie thöricht, sich an einen Advokaten wenden, wenn man nicht recht und nicht unrecht hat und nur — unglücklich ist.

Melsingen. Aber Sie haben genug gelitten! Eine Dulderin, wie Sie —! Mußte ich Ihnen nicht das Geständnis entreißen, daß der Mann, der sich Ihres Besitzes rühmen durfte, nie Ihrer herzlichen Neigung gewürdigt sei? Erst als Sie fühlten, daß der Freund Ihr stummes Elend durchschaute bis zum Grund, öffneten Sie die Lippen.

Melanie. Ich hätte Sie nicht anhören, ich hätte nicht sprechen sollen. Erst da ... Die trüben Massen lösten sich, ich schaute hinab in den Abgrund vor mir und maß mit einem Blick seine ganze Tiefe aus. O das war schrecklich!

Melsingen (tritt hinter ihren Stuhl). Ich weiß nicht, was mich unwiderstehlich zu Ihnen zog. Es war in Ihren Augen ein Geheimnis, das ich ergründen mußte. Ich

hatte leichtsinnig hingelebt bis da. Zum erstenmale offenbarte sich mir das Weib in seiner ganzen seelischen Schönheit und Hoheit. Ich war wie verwandelt — staunte, wollte begreifen, tappte ins Licht – und zuckte zurück von einer Schmerzberührung. Dieses Weib, so geschaffen, glücklich zu sein und zu beglücken — litt unsäglich. Von diesem Augenblicke lebte in mir nur noch ein Gedanke: was kannst du diesem herrlichen, unglücklichen Weibe sein? (Er legt die Hand um ihre Schulter.) Melanie, was war ich Ihnen?

Melanie (sich einen Moment an ihn lehnend). Ein Nothelfer, ein Erlöser, ein Freund. (Sich erhebend) Ich habe einen Schritt gethan, der mich zwingt, weiter zu gehen — sei's zur Befreiung, sei's zum Verderben. Wenn mein Recht mit gebundenen Händen dasteht — wohlan denn! so helfe das Unrecht, den Zwang überwinden. Ich bin zum äußersten entschlossen.

Melsingen. Sie haben den Mut zu denken . .

Melanie. Den Mut zu handeln! O, ich weiß, daß eine Frau Mut braucht, die gewaltsam ihren Kerker bricht und das Haus ihres Mannes verläßt im trotzigen Selbstgefühl, daß keine Macht der Erde sie zwingen könne, zu ihm zurückzukehren. Da erheben sich tausend Stimmen gegen sie. Wohl! ich will anerkennen, ich bin im Unrecht, aber ich bin frei! —

Melsingen (beiseite). Ah —! Endlich! (Laut) Ich bewundere Ihr tapferes Herz. Ja, Sie können, Sie dürfen nicht bleiben. Sie handeln, wie Sie müssen!

Melanie. Und wenn ich den einzigen Freund verliere, dessen Verlust mich schmerzt — ich kann nicht anders. — Lassen Sie mich Ihnen Lebewohl sagen, Melsingen.

Melsingen. Um des Himmels willen, Melanie, — mir ein Lebewohl? Warum das?

Melanie. Weil ich unrecht zu thun entschlossen bin.— Nein, nein! nur ein herzliches Andenken aus der Ferne —

Melsingen. Melanie, Sie beleidigen mich. Wenn Sie ahnten, wie oft ich gewaltsam das Wort zurückhielt: warum duldest du und kannst doch deine Ketten brechen mit einem mutigen Entschluß? Nun Sie selbst die Schiffe hinter sich verbrennen — meinen tapfern Kameraden lasse ich nimmer im Stich. Stoßen Sie mich nicht zurück! Sie brauchen einen Freund, der Ihnen leidenschaftlich ergeben ist, der in jeder Gefahr für Sie einsteht mit Leben und Ehre. Wie Sie ihm vergelten wollen . . . . er vertraut Ihrem großmütigen Herzen; er aber zieht sich keine Schranke: er gehört Ihnen ganz, Melanie! (Er küßt stürmisch ihre Hand.)

Melanie. So bin ich doppelt stark gerüstet — ich verliere Sie nicht. (Entzieht sich ihm mit einer plötzlichen Bewegung, wie erschreckt.) O, was sind das für Worte her und hin . . . ? Sie sollten nicht ausgesprochen werden dürfen — nicht einmal gedacht. Mein Gott! wie mir's plötzlich vor den Augen . . . . (Sie sinkt in den Sessel zurück.) Fort, fort! lassen Sie mich allein. Und hier nie wieder — nie wieder! —

Melsingen. Verzeihen Sie, Frau Melanie — — ich bin wieder ganz meiner mächtig. Einen Augenblick nur . . . das Glückgefühl, Sie entschlossen zu sehen . . . Aber fürchten Sie nichts mehr.

Melanie. Und doch — gehen Sie jetzt, ich bitte Sie. Ich fürchte mich — vor mir selbst. In meinem Hirn wirbelt's — alle Pulse klopfen fieberisch. — Was zu thun bleibt, es will kühl erwogen sein.

Melsingen. Lassen Sie uns gemeinsam beraten, Frau Melanie —

Melanie. Nein, nein! es ist schon entschieden. Wenn Gusseck auch jetzt . . . Es ist entschieden. Nur das Wie —

Melsingen. Das beste ist, Sie vertrauen sich meiner Schwester an. Sie ist Ihnen eine sehr ergebene Freundin.

Melanie. Ihre Schwester —? Ja! Das gab Ihnen gewiß ein guter Geist ein. Diese edle Seele — — — Mein Mann! Sei es denn.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Gusseck durch die Mitte. Später **Lisette.**

Gusseck (trällert beim Eintreten eine Melodie). Ah —! Du bist nicht allein. Verzeih, wenn ich so ungeniert — — Aber um diese Zeit, meinte ich . . . (Er zieht die Uhr, betrachtet sie und behält sie eine Weile in der Hand.) Es ist am Ende noch nicht einmal so spät, als ich . . . (Steckt die Uhr ein.) Guten Abend, Herr Hauptmann. Wirklich liebenswürdig, daß Sie der armen Frau, die leider so wenig von ihrem Mann hat, den Abend verkürzen helfen. Und die Herren vom Generalstabe sind doch sonst durch die Gesellschaft viel in Anspruch genommen.

Melsingen. Es ist auch die höchste Zeit. (Nimmt Mütze und Handschuhe.) Sie erlauben, Herr Geheimer Rat . . .

Gusseck. Aber ich vertreibe Sie doch nicht? Das würde mir meine Frau nicht verzeihen. Trinken Sie den Thee mit uns. — Er ist doch bereit?

Melanie (drückt den Knopf der Glocke und giebt Melsingen einen Wink, abzulehnen).

Melsingen. Ich muß danken — man erwartet mich im Kasino.

Lisette (tritt ein).

Melanie. Den Thee, Lisette.

Gusseck. Und zünden Sie später auch die Lampe in meinem Zimmer an, ich habe noch zu arbeiten.

Lisette (ab).

Melsingen. Gnädige Frau . . . . (Er küßt ihre Hand, flüsternd) Es bleibt dabei — verfügen Sie ganz über mich. (Verbeugt sich förmlich vor Gusseck und geht durch die Mitte ab.)

Gusseck. Hm — hm! Es wäre mir lieb, Melanie, wenn der Hauptmann seine Besuche nicht zu so später Abendstunde —

Melanie. Du hättest es ihm sagen sollen.

Gusseck. Ach! ich . . . ? Wie sähe denn das aus? Aber dir wäre es ein Leichtes . . .

Lisette (bringt den Thee und serviert ihn auf den Sophatisch).

Gusseck. Willst du mir einschenken?

Melanie. Lisette wird's besorgen.

Gusseck. Recht stark. Es ist gut, ich gieße mir selbst Wasser zu.

Lisette (ab).

Gusseck (schlürft den Thee). Sehr erquicklich. — Trinkst du nicht mit mir den Thee?

Melanie. Ich danke. So spät am Abend . . . .

Gusseck (sie beobachtend). Der Hauptmann scheint doch eine gefährliche Gesellschaft für dich, Kind. Ein unruhiger Mensch, idealistisch angehaucht, mit flüchtigem Interesse überall und mit sicherem Wissen nirgends, verliebt in sein genialisches Wesen, großsprecherisch — ein Phantast. Solche Leute können viel Unheil anrichten. Und eine nervöse Frau . . . Hm! Ist die Abendzeitung

schon gebracht? (Schlürft Thee.) Du antwortest mir nicht. Es sollen die neuesten Ernennungen .... das langweilt dich freilich. (Indem er sie ansieht, verwundert) Aber was hast du, Kind?

Melanie. Höre mich an ... Und glaube mir, daß kein Ausweichen nützt. Mit einem Wort: unsere Ehe muß gelöst werden.

Gusseck (auffahrend). Melanie! (Erhebt sich ruhig.) Ich trinke die zweite Tasse Thee bei der Arbeit. Sei so gütig, Lisette anzuweisen —

Melanie. Mag dich's morgen nicht gereuen.

Gusseck. Was willst du denn? Du fühlst dich unglücklich — tausend andere Frauen würden sich an deiner Stelle glücklich fühlen. Du überspannst deine Ansprüche ans Leben — es wird dir in keiner Form genügen. Und eine Form muß es doch nun einmal haben — so oder so — ganz Geist, ganz Empfindung kann es nie und nirgends sein.

Melanie. Dir ist überall die Form das Wesen. Auch die Ehe gilt Dir nur als eine Form menschlicher Zusammengehörigkeit.

Gusseck. Ich konserviere sie wenigstens gewissenhaft.

Melanie (leidenschaftlich). Und ich zerschlage sie, wenn sie ohne Inhalt ist. (Mit erzwungener Ruhe) Du nimmst also keinen Vergleich an ... Nun denn, so sage ich dir, daß ich — noch heute dein Haus verlasse.

Gusseck (sieht sie einen Moment prüfend an). Du wirst nicht.

Melanie. Ich werde.

Gusseck (heftiger). Du wirst nicht, Melanie! Ich verbiete dir —

Melanie. Und ich achte kein Verbot mehr. Du siehst, daß ich entschlossen bin, dich zu zwingen, mich frei zu geben.

Gusseck. Sage mir denn gleich alles. Der Hauptmann ...

Melanie. Ich habe sonst nichts zu sagen.

Gusseck. Melanie, du kennst mich noch nicht ganz. Sei gewarnt! Der Sohn des Steinmetz hat einen eisernen Willen. Er wird keine Nachsicht mehr kennen, wenn öffentliches Ärgernis unvermeidlich geworden. Hüte dich, mich vor die Frage zu stellen: ich oder du —?!

Melanie. Für mich ist sie schon lange beantwortet.

Gusseck. Was rege ich mich auf? Thörichte Reden heute wie gestern. Nur für alle Fälle, verstehst du .... Gute Nacht, Melanie. Du bist viel zu klug, um dich selbst so unheilbar zu schädigen. Gute Nacht, Kind. (Geht nach rechts.)

Melanie (sehr dringend). Ich b i t t e dich, Gusseck .. (Verhalten) Wohl, geh nur! —

Gusseck. Gute Nacht. (Ab nach rechts.)

Melanie (sinkt in den Sessel am Schreibtisch). So muß es nun doch geschehen. O mein Gott —! Wie lange ist's hingehalten und endlich ... Nicht mehr ein luftiges Gedankenspiel — nackte Wirklichkeit. Nun denn —! wenn kein Ausweg ist, mutig dem Unvermeidlichen entgegen. (Sie steht auf, öffnet einen Schrank und nimmt aus demselben Hut und Mantel.) Ich w i l l schuldig sein ... schuldig ihm und der Welt, die über ihn Macht hat, nicht mir! (Legt den Mantel über die Stuhllehne.) Wohin aber — wohin? Wenn ich mich Doktor Lumm vertraute ... Er ist sicher ein so edler Mensch als strenger Jurist ... Aber nein! Was könnte er denken —? Wie eine Fremde in ein Hotel? Und dort Melsingen ... Unmöglich! Ah! riet er mir nicht selbst —? Ja, seiner Schwester darf ich mich vertrauen. Der Freundin, die ein so warmes Herz — ja. Zu ihr, zu ihr! (Sie öffnet die Mappe und ergreift die Feder.) Wenige Zeilen zur unbezweifelten Beglaubigung meiner Absicht! (Schreibt, sich wiederholt unterbrechend.) Nachdem ich so bestimmt meinen Willen — ich kann gar nicht schwanken, und Hertha ist seine Schwester. (Sie schließt:) Melanie. — Es ist gethan. (Drückt die Glocke und couvertiert den Brief.)

Lisette (tritt ein). Gnädige Frau befehlen —?

Melanie. Diesen Brief ... (Beginnt sich anzuziehen.)

Lisette. Gnädige Frau wollen so spät noch ...

Melanie. Ich finde wohl einen Wagen am Halteplatz.

Lisette (will helfen). Darf ich —? Ihre Hände zittern, gnädige Frau.

Melanie. Das Fieber. — Diesen Brief trage dem Herrn hinein. (Giebt ihr den Brief.)

Lisette (verwundert). Einen Brief — dem Herrn?

Melanie. Thu's nur — und gleich. Ich bin fertig.

Lisette (kopfschüttelnd ab nach rechts).

Melanie (hüllt sich schauernd in den Mantel). Bis sie wiederkommt, bin ich die Treppe hinab. (Geht einige Schritte.) Wie schwer mein Fuß ist — als ob bleierne Sohlen .... und mein Herz —! Es m u ß sein! (Schnell ab durch die Mitte.)

Siebenter Auftritt.

Lisette von rechts; gleich darauf **Gusseck.**

Lisette. Schon fort? In solcher Eile — und ohne Abschied? Sonderbar.

Gusseck (rasch eintretend, das offene Blatt in der Hand). Melanie, Melanie! —

Lisette (öffnet die Mittelthür). Niemand mehr hier.

Gusseck. Sie verläßt mich — macht die unsinnigste Drohung wahr ... Aus Haß —! Aus Liebe — ...? (Sinkt auf den Sessel am Schreibtisch nieder.) Sie geht zu seiner Schwester — das sagt alles.

Der Vorhang fällt.

(Der zweite und die weiteren Akte folgen.)

Sprüche.

Die Narrheit wirkt nur komisch, wenn allein,
Doch furchtbar, wenn mit Bosheit im Verein.
Nichts Grauenvolleres giebt es in der Welt,
Als wo der Narrheit Bosheit zugesellt.

Im Ring ist Anfang und Ende geschlossen,
Doch die Mitte bleibt leer, wo der Finger fehlt.
Wie sein Leben begann und wie er's beschlossen,
Hat aus eigener Erfahrung noch keiner erzählt.

Friedrich Bodenstedt.



Drei Sonette.

Von Ferdinand von Saar.

Einem Toten.

Das herbe Los der Armen und der Schwachen,
Es war auch seins in bangen Erdenlagen:
Der eignen Meinung mußt' er sich entschlagen
Und lügen, wie gedruckt, in allen Sprachen.

Dem Mammon mußt' er seinen Bückling machen,
Der Hoffart lächelnd helfen in den Wagen,
Verbuhlten Weibern seidne Schleppen tragen —
Und ernst sein, wenn es ihn gereizt zum Lachen.

Wie oft, bei diesem oder jenem Feste,
Als laut der Kork sprang von der dunklen Flasche,
Hat er getoastet, schmeichelnd auf das Beste.

Er streute auf sein Haupt der Demut Asche,
Witzworte nahm er hin erlauchter Gäste —
Und ballte selbst die Faust nicht in der Tasche.

Das ist's.

Es ist des Menschen Fluch und sein Verhängnis,
Daß seine Fehler sicher wirkend schreiten
Und, offenkundig rings, ihm gleich bereiten
Jedweden Schmerz und jegliche Bedrängnis.

Sein Bestes aber lebt wie im Gefängnis,
Und seine Tugenden sind Heimlichkeiten;
Er selber muß sie zweifelnd oft bestreiten,
Rauh überlassen seiner Herzensbängnis.

Denn diese Welt, so rasch im Schulderkennen,
So gern bereit, recht thätig sich zu zeigen,
Sobald es gilt ein Schandmal aufzubrennen:

Sie hüllt sich allsogleich in starres Schweigen,
Soll sie ein echt Verdienst beim Namen nennen
Und einem hohen Wollen sich verneigen.

Das Mitleid der Welt.

Ja, wenn ihr blickt auf Wunden oder Schwären,
Und wenn die Leute liegen auf dem Schragen,
Da dürft ihr Trost und Hülfe nicht versagen —
Und weint sogar noch ernst gemeinte Zähren.

Wann aber sah man euch ein Unglück ehren,
Das nicht gemahnt an die egypt'schen Plagen?
Was man nicht zeigt, darnach wollt ihr nicht fragen,
Und könnt euch dies und jenes nie erklären.

Habt jemals schenen Kummer ihr verstanden?
Gequälter Herzen schweigende Gebresten —
Und einen edlen Geist in Dulderbanden?

So laßt ihr mit den Schlimmsten auch die Besten
Gleichmütig an des Lebens Riffen stranden —
Und kehrt euch ab mit der Verachtung Gesten.

Jeanne.

Nach dem Französischen von Viktor Hugo.

Jeanne saß im Dunkeln und bei trocknem Brot;
Sie hat gefrevelt. — Wider das Gebot
Erkühnt' ich mich, die Sünd'rin zu besuchen,
Und ließ ihr heimlich einen Mund voll Kuchen
Ins Händchen gleiten. — Jeder kam in Wut,
Auf dem die Sorge fürs Gemeinwohl ruht;
Man schalt und zankte; Jeanne versucht's mit Schmeicheln:
„Ich lasse mich vom Kätzchen nicht mehr streicheln
Und führ' den Finger auch nicht mehr zum Mund!“
Da hieß es denn: „Sie kennt dich aus dem Grund
Und weiß bei deiner Schwäche dich zu fassen.
Zürnt man mit ihr, dann lächelst du gelassen;
Da sind Gebote freilich ohne Kraft!
Du störst die Ordnung. Jede Macht erschlafft.
Nichts kennt sie mehr, was ihr zum Hemmschuh werde,
Du willst's ja so!“ — Ich schlug den Blick zur Erde
Und sprach: „Ich muß verstummen; ich bin schlecht,
Ich geb' es zu. Die Nachsicht war's so recht,
Was stets die Völker in den Abgrund führte.
Sperrt mich nur ein!“ — „Das wär's, was dir gebührte,
Wir thun's gewiß!“ . . . Da sprach ganz leise Jeanne
Aus ihrem Eck hervor und sah mich an
Mit jenen Augen, die so hold versuchen:
„Laß sie nur thun: dann bringe ich dir Kuchen!“

Deutsch von Martin Hahn.

„Übers Dach steigt der Mond —“

Übers Dach steigt der Mond; —
Hat's auch lange gewährt,
Sieh, wie lieblich er strahlt
Jäh auf einmal verklärt!

Sieh, wie hell durch den Turm
Er nun lächelt herab,
Hin wo frisch noch ein Kranz
Schmückt von gestern ein Grab!

Doch als weiter er zieht, —
Ach! das Bettlein, so leer,
Ach! die Mutter, so bleich,
Kann er schauen nicht mehr,

Und steigt eilig hinab
Und verhüllt sich alsbald,
Grüßt noch einmal das Kind
Und versinkt in dem Wald.

Friedrich Oser.

Dichterdenkmal.

Was dies Marmordenkmal verkünde, mein Sohn,
Von Musen und Genien umwandelt?
— Das böse Gewissen der Nation,
Die den Lebenden schmählich mißhandelt!

Karl Weitbrecht.

Die Kirche.

Von R. Godin.

In einer Hütte, nah' dem Strande,
Erwuchs sie als ein schweigsam Kind.
Schon dehnt sich bis zum Waldesrande,
Von dem ein Bach zu Thale rinnt,
Das Fischerdorf; von Jahr zu Jahren
Mehrt es an Häusern sich und Paaren.

Im Pfarrort, hoch und weit entlegen,
Hört die Gemeinde Gottes Wort,
Empfängt der heil'gen Messe Segen
Und feiert ihre Feste dort.
Der Sonntagsgang beim Klang der Glocken
Wird stets dem Kinde zum Frohlocken.

Im Winter aber treffen Klagen
Gar oft das Ohr der kleinen Traud:
Kein Kind kann man zur Taufe tragen,
Nicht zum Altar gelangt die Braut,
Die Kranken ungesegnet sterben,
Wenn Sturm und Bach den Weg verderben.

Und gleiche Not in allen Jahren!
Das thut dem stillen Kinde weh.
Im Sommer darf sie manchmal fahren
Die fremden Städter auf dem See;
Was die an blanker Münze geben,
Bringt sie der Mutter aufzuheben.

Als dann die Firmung Traud empfangen,
Spricht sie: „Jetzt will ich dienen gehn!
Ich möchte Geld, viel Geld erlangen,
Auch ungern, Eltern, laßt's geschehn.
Denn“ — ihre ernsten Augen tauen,
„Ich will uns eine Kirche bauen!“

Die Mutter staunt, der Vater lacht,
Doch lassen sie das Kind gewähren.
Traud schnürt ihr Bündel mit Bedacht,
Zerdrückt im Aug' die Abschiedszähren
Und geht zur Stadt mit flinkem Fuße,
Betritt ein Haus mit stillem Gruße.

Es warb, den Säugling zu verpflegen,
Die Herrin sie im Sommer schon.
Ihr Walten bringt dem Hause Segen,
Doch nie berührt sie ihren Lohn;
Sie bittet stets ihn zu bewahren,
Sie müsse für die Kirche sparen.

„Bedarf die solcher Liebesthaten?
Ist euer Städtel dort so arm?
Hat dir der Pfarrer das geraten?“ —
Des Mädchens Wange färbt sich warm.
„Nein,“ sagt sie einfach, voll Vertrauen,
„Ich selbst will eine Kirche bauen“.

Die Frau erzählt des Hauses Gästen
Der kleinen Magd befremdlich Wort.
Fortan, bei allen frohen Festen
Vermehrt sich unvermerkt der Hort;
Es gleitet manche reiche Spende
Als Gastgeschenk in Gertrauds Hände.

Und aller Geber Blicke weiden
Sich an dem reinen Angesicht;
Sie steht so kindlich und bescheiden,
Sie bittet nie und dankt nur schlicht,
Doch ihres Herzens Wonne leuchtet
Im Auge, das sich selig feuchtet.

Und weiter spinnt sich leis die Kunde
Vom Bau, erhofft durch Tageslohn.
Der Himmel selbst scheint mit im Bunde,
Das Sparbuch wächst durch Zinsen schon.
Als eine Greisin kam zu sterben,
Setzt sie die Kirche Trauds zum Erben.

Von Tag zu Tag mehrt sich der Segen.
Zehn Jahr', nachdem sie zog hinaus,
Läßt Traud beglückt den Grundstein legen
Zu ihrer Heimat Gotteshaus,
Und als im Herbst die Blätter sinken,
Sieht man das Kreuz vom Türmchen blinken.

Zum Fest der Pfingsten nächsten Jahres
Steht Dorf und Volk im Feierkleid;
Bei vollem Schmuck des Hochaltares
Wird heut die Kirche eingeweiht.
Als hoch vom Chor die Kinder singen,
Will Gertrauds Herz vor Freude springen.

Es lud sie nach des Wirtes Hause
Als Ehrengast der Pfarrer ein,
Doch sie: „Verzeiht! zum Kirmeßschmause
Möcht' ich bei meinen Leuten sein.“ —
Der Vater meint: ‚Bleib bei uns Alten!‘ —
„Doch muß ich meinen Dienst verwalten.“

Ihr schlichtes Tagwerk übt sie weiter,
Stets anspruchslos und festlich doch.
Zwar sagt sie nichts, doch denkt sie heiter:
„Der Pfarrer wohnt zur Miete noch,
Wer ändert's jetzt? Jedoch — nach Jahren —
Für einen Pfarrhof muß man sparen!“



Meine dramatischen Anfänge.

Von **Ernst Wichert.**

In meinem neunten Lebensjahre habe ich zum erstenmale ein Theater besucht. Es war das Stadttheater in Königsberg, und der Vorfall muß kurz vor der Versetzung meines Vaters nach Pillau gespielt haben. Die Eltern wollten sich noch ein großstädtisches Vergnügen bereiten und nahmen mich mit. Unglücklicherweise war ein dritter Platz nur noch hinter den ihrigen zu haben. Darüber hörte ich schon an der Kasse verhandeln und klammerte mich um so fester an meine Mutter an. Im Parkett, wo ich nun in eine andere Sitzreihe einlenken sollte, hatte der Vater sogleich Ärger mit mir. Nichts in der Welt hätte mich vermögen können, zwischen den wildfremden Leuten zu sitzen. Es blieb den Eltern endlich nichts übrig, als mich zwischen sich zu nehmen, was bei den engen Plätzen auf die Dauer unbequem genug gewesen sein mag. Gegeben wurden einige kleine Lustspiele, von denen ich natürlich nicht das mindeste verstand. So ist mir denn nur in Erinnerung geblieben, daß in einem derselben ein sehr niedliches Mädchen mit langen blonden Zöpfen, wahrscheinlich eine Art Aschenbrödel, eine Zeit lang auf einem niedrigen Schemelchen saß und irgend eine häusliche Arbeit verrichtete. Ich glaube, ich habe mich arg gelangweilt und bin zuletzt so schläfrig geworden, daß es Mühe gekostet hat, mich nach Hause zu schaffen.

In Pillau, wo mein Vater drei Jahre lang Richter war, wurde mitunter in der Ressource Theater gespielt. Ich mag wohl auch eingelassen worden sein und nun aufmerksamer zugeschaut haben. Jedenfalls gehörte zu meinen Lieblingsspielzeugen sehr bald ein Puppentheater, mit dem ich jedoch wenig gewußt hätte anzufangen, wenn nicht meine sehr gute Mutter stets bereit gewesen wäre, für mich die ihr bekannten Opern und Schauspiele in kurze Puppenkomödien umzudichten und aus dem Stegreif aufzuführen. Es störte mich gar nicht, daß sie zwischenein erzählte, um die Handlung auf eine darstellbare Scene überzuleiten; die auf das Notwendigste konzentrierten und meinem Verständnis angepaßten Fabeln unterhielten aufs beste. Es ist wahrscheinlich, daß meine Mutter, die eine sehr lebhafte Phantasie hatte, zu demselben Zweck auch Romane ausnutzte. Ein Stück namentlich machte tiefen Eindruck, das auf irgend einer Südseeinsel spielte. Es war nur sehr bedauerlich, daß sich durchaus keine passenden Coulissen auftreiben ließen. Meine Mutter wußte auch dafür Rat. Sie, die sonst nicht das mindeste Zeichentalent besaß, entwarf auf einem Bogen Papier einen Palmenwald, indem sie auf eine Reihe schuppiger Stämme in stereotyper Manier Kronen von langen, im Bogen abfallenden Blättern setzte, die Stämme mit Lakritzen braun, die Blätter mit einer Mischung von Schuttgelb und Berlinerblau grün, bald heller bald dunkler färbte und die Rippen mit Tinte einzeichnete. Diese Dekoration gefiel mir viel besser als alle gekauften, bei Gustav Kühn in Neu-Ruppin künstlerisch hergestellten. Sie gefiel mir so gut, daß längere Zeit das Komödienspiel selbst in Vergessenheit kam und nur noch unausgesetzt Palmenwälder gemalt wurden, worin ich bald eine Virtuosität erlangte. Später wurden auch alte Schulhefte auseinandergerissen, zusammengeklebt und in ähnlicher Weise zu Coulissen bemalt, zwischen welchen wir Kinder selbst spielen wollten. Es wurde aber nicht viel daraus.

Die Vorbereitungen zum Komödienspiel waren auch sonst die Hauptsache. Unsere Kinderstube hatte eine Balkendecke. An derselben wurden zu beiden Seiten gegen die Wände hin Bettdecken und Laken als Coulissen aufgehängt; dazwischen gestellte Fallschirme ließen sich wie Thüren öffnen und schließen. Das Kostüm bot keine Schwierigkeit. Naturtrikots waren bald hergestellt, eine Schürze diente als Rittermantel, ein Handtuch als Schärpe, übrigens wurden auch mächtige Holzschwerter mit Silberpapier gestählt und aus Pappe Helme und Harnische geschmiedet, selbst Beinschienen blieben nicht unversucht. Ein Räuber, Bauer oder Indianer war noch leichter hergestellt. Meine Schwester, drei Jahre jünger als ich, und zwei Töchter eines Gendarmen, die sich zu solcher Mummerei hergaben, wurden in lange Frauenröcke gesteckt, die weit nachschleppten, und mit allerhand blanken Gegenständen behängt. Wenn dann aber alles gerüstet stand, war meist die Lust auch verraucht. Es fehlten nun doch Handlung und Worte. Irgend etwas auswendig zu lernen, fiel uns gleichwohl gar nicht ein. Da wir viel Unordnung verursachten, hatten die Dienstmädchen mit uns ihre liebe Not.

Etwas in dialogischer Form aufzuschreiben, habe ich erst versucht, als ich auf der Quarta und Tertia des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg saß, und zwar reizten mich zuerst Märchen zur Dramatisierung, später griechische und römische Geschichten. Aus den Märchen suchte ich diejenigen heraus, in denen möglichst viel geschah, was sich etwa auf einem Theater würde darstellen lassen. Ich dachte mich immer zugleich als den Regisseur und Maschinisten und meinte mir, wenn ich die Mittel der Bühne hätte, nicht zu viel zuzumuten. Diese kleinen Komödien wurden meist in Knüttelversen abgefaßt. Für die Historien aber wählte ich unter dem Einfluß Körners und Schillers natürlich den ungereimten fünffüßigen Jambus, in dessen Gebrauch ich bald eine ziemliche Übung erhielt. Von dramatischer Erfindung war kaum die Rede; die geschichtlichen Stoffe, stets heroischen Charakters, wurden nackt übernommen und nur scenisch eingeteilt, wobei einige Verwandlungen mehr oder weniger keine Skrupel verursachten. Doch fehlte nicht ein instinktives Gefühl für dramatische Ökonomie und den theatralischen Effekt. Das Beste freilich mußten pathetische Reden des tugendhaften und gegen alle Versuchungen siegreichen Helden leisten, der die Vaterstadt rettete oder ihren Fall

nicht überlebte. Ich hatte mit der Zeit ein ziemlich starkes Buch zusammengeheftet und deklamierte gern daraus, wenn man mich anhören wollte, allenfalls auch in der Kinderstube und Küche. Es hat sich davon aber glücklicherweise nichts erhalten.

Längst hatte ich dem Königsberger Stadttheater wieder meinen Antrittsbesuch abgestattet. Nicht mehr ein weinerliches Jüngelchen, das sich ängstlich an den Rock der Mutter hing, sondern ein in der Pillauer Seeluft gekräftigter, ziemlich stämmiger, wenn auch noch immer nicht dreister Bursche war ich eines Sonntags ganz allein dorthin von Hause entlassen worden. Auf dem Zettel stand „Pretiosa“, ein Stück, das meine Mutter mir oft genug in Kürze vorgeführt hatte und das ich mir als den Inbegriff alles Schönen denken durfte. Der billigste Platz im Theater war die dritte Galerie nach hinten, „Olymp“ oder auch „Butterloge“ genannt. Meinem Vater war es wahrscheinlich nicht einmal eingefallen, daß ein Junge von meinem Alter dem Kunstgenuß für teuereres Geld frönen könne; er hatte mich mit fünf Silbergroschen ausgestattet, wovon vier auf das Billet zu verwenden waren, einer in Kuchen angelegt werden durfte. Obgleich ich mich aber schon eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung an der Kasse meldete, fand ich doch oben schon nicht nur die zwei Reihen Holzbänke vollständig besetzt, sondern auch den Raum zwischen ihnen und der Wand, durch welche Eingangsthür ich mich auch nähern wollte, mit stehenden Zuschauern erfüllt, über die hinwegzusehen mir meine geringe Länge nicht erlaubte, und zwischen denen durchzubrechen eine ganz andere Kraft erforderlich gewesen wäre, als die meine, da jeder, Männlein und Weiblein, seinen Platz rücksichtslos zu verteidigen entschlossen war. Da stand ich nun hinter dieser Phalanx von breiten Rücken und spitzen Ellenbogen in der Nähe der Thür, von Nachdrängenden eingeengt, und konnte nicht einmal den Kronleuchter sehen, viel weniger die Bühne tief darunter. Ich hörte sprechen und singen; wie ich aber auch den Kopf nach rechts und links beugte, kein Guckloch wollte sich öffnen, durch das sich die Herrlichkeiten erspähen ließen. So genoß ich den ersten Akt, gestoßen, gequetscht, auf die Füße getreten. Im zweiten erbarmte sich meiner eine gute Frau und erlaubte mir, auf eine Bank zu treten, die sie sich mit andern zu ihr gehörigen Personen für einen Leihgroschen erstanden hatte, um dicht an der Wand aufstehen und über die Köpfe hinwegschauen zu können. Freilich war sie schon so besetzt, daß ich nur noch für einen Fuß Raum fand und mich gegen die Wand mit der Schulter stemmen mußte, um nicht sofort wieder hinabzufallen. Aber ich war nun doch groß genug, meine Vordermänner zu überragen. Ah —! welche Wunderwelt erschloß sich meinem staunenden Auge. Ich hätte lieber ohnmächtig zusammenbrechen als freiwillig wieder in das aussichtslose Dunkel hinabsteigen mögen. So balancierte ich denn bis zum Schluß des Stückes auf den wenigen Quadratzollen festen Bodens und lahmte dann sehr beglückt nach Hause, wo ich den Eltern ganz verstört erschien. Lange noch wirkte dieses Schauspiel in mir nach; es steht mir noch jetzt nach so vielen Jahren lebendig vor Augen. Wohl nie später habe ich, auf bequemem Sessel sitzend, einen so starken theatralischen Eindruck gehabt.

Nun wiederholte ich den Theaterbesuch, so oft sich die vier Silbergroschen erbitten ließen, sah mich aber vor, rechtzeitig einzutreffen, um wo möglich noch einen Sitzplatz zu erhaschen. Ich sah nach und nach sämtliche klassische Stücke, die damals auch ohne berühmte Gäste noch häufiger gegeben wurden, viele mehrmals. Die Schillerschen konnte ich mit vierzehn Jahren halb auswendig, in Shakespeare war ich wohlbewandert. Laut zu lesen und die schauspielerische Recitation im Charakter der Rollen nachzuahmen, war mir ein Hochgenuß.

Anfänglich wurde meine eigene Produktionslust durch den Theaterbesuch genährt. Dann machte sich ein Stocken bemerkbar, wahrscheinlich weil strengere Selbstkritik die Unzulänglichkeit solchen Nachschaffens allzubeschämend außer Zweifel stellte. Auch hatte ich mit Kameraden Freundschaft geschlossen, deren Neigungen sich in ganz anderer Richtung äußerten. Wir nahmen uns wohl einmal bei unseren sonntäglichen Zusammenkünften auch vor, eine Komödie zu schreiben, legten ein Blatt Papier vor uns hin und saßen eine Stunde darüber gebückt, auf einen Einfall wartend. Aber wir brachten natürlich nichts zu stande, und auch meine Aufzeichnungen wurden sogleich als schwächliche Reminiscenzen erkannt. So unterblieb dieses Spiel. Es kam eine Zeit, in der ich mich, angeregt durch Geibel, Freiligrath, Chamisso, in lyrischen Dichtungen versuchte. Das Komödienspielen aber blieb immer eine Lieblingsbeschäftigung, zu der nun auch die Freundinnen meiner Schwester herangezogen wurden. Es genügten uns bald nicht mehr Kleinigkeiten wie Körners „Der Vetter aus Bremen“ oder „Der Nachtwächter“, wir machten uns an mehraktige Stücke. So erinnere ich mich, daß wir Kotzebues „Der Wirrwarr“ und sogar — Lessings „Minna von Barnhelm“ aufführten. In letzterem gab ich den Wirt und erntete viel Beifall im Familienkreise. Zwischenein wandelte mich auch einmal die Lust an, aus einem der damals vielgelesenen Cooperschen Lederstrumpf-Romane ein Schauspiel herauszuschneiden, dessen Mittelpunkt die Belagerung eines mitten in einem See erbauten Blockhauses durch Indianer war. Es wurden dazu die Coulissen gemalt, auch einige Kostüme angefertigt; die Aufführung unterblieb aber, da sich die scenischen Schwierigkeiten doch zu sehr häuften.

Das Interesse für die nordamerikanischen Freistaaten wurde bald in noch ganz anderer Weise in mir erweckt. Mein Vater trug sich längere Zeit mit dem wunderlichen Gedanken, dorthin auszuwandern, und ich, der ich schon in früher Jugend bei den Eltern eine Vertrauensstellung genoß, war steter Zeuge der unter ihnen über diesen Punkt gepflogenen Unterhaltungen. Ich darf den Gedanken wunderlich nennen, denn mein Vater hatte weder irgend welche Kenntnis von der Landwirtschaft, noch von einem industriellen Betrieb und es fehlte ihm auch an allen Mitteln, drüben seinen und seiner Familie Bedürfnissen entsprechend etwas anzufangen. Er war Jurist, preußischer Beamter, zur Zeit Oberlandesgerichtsrat, und hatte sein Leben lang nur mit der Feder gearbeitet. Was ihn in diese Richtung trieb, war die verzweifelte Einsicht, daß er hier nie auf einen grünen Zweig kommen könne, da sein Gehalt — ein Oberlandesgerichtsrat fing damals mit 800 Thalern an und stieg sehr langsam auf — absolut nicht ausreichte, auch bei größter Sparsamkeit und den allerbescheidensten Ansprüchen ans Leben eine standesgemäße Existenz zu schaffen, Nebenverdienst aber ausge-

schlossen war. Er geriet in Schulden und überzeugte sich mehr und mehr von der Unmöglichkeit, sie abstoßen zu können. Seine ganze Hoffnung war auf einen Lotteriegewinn gerichtet, aus dem dann wohl auch die Kosten der Überfahrt und der Ankauf drüben berichtigt werden sollten. Auf so schwachen Fundamenten dieses Gebäude stand, so beschäftigte er sich doch sehr energisch mit dem vorbereitenden Ausbau, indem er Englisch lernte und praktische Handbücher für Auswanderer studierte, spezielle Rechnungen aufstellte und sogar Pläne für die erste Ansiedelung, ich weiß nicht mehr in welchem westlichen Staat, entwarf. Meine gute Mutter half mit ihrer lebhaften Phantasie nach, und ich war stets ein eifriger und begeisterter Zuhörer, dem nur die Ausführung des abenteuerlichen Unternehmens nicht rasch genug ging.

Ich schaffte nun auch selbst zusammen, was ich von litterarischen Werken über Nordamerika erhalten konnte, und fand an der Geschichte dieses Landes, besonders dem Freiheitskampf großes Gefallen. Georg Washington wurde mir mehr und mehr das Ideal eines heldenhaften Republikaners, den auf die Bühne zu stellen mir eine lockende Aufgabe schien. In dieser Zeit wurde das Schauspiel „Washington oder der Sieg der Freiheit“ geplant und rasch ausgeführt.

Ich habe das Stück auf der Schule mehrmals umgearbeitet, ohne es doch zu meiner eigenen Befriedigung recht fertig bringen zu können. Dann kam es mir gleichsam in Vergessenheit. Der nähere Umgang mit einem etwas älteren Schulkameraden, der ein eifriges Mitglied der von Rupp gegründeten freien Gemeinde war, zog mich in Kreise, in denen die religiöse Frage lebhaft diskutiert wurde. Ich nahm daran den wärmsten Anteil und schaute nach meiner Art gleich wieder aus, wo sich in der Geschichte ein Held finden ließe, der für die Freiheit seiner religiösen Überzeugung stritt und litt und sich zudem dramatisch verwerten ließ. Ich meinte ihn in Johann Huß gefunden zu haben. Ehe ich mich jedoch an diese neue Arbeit wagen durfte, mußte ich das Abiturientenexamen hinter mir haben. Michaeli 1850 wurde ich akademischer Bürger und beschloß Geschichte, auf der Schule mein Lieblingsfach, zu studieren. So hatte ich denn auch ein Kolleg bei dem alten Professor Drumann, dem berühmten Verfasser der Diadochengeschichte, angenommen und allerdings wenig Freude daran gehabt, da er lediglich sein Heft diktierte. Nun faßte ich mir ein Herz, trat an ihn heran und bat ihn, mir Quellenwerke über Johann Huß zu nennen, die ich von der Königlichen Bibliothek beziehen könnte. Über Johann Huß — das schien ihm gar kein recht faßliches Thema für die Arbeit eines jungen Studenten zu sein. Recht verdrießlich und immer verdrießlicher, da ich nicht mit der Sprache herauswollte, fragte er mich wie ein richtiger Professor aus, welchen historischen Abschnitt ich denn eigentlich in Betracht ziehen und in welcher Richtung ich mit meiner Forschung vorgehen wollte. Ich betonte immer seine Lebensgeschichte, und er begriff nicht, was die mich sonderlich angehen könne. Es blieb mir endlich nichts übrig, als ihm zu sagen, daß ich ein Drama schreiben wolle. Den Blick äußerster Geringschätzung, mit dem er mich nun maß, werde ich nie vergessen. Er schien zu überlegen, ob er mich überhaupt noch einer Antwort würdigen solle. Dann warf er mir ein paar Büchertitel hin, und ich machte mich eiligst davon. Weshalb ich später Jurist wurde, gehört nicht hieher; aber diese Begegnung mit Professor Drumann wirkte jedenfalls mit, meine Begeisterung für das Studium der Geschichte erkalten zu lassen.

Die Vorarbeiten zu meinem Drama betrieb ich aber mit allem Eifer. Bald war auch das Scenarium entworfen und der erste Akt geschrieben, der sich aus dem geschichtlichen Stoff ziemlich von selbst ergab. Huß, der die Kirche angegriffen hatte, wurde zur Verantwortung nach Konstanz berufen; seine Anhänger warnten ihn, sich von dem heimischen Boden, seinem festesten Halt, zu trennen; er sprach es als seine Pflicht aus, ohne Menschenfurcht die Wahrheit bekennen zu müssen; ein tapferer Ritter versicherte ihn seines Schutzes; sein treuer Schüler, Hieronymus von Prag, entschloß sich ihn zu begleiten, das Schicksal des teueren Lehrers vorahnend. Nun aber, in Konstanz selbst, häuften sich rasch die Schwierigkeiten. Der dogmatische Streit erwies sich als unbrauchbar, der Kampf gegen die kirchlichen Mißbräuche als nicht viel verwendbar. Das weibliche Element war allzuspärlich vertreten, die Fabel, die erst das Drama ergeben konnte, fehlte. So reihten sich wohl Scenen aneinander, sie enthielten aber im wesentlichen nur kulturhistorische Bilder, die Charakteristik einzelner Gruppen des Konzils, und führten keinen rechten Fortschritt der Handlung herbei. Die Arbeit kam ins Stocken. Ich habe später und bis in die letzte Zeit Gelegenheit gehabt, Hunderte von historischen Erstlingsarbeiten durchzusehen, und immer wieder den Irrtum angetroffen, in dem ich damals selbst steckte: daß es schon genüge, ein interessantes Stück Geschichte zu dramatisieren, um ein historisches Drama zu gewinnen. Auch ein historisches Drama muß erfunden werden. Ich suchte nun nachträglich eine Fabel einzufügen, konnte aber im wesentlichen nur Hieronymus von Prag zum Träger derselben machen. Ich merkte deshalb auch bald, daß das eigentliche Interesse auf ihn überging, gerade weil seine Standhaftigkeit ins Schwanken kam, die menschliche Schwäche ihn übermannte. So gehörte ihm denn auch der letzte Akt, was den Schwerpunkt vollends verschob. Diese Bedenken stellte ich mir schon damals entgegen, und sie wirkten oft so stark, daß ich die Arbeit von Zeit zu Zeit immer wieder liegen ließ. Endlich wurde sie aber doch fertig gebracht. Mein Vater nahm ungewöhnlichen Anteil daran, nur fand er in der Form viel zu tadeln. Der Dialog war zu breit geraten, der fünffüßige Jambus an manchen Stellen holperig, der Ausdruck oft unkorrekt, der Gedanke nicht zur Klarheit gebracht. Er gab sich nun die unendliche Mühe, Zeile nach Zeile mit mir durchzugehen. Oft bis in die späte Nacht hinein brüteten wir über dem Manuskript, die Unebenheiten zu beseitigen und die Form auszuglätten. Ich bin ihm noch heut dankbar dafür, denn ich lernte durch ihn, was es heißen, ein Gedicht auszufeilen. Seitdem habe ich meine ersten Niederschriften stets mit großem Mißtrauen behandelt.

Mein Vater ließ das Stück darauf schön abschreiben. Ich sah mich zum erstenmal, wenn auch nicht im Druck, so doch in einer Kopie von fremder Hand. Meine Absicht war gewesen, dasselbe einem Verleger anzubieten, aber es fehlte mir immer der Mut. Eine Zurückweisung wäre mir sehr unangenehm gewesen; sie hätte mir, wie ich damals darüber dachte, den Beweis geführt, daß mein Drama nichts taugte. In meinem Innersten freilich war

ich, trotz aller darauf verwendeten Mühe, weit mehr geneigt, an meinem Werke zu zweifeln, als mir von ihm Erfolg zu versprechen; dieser Zustand des Zweifelns schien aber noch immer erträglicher als die unabweisliche Einsicht der Selbsttäuschung. An eine Bühne wagte ich nun schon gar nicht, nicht einmal an die in meiner Vaterstadt. So blieb das Stück liegen.

Als ich im Sommer 1854 zum erstenmal nach Berlin reiste — bis dahin gab es für uns keine Eisenbahn — nahm ich es freilich mit. Ich hatte mir eingeredet, es würde sich besser bei mündlicher Rücksprache anbringen lassen. Aber zu wem gehen? Ich hatte keine Empfehlung, nicht einmal eine Adresse. So trug ich nun das Manuskript einigemale in der Tasche herum, immer etwas zaghaft nach den buchhändlerischen Firmenschildern ausspähend. Endlich entschloß ich mich doch, in der Wilhelmstraße in ein Geschäftslokal hineinzugehen und zu fragen, ob ich den Inhaber sprechen könne. Ich befand mich in einem langen und schmalen Saale, in dem Pult an Pult, wie es mir vorkam, in endloser Reihe stand. Ganz am Ende sollte der Herr seinen Platz haben. Es war mir zu Mut, als ob ich Spießruten laufen müßte; denn es verstand sich ja von selbst, daß jeder der vielen Herren wußte, ich sei ein junger, sein erstes Manuskript anbietender Autor, und höhnisch hinter mir dreinschauen würde, wenn ich unverrichteter Sache die Gasse wieder zurück durchlaufen müßte. Ich war aber nun einmal so weit und mußte weiter. Und ich erreichte auch wirklich den Herrn Verleger an seinem Stehpult, erzählte ihm, daß ich ein Drama Johannes Huß geschrieben hätte, und fragte etwas schüchtern, ob er dasselbe nicht in Verlag nehmen wolle. Er lächelte ganz freundlich — wahrscheinlich über meine Verlegenheit — und antwortete in höflicher Form, es thue ihm leid, ablehnen zu müssen: er beschäftige sich mit dergleichen Artikeln gar nicht. Das beruhigte mich sehr; er lehnte nicht mein Drama, sondern das Drama überhaupt ab — dagegen war ja gar nichts zu sagen. Ich meinte denn auch nur noch, es würde unter solchen Umständen wohl gar nichts nützen, wenn ich das Manuskript zur Durchsicht zurückließe. Seine Verbeugung schien andeuten zu sollen, daß er ganz meiner Ansicht sei. Ich verbeugte mich ebenfalls und ging. Das Buch war gar nicht aus meiner Tasche gekommen. In fünf Minuten war ich wieder auf der Straße, um eine große Erfahrung reicher. Das mündliche Angebot versprach so wenig als das schriftliche. Ich meinte nun, es könnte mir nichts nützen, mich noch zehnmal in der gleichen Weise höflich abweisen zu lassen, beschloß also, es sollte bei diesem Versuch sein Bewenden haben, und hielt mir Wort, was mir auch gar nicht schwer wurde. Das Manuskript habe ich später einmal verliehen und nicht wiederbekommen.

Wie schon gesagt, ich hatte damals zu meinem Huß gar kein großes Vertrauen mehr, desto größeres freilich zu einem anderen Drama, das im Frühjahr desselben Jahres im ersten Entwurf fertig geworden war. Es nahm zu seinem Helden den jugendlichen Kaiser Otto III., völlig unbekümmert darum, daß schon zwanzig oder mehr Ottone vorher vergeblich einen Platz im Repertoir der deutschen Bühne erstrebt hatten. Dieser historische Stoff ist einer der anziehendsten für junge dramatische Autoren, und das erklärt sich aus ihm selbst leicht. Gerade die politische Unreife dieses kaiserlichen Jünglings, der den phantastischen Plan, das römische Weltreich wieder aufzurichten, Rom seinen alten Glanz wiederzugeben, mit leidenschaftlichem Eifer zu seinem Verderben verfolgt, bietet der dichterischen Vorstellungskraft eine Fülle von Nebelbildern übergewöhnlicher Größe, aus denen für die Bühne brauchbare Gestalten zu verdichten wohl lockend erscheinen kann. Der Stoff enthält aber in der That auch einige sehr starke dramatische Momente, wenn die Sage zu Hilfe genommen wird. Da steht dann weit im Vordergrunde die Witwe des durch den jungen Kaiser zum Tode verurteilten und wirklich hingerichteten Crescentius. In meinem Drama ist die Exposition dadurch gegeben, daß sie im Lager vor der Stadt erscheint, den Kaiser um die Erlaubnis zu bitten, die Leiche ihres Gemahls an geweihter Stätte begraben zu dürfen, eigentlich aber in der Absicht, ihm bei Gelegenheit des Fußfalls den Dolch ins Herz zu stoßen. Der Anblick des schönen Jünglings, seine edle Haltung und seine Schwärmerei für Rom entwaffnen sie aber. Otto, von heftiger Leidenschaft für sie entflammt, verzeiht ihr und erklärt Rom in diesem Weibe erobert. Wie er sich hier unbedacht seiner Todfeindin vertraut, so verletzt er bald darauf seinen treuesten Freund, Herzog Heinrich von Baiern, durch schroffe Zurückweisung der deutschen Ansprüche und beraubt sich seines Schutzes. Die Römer, denen er sich ganz verblendet völlig hingegeben, verraten ihn, und nun beweist in großmütiger Weise Heinrich im Augenblick höchster Not seine Treue, indem er ihn mit seinen tapferen Mannen aus der Schar der Aufständischen heraushaut, ohne freilich dafür Dank zu ernten. Im letzten Akt erkennt der Kaiser seine unzeitige Schwäche gegen Rom, ermannt sich noch einmal und befiehlt den Angriff, erliegt nun aber dem Gift der Crescentia, von deren Einfluß er sich befreit hatte und die sich dafür rächte. Ich halte den Aufbau des Stückes noch heute, wo ich ganz unbefangen darüber zu urteilen vermag, für wohl geglückt, wie groß auch sonst seine Fehler sein mögen. Es wurde einige Jahre später in den „Unterhaltungen des litterarischen Kränzchens zu Königsberg" abgedruckt. Mein Honorar bestand in einer bestimmten Zahl von Separatabzügen, die ich nun zum großen Teil an Theater versendete. Natürlich erhielt ich, soweit ich mich erinnere, von keinem einzigen überhaupt eine Antwort. Erst viel später, als bereits eine Reihe anderer Stücke mit Glück über die Bühne gegangen war, wagte Direktor Woltersdorff in Königsberg auch eine Aufführung dieses Dramas. Es hatte mindestens einen Achtungserfolg, der wohl auch andere Theater hätte ermutigen können. Aber nur noch der alte Hoftheaterdirektor Schütze in Braunschweig hat sich seiner angenommen. Es nützte mir auch nichts, daß ich der Tragödie den Titel „Das Grab der Deutschen" gegeben und nur in Parenthese „Kaiser Otto III." beigesetzt hatte, um die geehrten Bühnenvorstände vertrausamer zu stimmen.

Doch ich bin weit voraus geeilt. Einige Zeit nach jener Berliner Reise beschäftigte mich auch noch ein anderes Sujet, das ebenfalls viel umworben worden ist. Ich sann damals viel um die Frage herum, wie wir Deutschen zu einem nationalen Drama gelangen könnten, und blickte zu diesem Zweck nach unserem nationalen Epos aus, das den Stoff hergeben mußte. Nun lag es am nächsten, das Nibelungenlied darauf hin zu prüfen, was es zu diesem

Sprüche.

Besser der Sperling in der Hand
Als die Taube auf dem Dache —?
Wird das Lebensweisheit genannt,
Ist sie zum Glück nicht Jedermanns Sache.

Wie du dich vorausbestimmst,
Mag Bedenken haben:
Wenn du einen Anlauf nimmst,
Spring' auf übern Graben.

Laß dich vor und ins Schlepptau nehmen;
Sicher bringen wir dich zum Hafen. —
Möchte mich aber doch bequemen
An dem eigenen Steuer zu schlafen.

Ernst Wichert.

Königsberg in Preußen.

Zweck bieten könne. Es schien mir bei genauester Betrachtung nur zwei wirklich dramatische Stoffe zu enthalten: Brunhild und Markgraf Rüdiger, beide zugleich echt tragisch. Die erstere war sicher für die moderne Bühne schwer verwertbar wegen des unserem Gefühl widerwärtigen Handels zwischen Gunther und Siegfried, welcher den Konflikt erzeugt. Auch fühlte ich mich der Leidenschaft nicht gewachsen, die aus einer Brunhild sprechen müßte. Dagegen zog mich der andere Stoff mächtig an. Er bot eine Handlung, die sich dramatisch abschließen ließ, und in ihrem Mittelpunkt stand ein Mann, der sein Heldentum in der Treue bewies und um sie den Tod litt. Seine tragische Verschuldung war, daß er in bester Absicht und reinster Gesinnung ahnungslos, welches Schicksal ihnen von der Herrin vorbedacht sei, den Freunden sein Wort verpfändet hatte, sie schützen zu wollen, es dann aber nicht halten konnte, weil eine ältere Pflicht, eine unverbrüchliche, den Kampf gegen sie forderte. Der Konflikt zwischen dem Freundschaftsgelöbnis und der Männertreue war ein rein menschlicher, bedurfte nur Voraussetzungen, die in der realen Welt beruhen konnten, und ließ sich im wesentlichen dialogisch zum Austrag bringen. Der Schwertkampf auf der Bühne, stets eine sehr bedenkliche Aktion, wurde entbehrlich, wenn die eigentliche Handlung in das Gemüt des Helden gelegt wurde, das ihm widerstrebte und endlich doch zustimmen mußte. So kam denn wirklich eine Tragödie in 5 Akten: „Markgraf Rüdiger von Bechelaren oder Mannentreue" zustande. Ehe ich sie aber einer Bühne anbot, wünschte ich das Gutachten eines Sachverständigen zu haben. Als solcher stand bei mir ein Landsmann, Ernst Kossack, in großem Ansehen, der damals von Berlin aus Artikel, auch über Theater, für die Königs-

berger Hauptzeitung schrieb. Ich schickte ihm das sauber kopierte Manuskript mit der Bitte um sein Urteil und — sah es niemals wieder. Ich habe auch nicht einmal eine Antwort erhalten. Der verehrte Herr mag wohl durch ähnliche Zusendungen allzuhäufig heimgesucht worden sein und Besseres zu thun gehabt haben, als Privatkritiken zu schreiben und Pakete zur Post zu befördern. Ich hab's auch bald eingesehen und nicht lange mit ihm gegrollt. Ein paar Jahre später, als mir das Stück wieder unter die Hände kam, ging mir ein Licht auf, daß die ersten vier Akte eigentlich nur Exposition seien und sich ganz entbehren ließen, der dramatische Stoff aber in einem einzigen Akt völlig zu erschöpfen sei. Ich schnitt demgemäß mein Drama unbarmherziger zusammen, als der schneidigste Regisseur dies übers Herz hätte bringen können, und ließ die kleine Tragödie in dem Ost- und Westpreußischen Musen-Almanach für 1858 abdrucken, wo sie nur 42 kleine Seiten füllt. Ich bin noch heute stolz auf sie, obgleich sie niemand kennt. Sie beginnt am Morgen nach der Schreckensnacht, in der Feuer an den Schlafsaal der Burgunden gelegt ist, auf dem Schloßhof mit einem Monolog Kriemhilds, die ihr Rachewerk vollbracht glaubt; da hört sie Volker innen sein Morgenlied singen; Hagen höhnt sie und König Etzel: Ihr lockt keinen mehr, von Siegfrieds Schwert die Gabe sich zu holen. Warum kämpft Rüdiger nicht für euch? Nun bitten die Brüder vergebens, selbst Giselher, den sie liebt und an Siegfrieds Tod unschuldig weiß. Sie verlangt von Etzel, daß er Rüdiger, seinen Dienstmann, zum Kampf aufrufe. Er weigert sich, da er weiß, daß der treue Mann mit den Burgunden Gastfreundschaft geschlossen und Giselher seine Tochter Dietlinde verlobt hat, giebt aber endlich doch ihren Bitten nach, weil er einsehen muß, daß die letzte Hoffnung des Sieges auf diesem einzigen steht. Nun erscheint Rüdiger mit seinen Mannen, um die Freunde vor weiterer Unbill zu schützen, wird aber von Etzel an seine Dienstpflicht erinnert und in den Kampf gegen sie geschickt. Er widersetzt sich diesem unheiligen und unmenschlichen Gebot, bleibt aber unerhört. König und Königin entfernen sich. Dietlinde sucht ihn auf, um zu erfahren, ob Giselher gerettet sei: Rüdiger sieht ein, daß er als des Königs Eigenmann die Freunde nicht schützen dürfe, glaubt aber auch nicht gezwungen zu sein, sie zu bekämpfen, wenn er dem König sein Lehn zurückgiebt und bettelarm auszieht; er geht, ihm diese Entscheidung zu bringen. Nun gesellt Kriemhild sich zu Dietlinde und wird von ihr um Gnade für die Brüder angegangen. Die Königin giebt zuletzt so weit nach, daß sie eine Sühne als Preis des Friedens fordern will. Zeigen sie sich willig, so sollen sie des Lebens sich erfreuen. Dietlinde holt Giselher zur Unterredung dieserhalb vom Saal. Nun fordert Kriemhild in Gegenwart Rüdigers, dessen Entsagung von Etzel verworfen ist, die Auslieferung Hagens, des Mörders Siegfrieds. Diese Bedingung glaubt Giselher verwerfen zu müssen. Von Dietlinde gedrängt giebt er die Entscheidung Rüdiger anheim, und dieser muß sie dahin treffen: Treu als Eigenmann hat er auch den Eid gehalten — drum Treue um Treue. Damit hat er aber auch sich selbst das Urteil gesprochen. Da die Königin fußfällig ihre Bitte wiederholt, ihm das schwere Unrecht vorhaltend, das sie erlitten, widersteht er nicht länger und geht für seine Mannenpflicht in den Tod. Ein Sterbender wird er aus dem Saal getragen. Es gelingt ihm, Giselher zu retten und mit Dietlinde zu vereinigen. Dietrich von Bern rächt ihn. — Eine Aufführung hat das kleine Drama noch nicht erlebt.

Zwischenein beschäftigte ich mich schon damals viel mit der Geschichte meiner engeren deutschen Heimat Ostpreußen, der älteren sowohl, als der neueren. Dabei kam mir denn auch Droysens Lebensgeschichte des Generals York in die Hände und interessierte mich so lebhaft, daß rasch der Plan zu einem vaterländischen Schauspiel fertig war, das ich „Unser General York" taufte. Es schildert die Erhebung Preußens nach der Konvention bei Tauroggen, die York, dem ebenso braven Soldaten als warmen Patrioten unter Umständen den Kopf kosten konnte, seinen Streit mit Stein, die Vermittelung Schöns und schließt mit dem Auszug der Freiwilligen nach dem Aufruf des Königs. Träger der dramatischen Fabel ist ein Student, der in der trübsten Zeit nach Rußland geht, um sich beim Yorkschen Corps als Gemeiner einstellen zu lassen, durch seine Tüchtigkeit rasch avanciert, mit seinem Onkel, einem französisch gesinnten und ängstlichen Kriegsrat, dessen Tochter er liebt, vorübergehend zerfällt, ihn aber wieder versöhnt und den neuen Ideen gewinnt, zuletzt aus den Studenten der Albertina ein Freicorps organisiert und dessen Führer wird. Studenten, Bürger, Soldaten spielen munter mit, allerhand eigene studentische und militärische Erinnerungen sind eingewebt. Es ist in der Dichtung ein frischer Zug und warmer Hauch der Begeisterung, doch liegt es im Stoff, daß die drei letzten Akte wie ein Nachspiel der beiden ersten erscheinen müssen, da hier der Held nur noch stehen bleibt und sich gegen Zumutungen wehrt, die mit seiner preußischen Soldatenehre nicht verträglich scheinen; auch fehlt ein befriedigender dramatischer Abschluß, weil der Zuschauer auf seine Kenntnisse der folgenden historischen Ereignisse angewiesen werden muß.

Wer weiß, ob ich mich nun endlich mit diesem Stück, das 1857 geschrieben ist, vorgewagt hätte, wenn mir nicht ein Zufall zu Hülfe gekommen wäre. Ich las es eines Abends im Hause meines Onkels, eines damals in Königsberg sehr geschätzten Rechtsanwalts (Bruders meiner Mutter) vor und erweckte eine überraschend starke Wirkung. Mein Onkel fragte, was ich damit nun anfangen wollte. Ich antwortete, das wüßte ich nicht; zur Aufführung scheine es mir wenig geeignet, und ein Verleger werde sich schwerlich seiner annehmen wollen. Die preußisch patriotische Stimmung, die in meinem Schauspiel lebendig war, hatte damals auf die Sympathie des Publikums nicht zu rechnen. Mein Onkel meinte, er könne mir vielleicht doch zu einem Verleger verhelfen. Er hatte nicht lange vorher für den Hofbuchhändler R. Decker in Berlin ein Rechtsgutachten verfaßt, das diesem nützlich gewesen war, kannte ihn auch persönlich und meinte deshalb auf seine Empfehlung bauen zu können. Er schickte das Manuskript ein, suchte mir auch ein Honorar auszuwirken. Bald darauf wurde ich benachrichtigt, daß mein Schauspiel angenommen sei, doch könne für die erste Auflage von 500 Exemplaren prinzipiell kein Honorar gezahlt werden: um meinen Wünschen aber entgegenzukommen, wolle der Verleger gleich die zweite ebensostarke Auflage drucken und mit einem kleinen Satz pro Bogen im voraus honorieren. Ich erhielt 56 Thaler 20 Gr. — meinen ersten schriftstellerischen Verdienst! Das Büchelchen erschien, recht hübsch ausgestattet und einem lieben Freunde zugeeignet, noch im Herbst desselben

Jahres und fand eine günstige Beurteilung in verschiedenen Blättern. So war ich nun auf einem wunderlichen Umwege ans Ziel gelangt: Das Rechtsgutachten eines Advokaten, der zufällig mein Onkel war, hatte mir zu einem Verleger verholfen. Die Bahn war endlich gebrochen; wenigstens bildete ich mir das damals in meiner ersten Autorfreude so ein.

Daran aber, das Stück an die Theater zu versenden, dachte ich doch nicht. Die wenigen Freiexemplare, die ich erhielt, waren ja auch bald an einige Respektpersonen und Freunde verausgabt. Ich hatte ungefähr zu derselben Zeit zwei kleine Lustspiele geschrieben, mit denen ich mir eher die Bühne meinte gewinnen zu können. Damals machte ich die Bekanntschaft des Regisseurs Reinhardt, der beim Königsberger Stadttheater engagiert war, und besuchte ihn von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung. Er war ein ebenso tüchtiger Schauspieler als liebenswürdiger Mensch und gewann rasch mein ganzes Vertrauen. Ich bat ihn, die kleinen Stücke zu lesen und mir offen sein Urteil zu sagen, das denn dahin ausfiel, die Arbeiten hätten noch bühnentechnische Mängel, wären aber nicht ganz von der Hand zu weisen; mit dem einen Lustspiel könnte man's allenfalls versuchen. Er versprach mir auch, darüber mit dem Direktor des Theaters, dem bekannten Arthur Woltersdorff, zu sprechen. Doch erhielt ich längere Zeit keine bestimmte Antwort. Eines Tages endlich ließ Woltersdorff mich zu sich bitten. Fortwährend auf- und abgehend, wie seine Gewohnheit war, sagte er mir, nach jedem dritten oder vierten Worte absetzend: „Sie haben da — ein paar kleine Lustspiele eingereicht, Verehrtester — lassen Sie doch den Quark — in der Schublade liegen — Sie haben ja viel was Besseres geschrieben — Ihren General York — habe das Buch gelesen — gleich in einem Strich durch — hat mir recht gut gefallen." Verwundert fragte ich ihn, ob er das Stück aufführen wolle. Er schluckte. „Ennä —! man könnt's einmal — mit dem Ding versuchen — verspreche mir nicht gerade — einen Bumserfolg davon — ist aber immer für Sie — ein guter Anfang, Verehrtester — bin bereit, Ihnen — 5 Perzent Tantieme zu zahlen — soll auch noch etwas — dazu gemalt werden." Wer war glücklicher als ich? Mein Schauspiel angenommen, ohne auch nur eingereicht zu sein, die Aufführung in naher Aussicht, Tantieme —! Und was nicht am geringsten wog: die Erlaubnis, jederzeit das Theater unentgeltlich besuchen zu dürfen.

Woltersdorf hielt Wort. Die Rollen wurden ausgeschrieben und verteilt, die Proben angesetzt. Ich durfte denselben beiwohnen, was mir freilich mehr Mißbehagen als Vergnügen bereitete. Denn bis zur letzten holte sich jeder Mitspieler seinen Part aus dem Souffleurkasten und die Hauptthätigkeit des Regisseurs bestand darin, Stellungen anzugeben und Abgänge nach rechts, links oder durch die Mitte zu bestimmen. Man sprach mit leiser Stimme, „deutete nur an". Bei der Aufführung werde sich's ganz anders machen. Die einzigen Fragen, die an mich gerichtet wurden, bezogen sich auf das Kostüm, wobei sich dann aber herausstellte, daß die Theatergarderobe für die in Rede stehende Zeit höchst armselig ausgestattet war. Am 2. März 1858 fand die Aufführung statt. Das Haus war gut besetzt und nahm an der Aktion von Anfang an recht lebhaften Anteil. Die Darsteller wurden nach den Aktschlüssen gerufen, auch wohl auf offener Scene beklatscht. Das Publikum zeigte sich im ganzen gutmütig. Ich sah aus einem Versteck nahe der Bühne zu, manchmal mit großem Herzklopfen, wenn Stockungen zu entstehen drohten oder meine Sätze eine ganz andere Form erhielten. Der Freiherr von Stein trug im Zimmer beständig einen Pelz, wahrscheinlich weil er aus Rußland kam, und Präsident Schön sah aus wie einer von den Vettern aus Bremen als Schulmeister. Zuletzt gestaltete sich der Auszug der Freiwilligen ziemlich dürftig, fand aber auch Beifall, und ich wurde hervorgerufen. Der Erfolg sei „sehr anständig" gewesen, versicherte Woltersdorf. Ich hielt ihn an diesem Abend natürlich für viel bedeutender. Aber er behielt recht oder wollte recht behalten. Wahrscheinlich anderer Dispositionen wegen ließ er die Wiederholung ganz schnell — irre ich nicht, schon am nächsten Tage — folgen, der Kassenrapport lautete nicht günstig und das Schauspiel „Unser General York" verschwand vom Repertoire. Tantieme — 14 Thaler 5 Silbergroschen!

So weit meine dramatischen Anfänge. Sie mögen manchen unserer jungen Autoren trösten, wenn es ihm so schwer gelingt, sein erstes Stück auf die Bühne zu bringen. Und von dem „sehr anständigen" bis zum „durchschlagenden" Erfolge — wie weit ist's da meist noch!

Ernst Wichert.

Von E. Krause.

„Von der deutschen Nordostmark", so lautet der Gesamttitel einer der inhaltreichsten neueren Novellensammlungen von Ernst Wichert, und unter diesem Gesamttitel könnte man auch sein ganzes litterarisches Sein und Schaffen vom Ende der fünfziger Jahre bis auf diesen Tag zusammenfassen, denn so fest und stetig, wie kaum ein zweiter deutscher Dichter der Gegenwart, ist Wichert mit dem physischen und geistigen Nährboden seines engeren Vaterlandes verwachsen.

Ostpreußen, der nördlichste Gipfel der deutschen Ostmark, Ostpreußen mit seinen Littauen und Masuren — ein vielgeschmähter und wenig gekannter Landstrich! Das Meer und Rußland sind seine rauhen Nachbarn, säumig und wetterwendisch ist sein Frühling, kurz und launenhaft sein Sommer, sein Herbst von den grauen Nebeln des großen Wassers umdüstert, sein kalter Winter lang und sonnenlos. In unabmeßbarer Ebene streckt sich das Land nach allen Himmelsrichtungen aus, und wer es zu Fuße durchwandern wollte, würde, wenn er seine Reiseroute darauf anlegte, halbe Tage lang die schweigende Einsamkeit zur Begleiterin haben können. Aber wessen Sinn empfänglich ist für die Stimmen und Farben der Natur, der wird sich auch dem eigentümlichen Zauber, den dieser friedsame stille Landschaftscharakter ausströmt, auf die Länge nicht ganz zu entziehen vermögen, wenn die Glutsonne des Hochsommers über den sanft wogenden

reifen Getreidefeldern und den weiten Wiesenflächen mit ihrem bunten Blumenschmuck brütet; wenn abends der Vollmond hinter dem schwarzen Waldsaum am Horizonte auftaucht und das träumende Land in silberglänzende Lichtschleier hüllt, oder wenn der Winterschnee seine Decke darüber ausbreitet, weit und weich funkelnd, wie über ein in Zauberschlaf versunkenes Märchenreich. Und dann das Meer mit seinen grauen Dünen, seinen wild zerklüfteten, dunkelbewaldeten Uferschluchten und den kräftigen Atemzügen seines zu Lande rollenden Wogenschwalls. Und das wollereiche Masuren mit seinen ausgedehnten, schimmernden Seeflächen und dem geheimnisvollen Dunkel seiner Urwälder, in denen noch der Geist der alten Preußengötter zu hausen scheint; und die idyllischen Weiler, die stattlichen Dörfer und Marktflecken des Flachlandes — all das birgt nichts Großartiges, nichts Wunderbares in sich, aber Lieblichkeit und Kraft, Unschuld und wohlige Ruhe wehen uns daraus entgegen und wecken die vertrauliche Empfindung der Heimatlichkeit. Und tüchtig ohne bestechenden Glanz, kräftig in freier, wohl auch rauher Natürlichkeit, wie das Land, ist der Menschenschlag, der es bewohnt. Seine Kulturentwicklung ist ihm nicht leicht geworden, und nicht leicht ist ihm der Tag, den er lebt, denn das Land, aus dem er sein Dasein schöpft, giebt ihm auch das Kleinste nicht ohne hartes Ringen her, und die weltferne Abgeschiedenheit des Landes zwingt ihn, auf sich selbst zu stehen und auf nichts anderes zu bauen, als auf seinen Arm, seine Klugheit und seinen Halt. Und in sich gefestigt, giebt der Ostpreuße sich auch fest nach außen. Man darf ihm vertrauen, sein Wort gilt als Wort, und unter Männern der besten Art wird er sich stets als ganzer Mann bewähren, und zwar als ein Mann, der ohne Überfluß an Geschmeidigkeit und schmeichlerischen Umgangskünsten mehr Herz hat, als er merken läßt, ja manchmal mehr, als er selber weiß.

In dieser frischen, klaren, den Geist und Willen stählenden Atmosphäre ist das bedeutendste dichterische Talent, welches die „deutsche Ostmark" seit Jahrzehnten gezeitigt hat, erstanden, emporgewachsen und heimisch geblieben. Ernst Wichert wurde am 11. März 1831 in der ostpreußischen Provinzialstadt Insterburg als der erste Sohn des damaligen Oberlandesgerichtsassessors Ernst Wichert geboren, der 1869 als Kreisgerichtsdirektor in Braunsberg starb. Den Elementarunterricht erhielt der Knabe in Königsberg, verbrachte hierauf drei frohe Kinderjahre in dem Königsberger Vorhafen Pillau und kam dann auf das Gymnasium nach Königsberg. Von seinen damaligen Lehrern hat nur derjenige der deutschen Sprache, der bekannte Litterarhistoriker Prof. Dr. Leo Cholevius einen erheblichen Einfluß auf ihn gewonnen. Im Oktober 1850 bezog Wichert die Königsberger Universität; über seine dichterischen und wissenschaftlichen Studien während jener Lehrjahre hat er im vorstehenden Aufsatz selbst das Wort ergriffen. Im Sommer 1858 absolvierte er in Berlin sein Staatsexamen, erhielt jedoch erst im Herbst 1859 ein Commissorium in Memel und dann im Sommer 1860 in dem littauischen Flecken Prökuls seine erste richterliche Anstellung. Die Fahrt in diese idyllische Verbannung war zugleich seine — Hochzeitsreise. — Von diesen kleinen Anfängen führte der Lebenslauf des hochbegabten Mannes schnell empor. Im Jahre 1863 wurde Wichert an das Stadtgericht Königsberg versetzt, 1879 zum Oberlandesgerichtsrat ernannt. Immer ist er seiner zweiten Vaterstadt treu geblieben, und trotz häufiger Reisen fand sein schaffender Geist doch nirgends so erquickliche Erholung, wie auf den Sanddünen und in den Nadelwäldern ihres Strandes. Seit bald zehn Jahren gehört Ernst Wichert zu den regelmäßigen Sommergästen des idyllischen kleinen Ostseebades Rauschen. Der Winter aber findet ihn rüstig am Werk der strengen Justitia und der holden Muse, der beiden Schutzgöttinnen seines Lebens, zu denen sich die gute Fee des häuslichen Herdes gesellt.

Des Dichters Lebensgeschichte sind seine Werke, und wenn man Ernst Wicherts Annalen durchblättert, staunt man über die Fülle und freut sich über den Gehalt der Blätter, auf denen sein Anteil an der zeitgenössischen Litteratur verzeichnet steht. Ein Vielschreiber ist Wichert bei aller Regsamkeit seiner Produktionskraft nie gewesen; was seine Rede beflügelte, war der lebendige Trieb des Schaffens und ein eingeborenes und konsequent geübtes Arbeitstalent. Er ist vom Drama ausgegangen und trotz manchen Enttäuschungen, wie sie keinem Bühnendichter erspart bleiben, immer wieder zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt. Seit 1858 hat er mehr als dreißig große und kleinere Bühnenstücke (darunter auch mehrere Operntexte) verfaßt, von denen viele an namhaften Theatern mit Erfolg zur Aufführung gelangt sind. Wir nennen nur die aus der preußischen Heiden- und Ritterzeit genommene Tragödie „Der Withnig von Samland", das Schauspiel „Licht und Schatten" (interessant durch seine Tendenz, „die unchristliche Verfolgungssucht innerhalb der protestantischen Kirche gegen alles freie Denken und Lehren" zu enthüllen), das mit Otto Ludwigs „Erbförster" stofflich verwandte Volksschauspiel „Mit Wind und Wasser", die historischen Trauerspiele „Moritz von Sachsen" und „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister", ferner das bei der Wiener Konkurrenz 1868 durch einen Preis ausgezeichnete Lustspiel „Der Narr des Glücks," das Lustspiel „Biegen oder Brechen", dann den Haupttreffer des Wichertschen Lustspielhumors, den allgemein bekannten und beliebten „Schritt vom Wege", die Lustspiele „Die Realisten", „Der Freund des Fürsten", „Der Sekretär", die Schauspiele „Die Fabrik zu Niederbronn," „Peter Munk" und Wicherts jüngstes Drama „Geschieden", welches ein tief gegriffenes und anziehendes Problem aus dem Gesellschaftsleben behandelt.

Wie sich schon aus dieser unvollständigen Aufzählung ersehen läßt, war Wicherts Begabung ursprünglich auf das große Drama gerichtet. Die Rätsel der allgemeinen Weltordnung, die Gegensätze der Zeiten, wie sie sich in der Geschichte spiegeln, die großen Fragen des Rechts zogen seinen jugendlichen Geist lebhaft an, und mehr als ein bedeutender Wurf ist seinem Talente auf diesem Gebiete gelungen. Allein er hatte hier, wie so mancher tief angelegte Genosse, mit der Ungunst der Zeitrichtung zu kämpfen und es blieb ihm, wenn er nicht auf den Kontakt mit dem Publikum verzichten wollte, keine andere Wahl, als zu bescheideneren Sphären hinabzusteigen, und er that es, ohne daß er sich und seine dichterische Würde dabei aufgab. Auch entsprach es seiner Natur im Grunde weniger, mit pathetischem Schwunge zu erschüttern und fortzureißen, in die dunkelsten Tiefen der Menschenbrust hinab- und zu den lichtesten Höhen der Begeisterung emporzusteigen, als den Hörer ernst zu ergreifen, mit ein-

dringlicher Beredsamkeit zum Herzen zu sprechen, die Gemüter vor die oft verworrenen, aber doch lösbaren Konflikte des Alltagslebens zu führen und sie nachdenklich angeregt, doch versöhnt zu entlassen. Nichts liegt ihm ferner, als das Sensationelle, das ungesund Raffinierte, das phantastisch Verschwommene und Überspannte. Aber hier offenbart sich uns auch die Grenze seiner Individualität, die namentlich dem tragischen Triebe in seiner Dichterbrust zur ehernen Schranke wird. Es fehlt seinem Talente die verwandtschaftliche Berührung mit dem Dämon, dessen Flammenfackel die höchsten und die verderblichsten Leidenschaften entzündet und der der Hausgott der Tragödie ist. Er wagt in manchem entscheidenden Falle weniger, als der Dichter, der seinen Stoff aus den Abgründen des Lebens schöpft, wagen darf und muß, und seine Natur neigt sich auch da dem sittlichen Ausgleich zu, wo das Gesetz der tragischen Moral gebieterisch den Bruch verlangt. Dem Lustspieldichter aber, den wir in Wichert schätzen, erweist sich diese gemäßigte Weltanschauung, die wohl auch durch allerpersönlichste Verhältnisse und Anschauungen nicht unbeeinflußt geblieben ist, als eine überaus wertvolle Mitgift. Sie hat sich im Laufe der Jahre zu einem anheimelnden, von heiterer Herzenswärme leuchtenden Humor verklärt, dessen liebenswürdigster Ausdruck uns in Wicherts Lustspielen entgegentritt. Nie wird ihm hier der glückliche Blick für die tausend kleinen Züge der Wirklichkeit, nie der rechte Ton für den gemütlichen Scherz, die joviale Laune untreu, und eine der anmutigsten Gestaltungen seines Lustspielhumors kann zugleich für eine Personifikation seiner ganzen Dichterweise gelten: Die allerliebste kleine Frau von Schmettwitz riskiert wohl in phantastischer Aufwallung einmal einen extravaganten „Schritt vom Wege“, aber Vernunft und Herz führen sie bald wieder zurück von den romantischen Irrpfaden auf die Bahn des Regelrechten und in die sicheren Geleise der Pflicht, welche die Liebe verzeichnet. Wichert ist einfach, klar, positiv, und doch behält in seinen Schöpfungen das Gemüt stets die entscheidende Stimme. Herz und Kopf stehen bei ihm in jener Harmonie, die das Merkmal eines reifen Charakters ist.

Aber in Ernst Wicherts Dichterbrust lebt neben der Seele des Dramatikers noch eine zweite, die des Erzählers, des Romaneiers und Novellisten. In ihr liegen die Wurzeln seiner wahren Kraft, aus ihr sind denn auch jene Schöpfungen emporgewachsen, die seinem Namen das Vollgewicht einer bedeutenden schriftstellerischen Individualität geben. Wicherts Romane und Novellen füllen bereits mehr als vierzig Bände. Als Erstling erschien im Jahre 1868 der dreibändige Roman „Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlornen Menschenlebens.“ Ihm folgten so ziemlich Jahr auf Jahr ein oder mehrere Bände. In seinen Romanen und Novellen entfaltet sich Ernst Wicherts menschliche und dichterische Natur am vollsten und eigentümlichsten, und was dem Dramatiker manchmal die Wirkung beschränkte: eine gewisse Gebundenheit des Wesens — auch in dem Sinne des „glebae adscriptus“ — giebt dem Erzähler Individualität und bewahrt ihm seine Eigenart in Ton und Farbe. Es ist der Ostpreuße und der Jurist, der aus den besten dieser Schöpfungen mit dem ganzen Freimut einer starken Natur zu uns spricht. Wichert liebte es von je, in seinem ausgedehnten Beruf als Pfleger des Rechts dem Stoff zur Dichtung nachzugehen und das Leben da zu belauschen, wo es den Poeten spielt, doch ist er dabei nie der Gefahr der banalen Kriminalnovellistik erlegen: was ihn an dem Verbrechen reizte, war nicht die Sensation der gerichtlichen Prozedur, die Spannung des Verhörs, sondern allein das Psychologische des Falls, und in dieser Richtung hat Wicherts Talent sein Höchstes geleistet, indem es sich gleichzeitig mit einer ungemein genauen und feinfühligen Kenntnis von Land und Leuten verband. Sein Schaffen, wie sein Leben wurzelt tief in dem geistigen Boden seiner engeren Heimat. Von ostpreußischer Art ist sein Denken und Fühlen, sind die Bilder seiner Phantasie, ist der Klang seines Worts, und wenn der Baum seines Talentes sich auch stattlich erhoben hat und, alles auf derselben Scholle wuchernde Unterholz überragend, seine breiten Wipfel hoch und weithin sichtbar im freien Äther wiegt, so bleibt es doch immer an Kern und Rinde ein Baum der Heimat, der aufgewachsen und erstarkt ist unter dem gesunden Anhauch des Ostmeeres und in dessen Adern die belebende Würze der nordischen Wälder quillt. Ostpreußens Geschichte und Sage, Ostpreußens Volkseigentümlichkeit und Natur haben zuerst und am nachhaltigsten seine Phantasie angeregt, und Ernst Wichert ist es in erster Linie, der seit Jahrzehnten die litterarische Existenz der zweiten Haupt- und Residenzstadt Preußens und ihres weltverlorenen Hinterlandes nach außen repräsentiert. Littauen hat er geradezu erst entdeckt und erobert und es dem allgemeinen Reiche der Poesie als eine seiner interessantesten Provinzen einverleibt. Das allmähliche und widerstrebende Versinken eines alten, höchst eigenartig ausgeprägten Volksstammes in der modernen Kultur; die merkwürdigen Misch- und Mißbildungen des Charakters, die in diesem ungleichen Kampfe entstehen und zu neuen Typen der alten Ideen werden; die Konflikte und Leidenschaften, die sich aus den besonderen Besitz- und Rechtsverhältnissen des Landes erzeugen und in den engen Lebenskreisen nicht selten zu furchtbaren Familientragödien emporwachsen — diese ganze littauische Welt für sich, die bei alledem ein Hauch starker und guter Naturpoesie durchweht, hat in Ernst Wichert ihren Meisterschilderer gefunden. Seine littauischen Geschichten, wie „Ansas und Grita“, „Ewe“, „der Schacktarp“, „Mutter und Tochter“, sind Perlen und Muster der kulturhistorisch gefärbten Novellistik, Dichtungen von einer Seelentiefe und Naivität, wie sie nur ein echtes und starkes Talent hervorzubringen vermag. Sie allein würden ausreichen, um dem Namen Ernst Wichert in unserer Litteratur hellen Glanz zu verleihen.

Mit den Vorzügen einer gründlichen Geschichtsforschung und eines geistvollen Eindringens in die Zeiten der Vergangenheit verbindet sich diese genaue Kenntnis der altpreußischen Nationalart in Wicherts großen historischen Werken, die der Landesgeschichte (im weiteren Sinne) entnommen sind, dem ältern „Heinrich von Plauen“ und der jüngsten und bedeutsamsten aller Wichertschen Romandichtungen, dem „Großen Kurfürsten“ mit seinen drei Abteilungen „Heinrich Born“, „Der Kurfürst und der Schöppenmeister“ und „Christian Ludwig von Kalkreuth“. Den großen Brandenburger in seinem Kampf mit den preußischen Ständen und den Schauplatz dieses Kampfes, das Altpreußen des 17. Jahrhunderts mit seiner breiteiligen Hauptstadt Königsberg in einem großen Vor-

zeitroman darzustellen, war kein Schriftsteller würdiger und geschickter als Ernst Wichert. Schon früh hatte der große vaterländische Stoff den Poeten angezogen und beschäftigt, ja in einem obengenannten dramatischen Jugendwerke sogar zur tragischen Gestaltung gedrängt, aber erst der voll ausgereiften Manneskraft des Autors war es vorbehalten, ihn siegreich zu bewältigen. Der Held der ersten Abteilung, Konrad Born, ist ein echter und ein echtpreußischer Held. Stark und schön, mutig und klug, im Kriege tapfer und im Frieden von bescheidener Arbeitsamkeit, ein lauterer Charakter und ein warmes Gemüt, bei den Frauen wohl gelitten und doch von strengster Sittenreinheit, steht er da als das Ideal einer unberührten und ungebrochenen Jünglingsnatur. Auf ihn hat der Dichter alle leuchtenden und wärmenden Strahlen seiner Kunst konzentriert, und in seinem Lebensbilde zeigt er uns zugleich das Bild der Zeit: die Verlassenheit und Rechtlosigkeit des Armen und Schwachen, den Übermut und die Willkür des Reichen und Mächtigen, den stolzen, festen Sinn des Bürgertums, das Leben des flachen Landes, des Adels und der Städte und die Abenteuer der Kriegsfurie, die Stadt und Land verheert. Das ist die rechte Art des Schriftstellers, der den breit flutenden Strom der Geschichte in das schmale Bett des Romans eindämmen will. Mächtig hebt sich dann aus dem Untergrunde des privaten Lebens der Kampf zwischen Fürst und Bürger, der Kampf der souveränen Staatsdisziplin gegen das eigensinnig festgehaltene Sonderrecht heraus, in dem der enge, wenn auch nicht unedle Sinn als Opfer des großen Staatsgedankens tragisch untergehen muß. Und wenn sich auch in der peinvollen Familiengeschichte derer von Kalkreuth, die den notwendigen Abschluß des Cyklus bildet, der Stoff dem eifrigen und trefflich unterrichteten Bildner von einer spröderen Seite zeigt, so liegt doch das Ganze vor uns als ein Werk voll Bedeutung und Gewicht, in dem sich geistreiche Schärfe der historischen Auffassung und künstlerische Reinheit des Darstellungsstils auf derselben Höhe begegnen und zu einer schönen und tiefgehenden Gesamtwirkung verschmelzen.

Wie ein stattlicher Markstein glänzt dieser große Roman auf der Lebenshöhe Ernst Wicherts, aber von ihm aus sehen wir noch zahlreiche Zukunftswege ausgebreitet, vorwärts, nach rechts und links und empor zu noch höheren Gipfeln.

Ungedruckte Briefe von Ludwig Uhland.

Mitgeteilt von **Philipp Strauch.**

Die Mitteilung der folgenden an den Romanisten Ferdinand Wolf gerichteten Briefe Uhlands (Nr. 1—7) verdanke ich der Güte des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin, der mir dieselben auf meine Bitte bereitwilligst aus seinen Autographenschätzen zur Verfügung stellte; der unter Nr. 8 angefügte Brief wurde dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ von dem Adressaten, Herrn Th. Vernaleken, einst in Zürich, nun in Graz, zum Abdruck überwiesen. Die Briefe Nr. 2—8 waren bisher ungedruckt; die Wiedergabe des bereits in L. Uhlands Leben, zusammengestellt von seiner Witwe, S. 261 veröffentlichten Briefes Nr. 1 schien mir schon dadurch begründet, weil derselbe Uhlands Korrespondenz mit F. Wolf einleitet.

Daß die Briefe eines der Mitbegründer der deutschen Philologie, gerichtet an den Mitschöpfer der romanischen Litteraturwissenschaft, in jeder Hinsicht die Veröffentlichung verdienen, wird nicht bestritten werden. Wir erhalten in ihnen einmal eine wertvolle Ergänzung zu Uhlands Volksliedern, Beiträge zur Vorgeschichte des Werkes, das auch denen, die sonst in Uhland nur den Dichter verehren, nicht unbekannt geblieben ist, sodann auch ein Zeugnis für die stete Teilnahme Uhlands an der fortschreitenden Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung epischer Volksdichtung, insbesondere bei unseren westlichen Nachbaren. War doch kein anderer hier als er selbst, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, Pfadfinder, Schatzgräber und Lehrmeister gewesen, der dann alternd wohl sagen durfte: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ (Vergl. Brief 7.)

Ludwig Uhland und Ferdinand Wolf (1796—1866) sind in der Wissenschaft nah verwandte Naturen; wie des ersteren Name neben Jakob Grimm erklingt, so steht einem F. Wolf der Name Friedrich Diez zur Seite. Uhlands und Wolfs Studien wurden anfänglich vom gleichen Quell — der Romantik — genährt, beide aber sind thatsächlich doch ihre eigenen Lehrer gewesen. Die Aufgabe litterarhistorischer Kritik haben beide mit zuerst nicht nur allgemein bezeichnet, sondern im einzelnen durch selbst gelieferte Arbeiten, die der späteren Forschung zum Vorbild geworden sind, gelöst. Gegenüber dem rein ästhetischen Interesse, gegenüber der philosophischen Behandlung der Litteraturgeschichte, haben sie der historischen Bedeutung der Denkmäler wieder zu ihrem Rechte verholfen und gezeigt, daß auch die Litteraturwissenschaft nur ein Zweig der Geschichtswissenschaft ist, die daher nur ex datis, nicht ex principiis behandelt werden kann. Hinter dem Dichter Uhland verschwindet freilich die dichterische Anlage F. Wolfs — er soll mit dem Dichter der bezauberten Rose um den Preis gerungen haben und war ein feinfühliger Übersetzer fremder Litteraturen —; immerhin ist ist der ihm angeborene poetische Sinn auch seinen gelehrten Arbeiten förderlich gewesen, insofern er ihn befähigte, sich mit vollerem Verständnis und größerer Wärme in den Geist fremder Poesie zu vertiefen.

Die nachweislich erste Berührung beider Männer fällt in das Jahr 1833, in dem F. Wolf Uhland ein Exemplar seines Werkes über das altfranzösische Epos übersandte; der Geleitsbrief ist im Leben Uhlands S. 250 mitgeteilt. Im Sommer 1838 machte Uhland gelegentlich eines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Wien Wolfs persönliche Bekanntschaft. Der wissenschaftliche Verkehr blieb zeitlebens ein reger, wie nicht nur die hier mitgeteilten Briefe zeigen, sondern auch die stattliche Zahl von Exemplaren Wolfscher Arbeiten, die die Tübinger Universitätsbibliothek, meist mit eigenhändiger Widmung, aus Uhlands Nachlaß aufbewahrt.

Wolfs Hauptwerk, seine gelehrteste, 1841 erschienene Studie über die Lais ist auch vor der Öffentlichkeit an erster Stelle Uhland „mit dankbarer Hochachtung gewidmet".

Indem ich nun die Briefe folgen lasse, will ich nur noch bemerken, daß die Anmerkungen dem Leser, falls er sich im Einzelfalle weiter unterrichten will, das Material dazu an die Hand geben sollen; mehr beanspruchen dieselben nicht.

1.

Verehrtester Herr!

Sie haben mir seiner Zeit mit den altfranzösischen Untersuchungen,[1]) dann mit Bruder Rauschen[2]) und nun neuerlich mit der Floresta[3]) so werthvolle und erfreuliche Geschenke gemacht, daß es höchste Zeit ist, mich über das lange Ausbleiben meines Dankes zu entschuldigen. Bei einer ohnedieß nicht schreibfertigen Natur war ich in den letzten Jahren oft langehin den Studien meiner Neigung gänzlich entrückt, und so gerieth auch mein literarischer Briefwechsel in den leidigsten Rückstand. Im Herzen blieb ich gleichwohl der alten Sagen- und Liederdichtung treulich zugethan, und so habe ich auch Alles, was Sie für dieses Feld theils in besondern Schriften, theils in den Wiener Jahrbüchern und den altdeutschen Blättern geleistet, zu meiner Belehrung und Freude mit regem Antheil verfolgt.

Die jüngste Zeit war unsrem gemeinsamen Interesse für die altfranzös. Sagenpoesie überaus günstig. Durch die rüstige und einsichtige Thätigkeit Franc. Michels und A. öffnen sich die Quellen täglich ergiebiger; und doch wie Vieles ist hier noch zu thun! weitverzweigte Adern des Karolingischen Epos sind noch kaum geschürft. Es wäre zu wünschen, daß, während die Herausgabe der Quellen doch nur allmählig vorschreiten kann, ein unterrichteter Mann ein übersichtliches Werk in lebendigen Auszügen aus den Gedichten aller französ. Fabelkreise nach der Art von Müllers Sagabibliothek oder Ellis's Specimens,[4]) lieferte; diese Bücher sind auch nach Veröffentlichung der altnordischen Saga'n und der Metrical Romances (von Weber, Utterson 2c.) nicht überflüssig geworden, sondern werden stets für den Ueberblick des Sageninhalts, für literargeschichtliche u. a. Beziehungen, nützliche Dienste leisten.

Lange schon ist es mein Wunsch, Sie, geehrtester Herr, einmal unter den reichen Schätzen der Wiener Bibliothek heimsuchen zu können. Wenn ich noch ein Heft der nordischen Forschungen fertig haben werde, dann gedenke ich ernstlich an die deutsche Heldensage zu gehen, für deren Betrachtung mir jene nord. Studien eine nothwendige Vorarbeit zu seyn schienen; da sollen denn Wolfdietrich, für den mich bereits Hn. Bergmanns[5]) Güte wohl ausgerüstet hat, Herzog Ernst, dessen Sage bei Ihnen[6]) in einer noch wenig gekannten Bearbeitung vorhanden ist, u. s. w. an die Reihe kommen. Namentlich aber verspreche ich mir in Wien noch manches Förderliche für eine Arbeit im Fache des älteren deutschen Volkslieds. Ich gehe seit Jahren darauf aus, eine Sammlung aller, hoch- und niederdeutscher Volkslieder mit einer übersichtlichen Einleitung und mit Anmerkungen zur Geschichte der einzelnen Lieder, über die Anklänge derselben in der Volkspoesie verwandter Stämme u. dgl. m., zu Stande zu bringen. Schon manchmal habe ich für diesen Zweck den Wanderstab ergriffen, aber das Angesammelte hat mir noch immer nicht die genügende Füllung. Was ich suche, sind volksmäßige Lieder, wie sie, wenn auch die besten weit früheren Ursprungs, in handschriftl. Sammlungen des 15ten und 16ten Jhd., in Liederbüchern und auf zahlreichen fliegenden Blättern des 16ten, letztere häufig in Miscellaneenbänden verborgen, zu finden sind. Jene kurzen, epigrammatischen Tanzreime, Kinder des Augenblicks, wie sie aus Oestreich, Steiermark, Tirol, dem bair. Gebirge, schon vielfach aufgezeichnet sind, kommen mir weniger in Betracht, als die balladenartigen, typischen Lieder, ernsten oder scherzhaften Tones. Für diese Klasse ist besonders Meinerts[1]) leider nicht fortgesetzte Sammlung sehr schätzbar und es werden wohl auch in dem unter Hn. Leitners[2]) Anordnung zu erwartenden steirischen Liederschatze reichhaltige Beiträge dieser Art zu Tage treten. Im Vorworte zu Ziskas[3]) und Schottkys östreich. Volksliedern war eine eigene Sammlung des älteren östreich. Volksgesanges in Aussicht gestellt, es ist aber nichts davon erschienen.

Leon[4]) hat, 20 Jahre vorher, in Bragur (VI, 70) einige alte Stücke gegeben, und zwar: „aus einer Sammlung von einzelnen in Kleinfolio gedruckten, mit Holzschnitten verzierten, und zum Theil auch mit Musik begleiteten Liedern und Gedichten, die nach der Jahreszahl, welche bei einigen am Rande angemerkt ist, sämmtlich theils im 15ten, theils im 16ten Jhd. erschienen sind." Dieß ist z. B. einer der alten Sammelbände, die ich unter Ihrer freundlichen Führung auf der kaiserlichen Bibliothek einzusehen begierig wäre.

Haben Sie die Gefälligkeit, auch Hn. Endlicher, dem Mitgeber des Br. Rauschen, meinen herzlichen Dank zu sagen.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit

Tübingen d. 9. Mai 1837. L. Uhland.

2.

Tübingen d. 18. Jul. 1837.

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben mir unter dem 7ten v. M. soviel Einladendes geschrieben, daß mir der Plan zu einer Reise nach Wien auf nächsten Frühling oder Sommer immer mehr sich befestigt. Ich glaube die dortigen Quellen dann zweckmäßiger, als jetzt schon, benützen zu können, da ich vorerst noch an den nordischen Mythen fortzuarbeiten habe. Manches Mythische, was in deutscher Sage verborgen und zerstreut liegt, wird sich erst dann überzeugend herausstellen lassen, wenn auf einer breiteren Grundlage, wie der alte Norden sie darbietet, die Art und Weise germanischer Mythenbildung nachgewiesen ist. Für gegenwärtigen Sommer habe ich mir zum Behuf meiner Volksliedersammlung noch kleinere Ausflüge nach Karlsruhe, Straßburg und Frankfurt vorgenommen.

Daß der von Leon einst gebrauchte Band nunmehr vermißt wird, ist eine Erscheinung, die mir auch anderwärts vorgekommen, z. B. hinsichtlich einer Anzahl von Liederbüchern des 16ten Jhdts, die sich sonst auf der Stadtbibliothek zu Zwickau befunden hatten. Die vorherrschende Gleichgültigkeit der Gelehrtenwelt gegen diese heimischen Lieder und ihr gegenüber die Begier und das leichte Gewissen einzelner Sammler haben gar Manches unbemerkt verschwinden lassen.

Für Ihr gütiges Erbieten, mir ein Verzeichniß der dortigen histor. Volkslieder zu verschaffen, bin ich sehr verbunden, aber ich muß Anstand nehmen, dadurch Bemühung zu veranlassen, indem die eigentlich histo-

[1]) Vergl. F. Wolfs Studien: Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte, Wien 1833, und über altfranzösische Romanzen und Hofpoesie (aus den Wiener Jahrbüchern Bd. LXVI), Wien 1834.

[2]) Wien 1835.

[3]) Floresta de rimas modernas castellanas, Paris 1837.

[4]) G. Ellis, Specimens of early english metrical romances, London 1805.

[5]) Über J. v. Bergmann, s. Allg. deutsche Biographie 2, 392.

[6]) Handschrift 3028 der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

[1]) J. G. Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens 1817.

[2]) K. G. v. Leitner (geb. 1800). Die verheißene Publikation kam damals nicht zustande.

[3]) erschienen Pesth 1819, vergl. S. IX Anm.

[4]) Über Gottlieb von Leon, s. Allg. deutsche Biogr. 18, 296.

rischen Lieder, in dem Sinne, wie Soltau[1]) eine neue Sammlung herausgegeben, nicht im Plane der meinigen liegen.[2]) Dem Kreise meiner Studien über unsre ältere Liederdichtung gehören allerdings auch sie wesentlich an, aber der Ausgabe selbst denke ich nur solche einzuverleiben, die bereits in das Sagenhafte überspielen oder sonst nach Ton und Inhalt mehr oder weniger dem Felde der Poesie anheimfallen. So gibt es z. B. über die markgräfische Fehde von 1553 verschiedene Lieder und spruchartige Gedichte, meinem nächsten Zwecke taugt aber darunter nur eines, das ich in zwei alten Drucken aufgefunden, von einem jungen Fähndrich,[3]) der anfangs vor der feindlichen Ueberzahl zögert, als aber der Hauptmann ihn darum einen Verzagten schilt, rüstig in den Tod geht:

Der fendrich nam ein stolzen gang,
er gab dem fendlein einen schwang,
er schwangs über veiel und grünen klee:
‚heut fendrich, morgen nimmermeh!
beim fendlein will ich sterben, ja sterben.‘

Im Freimüthigen[4]) von 1835, Okt. Nr. 196 ff. hat v. d. Hagen, unter dem Titel: Der Sänger Wolfrath, 1565, einen Auszug ‚aus einer Wiener Handschrift‘ gegeben, worin auch einige Lieder dieses Sängers vorkommen. Dieselben gehören zwar mehr der Hof- und Kunstweise des 16ten Jhdts., als dem Volksgesange an, gleichwohl scheint jene, nicht näher bezeichnete Handschrift für die Geschichte der deutschen Liederdichtung in dieser Periode beachtenswerth zu seyn.

Die Mittheilung der Romanze vom Grafen Orry[5]) würde mir überaus willkommen seyn, da ich diesem alten Liede schon geraume Zeit vergeblich nachgetrachtet habe.

Mit Verlangen sehe ich Ihrer Abhandlung über die Lais entgegen; durch die freundliche Zueignung derselben, werde ich mich sehr geehrt finden, ob ich gleich für jetzt nicht vermögend bin, derselben durch eine dem gegenwärtigen Stande dieses Faches angemessene Leistung zu entsprechen.

Mit freundschaftlicher Hochschätzung

Ihr ergebenster
L. Uhland.

3.

Tübingen, d. 4. Sept. 1839.

Verehrtester Freund!

Der Ablauf eines vollen Jahres seitdem ich nach so reichlich erfahrener Güte mich von Ihnen verabschiedet,[6]) ist mir eine ernste Mahnung, daß ich noch immer nicht im Stande sey, Ihnen eine Frucht der Studien vorzulegen, die mich damals und bisher beschäftigten. Freilich war ich mehrfach unterbrochen und jede solche Arbeit wächst unter den Händen an, was wohl auch mit den Ihrigen über die Lais und über die Robins[7]) der Fall war. Doch hat mir Karajan die Nachricht gebracht, daß nun das erstere Werk, dem ich mit größtem Verlangen entgegensehe, dem Abschluß nahe sey.

Nehmen Sie meinen besten Dank für den lehrreichen Artikel über die französische Philologie[8]), sowie für die Zusendung des altenglischen Buches von Th. Wright[1]). Ich würde gleich in Wien auf die Herausgaben der Camden-society unterzeichnet haben, wenn ich außer Zweifel gewesen wäre, ob nicht damit eine etwas erhebliche Nachzahlung für die bereits erschienenen Hefte verbunden sey, welche rein englisch-historischen Inhalts sind, während für mich nur die angekündigten alten Lieder u. dgl. näheres Interesse hätten. Kann ohne Verbindlichkeit für jenes Frühere noch jetzt mit dem jährlichen Beitrag eingetreten werden, so bitte ich um die Weisung, wie viel und an wen ich zu bezahlen habe.

Unlängst ist mir das beifolgende Blatt wieder unter die Hände gekommen, auf dem ich vor 9 Jahren schon aus einem latein. Kirchengesange von Karl d. Gr. in einer ziemlich alten Perg. Hds. der Bibliothek zu Basel Einiges angemerkt habe. Das Ziel meiner Nachsuchungen auf besagter Bibliothek waren auch schon die deutschen Volkslieder und jene Aufzeichnung geschah daher nur gelegentlich und flüchtig, zunächst der kurzen Legende wegen. Ob das alte Stück in den Kreis Ihrer Forschung einschlage, weiß ich freilich nicht und wollte nur für den möglichen Fall das Blatt beilegen; eine vollständige Abschrift mit den Musiknoten könnte dann vielleicht durch Wackernagels Vermittlung erlangt werden. Ein Seitenstück dazu: Officium Turicense de S. Carolo,[2]) das Orelli seinem Helpericus[3]) aus Canis. lect. antiq. beigegeben hat, wird Ihnen bekannt seyn. Der Romancero von P. Paris[4]) hätte wohl noch eine hübsche Zugabe erhalten können, wenn die von Görres in der Einleitung zu seinen Volks- und Meisterliedern S. XLVIII ff.[5]) angezeigten altfranzös. Romanzen benützt worden wären; wie mir früher gesagt wurde, besitzt Görres selbst die von ihm gebrauchte Abschrift des röm. Mspts[6]) und auch in Paris befindet sich ja eine von Roquefort[7]) (II, 769. unter Raoul de Houdanc) verzeichnete Hds. des betreffenden Romans. Möchte doch Karajan, dessen Besuch mich so angenehm überraschte, auch Ihnen, verehrtester Freund! einige Lust beibringen können, mich bald einmal auf gleiche Weise zu erfreuen. Grüßen Sie gemeinschaftliche Bekannte, die sich gerne meiner erinnern, und erhalten Sie ihr freundliches Wohlwollen

Ihrem ergebensten
L. Uhland.

4.

Verehrtester Freund!

Wenn unsre kritischen Blätter zu Ihrem gelehrten Werke über die Lais[8]) bisher meist stillgeschwiegen haben, so ist der Grund einfach der, daß nur sehr Wenige der Beurtheilung desselben gewachsen sind. Erst allmählig werden Sie beobachten können, wie fortan Jedem, der sich mit verwandten Arbeiten befaßt, die Ihrige förderlich und unentbehrlich sich erweisen wird. Auch ich kann mich, nicht bloß für die ehrende Zueignung[9]), sondern mehr noch für die manigfache Anregung und Belehrung, die mir durch ihre Schrift geworden ist, nur damit dankbar erzeigen, daß ich den Erfund derselben meinen Studien lebendig aneigne. Es ist die Art selbständiger und tiefgehender Forschungen, daß sie unerwartete Ergebnisse liefern, und so war es gänzlich überraschend, gerade diejenigen Formen des Gesangs, welche sich als die künstlich verwickeltsten darstellten, auf die volksmäßigsten Ursprünge zurückgeführt zu finden. Für

[1]) Ein hundert deutsche hist. Volkslieder. Leipzig 1836.

[2]) Vergl. Uhlands Leben S. 287.

[3]) Uhland, Volkslieder Nr. 203 und S. 1021. Schriften 4, 191.

[4]) Eine Zeitschrift, hg. von W. Häring. Ich konnte über das Folgende nichts ermitteln; die genannte Zeitschrift stand mir nicht zu Gebote.

[5]) Vergl. M. Haupt an F. Wolf 1. Juli 1838 (Wiener Sitzungsberichte 77, 123).

[6]) Uhlands Wiener Aufenthalt dauerte vom 9. Juli bis 8. August 1838, s. Uhlands Leben S. 267—277.

[7]) Mit Ausnahme dieser Stelle verlautet m. W. sonst nichts von eingehenderen, von Wolf angestellten Studien über Robin Hood, denn dieser Balladenkranz wird doch wohl unter den ‚Robins‘ zu verstehen sein, vergl. Robin Hood: a collection of all the ancient poems — relative to that celebrated english outlaw — London 1820. Le cycle populaire de Robin Hood par Barry. Paris 1832. Robin Hood. Ein Balladenkranz von A. Grün. Stuttgart 1864.

[8]) Abzug des Artikels ‚Französische Philologie‘ im Konversations-Lexikon der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 1838—41, 4 Bde.

[1]) The political songs of England. ed. and. transl. by Th. Wright. London 1839.

[2]) Uhland schreibt ‚Caroli‘.

[3]) Helperici sive ut alii arbitrantur Angilberti Karolus magnus et Leo papa em. J. C. Orellius. Turici 1832 S. 41 ff., vergl. Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland S. 217. Kaiserchr. 3, 1022.

[4]) Paris 1833.

[5]) So bei Görres durch Druckfehler statt LVIII ff.

[6]) Die vatikanische Handschrift 1725 (Bibliothek der Königin Christine).

[7]) Glossaire de la langue romane.

[8]) Heidelberg 1841; vergl. Haupts Urteil über das Werk Wiener Sitzungsberichte 77, 178. 181.

[9]) Das Buch ist L. Uhland, F. Michel und Th. Wright gewidmet.

meine Beschäftigung mit dem deutschen Volksliede besonders erwünscht kam die Nachweisung der rime couée in den anhängenden Refrains; so gewinnt nun namentlich der scheinbar völlig meistersängerische H. Ernsten oder Berner Ton, der gleichwohl schon im 13 Jhd. für den volksmäßigen Inhalt des Eckenliedes verwendet ward und sich langehin volksüblich erhielt, ein wesentlich verändertes Aussehn. Während so die Kunstformen sich in einfache Volksweise auflösen, stellt sich Ihnen die epische Langzeile unter den Gesichtspunkt einer unter gelehrtem Einfluß entstandenen Bildung und ich sehe der hierüber S. 305 vorbehaltenen Ausführung, als dem Seitenstücke zu der Untersuchung über die Lais, mit Verlangen entgegen. Daß aber auch für diese Versart, wie Sie selbst hervorheben, jedenfalls eine bedeutende Mitwirkung von der Volksseite anzuerkennen sey, bewähren mir die deutschen Volkslieder, in denen, und zwar gerade den frischesten und fließendsten, neben Paarreim und couée, der epische Vers vorwaltend herkömmlich ist, jedoch, wie es auch mir erschien, nicht als Langzeilenpaar, sondern, gemäß Ihrer Annahme, S. 170 f., vierzeilig, für welche Ansicht Ihnen ein Beweismittel zu Gebot stehen wird, dessen ich leider nicht mächtig bin, die Prüfung der Tonweisen.

Entschuldigen Sie, geehrtester Freund! wenn ich mit den Einlagen zur Camden Society nicht genau auf dem Laufenden bin. Zu der ersten Einzahlung schulde ich Ihnen noch 2 f. 30 kr. CM., also mit dem zweiten Jahresbetrage für 1841/42 zusammen 15 f. CM., wofür ich die anliegenden Papiere mit 2 f. 30 kr. und 12 f. 30 kr. CM. übermache; sollte dabei irgend ein Anstand obwalten und nach gehobener Störung durch das Mißgeschick der Verleger bereits ein weiterer Beitrag fällig seyn, so erbitte ich mir Benachrichtigung, um das Erforderliche nachholen zu können. Die Leistungen der Percy Society, deren Programm Sie mir durch Keller gefälligst zugehen ließen, würden für meine gegenwärtige Arbeit gewiß noch Ausbeute dargeboten haben, es fehlt mir aber hier an bereiten Verkehrswegen. Ich mache übrigens jetzt mit den Volksliedern voran, obgleich mir die Uebersicht des Ersammelten nur zu deutlich zeigt, wie viel demselben an Neuheit und Reichhaltigkeit zu wünschen übrig wäre.

Erlauben Sie mir noch einige Anfragen. S. 222 Ihrer Lais citieren Sie La fleur des chansons etc. nach einem neueren Abdrucke bei Techener[1]), und wie ich anderwärts ersehe, ist als Nr. 3 derselben Sammlung[2]) von Abdrücken älterer Stücke auch ein debat de lyuer et de leste erschienen, der mit deutschen Volksgedichten gleichen Inhalts in Beziehung zu bringen seyn möchte; sind wohl jene chansons und dieser débat volksmäßiger Art, so daß es sich verlohnen würde, sie noch beizuschaffen? Ferner wird im Glossaire zu Raoul de Cambrai[3]) p. 343 eine Abhandlung von Fr. Michel angeführt als ‚mémoire sur la légende de Wade, in 8° maj. Paris, 1837‘, ich wollte diese Schrift, an der mir sehr gelegen, durch Treuttel u. Würtz verschreiben lassen, sie wurde aber nicht aufgetrieben, können Sie mir vielleicht genaueren Titel mit dem Namen des Verlegers angeben?

Für die gütige Zusendung der Portugiesischen Literatur[4]) meinen verbindlichsten Dank! Sagen Sie Ihrem Collegen Karajan meinen herzlichen Gruß und erhalten Sie selbst Ihr freundschaftliches Wohlwollen

Ihrem ergebensten
L. Uhland.

Tübingen d. 1 März 1842.

[1]) als 6. Bd. der Sammlung Les joyeuzetez, facecies etc., Paris 1830 erschienen, vergl. Brunel 3, 588.

[2]) nicht derselben Sammlung, sondern als Nr. 3 der Poésies des XV et XVI siècles, publ. d'après des édit. goth. et des manuscr. Paris, Silvestre. 1830—2. Vergl. Uhlands Schriften 3, 22. 42. Brunel 4, 784; s. den folgenden Brief.

[3]) Li romans de Raoul de Cambrai et de Bernier publié — par E. Le Glay. Paris 1840.

[4]) Abzug aus dem Konversations-Lexikon.

5.

Tübingen, d. 2. Jul. 1843.

Verehrtester Freund!

Nach Ihrer durch Keller erhaltenen Erlaubniß übersende ich hiebei einen neuen Jahresbeitrag für die Camden Society mit 10 f. C. M. zu gefälliger Besorgung. Was der Prospect als zunächst in the press befindlich ankündigt, hat zwar mehrentheils für mich kein besondres Interesse, doch ist darunter der Roman von Jean and Blonde of Oxford[1]) und weiterhin sind Kemble's[2]) angelsächsische und altengl. Sprachdenkmäler, besonders aber die lateinischen Erzählungen aus dem Artuskreise in Aussicht gestellt, die ich gern noch erreichen möchte.

Für die freundliche Mittheilung von Michel's Wade bin ich Ihnen sehr dankbar und da ich bisher die kleine Schrift noch nicht anderwärts erlangen konnte, so behalte ich Ihr Exemplar, wie Sie mir gestattet, noch etwas länger zum Behuf einer deutsch-mythologischen Forschung,[3]) in deren Bereich dieser Wade fällt. Vorzüglich aber bin ich Ihnen zum innigsten Danke verpflichtet für die Mühe, die Sie sich gemacht, mir von dem débat de l'hiver et de l'été mit eigener Hand Abschrift zu nehmen, wodurch freilich meiner Ausführung eine sehr erwünschte Ergänzung geworden ist. Und was werden Sie denken, wenn ich nun abermals mit einer Bitte komme? Ich füge jedoch bei: nur in der Voraussetzung, daß Sie dießmal nicht selbst Hand anlegen, sondern nur etwa die für meine Rechnung gefertigte Abschrift einer gefälligen Durchsicht unterwerfen. Aus einer Heidelberger Handschrift[4]) habe ich mir kürzlich einen strophischen Johannessegen verschafft und finde nun, daß ein solcher auch in einer Wiener Pap. Hdschr., verzeichnet bei Hoffmann S. 277 unter Nr. CCXXIV, bl. 23ᵇ—24ᵇ, vorkommt, wahrscheinlich derselbe, der in den Altdeutsch. Blättern II, 264 f. aus einer Einsidler Hdschr. gedruckt ist, hier aber in einem Zustande, in dem ich ihn nicht wohl wiedergeben kann. Gleichwohl ist mir für das letzte Buch meiner Sammlung, welches geistliche Lieder befaßt, jedes weitere charakteristische und weniger bekannte Stück von besonderem Belang, da gerade dieser Abschnitt einer reicheren Ausstattung wohl bedürftig wäre.

So sehr ich die Mängel meiner Arbeit fühle und ebendarum bisher gezögert habe, so will ich doch nunmehr abschließen, da sich mir nirgends weiter eine ergiebige Quelle zeigt. Ich habe noch neuerlich einen Ausflug nach Nürnberg, Leipzig und Dresden gemacht und bin nicht ohne Ausbeute zurückgekommen, die ich jetzt noch zu verarbeiten beschäftigt bin. Im nächsten Monat soll, wie ich hoffe, der Druck beginnen.

In aufrichtigster Freundschaft und Hochschätzung

Ihr treu ergebener
L. Uhland.

6.

Sie werden, verehrter Freund! durch die Cotta'sche Verlagshandlung den ersten Theil meiner Volksliedersammlung erhalten, der soeben ausgegeben wird. Auch an Karajan, den ich bestens zu grüßen bitte, und an Bergmann gehen Exemplare ab. Die Adresse von Kuppitsch[5]), dem ich gleichfalls eines zu übermachen wünsche, lassen Sie mich wohl gelegenheitlich wissen.

Sämmtliche Liedertexte sollten gleichzeitig in einem Band erscheinen, dieser ist aber im Drucke so stark angewachsen, daß man ihn in zwei Abtheilungen zerschneiden mußte. Der Zusammenhang des Ganzen ist durch die theilweise Versendung weniger übersichtlich geworden, doch hoffe ich die zweite Abtheilung noch in

[1]) The romance of Blonde of Oxford and Jehan of Dammartin erschien erst 1858 als 72. Publ. der Camden society.

[2]) Kembles Arbeiten sind später nicht von der Camden society herausgegeben worden.

[3]) Vergl. Pfeiffers Germania 6, 340 = Uhlands Schriften 8, 511.

[4]) Heidelb. Hs. 366.

[5]) Der Wiener Antiquar und Bibliophile M. Kuppitsch unterstützte Uhland bei der Sammlung der Volkslieder durch Zuführung einschlägiger Litteratur.

diesem Spätjahre nachliefern zu können. Mögen die Förderer meiner Arbeit dieselbe nun auch freundlich hinnehmen.

Indem ich einen Coupon für 15 f. C. M. hier beischließe, tilge ich damit nur eine ältere Schuld für Sendungen der Camden Society und muß mich wegen dieses Verzugs angelegenst entschuldigen. In einem Schreiben an Keller haben Sie bemerkt, daß ich das weiter Verfallene an eine Buchhandlung bezahlen könne. Meine Verzüglichkeit nöthigt mich nun auch, Sie erst noch um gefällige Benennung dieser Buchhandlung und Angabe des Betrags meiner weiteren Schuldigkeit zu ersuchen. Was ich zuletzt empfieng, ist Nr. XXVII: Letters etc. ed. by J Bruce. Die Leistungen der Gesellschaft sind zwar neuerlich mehr geschichtlicher Art, da jedoch auf der Liste nun wieder literarische folgen, die mir von vielem Interesse wären, namentlich Kemble's altsächsische und altenglische Denkmäler und Madden's[1]) lateinische Romane aus dem Arthurskreise, so möchte ich jetzt nicht zurücktreten. Die englisch-dänischen Romane von Th. Wright und P. Paris sind leider nur in fernere Aussicht gestellt und der vom König Atla, auf den ich besonders begierig wäre, ist auch hier nicht genannt.

Für meine Studien im Gebiete der Volkspoesie habe ich wohl Mehreres dadurch versäumt, daß ich nicht seiner Zeit zum Percy-club unterzeichnet habe, über dessen Lieferungen man übrigens aus deutschen Zeitschriften nichts erfährt. Halliwell's Nursery Rhymes[2]) sind glücklicher Weise auch besonders erschienen und ich besitze sie.

Von einer Reise nach Belgien[3]) bin ich kürzlich erst zurückgekommen. Die Erinnerung an die deutsche Stammgenossenschaft ist dort lebhaft aufgewacht und der gute Muth ist den Pflegern dieser Richtung um so unentbehrlicher, als sie noch immer eine gedrückte Kirche zu bilden scheinen.

Von Herzen wünsche ich, die neueren Personalveränderungen an der k. k. Hofbibliothek, wobei wir Kopitar's[4]) Hingang zu beklagen haben, möchten dahin wirken, daß Ihnen, verehrter Freund! eine für Ihre gelehrte Thätigkeit günstige Stellung bereitet werde.

In aufrichtiger Freundschaft und Hochschätzung

Ihr ergebenster

L. Uhland.

7.

Verehrtester Freund!

Ueberbringer dieser Zeilen ist mein Pflegsohn Dr. med. Wilhelm Steudel,[5]) der seit dem Herbste sich in Wien aufhält, um die dortigen Heilanstalten zu seiner ärztlichen Ausbildung zu benützen. Ich kann ihn nicht wieder von dort abgehen lassen, ohne daß er Ihnen meinen herzlichen Gruß und wärmsten Dank für so manche erfreuende Gabe zugebracht hätte.

Ihre werthvollen Entdeckungen und Aufhellungen im Gebiete der spanischen Romanzendichtung sind auch für meine dem alten Volksgesange zugewandte Studien von besonderem Belang.

Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle. So geht es mir mit den altfranzös. Heldengedichten, die mich frühzeitig beschäftigt hatten und denen auch Ihre erste literargeschichtliche Arbeit gewidmet war. Seitdem, wenngleich sehr allmählig, hat sich dieser Heldenkreis mehr und mehr ergänzt und, nun auch neuestens der Guillaume d'Orange[1]) hervorgetreten ist, sind es hauptsächlich die fils Aimon[2]) mit dem Maugis,[3]) was einer vollständigen Ueberschau noch abgeht, eine Lücke, deren Ausfüllung man längst durch Michelant erwartet. Außer diesem vermisse ich für meine besondern Absichen den Huon de Bordeaux[4]) nach den verschiedenen Behandlungen in epischer Form. Da nemlich Auberon eines der seltenen mythischen Wesen ist, die in den karoling. Sagenkreis eingreifen, so wäre sehr zu wünschen, daß aus den größern chansons einstweilen wenigstens die auf den Elbkönig bezüglichen Abschnitte mitgetheilt würden. Vielleicht gelänge es Ihrem Einfluß bei den französ. Gelehrten dieses Fachs, dazu einen heilsamen Anstoß zu geben.

Von Herzen wünsche ich, daß mein Pflegsohn mir von Ihrem Wohlbefinden erfreuliche Nachricht zurückbringen könne. In freundschaftlicher Hochschätzung

Tübingen, 12. Dec. 1854. Ihr treuergebener

L. Uhland.

Keller läßt bestens grüßen.

8.

An Th. Vernaleken.

Hochgeehrter Herr!

Mit herzlichem Dank und angelegener Entschuldigung des langen Behaltens lasse ich hiebei die gütig mitgetheilte Legende vom H. Theodor zurückgehn. Es ist merkwürdig, wie hier dieselbe Sage sich an diesen Bischof von Sitten knüpft, die in der Kaiserchronik von dem h. Egidius erzählt wird (Maßmann's Ausg. Thl. 2, S. 391 ff. Br. Grimm, Deutsche Sagen Thl. 2, S. 141).

Sehr erfreulich kommt mir die Nachricht, daß Ihre umfassende Sammlung schweizerischer Sagen sich bereits unter der Presse befinde; ich bin ungemein begierig darauf. Allzu lange hat es für die Schweiz, Schwaben, Elsaß und die weiteren Rheinlande, diese schönen, poesiereichen Gebiete, an Sagensammlungen gefehlt, in welchen die heimische Ueberlieferung aus dem Munde des Volks und aus älteren Aufzeichnungen gewissenhaft, ungeschminkt und unverarbeitet, wiedergegeben wäre. Doch eben jetzt, vielleicht gerade noch eh es zu spät ist, öffnet sich bessere Aussicht. Die Schweiz hat ihren Forscher gefunden. Eine durchweg aus mündlicher Mittheilung entnommene Sammlung schwäbischer Volkssagen, Märchen, Lieder, Spiele zc. hat der hiesige Prof. Ernst Meier druckbereit und es mangelt, bei gegenwärtiger Ebbe des Buchhandels, nur noch an einem Verleger. Dasselbe ist der Fall mit einer Sagensammlung aus dem Odenwald und der Bergstraße, wovon ich während meines Aufenthalts in Frankfurt Kenntniß erhielt. Für Elsaß soll durch die wackern Stöber auch in jenem strengerem Sinn ein Sagenbuch demnächst zu St. Gallen erscheinen. Eine rheinische, sehr reichhaltige Sammlung ist gleichfalls im Werke.

Ich hatte halb gehofft, Ihnen den H. Theodor persönlich nach Zürich zurückbringen zu können, wo ich für meine Volkslieder abermals die Wasserkirche zu besuchen wünsche, doch ist es im Augenblicke noch nicht ausführbar. Einstweilen Ihnen und Ettmüller meine besten Grüße.

Tübingen, 2. Mai 1850.

Hochachtend

Ihr ergebener

L. Uhland.

---

[1]) von seinen Arbeiten ist später nichts in der Camden society erschienen.

[2]) zweite Ausgabe London 1843; zuerst erschienen in der Percy society, IV. 4. 1841.

[3]) im Aug. 1844.

[4]) B. Kopitar starb 11. Aug. 1844. F. Wolf wurde erst 1853 vom Skriptor zum dritten Kustos befördert.

[5]) Dr. W. Steudel lebt gegenwärtig als Stadtdirektionswundarzt in Stuttgart.

[1]) Hg. von Jonckbloet, La Haye 1854.

[2]) Vergl. Renaus de Montauban 1862. Hg. von H. Michelant als 67. Publ. d. Stuttg. Litt.-Vereins.

[3]) noch unediert, vergl. Uhlands Schriften 4, 338.

[4]) Hg. von Guessard und Grandmaison, Paris 1860; vergl. I complementi della chanson d'Huon de Bordeaux — da A. Graf. I Auberon. Halle 1878. — Huyge van Bourdeus. Hg. von F. Wolf. Stuttgart 1860 (55. Publ. des Litt.-Vereins).

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Zwei Novellen in Versen.

Die Zeit des großen, weit ausgesponnen Epos ist in unserer Litteratur vorbei. Aber die epische Muse schlummert darum nicht bei uns. Sie versucht sich nur an enger abgegrenzten Stoffen, die sie in knappere Formen fassen kann. Wenn die jetzige Entwicklung unserer Dichtkunst in den meisten Fällen keinen Fortschritt über das hinaus aufweist, was unsere großen Meister am Ende des vorigen, am Anfang unseres Jahrhunderts geleistet haben, auf einem Gebiete hat es die moderne Poesie doch weiter gebracht, wenigstens in formaler Hinsicht, auf dem Gebiete des Romans, der Novelle. Das Beste und Eigenartigste, was unserer neuesten Dichtung gelang und zwar nicht bloß einem einzigen, meteorgleich aufglänzenden Genius, sondern den gesamten Generationen unserer Dichter in den letzten Jahrzehnten gelang, fällt in diesen Bereich. Auf ihn konzentriert sich denn auch die Teilnahme des lesenden Publikums in einem ungleich höheren Grade als vor hundert Jahren.

Den Romanen und Novellen in Prosa reihen sich die in Versen recht eigentlich als ein Lieblingsprodukt der heutigen Litteratur an. Die Gattung selbst ist zwar älter. Sie erlebte schon in unserer mittelalterlichen Dichtung eine hohe Blüte. Jahrhunderte lang wurde sie dann weniger gepflegt, bis vornehmlich Wieland sie wieder bei uns einbürgerte und mit seine reifsten Kunstwerke in ihr zu Tage förderte. Der Charakter, den Wieland ihr aufprägte, hat sich mit der Zeit öfters verändert; völlig verwischt ist er auch heute noch nicht. Gerade auf den besten Schöpfungen in dieser Dichtart ist vielmehr der alte Stempel noch immer unverkennbar.

Zu den besten Novellen in Versen, die uns die jüngsten Jahre bescherten, gehört „Neue Jugend" von Ludwig Fulda (Frankfurt a. M., C. Koenitzers Verlag 1887). In einem formenschönen, von dankbarster Verehrung zeugenden Sonette widmet der Dichter seine „schlichte Märe" dem Meister, an dem er vor allem sein Talent gebildet zu haben bekennt, Paul Heyse. In der That verleugnet sich auch Heyses Einfluß in dieser Erzählung nicht; die psychologische Entwicklung der Geschichte scheint in manchen Punkten auf sein Vorbild hinzuweisen. Mehr aber noch als an ihn erinnert an den Grafen Schack (in seinem gereimten Romane „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig") und über ihn hinaus in letzter Linie an Wieland der keke Humor, der durch seine tollen Sprünge fortwährend den geraden Gang der Handlung unterbricht, und die Verwegenheit, mit welcher Fulda in der Sprache und im Reime scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten häuft, nur um sie mit spielender Sicherheit zu bemeistern. Fast Strophe für Strophe — das Gedicht ist in ottave rime geschrieben — reizt er durch ein seltenes Reimwort unsere Neugier, wie er die entsprechenden Reimzeilen dazu finden werde; und jedesmal findet er sie, ohne sie augenscheinlich zu suchen. Seine Sprache und Versbildung bekommt dadurch etwas überaus Eigenartiges, Ursprüngliches, Selbständiges, aber nicht auf Kosten ungekünstelter Einfachheit; denn wie ungewöhnlich auch oft seine Worte, wie neu seine Reime sein mögen, sie sind nie gesucht, sie stellen sich ganz natürlich von selber ein. So fließt die Sprache des Gedichts unaufgehalten, leicht und schlicht dahin. Keine ärgerlichen Inversionen, keine harten Apostrophe oder übeltönender Hiatus, aber auch keine unübersichtlich durcheinander verschlungenen Perioden stören uns. Meistens fehlt sogar jeder rednerische Ausputz: im ungezwungenen Plauderton gleitet die Geschichte an unserem Ohr vorüber. Aber welche Anmut, welche Frische und Munterkeit und besonders welch ein sprühender Witz belebt dieses leichte Geplauder! Wie versteht es Fulda als ein echter Meister in der Kunst des Plauderns, seinen Vortrag unablässig durch subjektive Zuthaten, Einwürfe, Randbemerkungen zu bereichern, und wie weiß er dieses unepische Beiwerk mit Humor, Witz, Ironie und Satire zu würzen! Allerdings hat solche Seitensprünge vor ihm schon mancher Humorist in unserer und in fremden Litteraturen gemacht; er aber bringt die alten Künste in neuer Weise wieder. Denn zumeist streifen doch jene Randglossen und Zwischeneinfälle Bestrebungen im Leben der modernsten Gegenwart; wie aber diese sich von früheren Zeitaltern unterscheidet, so beleuchten auch die Streiflichter, die Fulda darauf fallen läßt, gewöhnlich Bilder, die uns keiner der älteren Humoristen gezeigt hat.

Es ist echter Humor und guter Witz, was Fulda so reichlich über seine Dichtung ausstreut. Künstlerisch höher noch stellt den Verfasser aber ein anderer Vorzug seiner Novelle. Er weiß genau, wo der Humor und Witz nicht mehr am Platz ist, wo der volle Ernst des warmen Empfindens einzutreten hat. Und da findet er, wieder ohne Rhetorik, wahre, starke Herzenslaute, die er mächtig aus der leidenschaftlich erregten Seele erklingen läßt, allein nicht prosaisch plump oder urwüchsig roh: zum Ausdruck der tiefsten und innigsten Empfindungen bietet er den bunten Schmuck schöner Bildlichkeit, über den seine Dichterrede allenthalben verfügt, am freigebigsten auf.

Die Geschichte, die er erwählt, ist einfach, das seelische Problem, das darin behandelt wird, nicht besonders tief oder schwierig verwickelt, aber gesund, wahr, unsern heutigen Lebensverhältnissen angemessen, noch nicht allzusehr verbraucht und doch dichterisch wohl zu lösen. Dazu ein ganz und gar episches Problem. Die Handlung steigt gebührlich zu ihren Höhepunkten auf, sie hat ihre Peripetie und ihre Katastrophe; aber ihr fehlen alle dramatischen Kontraste und Konflikte. Fulda hat den Faden seiner Erzählung gut gesponnen, den Knoten geschickt geknüpft und untadelig gelöst. Höchstens sollte das Nachspiel der Geschichte im fünften Gesang etwas kürzer gehalten sein. Die Handlung ist hier bereits abgeschlossen, die eigentliche Novelle längst zu Ende. Wir freuen uns zwar, um Fuldas eigene Worte zu gebrauchen, am Schlusse des versöhnten Dramas von heiterer Höhe aus das Gipfelpanorama zu überschauen. Aber diese Überschau darf uns durch ihre Umständlichkeit nicht mehr ermüden als der ganze Aufstieg, und aller Geistreichtum, womit der Verfasser den ungeduldigen Leser abweist, überzeugt uns nur, daß dieses Schlußkapitel an sich wohl berechtigt ist, nicht aber, daß es die gehörige Länge nicht überschreitet. Allein wie wenig bedeutet dieses geringfügige Bedenken gegen den ungetrübten Genuß, den uns sonst in allen Einzelheiten wie im ganzen diese treffliche Probe eines ungewöhnlichen jugendlichen Dichtertalentes bereitet!

Kürzer und durch die äußere Form weniger gleißend, aber nicht minder erfreulich ist die Arbeit eines andern begabten jungen Dichters, „Die Kinder von Wohldorf" von Ferdinand Avenarius (Dresden, Verlag von Ls. Ehlermann 1887). Eine einfache, rührende Geschichte, die der Verfasser aus einer alten Chronik kennen lernte, keine Liebesnovelle aus den Tagen der jüngsten Gegenwart mit Menschen, wie sie uns stündlich in jedem Salon entgegentreten könnten, wie bei Fulda, sondern eine Erzählung aus längst verwichener Zeit, die stellenweise fast etwas legendenhaft klingt; ein armer, fahrender Spielmann und Bauernkinder nebst ihren Eltern die handelnden Personen. Kein Liebespaar begegnet uns darin, und doch ist die ganze Novelle ein Hymnus auf die Liebe, auf die reine, fromme Nächstenliebe, die den Haß und Groll und selbst den halsstarrigen Eigensinn verjährter Vorurteile überwindet und Segen stiftet über den Tod hinaus bis auf ferne Geschlechter. Diese Geschichte, schlicht und innig gedacht, wollte ebenso schlicht erzählt sein, mit einfachen, aber warmen Worten, in denen noch der wohlthätige Hauch der rührenden Herzensempfindung zu spüren ist. Ein gleichmäßig ruhiger, durchaus epischer Vortrag, klar und anschaulich, volkstümlich und leicht verständlich und doch dabei stets edel, wohl auch gelegentlich mit dichterischen Zieraten ausgeschmückt, war hier am Platz. Avenarius hat dies richtig erkannt. Er verzichtet daher auf allen Witz und Geistreichtum, welcher der Novelle Fuldas stets neue Reize verleiht. Er denkt nicht daran, jemals den übermütigen Plauderton anzuschlagen oder in irgend einer andern Weise seine eigene Subjekti-

vität in seine Darstellung einzuflechten. Er tritt ganz hinter seinen Stoff zurück und will nur durch die Sache wirken. Alles liegt ihm daran, daß die einheitliche rührende Stimmung, in die uns sein Vortrag versetzt, nicht gestört werde, damit sie, durch ihre ununterbrochene Dauer verstärkt, unser Empfinden, das sich vielleicht auch zuerst gegen den Inhalt seiner Geschichte sträubte, ebenso mächtig ergreife und ebenso weich schmelze wie die Herzen der harten Dorfleute, von denen er singt. Und er bedarf allerdings einer solchen übergewaltigen Wirkung auf unser Empfinden, die uns zunächst sogar vergessen läßt, daß seine Novelle, unter künstlerischen Gesichtspunkten betrachtet, nur ein schöner Torso ist. Wie den Bauern von Wohldorf, so bleibt auch uns das große Leid, das dem Spielmann am Herzen frißt, unverraten, seine Vorgeschichte, sein Seelenleben, der Grund seines gewaltsamen Todes unerschlossen. Wir sehen ihn nur von Einer Seite, als liederkundigen Menschen- und besonders Kinderfreund. Den Eindruck, den er als solcher auf uns macht, mußte darum so stark und so einheitlich-ununterbrochen als möglich festgehalten werden, damit wir nicht dem von dem Dichter ungelösten Konflikte nachfragen, wie die Gegensätze im Wesen seines Helden geschichtlich zu erklären, psychologisch zu rechtfertigen seien.

Schloß so die einheitliche empfindsame Darstellung dieses Stoffes jegliche Einmischung bloßer Verstandeselemente aus, so verwehrte sie auch jedes künstliche Spiel in der sprachlich metrischen Form. Einfache Reimpaare, überhaupt eine gewisse schlichte Eintönigkeit, die freilich nie ermüden oder langweilen durfte, war da das beste. Auch hier hat Avenarius durchaus das Rechte getroffen. Er bedient sich einfacher Formen, dieser aber mit vielem Geschick und meist ohne Zwang und Härte. Nur auf die Apostrophierung der Schlußvokale dürfte etwas mehr achtgegeben sein; auch wäre dann und wann ein Flickwort zu beseitigen. Alles in allem jedoch mögen wir das schöne Gedicht von der Macht herzlicher Menschenliebe dankbar willkommen heißen; es verdiente, als echte Weihnachtsgabe am Fest der erlösenden Liebe auf vielen Tischen zu liegen.

München. **Franz Muncker.**

Lyrisches.

Keine dichterische Gattung ist so innig mit der Individualität verwachsen, wie die lyrische, denn in keiner gelangt, wie in ihr, die Menschennatur des Dichters zu so vollem Ausdruck. Je stärker, je tiefer, je reiner die Individualität, um so anziehender und wertvoller wird daher ihre lyrische Gestaltung sein, die ihren Höhepunkt erreicht, wenn es ihr gelingt, ein Gefühl, einen Gedanken im harmonischen und konsequent durchgeführten Bilde festzuhalten und zu begränzen. Ein Beweis ist Goethe, dessen Größe als Lyriker in dem unerschöpflichen Reichtum seiner Individualität besteht. Von den modernen Lyrikern und auch von den Urhebern der im Nachstehenden besprochenen Gedichtbüchern gilt das Umgekehrte: sie sind, der Mehrzahl nach, durch einen ermattenden Mangel an Individualität gekennzeichnet. Manches Vortreffliche und Schöne ist ihnen im einzelnen gelungen, aber im ganzen fehlt ihnen, mehr oder weniger, Ursprünglichkeit und ausgeprägte Eigenart, sowohl was den Inhalt als die Form ihrer Gedichte anbetrifft.

Als ein mit Recht anerkannter Poet sei an erster Stelle Ernst Ziel genannt, dessen „Gedichte“ (Leipzig, Ernst Keil) sich durch Korrektheit und Feinheit der Form auszeichnen. Die Gedankenwelt, in der sein Geist sich bewegt, ist sinnig und beweist, daß der Verfasser nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern das redliche Bemühen zeigt, die Gegenstände, die er besingt, tiefer, als in der Regel Brauch ist, zu erfassen. Auch fehlt es an inhaltlicher und formeller Mannigfaltigkeit nicht: Lieder und vaterländische Gedichte, Balladen, Romanzen, Sonette und Sprüche, mit diesen Bezeichnungen ungefähr ist der lyrische Kreis, der das Buch umfaßt, angedeutet. Was fehlt, ist eine starke Ursprünglichkeit sowohl der Erfindung wie Empfindung und eine charakteristische Originalität.

Der „Gedichte“ von Friedrich Dinckmann (Erlangen, Andreas Deichert 1886) sind kaum zwei Dutzende. Wer eine so auffallend dünne Sammlung bringt, der muß in der Auswahl besonders streng sein, denn nur in der Masse läßt sich das Mittelmäßige verbergen. Wenn es auch daran nicht mangelt, so legt man das Bändchen doch nicht unbefriedigt und ärgerlich aus der Hand. Es spricht daraus ein warmes Empfinden, ein schlichter Geist. Dort und da stößt man auf ein unglückliches Bild; das Blümlein Vergißmeinnicht z. B. kann nicht wie „Mondenschein leuchten“. Ein hübsches Gedicht ist „Heimweh“, ein schönes „ein Kuß“, dem Italienischen des Stanislao Morelli nachgedichtet. Männlich und vollklingend ist das „Domfest von Köln“. Außerdem finden sich noch manch andere freundliche, anspruchslose Weisen.

„Cancionero“, Reiselieder und Zeitgedichte von Chillonius (München, Callwey 1887) ist das Werk eines Österreichers, eines Wieners, — das verrät jeder Vers. Ein bißchen Grazie, ein bißchen Witz, ein bißchen Gemütlichkeit; die Form gefällig, leicht und leichtsinnig; Gelungenes und Mißlungenes wunderlich gemengt; zu viel des Guten, um das Buch als Mittelmäßigkeit zurückzuweisen, zu wenig, um es als ein echtes Dichterwerk gelten zu lassen. Das Spielerische überwiegt das Poetische; eine Menge Stellen nüchternster Prosa wirken sehr unerquicklich, so z. B. wenn ein Gedicht „Miramar“ mit den Worten anhebt: „Geheimnisvoll die Wellen rauschen Um das Tusculum von Einst“. Am schwächsten sind die Sachen, welche der Verfasser aus aller Herren Länder mitgebracht (er hat die Erde umreist). Wenig Neues und Originelles; man lese nur die Gedichte über Venedig. Wer mit dem Grafen Platen konkurrieren will, muß über andere Töne verfügen. Am besten sind die satirischen Strophen. Die herzhafte, unabhängige Gesinnung, die sich hier frisch und kühn offenbart, thut besonders wohl in der jetzigen Zeit des maßlosen Byzantinertums. Wenn sich Chillonius innerlich zusammenraffte, an seine Gedichte eine größere Feile anlegte, nicht alles niederschriebe, was ihm einfällt, besonders aber nicht alles Niedergeschriebene drucken ließe, wenn er an die Stelle der leeren Tändelei Verinnerlichung und Vertiefung treten ließe, so würde er seiner Begabung nach weitaus Besseres zu leisten vermögen und auch dem ernsten Leser Freude bereiten.

Günther Wallings Dichtungen „Von Lenz zu Herbst“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887) sind sehr stoffreich. Liebeslieder aus Sevilla wechseln ab mit lyrischen Schilderungen aus der schönen Maurenzeit, die verschiedenartigsten historischen Gestalten, Judith, Rebekka, Peter Arbues, die Pompadour werden an uns vorübergeführt, dichterische Persönlichkeiten, italische und spanische Städte und Landschaften werden besungen. Lyrisches im eigentlichen oder engeren Sinne, Intimes, dem innersten Empfinden und Denken Entsprungenes enthält der Band nur weniges, das Beschreibende, Darstellende, Malerische überwiegt. Hingegen ist in den Gedichten Armin Werherrs (Würzburg, Stahel 1887) das Liedartige das Gelungene, das Subjektive das Reizvolle. Werherr ist ein echter Lyriker, schlicht und recht, sinnig und innig. Seine Lieder sind frisch und fröhlich, ernst und traurig, wie's die schicksalsvolle Stunde gebietet. Sein Ton ist der Ton des Volksliedes, manches liest sich fast wie aus des „Knaben Wunderhorn“, dem goldenen. Der Natur und den Jahreszeiten, den Zeiten und Festen weiß er originelle Seiten abzugewinnen und in stimmungsreiche Verse zu bringen. Dabei ist seine Poesie nicht die leere Blauveilchen- und Gänseblümchenpoesie, wie sie eine abgeschmackte Mode fordert und von einer Legion von modernen Reimern als Leibsport betrieben wird. Aber auch das Herbe und Sarkastische gelingt ihm und auch die pathetischen, hymnenartigen Rhythmen, wo die Seele einen hohen Flug nehmen, die Sprache zu Größe und Macht anschwellen muß. Eine Gedichtsammlung wie die Wehrherrs gewährt Vergnügen und Genuß.

Das weniger umfangreiche Büchlein „Dämmerstunden“ von Klemens Drache (Bautzen, Eduard Rühl 1887) enthält zumeist langstrophige Gedichte, fest und stramm gefügt. Der Verfasser verfügt über eine ausgebildete Technik, seine Lebensanschauung und -führung ist eine ernste und tüchtige und man bewegt sich nicht ungern in dem Kreise seiner Gedanken.

Wien. **Fritz Lemmermayer.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Dezember 1887.





Ihr Traum.

Erlebnis eines Malers.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)



In einer übermütigen Männergesellschaft, deren feurige Beherrscher dieser Augen waren, habe ich sie, eines Momentes Dauer, gesehen wehmütig ins Leere schauen mit dem Blick, mit dem Ausdruck der Augen meiner verehrungswürdigen Gastfreundin ... Und da, in der Freude über meine Entdeckung, erhitzt vom Wein, glühend von Schöpferwonne — schon tauchte es vor mir empor, das Bild, das mein bestes werden sollte — vergaß ich, daß ich im Begriffe stand, einen Namen zu nennen, der in diesem Hause nicht hätte ausgesprochen werden dürfen, und rief: „Fürstin T. in Paris — stammt sie nicht aus Ihrer Familie?"

Die Gräfin senkte die Augen, ein Schauer lief durch ihre Glieder, sie richtete sich noch gerader auf und sprach mit eisiger Miene und Stimme: „Fürstin T. war meine Tochter. Sie ist tot."

— Ihre Tochter! ... Teufel, Teufel! was hatte ich da gethan? ... Die schmerzlichste Fiber im Herzen der edlen Frau berührt, in meiner verfluchten Gedankenlosigkeit. Ich ward sogleich nüchtern vor Leid und Reue und stammelte bestürzt: „Tot? — die Fürstin tot? ... Seit wann?"

„Seit vielen Jahren," erwiderte sie mit einer Bestimmtheit, die den Widerspruch ausschloß.

Mir aber hatte man vor drei Tagen den Brief eines Freundes nachgeschickt, in welchem von der Fürstin als von einer sehr lebendigen die Rede war.

Und dennoch: — „Sie ist tot?" — Erschütternd hallte der Klang dieser Worte in mir nach. „Sie ist tot," das hieß: tot für mich, ihre Mutter, ausgestrichen aus den Reihen derer, die noch fähig sind mir weh zu thun. — Diese alte Frau, deren ganze Erscheinung eine Verkörperung der Lauterkeit war, mußte einen Trost darin finden, das verlorene Kind als ein totes zu betrauern. Mit Recht ...

Ich hatte vor zehn Jahren die Fürstin in Pariser Künstlerkreisen kennen gelernt, in welchen sie lebte, seitdem die Kreise, denen sie der Geburt nach angehörte, sich ihr verschlossen hatten. Sie sehen und mich leidenschaftlich in sie verlieben, das war — nicht wie es in veralteten Romanen heißt, das Werk eines Augenblicks — aber das Werk eines Abends. Es war eine heftige Leidenschaft, denn sie raubte mir den Schlaf — den Appetit hat mir eine Leidenschaft nie geraubt. Ich mißfiel der Fürstin nicht und wiegte mich bereits in süßen Hoffnungen, als ich erfuhr, daß die Gunst der entzückenden Frau in diesem Augenblick vergeben sei. Ein junger Maler befand sich in ihrem Besitz, der die Berühmtheit des Tages war, weil er ein freches Gemälde in seinem Atelier ausgestellt hatte, mit freiem Eintritt für das Publikum. Ich habe es auch gesehen, und sofort hat mir gegraut vor der Schmiererei, vor dem Schmierer und vor des Letzteren Geliebten.

Nicht lange nachher begegnete einem meiner Freunde das Unglück, bei der Fürstin Glück zu haben und in ernsthafter Liebe für sie zu entbrennen. Sie wurde schlecht belohnt. Trotz alledem und alledem konnte der altmodische Schwärmer seine Ungetreue nicht vergessen und war auf die außerordentlich gut erhaltene, aber nicht mehr junge Frau eifersüchtig wie ein Türk. Er hatte mir neulich jenen Brief geschrieben.

Die Gräfin, die lange in tiefem Schweigen verharrt hatte, erhob jetzt die Stimme: „Sie haben die Fürstin gekannt, Herr Professor?"

„Nur vom Sehen," antwortete ich überstürzt.

Sie faßte mich schärfer ins Auge, mit so angstvoller Spannung und zugleich mit so gebieterischer Frage, daß mir alten Sünder das Blut in die Wangen stieg und ich fast kleinlaut erwiderte:

„Nur vom Sehen. Völlig genügend aber, um einen unvergeßlichen Eindruck zu empfangen ..."

„Welchen?"

„Den einer wunderbar schönen Frau."

„Ja, schön ist sie gewesen . . . Schon als Kind — und schon als Kind . . ." Sie brach ab, eine peinliche Erinnerung schien in ihr aufzuleben. — „O Herr Professor! Sie war ihres Vaters Glück und Stolz und seine nagende Sorge. Wohl ihm, daß er ruhte im ewigen Frieden, als seine furchtbarsten Vorahnungen sich erfüllten . . . Wohl ihm, daß er die höllische Marter nicht geteilt, die ich erduldet habe, als sie heranwuchs, als sie blühte und prangte im Glanze ihrer sechzehn Jahre — entzückend für alle, die ihr nahten — nur für eine nicht . . ."

Die Gräfin war unheimlich blaß geworden und unheimlich auch war der Blick, mit dem sie mich ansah, und der Ton, in dem sie sprach: „Unvergeßlich der Eindruck, den sie in Ihnen hervorrief, dem Maler der Seelen. — Sagten Sie nicht so vorhin? Schildern Sie ihn. In welcher Weise unvergeßlich? Aufrichtig, aufrichtig! — Ich bin gefeit."

„Nun, Frau Gräfin," versetzte ich, — und war damals sehr zufrieden mit dem Einfall, der mir später ziemlich roh erschien — „kennen Sie die Nachbildung des Porträts, das Furino von Maria Stuart malte, als sie noch Dauphine von Frankreich war? Die englischen Verse, die darunter stehen, die kamen mir in den Sinn, als ich damals das Glück hatte . . ."

„Sie lauten," fiel die Gräfin ein:

„If to her lot some human errors fall
Look to her face and you'll forget them all.
(Hat sie irdische Schwächen besessen,
Blick in ihr Antlitz, sie sind alle vergessen.)

Ein sehr angreifbarer Ausspruch. Das Entzücken, das die Schönheit erweckt, kann sich in Abscheu verwandeln, wenn wir das Lügnerische der Hülle erkennen, in welcher eine makelvolle Seele sich birgt."

Sie verwirrte sich, schwieg, begann von gleichgültigen Dingen zu reden, kam aber immer und immer wieder auf ihre Tochter zurück. „Wer trägt die Schuld?" sagte sie plötzlich. „Ihre Eltern, ihre Vorfahren waren brave Leute . . . Woher in ihr dieser angeborene, unüberwindliche Hang zum Schlechten? Welche gräßliche Erbschaft hatte sie angetreten?"

Die Stimme der Gräfin wurde leiser und beklommen, sie sprach in abgebrochenen Sätzen und wie aus schwerem Traume: „Der Mann, der sie liebte und heimführte, war gewarnt, ich, ihre Mutter warnte ihn. Aber sein Glaube stand felsenfest . . . Unselig ist, die ihn erschüttert hat. Unselig! . . ."

Sie hielt inne — der laute Wehruf der ihrer Brust entstieg, verriet die Qual einer tiefen, grausam aufgerissenen Herzenswunde. — Aber größer noch als ihr Schmerz war die Stärke dieser Frau . . . Eine gewaltige Selbstüberwindung, wieder die verschlummernde Bewegung mit der Hand, und sie zwang sich eine heitere Miene ab und sagte: „Noch ein Gläschen Chartreuse, Herr Professor. Meine Kinder behaupten, ein Diner ohne Chartreuse sei die höchste Unvollkommenheit in der kulinarischen Welt."

Ihr Angesicht hatte sich wieder freudig verklärt, ein holder, anbetungswürdiger Zug umspielte ihren welken Mund. „Lauter schlechte Späße, aber sie beglücken die alte Großmutter, und deshalb wird mit ihnen nicht gespart. Ach, diese Kinder waren immer gut und liebevoll, wahrhaftig und treu. Was ich für sie that und thue, ist nichts, ihre Dankbarkeit ist unendlich. So stehe ich denn immer in ihrer Schuld."

Forderten diese Worte nicht einen Widerspruch heraus? — Ich meinte, ja, und brachte ihn vor, so schön und fein, als ich nur immer konnte. Aber meine aufrichtige Huldigung wurde nicht zur Kenntnis genommen.

Die Gräfin nickte zerstreut und begann ohne direkten Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen: „Niemand kann sich vorstellen, was ich empfand in der Stunde, in welcher ihr Vater mit ihnen zu mir kam. Nach der Scheidung war's: ‚Nimm sie, sie sind dein', sprach der um sein höchstes Gut betrogene Mann — und sie waren mein.

Paul, mein Sohn, blieb bei uns, überwachte die Erziehung seiner Kinder, sagte manchmal zu mir: ‚Seien Sie nicht zu nachsichtig, liebe Mutter.' Ich war es nicht. Mit stiller Angst beobachtete ich die Kinder, lauerte auf Fehler — auf Keime von Fehlern in diesen Anfängen von Menschen und entdeckte nichts, das mich beunruhigen konnte. Sie sind beide reinen Herzens und, wenn auch voneinander ganz verschieden, doch beide edlen Sinnes wie ihr Vater, und ihr Streben ist, wie das seine, nach hohen Zielen gerichtet. Eine Stimme, die nicht trügt, sagt mir, sie sind zu Großem bestimmt."

Sie teilte mir viele herzgewinnende Züge aus der Kindheit und Jugend ihrer Enkel mit. Nebenbei erfuhr ich, daß Fürst Paul alljährlich den Sommer auf seinen Gütern in Volhynien zubrachte. Sein erstgeborener, Matja, hatte ihn vor einigen Monaten dahin begleitet. Wo Fürst Iwan sich gegenwärtig aufhalte, davon machte die Gräfin keine Erwähnung.

„Sie werden bald heimkommen," sprach sie, „aber ich darf noch nichts davon wissen, sie werden mich überraschen wollen, wie sie es schon einmal gethan, — morgen, — heute vielleicht . . ."

Ihre dunkeln Augen öffneten sich weit und erglänzten in rührender Hoffnungsseligkeit.

Vom Gange herüber schallte durchdringenden Klanges der Schlag einer Uhr. Die Gräfin horchte. „Halb zehn, — in zwei Stunden könnten sie da sein . . . Iwan und Matja und ihr Vater, der mir geschrieben hat — ich weiß nicht genau wann — — die Zahlen — ja die Zahlen, mein lieber Herr Professor! — — — — Doch habe ich den Brief bei mir, Sie können sich selbst überzeugen . . ."

Sie entnahm ihrer Gürteltasche eine kleine Mappe, in der eine Anzahl wohlgeordneter, aber schon etwas vergilbter Briefe lag. Eine geweihte Hostie hätte sie nicht mit mehr Andacht berühren können, als diese Blätter. Wie auf einem Heiligtume ließ sie ihre schmale, feingeäderte Hand auf dem Päckchen ruhen. Dann reichte sie mir den zu oberst liegenden Bogen und sagte: „Lesen Sie, Herr Professor! Laut, wenn ich bitten darf."

Nun, ich nahm den durch zahlloses Falten und Entfalten ganz zerschlissenen Brief und sah, daß er vor drei Jahren auf der Besitzung des Fürsten geschrieben worden war. So gut ich konnte, das heißt: nicht sehr gut, weil ich von Natur ein gerader Kerl bin, verbarg ich mein Staunen und fragte einfach: „Ist dieser Brief wirklich der letzte, den Sie, gnädigste Gräfin, von einem der Ihren erhalten haben?"

„Der letzte," erwiderte sie rasch und sichtlich unangenehm berührt. „Bitte, lesen Sie."

Ich las denn, und sie hörte mir mit höchster Spannung zu.

„Teure Mutter!

Ich komme bald. Ich habe Ihnen eine Botschaft zu bestellen, einen letzten Dank, teure Mutter, ein Abschiedswort. Gott stärke Sie und mich. — Ich komme bald . . . Wir wollen ein großes Leid mit vereinten Kräften zu tragen suchen . . ."

Die Gräfin flüsterte nach: „Ein großes Leid? . . . was er so nennt mit seiner Kunst, jede Widerwärtigkeit als Unglück zu empfinden. Er ist nicht immer so gewesen," seufzte sie und verwahrte ihre Briefe mit ehrfürchtiger Liebe.

Abermals entstand eine Pause, und abermals fiel die seltsame Stille mir auf, die über dem Hause lag und eines verwunschenen Schlosses würdig gewesen wäre. Ich erlaubte mir eine Bemerkung darüber zu machen, und die Gräfin erwiderte:

„Ja, mein lieber Professor, ich will es so. Wer in meinem Dienste bleiben soll, muß ein Schweiger und Sachtetreter sein. Jeder Mensch hat seine Marotte; die meine ist: Ruhe, ungestörte Ruhe schaffen um mich her. In diesen Räumen wohnen die Stimmen meiner Kinder, — ich höre manchmal ihren leisen Gruß. Das Geschwätz und Getrippel der Leute, das Geräusch der Arbeit soll sie mir nicht übertönen . . . Still! —" sprach sie plötzlich, stand auf und wandte sich der Thür zu, durch welche ich vorhin eingetreten war.

Ich hatte mich gleichfalls erhoben und, ihrem Winke gehorchend, folgte ich ihr. Mitten im Saale hemmte sie ihren Schritt, neigte den Kopf vor und lauschte. Ihr schöner, leuchtender Blick flammte — ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Ausruf des Entzückens — doch entstieg er ihnen nicht.

„Was fällt mir ein," sagte sie mit wehmütigem Scherze, „ich träume wieder, es ist noch viel zu früh. Aber dafür, daß sie es nicht machen wie neulich, dafür wollen wir sorgen . . . Denken Sie, Herr Professor, als sie zurückkamen von ihrer ersten Reise, ganz unerwartet, da war es Nacht, ich schlief bereits, und sie, die Kinder, erlaubten nicht, daß man mich wecke. Am Morgen trete ich nun ins Frühstückzimmer und sehe, und traue meinen Augen nicht, drei Tassen auf dem Tisch . . . Warum drei Tassen, Leonhard? . . . Was soll dies heißen? — ‚Daß wir da sind, Großmutter', und sie stürzen auf mich zu, und ich halte sie in meinen Armen, und ich sehe wieder in ihre guten, fröhlichen, blauen Augen . . . Es war eine schöne Überraschung, und dennoch, eine Wiederholung verbitt' ich mir, deshalb komme ich ihr allabendlich zuvor. Begleiten Sie mich, Herr Professor!"

Wir gingen durch den taghell erleuchteten Gang, an der Treppe vorbei, und betraten, um die Ecke biegend, einen Seitenflügel des Schlosses. Auch hier ein breiter Gang, den viele tüchtige Bilder und Trophäen aus Waffen des Orients und des Occidents schmückten.

„Ich führe Sie jetzt in die Arbeitsstube Iwans; die Wohnungen der Kinder liegen gegenüber," sprach die Gräfin und trat durch eine gewölbte Halle mir voran ins Atelier.

Respekt! — Das war eine Arbeitsstube, die man sich gefallen lassen konnte. Etwas gar zu prunkvoll vielleicht — vielleicht eine zu große Vorliebe für Rot und Gold verratend in der Wahl der Teppiche, Gewebe, Draperien — aber wohl befand man sich inmitten dieser Reichtümer, weil sich ein eigentümlicher und echt künstlerischer Ge-

schmack in der Anordnung derselben kundgab. Über den ganzen Raum ergoß eine vielarmige Hängelampe ein reines, ruhiges Licht und brachte dessen schönsten Schmuck, die Skizzen und Bilder, zur vollen Geltung. Sämtlich Arbeiten des jungen Fürsten und sämtlich Talentproben. Man lügt mir nach, daß ich ungern lobe, ich aber thu's um so lieber, als mir so verteufelt selten Gelegenheit dazu gegeben wird. Hier fand ich sie und beutete sie gehörig aus. Die Gräfin schwamm in Glückseligkeit und fragte ganz besonders nach meinem Urteil über einige Gemälde, die auf den Staffeleien in der Nähe des Fensters standen. Ich entdeckte sogleich unter ihnen einen alten Bekannten, eine prächtige Hafenscene, und rief: „Das ist das beste!"

„Sein bestes, nicht wahr? und auch sein letztes. Von diesen Bildern habe ich Ihnen gesprochen; es sind diejenigen, die er mir kürzlich aus Marseille geschickt hat."

Kürzlich? da hatte die Gräfin wieder einen Irrtum in der Zeitrechnung begangen. Das Bild war ja schon vor mehreren Jahren in der Pariser Exposition, als unverkäuflich und einfach mit Iwan signiert, ausgestellt gewesen. Damals hatte es mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht und machte ihn mir jetzt von neuem.

„Das ist das beste," wiederholte ich, „das steht mir höher als manches vielgerühmte Werk der neuen Schule. . . . . Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat? . . . Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publikum sich schart. . . . Und nun die Ausführung! wessen ist die? — Eines Realisten? Nein eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mitansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk. Alles gut dran, jede einzelne Figur sowohl, wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze. Ich bewundere alles, sogar manche Kühnheit, die ich mir nicht mehr erlauben würde — wir wollen sicher gehen, wir Alten."

Die Gräfin unterbrach mich: „Kühnheit, Herr Professor? die hätte der Schüler dem Meister abgelauscht."

„Was, Schüler," versetzte ich, „den Schüler könnt' ich beneiden."

„Sie haben keine Ursache," erwiderte sie und zog den Vorhang von einem auf der Staffelei nebenan stehenden Bilde, und ich sah meine „Abyssinier" nach sieben Jahren wieder. — Nicht übel, gar nicht übel waren sie, und sehr freudig meine ersten Empfindungen bei ihrem Anblick. Aber gleich kam der hinkende Bote nach: Soviel hast du damals schon gekonnt. . . . Um wie viel mehr kannst du denn heute? . . . Wo bleibt der Fortschritt? . . . Höhe ist Wende — bist du nicht auf der deinen angelangt? — Eine Ahnung unausbleiblichen Versiegens der sprudelnden Quellen in meinem Innern durchfröstelte mich. . . . Was dann? . . . dann trag's oder stirb — nur sinke nicht. Und ich schwor mir's zu: Du wirst dich hüten vor Selbsttäuschung, wirst nicht für Schaffenskraft halten, was nichts mehr ist als Schaffenslust. . . . Wieder trat ich vor die „Hafenscene" hin und versenkte mich wieder in ihren Anblick . . . O wie tüchtig, wie genial und — wie jung! . . .

„Herr Professor," sagte die Gräfin, „es ist spät geworden, glaube ich — wollen wir nicht hinübergehen zu den Kindern?"

Sie näherte sich bereits der Halle, als ihr aus derselben ein junger Mann, groß, breitschultrig, bärtig, mit dunkelblonder zurückgeworfener Mähne, entgegen trat. „Noch auf, Frau Gräfin?" fragte er. „Es ist elf Uhr."

„Elf Uhr," stieß sie erschrocken hervor — „wirklich? . . . Dann" eine grausame Enttäuschung drückte sich in ihrem Ton aus, „dann werden sie heute nicht mehr kommen."

„Gewiß nicht," bestätigte er, und die Gräfin legte die Arme übereinander, richtete den Blick fest auf ihn und sprach mit gelassener Würde:

„Woher des Weges, Doktor?"

„Ich war — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, beim Amtmann in Neiß. Er ist ganz wohl."

„Um so besser." Sie wandte sich zu mir: „Herr Professor M., ich bitte Sie, Ihnen meinen Hausarzt Doktor Schmitt vorstellen zu dürfen."

„Professor M.? Durch welchen Zufall? ah! das freut mich. . ." Er eilte auf mich zu und reichte mir die Hand.

Die Gräfin hatte Platz genommen, wir folgten ihrem Beispiel. Der Doktor entfaltete eine lebhafte Beredsamkeit und teilte mir seine Ansichten über Maler und Malerei höchst unbefangen mit.

Ich hätte wahrscheinlich viel lernen können aus seinem Vortrag, wenn er nicht mitten in demselben unterbrochen worden wäre. Aber dies geschah, und zwar durch Freund Christel, der mit verstörtem

Gesicht herbeigeschlichen kam und dem Doktor einige Worte ins Ohr sagte.

„Schon gut," erwiderte dieser mit einer entlassenden Handbewegung.

„Was giebt es?" fragte die Gräfin, und Schmitt antwortete nachlässig:

„Nichts, Frau Gräfin, nichts. Im Meierhof scheint sich ein Pferd losgerissen und einen der Knechte irgendwie verletzt zu haben."

„Irgendwie?"

„Es hat ihn geschlagen, hierher," wagte Christel vorzubringen und griff an die Hüfte.

„Der Chirurg ist gerufen worden; er waltet bereits seines Amtes. Ich bitte der Sache keine Wichtigkeit beizulegen, sie hat keine," suchte der Doktor zu beruhigen — erfolglos jedoch.

„Davon will ich mich selbst überzeugen," sprach die Gräfin und erhob sich.

Auf ihren Befehl lief Christel voran, um Hut und Mantel bringen zu lassen. — Ich bot meine Begleitung an, die Gräfin dankte mit der Versicherung, daß sich immer Begleiter genug bei ihren Dorfgängen einfänden. In der That trafen wir beim Hinaustreten auf den Gang einige Diener und Dienerinnen bereits dort versammelt, an ihrer Spitze Leonhards schattenhafte Gestalt. Aus dem Hintergrunde stürzte, so schnell sie konnte, eine tonnenrunde Kammerfrau mit den verlangten Kleidungsstücken herbei.

Im Begriff fortzueilen richtete die Gräfin noch die Frage an ihren Arzt: „Sie kommen also nicht?"

„Ich bitte mich gnädigst zu entschuldigen," erwiderte er, und sie ging.

Beim Doktor hatte ein rascher Übergang von guter in schlechte Laune stattgefunden. Trotzdem lud er mich ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, und ich nahm an, weil meine Absicht war, die Rückkehr der Hausfrau zu erwarten, um mich bei ihr zu empfehlen. Unterwegs beobachtete Doktor Schmitt ein verdrießliches Schweigen und ließ seinem Unmut erst freien Lauf als wir in seiner Gelehrtenstube saßen und dampften.

„Es ist unglaublich," brummte er, „wie man mich ausbeuten würde, wenn ich der Mann wäre, mich dazu herzugeben. Unglaublich, was mir zugemutet wird — dem Dorfbader Konkurrenz machen, nicht mehr und nicht weniger." Er hatte sich in einem ungeheuren Lehnstuhl so schlangenmäßig zusammengerollt, daß man nicht wußte, wo der Mensch anfing und wo er aufhörte, und sprach, und sprach! — —. — Allerdings recht gescheit und witzig, aber alles, was er sagte, war mehr oder minder — Selbstverherrlichung.

So eitel, dachte ich im stillen, kann ein verständiger Mensch nur auf dem Lande werden, wo er vermutlich der einzige in seiner Art ist. Und als er eine seiner Auseinandersetzungen mit dem grollenden Ausruf schloß:

„Ich bin hier nicht an meinem Platze," entgegnete ich:

„Warum bleiben Sie?"

„Das ist es ja — ich kann nicht anders, ich bin angeschmiedet auf Lebensdauer — nämlich der Gräfin. Ihre Verwandten haben mich engagiert."

„Unter guten Bedingungen natürlich?"

„Unter glänzenden. Ich würde doch sonst nicht angenommen haben. Indessen —, es ist geschehen, und nun der Himmel meinen Schritt hieher gelenkt ..." Er war sichtlich erfreut, diesen zweiten Beweis seiner klassischen Bildung gegeben zu haben, und fuhr munterer fort: „Nach Kräften suche ich mein langweiliges Leben hier erträglich zu machen durch häufig erbetenen und immer gern erteilten Urlaub. Ich bedarf seiner zu wissenschaftlichen Reisen, zur Aufrechthaltung meiner zahlreichen Verbindungen. Die Gräfin sieht das ein, kleinlich ist sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen gern, daß diese Frau nicht kleinlich ist."

„Sie sind begeistert von ihr, ich habe es gleich bemerkt. — Dem „leuchtenden Vorbild" ihres Iwan hat sie gewiß ihr volles Vertrauen geschenkt, was Ihnen möglicherweise schmeichelte ... Aber, Herr Professor, die Geschichten, die Ihnen neu waren, wachsen mir bereits zum Halse heraus."

„Die Gräfin hat mir keine Geschichten erzählt."

„Keine einzige aus der Kindheit ihres Matja und ihres Iwan? Das setzt mich in Erstaunen."

„Wie mich, aufrichtig gestanden, die eigentümliche Art, in welcher Sie, Herr Doktor, von der Gräfin reden."

„Ich? — ich habe die höchste Achtung vor ihr, ich sage jedem, der's hören will, daß ich, ein Psychiater, hier im Hause überflüssig und im Besitz einer Sinecure bin."

„Als Psychiater sicherlich."

„Wie Sie sagen, und doch könnte sich mancher täuschen ... Ist Ihnen gar nichts Seltsames an ihr aufgefallen?"

Ich antwortete ausweichend und er begann gelehrt zu werden und berief sich auf Tod und Teufel, wenn ich nicht irre, auch auf Schopenhauer.

„Diese Frau," sagte er, „führt ein Traumleben, in dem es jedoch an wachen Momenten nicht fehlt. Schopenhauer sagt in seinem Versuch über Geistersehen — ich citiere aus dem Gedächtnis —: Bei

der Thätigkeit aller Geisteskräfte scheint im Traume das Gedächtnis allein nicht disponibel. Längst Verstorbene figurieren darin noch immer als Lebende ..."

Mich überlief's — „Was heißt das? ... was wollen Sie damit sagen?" Ich war auf das äußerste gespannt und doch voll Angst, ihn zu verstehen. — „Wo ist Fürst Iwan?" stieß ich plötzlich hervor.

Der Doktor schlug auf den Tisch. „Herr Professor! so sind Sie ihr wirklich aufgesessen? Haben nicht bemerkt ..." Er hielt inne und rief, einem Geräusch von Stimmen und Schritten, das sich vernehmen ließ, lauschend: „Der Tausend, da kommt sie schon zurück von ihrem Samaritergang."

„Hat sie den auch im Traum gemacht?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „und ich will Ihnen erklären ..."

Aber ich hörte ihn nicht zu Ende; ich war schon aufgestanden und verließ mit einer Entschuldigung das Zimmer, um der Gräfin entgegenzugehen.

Sie kam an der Spitze ihres Gefolges langsam daher geschritten. Meine Stimme schien mir einen aufdringlichen Klang in diesen stillen Räumen zu wecken, als ich mich an die Gräfin wandte, mit einer Erkundigung nach ihrem Kranken.

„Es geht schlecht," sprach sie, tief erregt und noch ganz im Banne der eben erhaltenen peinlichen Eindrücke.

An der Schwelle ihrer Gemächer verabschiedete ich mich und lehnte dankend ihre Aufforderung zu längerem Bleiben ab. So befahl sie denn, mit dem Frühesten alles für meine Abreise bereit zu halten, und entließ mich mit den Worten: „Vielleicht besinnen Sie sich doch anders und schenken mir noch einen Tag."

(Schluß folgt.)

Mut!

Von Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Wie es blitzt und kracht!
Heiß, heiß
Ist die Schlacht,
Wo es einschlägt, wer weiß?
Sie stürzen im Rücken, vorn und neben,
Wie viele Minuten noch werd' ich leben?

Hart am Feind
Stehen vereint,
Stehen die Alten,
Greise Gestalten,
Stehn, die vor sechzig Jahren
Jung miteinander waren,
Zusammen gesungen, geliebt, gelacht,
Zusammen ans Alter nicht gedacht,
Zusammen andere Zeiten gesehn,
Untereinander sich noch verstehn.

Bei den Geschützen da drüben,
Die so blutige Arbeit üben,
Der finstere Hauptmann, wer mag er sein,
Der Feuer! und wieder Feuer! brüllt,
Jetzt sichtbar im roten Widerschein,
Jetzt vom qualmenden Dampfe verhüllt?
Fern steht er, doch seh' ich ihn wohl,
Seine Augen seh' ich, sie sind so hohl!
Wie der Helm auf seinem Schädel schlottert,
Der Küraß um seine Rippen lottert!
Grausen! Grausen!

Aber mitten im Sausen,
Im Zischen der Kugeln und Gekrach,
Der Fallenden Schrei, der Sterbenden Ach
Welch mächtige Stimme? Wo tönt sie her,
Als sänge der Held, der Taillefer?
Wie kann sie mit ihrem Singen
Durch das Schlachtgetös nur dringen?
Ist es ein lebender Menschensohn?
Ist es von oben Geisterton?
Die Weise, wie hebt sie das Herz empor!
Was dringt für ein herrlicher Spruch hervor!
„Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann."
Und wieder, hört, höret das große Wort,
Wie schallt es und hallt in der Seele fort:
„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Hab Dank, du tapfre, du hohe Wacht!
Hab Dank, du getreue, du sichre Hut!
Wie mahnest du gut!
Das Leben ist eine Schlacht,
Eine Schlacht ist das Leben!
Soldaten sind wir, sollen nicht beben!
Der Feige stirbt zehnmal, eh er stirbt,
Der Mutige nur das Leben erwirbt,
Und wär' es dein letztes Lebenslicht,
Frei schaue dem Tod ins Angesicht!

Die Frau.

Von Wilhelm Jensen.

Nach einem kleinen Herrendiner von ausgezeichneter Feinheit verfiel das von Wein lebhaft angeregte Gespräch auf die Frauen. Die Teilnehmer waren fast ausschließlich Junggesellen, jüngere und ältere, sämtlich in hervorragenden sozialen Stellungen, wie von höherer Bildung, und hatten bei voraufgegangenen Unterhaltungsgegenständen nicht nur den Besitz von Geist, sondern auch mehrfach den von Gemüt an den Tag gelegt. Sie erörterten ihre Anschauungen des weiblichen Geschlechtes ohne Voreingenommenheit, sine ira et studio, in durchaus objektiver, nur Thatsachen Geltung zuerkennender Weise. Die Wendung des Gespräches war von einer aufgeworfenen wissenschaftlichen Frage ausgegangen, auf die ein anwesender Physiolog Antwort erteilt hatte. Er bestätigte, das Gehirn der Frau erweise sich mit seltenen Ausnahmen von geringerem Umfang und Gewicht als das des Mannes, in der Zahl der Ganglien, wie in der Länge der Gyri würden dadurch mit Notwendigkeit Unterschiede zu Ungunsten des Weibes bedingt, deren unvermeidliche Folge eine weniger umfassende Funktionierung ihres Gehirns besonders auf dem Gebiet geistiger Thätigkeit bilde. Die Frau werde dadurch unfähig, in den wissenschaftlichen Disziplinen, den strengen Gedankenoperationen, überhaupt der höheren Arbeit des Denkens einen Wettbewerb mit dem Manne aufzunehmen. Die Belege dafür ergab die allgemeine Weiterbehandlung des Gegenstandes von verschiedenen Seiten. Die Geschichte lehrte, daß der Fortschritt der Menschheit niemals von einem Weibe gefördert worden sei. Wo eine Frau durch ihre Geburtsstellung berufen gewesen, in die staatliche Entwicklung von Völkern einzugreifen, war sie fast ausnahmslos immer subjektiven, persönlichen Eingebungen gefolgt, hatte ihre eigentliche Aufgabe nicht begriffen und, kritisch betrachtet, ihre Macht zum Unheil der ihrer Obhut Anvertrauten ausgeübt. So verhielt sich das Verständnis des weiblichen Geschlechtes aller Stände in der Vergangenheit und Gegenwart überall der Politik, den geistigen Problemen und großen gewichtigen Fragen des Menschenlebens gegenüber. Daß es logischen Schlußfolgerungen unzugänglich sei, Beweisgründe, die ihm widerstrebten, nicht zu fassen vermöge, hatte man allseitig selbst oft genug erfahren und stand außer Zweifel.

Von dieser wissenschaftlichen Feststellung wandte die Betrachtung sich auf die Charaktereigenschaften der Frau, die im großen Durchschnitt stets einen ähnlichen Mangel ergaben. Jeder zog Beispiele und Belege aus seinem Kreise an, ohne Namensnennung; man verfolgte durchaus keine persönlichen Tendenzen, allen war es allein um die Konstatierung des Thatsächlichen zu thun. Eine halbe Ausnahme erlaubte sich darin nur der Hausherr, indem er äußerte:

„Sie kennen wohl sämtlich Frau N., meine Herren — ich bezeichne sie nicht näher, doch vermutlich werden Sie wissen, wen ich meine. Ich glaube, man kann sie gleichsam als Paradigma ihres Geschlechtes, wenngleich, ich füge es hinzu, als ein über das Durchschnittsmaß hinausgehendes in Bezug auf die weibliche Inferiorität aufstellen. Sie bildet eine Verkörperung der Unvernunft und der Unfähigkeit, durch Beherrschung ihrer zahllosen Schwächen sich selbst Widerstand zu leisten. Kein ernster Gegenstand findet bei ihr ein Interesse und Verständnis, sie geht, an nichts als sich selbst denkend, völlig im Kleinlichen und Nichtigen auf. Vom Spiegel über ihre äußerliche Schönheit unterrichtet, zeigt sie sich in höchstem Maße eitel, selbstgefällig und putzsüchtig, sucht durch kokette Kunstgriffe die Augen und Wünsche der Männer auf sich zu ziehen. Ihrem eignen Geschlecht gegenüber ist sie verkleinerungssüchtig und neidisch auf fremde Vorzüge; in ihrem Hause wird sie von Rechthaberei und Laune beherrscht, welche ihrem Manne das Zusammenleben oft kaum erträglich machen müssen. Es läßt sich als unabwendlich voraussehen, daß sie ihre beiden kleinen Töchter zu der nämlichen inneren Tollheit und Selbstsucht heranbilden und dergestalt ihre Art forterhalten, über kommende Generationen weiter verbreiten wird. Ein solches Paradigma ist in der That wohl imstande, uns in der von uns gewählten Lebensführung zu rechtfertigen."

Die angedeutete Dame war allen Hörern bekannt, jeder pflichtete der von ihr entworfenen Charakteristik bei und befestigte diese durch Mitteilung einzelner, noch nicht erwähnter Züge ihrer Wesensoffenbarung.

Nur eine Stimme äußerte, als man den Gegenstand erschöpft hatte: „Sie sprechen von etwas Gewesenem, meine Herren."

„Inwiefern?"

„Ich habe es auch erst heute erfahren. Die Frau N. ist aus dem Sommeraufenthalt, den sie mit ihrer Familie in den Alpen genommen, nicht wieder zurückgekehrt. Der Arzt hatte ihren Mann eines Fußleidens willen dorthin geschickt."

„Ah, sie wird ihn um eines Liebhabers willen verlassen haben."

„So halb. Die Ihrigen befanden sich auf einer Weidematte und wurden von einem wütenden Stier angegriffen. Der Mann war durch sein Übel verhindert, sich rasch zu bewegen und mit den beiden kleinen Mädchen zu flüchten. Frau N. kam in dem Augenblick hinzu, lief dem Stier entgegen und schlug mit ihrem Sonnenschirm auf ihn. Doch er ließ sich nicht dadurch abhalten, sondern zerstieß sie mit seinen Hörnern. Darum ist sie nicht zurückgekehrt."

Der Mitteilung folgte ein kurzes Schweigen, dann bemerkte der Hausherr: „Eine echt weibliche Unvernunft, zu glauben, daß sich das wütende Tier durch einen Sonnenschirm schrecken lasse. Sie hätte besonnen die Verrücktheit dieses Verfahrens einsehen und sich — man weiß, wie leicht beweglich sie ist — der Gefahr entziehen sollen."

„Dafür reichte wohl das Gehirn der Frau nicht aus."

„Und der Mann und die Kinder sind ebenfalls zu Grunde gegangen?"

„Nein. Während der Stier die Frau tötete, verging eine kurze Frist, in der Hülfe herbeikam, und ihr Leben war gerettet."

Hochzeitsromanze.

Von Richard Leander.

Im Juli war's, in heißer Zeit,
Die Felder wogten weit und breit,
Die Sommervögel flogen:
Da hielt am Graben hoch zu Roß
Ein Reiter vor dem Königsschloß
Mit Geig' und Fiedelbogen.

Und wie er hell die Saiten strich,
Da füllten rasch die Fenster sich
Mit frohen Mädchenköpfen;
Er aber rief: „Wo bleibt sie doch?
Die jüngst' und schönste fehlt ja noch
Mit ihren blonden Zöpfen!"

Da fiel am Turm die Brück' herab:
Nun tanz mal fein, mein Edelrapp,
Im Hof steht sie schon selber!
Die Sonne glitzert wunderbar,
Ihr um die Schultern weht das Haar
Noch goldiger und gelber!

Und grün der Kranz und grün der Strauß,
Sie breitet beide Arme aus,
Ihr Auge strahlt glückinnig.
„Marie-Margret! Marie-Margret!
Mein Herz mir fast in Stücke geht,
Da bin ich ja, da bin ich!

So schürz dich nun und schwinge dich,
Spring auf mein Rößlein hinter mich,
Ans Schreiben muß es gehen!"
„„Herzliebster Schatz, ach, halt mich fest!
Ade! ihr werten Hochzeitsgäst',
Und laßt die Tüchlein wehen!"" — — —

Solang das Leben grünt und mait,
Wird so es gehen allezeit,
Gott woll's jedwedem schenken!
Die Welt ist gar zu wunderschön,
Wo zwei verliebte Herzen gehn
Einander zu gedenken:

Da blühn die Blumen wunderhold,
Da glänzt im Strom wie pures Gold
Aufrauschend das Gewässer;
Die Vögel singen tief im Grün,
Frühwolken hoch am Himmel ziehn
Und bau'n viel luft'ge Schlösser. —

Ihr Mädchen drum und jungen Leut',
Nur frisch gewagt und jung gefreit,
Eh' Lieb und Lust vergehen!
Kein Spruch so süß sich hören läßt
Als: „Herzensschatz, nun halt mich fest!
Ade! die Tüchlein wehen!" —

Sprüche.

Ameisenfleiß bringt's mit den Jahren weit,
Der rege stündliche;
Doch nie entdeckt die bloße Gründlichkeit
Das Unergründliche.

Wer's ehrlich meint, entweihe nicht
Ein großes Wort zu kleinen Zwecken;
Ihr aber ruft: „Es werde Licht,"
Um euch Cigarren anzustecken.

Ludwig Fulda.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Geschieden.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

Zweiter Aufzug.

Elegant ausgestatteter Salon in der Wohnung der Frau von Bernitz. Hinten ein breiter Durchgang nach einem Vorraum. Thüren zu beiden Seiten. An den Wänden große Porträts, zum Teil alte Herren in Uniformen und mit Ordenssternen, Damen in veraltetem Kostüm. Über dem Kamin ein Wappen.

Erster Auftritt.

Franz. Gleich darauf **Hertha** von rechts.

Franz (kommt von der Mitte her, ein Theebrett mit einigen Tellern, Gläsern und einer Weinflasche tragend, und geht nach links). Es wird doch wohl recht sein, daß ich das Frühstück im Eßzimmer auftrage. Der Gast macht so viel Konfusion im Hause — man kann nicht wissen. (Ab nach links. Die Thüre bleibt offen.)

Hertha (eintretend). Zehn Uhr vorbei und mein Bruder noch immer nicht sichtbar. Ich vergehe vor Ungeduld und Beklommenheit. (Geht nach links.) Franz — Franz!

Franz (von links). Gnädige Frau . . .

Hertha. Ich ließ Ihnen schon früh morgens durch die Jungfer sagen, Sie sollten zum Herrn Baron und ihn zu einer sehr notwendigen Rücksprache zu mir bitten.

Franz. Die Bestellung ist pünktlich ausgerichtet, gnädige Frau.

Hertha. Nun? —

Franz. Der Herr Baron schliefen noch. Ich ließ es durch den Burschen hineinmelden. Als ich mich später nochmals erkundigte, hieß es, der Herr Baron sei vor einer kleinen Weile aufgestanden, habe über Kopfweh geklagt und gleich sein Pferd satteln lassen.

Hertha. Schon gut.

Franz (ab durch die Mitte).

Hertha. Er weicht mir aus. Sehr erklärlich! Er fühlt, daß ich ihn zur Rede zu stellen habe. Unbegreiflich das alles! Dieser späte Besuch — die furchtbare Erregtheit der armen Frau. Die halben Aufklärungen — die unverständlichen Motive. Ihres Mannes Haus zu verlassen und zu einer Freundin zu flüchten —! Und dazu Astolfs sonderbares Benehmen! Wußte er darum? Als er gestern wie zufällig bei mir ansprach, schien Melanie ihn kaum zu überraschen. Und dann dieser vertrauliche Ton, dieses schnelle Verständnis . . . Und warum benützte er die Gelegenheit, sich zu entfernen, als ich ihr das Zimmer anwies? Was haben sie miteinander? Ich muß es wissen und danach —

Franz (tritt durch die Mitte ein). Herr Major von Rotenstein wünscht der gnädigen Frau —

Hertha. Jetzt eine Visite —! Major, sagen Sie? Ah! Ich lasse bitten.

Franz (ab).

Zweiter Auftritt.

Hertha. Major Ewald von Rotenstein (durch die Mitte).

Hertha. Gestern sah ich ihn ja noch mit den beiden Sternen . . . (geht ihm entgegen und reicht ihm die Hand). Mein lieber Rotenstein! Also ein glückliches Ereignis!

Rotenstein (küßt ihre Hand, stellt sich dann aber wie zu einer militärischen Meldung hin). Durch allerhöchstes Patent vom 17. zum Stabsoffizier befördert.

Hertha (lachend). Danke, danke, Herr Major. Treten Sie näher.

Rotenstein. Störe ich wirklich nicht, gnädigste Frau?

Hertha. Oh —! Sie müssen nur so . . . mit meiner Morgentoilette vorlieb nehmen.

Rotenstein. Die Sie ganz reizend kleidet. Ich schätze es mir als einen besonderen Vorzug —

Hertha. Setzen Sie sich zu mir. (Sie setzen sich.) Das ist ja eine allerliebste Überraschung. Außer der Tour, nicht wahr? Ich hatte keine Ahnung . . .

Rotenstein. Und nun so früh am Vormittag! Ich hatte mir's aber in den Kopf gesetzt, daß Frau v. Bernitz der erste hohe Vorgesetzte sein sollte, dem ich in den neuen Epauletts meine gehorsamste Meldung machte.

Hertha. Sehr galant. Weiß Astolf schon?

Rotenstein. Ich glaube kaum. Man wird seiner so schwer habhaft. Wissen Sie, daß ich ihn seit kurzem sehr verändert finde?

Hertha. Wirklich? . . .

Rotenstein. Er ist gar nicht mehr der heitere, leichtlebige Kamerad von früher. Vergeblich habe ich versucht, ihn zum Sprechen zu bringen. Es blitzt ihm wohl in den Augen, als müße ein ganz tolles Unwetter losbrechen, aber er zieht gleich wieder nach innen ab. Mein Himmel, wenn er ernstlich verliebt ist —

Hertha (ängstlich). Glauben Sie das?

Rotenstein. Vor kurzem war ich fest überzeugt. Er enthusiasmiert sich freilich leicht.

Hertha. Sie denken an . . .

Rotenstein. Fräulein Hermine von Gerold. Aber was kann ihn dabei so alterieren? Und das andere —?

Hertha. Was?

Rotenstein. Ach, es ist lächerlich. Gewisse superkluge Leute machen sich einen Vers daraus, daß er sehr intim mit der Geheimen Rätin . . . Dummes Zeug! —

Hertha. Er sah Hermine öfters im Hause ihres Onkels . . . (Beiseite mit einem ängstlichen Blick nach der Thüre rechts:) Die Rätin kann jeden Augenblick . . .

Rotenstein (der verlegen mit dem Helm gespielt hat, als wenn seine Gedanken nicht mehr bei der Sache wären, steht auf). Gnädigste Frau — da wir doch einmal bei dem Kapitel der Liebes-

erklärungen, Hoffnungen und Täuschungen sind . . . Wissen Sie, daß ich noch etwas recht Schweres auf dem Herzen habe?

Hertha. Herr Major . . .

Rotenstein. Sehen Sie, auf den Major wartete ich; der sollte mir die nötige Courage geben. Man hat als Militär eigentlich erst von da ab eine Zukunft.

Hertha (steht auf, beiseite). Er wird doch jetzt nicht . . .

Rotenstein. Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, gnädigste Frau, daß schon lange meine Verehrung für Sie das freundschaftliche Maß, das ihr immer etwas enge schien, weit überschritten hat. Ich will Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie nicht geduldig zehn Jahre auf mich warteten, sondern den Kammerherrn von Vernitz erhörten, der nicht nur die trefflichsten Eigenschaften des Kopfes und Herzens besaß, sondern auch bereits ein wohlsituierter Mann war. Aber Sie tragen den Witwenschleier nun schon so lange, daß es vielleicht nicht allzu kühn ist, meine ältere Leidenschaft in Erinnerung zu bringen. Frau Hertha — (er ergreift ihre Hand).

Hertha. Sie überraschen mich, lieber Rotenstein.

Rotenstein. Seien Sie aufrichtig, die Überraschung ist nicht groß. Frau Hertha —! ich werfe mich mit möglichster Schonung meiner Paradeuniform zu Ihren Füßen und gestehe Ihnen, daß Sie mich zum glücklichsten Major in der ganzen Armee machen würden, wenn Sie mir diese schöne — kleine — gütige Hand (küßt sie wiederholt) fürs ganze Leben anvertrauen wollten.

Hertha (entzieht sie ihm). Aber das nenne ich doch zu stürmisch avancieren! Ihr sehr ehrenvoller Antrag —

Rotenstein. Ach, das ist nichts. Wir dürfen einander mit konventionellen Komplimenten verschonen. Ich habe mein Herz hinlänglich geprüft und es auch bei dieser letzten Geduldprobe standhaft gefunden. Fragen Sie das ihrige, ob es für den Freund Ihres Bruders mehr als Freundschaft empfindet, und wenn es dann mit militärischer Promptheit „zu Befehl" antwortet —

Hertha. Mein Bruder . . . Sie wissen nicht, lieber Rotenstein, wie unmöglich es mir ist, ohne ihn . . . (Reicht ihm die Hand.) Ich sage nicht Nein — das muß Ihnen für den Augenblick genügen.

Rotenstein. Astolf wird ja auf keinen Fall —

Hertha (gütig). Es darf Ihnen genügen. Ein besonderer Umstand . . . Ich kann darüber jetzt nicht sprechen. Es ist durchaus nötig, daß ich mit meinem Bruder . . . Aber kommen Sie wieder, ich werde indes — sehr freundschaftlich überlegen, was sich für Sie thun läßt.

Rotenstein. In einer Stunde?

Hertha. Haben Sie's so eilig?

Rotenstein. Wenn man so lange hat warten müssen!

Hertha. Erledigen Sie nur Ihre übrigen Meldungen.

Rotenstein. Und wenn ich sie erledigt habe, dann darf ich —?

Franz (tritt ein). Fräulein von Gerold.

Hertha. Ah! Ich bitte.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hermine durch die Mitte.

Hermine (sehr aufgeregt). Denken Sie nur, meine verehrteste gnädige Frau, was ich soeben — Ah! ich bin ganz außer mir. (Bemerkt Rotenstein und verneigt sich kurz.) Herr von Rotenstein . . .

Hertha. Herr M a j o r von Rotenstein.

Hermine (sieht ihn verwundert an). Freilich —! (Verstehend, doch zerstreut) Major — gratuliere! gratuliere — (Wieder zu Hertha) Nein, es ist zu sonderbar. Ich besuche soeben meine Tante Geheime Rätin, um mich zu erkundigen, ob sie schon das Gedicht zu unserem lebenden Bilde —

Hertha (ihre Verlegenheit nur mühsam verbergend). Aber mit solcher Geschwindigkeit, liebes Fräulein —

Hermine. O, die Verse fließen ihr sonst leicht, wenn der Gegenstand so dichterisch ist. Ich finde sie nicht zu Hause. Um diese Zeit —! Der Onkel ist in der ungemütlichsten Stimmung, giebt auf meine Fragen kaum halbe Antworten, schnaubte Herr von Glottau an, dem's übrigens schon zu gönnen war, da er mir ins Haus nachlief —

Hertha (zum Major). Ich muß nur sorgen, daß Sie nicht verspäten.

Hermine. Endlich höre ich vom Mädchen, daß Tante Melanie gestern abend ausgegangen und —

Hertha. Eilen Sie, eilen Sie! Das Gedicht zu den lebenden Bildern interessiert Sie gar nicht.

Rotenstein (küßt ihre Hand). Also wenn ich vom Chef . . .

Hertha. Halten Sie sich nur recht lange auf.

Rotenstein (ab).

Hermine (nach einer mechanischen Bewegung gleich fortfahrend). Ausgegangen und die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen ist. Hat sie Ihnen vielleicht eine Nachricht . . .? Sie sind sonst in allem ihre Vertraute. Wohin kann sie—?

Hertha. Beruhigen Sie sich nur, liebes Kind. Es wird irgend eine ganze unschuldige Ursache haben.

Hermine. Nein, nein! es ist etwas dabei, glauben Sie nur. Mein Onkel hätte ja sonst ganz einfach . . . Und das Mädchen lächelte so — es schien mir spöttisch.

Hertha. Sie täuschen sich gewiß. Ich kann Ihnen beim besten Willen . . . Gehen Sie nur ruhig nach Hause, liebes Fräulein — wegen des Gedichts dürfen Sie unbesorgt sein.

Hermine. Meinen Sie? Tante Melanie schien es doch gar nicht zu gefallen, daß ich mit dem Herrn Hauptmann zusammen im lebenden Bilde —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Melanie öffnet die Thür rechts, bleibt einen Moment auf der Schwelle stehen und tritt dann langsam ein.

Hermine (aufschreiend). Melanie —? Du hier? (zu Frau von Vernitz) Sie hier?

Hertha (beiseite). Nun ist's nicht mehr zu verdecken.

Melanie. Es überrascht dich mit Recht, liebe Hermine. Und wenn du den Grund erfahren wirst —

Hertha (ängstlich einfallend). Um Himmels willen — nicht jetzt, nicht hier!

Melanie. Aber es kann ja doch nicht verborgen bleiben — und soll auch nicht.

Hertha. Übereilen Sie nichts, beste Freundin. Unsere Entschlüsse sind wandelbar. Manchmal bei reiflicherem Nachdenken . . . Lassen Sie jedenfalls die Frage noch offen. (Zu Hermine) Ein später Besuch gestern in einer wichtigen Vereinsangelegenheit . . . ein plötzliches Unwohlsein . . . es schien mir geratener, die liebe Frau zur Nacht hier zu behalten.

Hermine (sieht sie zweifelnd an und schüttelt den Kopf). Nein . . . das ist's nicht. Aber ich merke wohl — ich soll nicht fragen. Es ist irgend etwas geschehen . . . (in Thränen

ausbrechend) das für ein so junges Ding, wie ich's bin ... Ich gehe schon — ich werde schweigen — ich weiß ja auch von nichts . . . (Wendet sich zum Gehen.)

Hertha (beiseite). Armes Kind!

Melanie. Hermine! — (Faßt ihre Hand und führt sie zurück.) Ich verstehe Frau von Bernitz nicht, aber ich achte ihren Wunsch. Was ich dir nur sagen wollte . . . Ich hatte eine halb schlaflose Nacht und mühte mich, meine Gedanken von dem abzuziehen, was mich beschwerte. Da fiel mir ein, die Reime zu dem Gedicht zusammen zu bringen, um das du gebeten hast. Schmerzvergessen! Das klang so süß, so beruhigend.

Hermine (freudig). Tante Melanie!

Melanie. Und ich schlief auch wirklich darüber ein. Du wirst die Verse zu rechter Zeit haben.

Hermine. Ach! Du bist doch die reine Engelsgüte.

Melanie. Nun geh und behalte mich ein wenig lieb, was auch immer —

Hermine. Es kann ja nichts sein, das uns zu entfremden vermag. (Geht am Fenster vorbei und sieht hinaus.) Da steht er wieder und wartet auf mich. Ich muß es ihm ernstlich untersagen. Eigentlich ein ganz stattlicher — und giebt sich so viel Mühe um mich. Aber was kann ich dafür, daß das Militär . . . (Zu Melanie) Dank, tausend Dank im voraus. (Eilig ab durch die Mitte.)

Melanie. Sie billigen meinen Schritt nicht, werteste Frau — ich sehe es wohl. Und wie könnten Sie auch — Wenn man nicht alles weiß — nicht jedes verwelkte Blatt —

Hertha. Ich möchte Sie nicht verletzen, Melanie. Ich bin so gar nicht in der Stimmung, einem Menschen wehe zu thun — am wenigsten einem, den ich liebe und verehre wie Sie. Wenn Sie ahnten, was nur diesen Morgen glückverheißend an mich herangetreten ist . . . Aber davon soll jetzt nicht die Rede sein. Ich war stolz darauf, Sie meine Freundin nennen zu dürfen, Melanie, und ich möchte immer stolz darauf bleiben können. Es giebt keine zweite Frau in der Welt, der ich so alle Tugenden und Vorzüge zuschrieb, die unser Geschlecht schmücken können. Und nun . . .

Melanie. Sprechen Sie es nur aus: der Schleier ist gefallen, und ich bin auch Ihnen, was ich der Welt scheinen muß — eine Schuldige. Wo sind die Thatsachen, die mich rechtfertigen könnten? Und doch —! Wenn ich nur den kleinsten Teil das war, was Ihre freundschaftliche Zärtlichkeit in mir erblickte — erklärt sich's Ihnen dann nicht von selbst, daß es keine Thatsachen geben **kann**, die dieses Zerwürfnis ans Licht stellen, keine Zeugen, die sie bekunden? Es ist, wie es ist; ich bin schuldig. Nur wer an mich glaubt, wird mich trotzdem nichts verwerfen. Und ich hoffte, Sie würden an mich glauben.

Hertha (reicht ihr die Hand). Sie hatten besten Grund dazu, teuerste Melanie. Aber müssen nicht gerade Ihre treuesten Freunde innigst wünschen, Sie vor Verkennung geschützt zu sehen? Sie verlassen das Haus Ihres Mannes — ich will von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt sein, auch wenn ich ihn selbst in ähnlicher Lage nie gethan hätte ... Aber Sie flüchten **zu mir!** Wie soll man das verstehen? Vergessen Sie nicht, daß mein Bruder —

Melanie (aufmerkend). Ihr Bruder —?

Hertha. Man weiß, Melanie, wie sehr er Sie verehrt, daß er ein gerngesehener Gast in Ihrem Hause ... auch in Abwesenheit Ihres Mannes stets willkommen war. Die Freiheit, die Sie ihm gestatteten, war vielleicht nicht zu gewagt für eine Frau, deren Ehe für glücklich galt. Nun aber . . . Wie wird man Ihre Flucht zu seiner Schwester —?

Melanie (beunruhigt). Kann man der Böswilligkeit den Mund schließen?

Hertha. Melanie! Und geben Sie der Wahrheit in diesem Augenblick völlig die Ehre? Schlägt Ihr Herz —

Melanie (zuckend). Mein Herz . . .

Hertha. Schlägt es ganz ruhig, wenn Sie an Astolf denken? Dieser Entschluß, sich von Ihrem Manne zu trennen, war er ganz unbeirrt von dem Zwange eines wärmeren Gefühls? Melanie, Sie täuschen **sich** nicht und **mich** nicht: Die Frau versteht die Frau.

Melanie. Gestern noch . . . Aber ich widerspreche nicht. Es war ein Moment, da vernahm ich etwas wie eine Offenbarung des Herzens . . . Und doch — nein! Wer begreift in solchem Sturm der Gefühle —

Hertha. Sie bedachten nicht, daß gerade seinetwegen zuletzt **dieses** Haus —

Melanie. Ich bitte Sie, verschweigen Sie mir nichts. Er ist unzufrieden mit mir? Er hat Ihnen gesagt —

Hertha. Nein, nein. Ich sprach ihn noch gar nicht.

Melanie (die Hand aufs Herz drückend). O — wie Sie mich erschreckt haben! Und ich hätte doch wissen können . . . Es ist ja unmöglich.

Hertha. Da ist er endlich selbst.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Melsingen durch die Mitte.

Melsingen (eilt auf Melanie zu, ergreift ihre Hände und küßt dieselben mit stürmischer Bewegung). Melanie — teuerste Freundin . . . (Wendet sich zu Hertha) Guten Morgen, Schwester.

Hertha. Du kommst spät . . .

Melsingen. Du wolltest mich sprechen — ganz recht! Verzeih! Ich hatte schlecht geschlafen, unsinnig geträumt — Der Kopf war mir so wüst, das Herz so übervoll . . . Ich mußte erst hinaus in die frische Luft, einen kräftigen Ritt über Stock und Stein . . . Nun ist mir freier, viel freier. — Und du kennst mich ja auch: ich bin immer ungern gefragt, wenn es nur eine Antwort giebt.

Hertha. Nur eine?

Melsingen (sehr bestimmt, aber ihrem Blick ausweichend). Nur eine. —

Hertha (verletzt). Dann freilich . . .

Melsingen. Ich kenne alle deine Bedenken. Und ich will ihnen ihr gutes Recht nicht absprechen. Ich bin nicht der Narr, mir einzubilden, man könne die Gesellschaft in ihrem ängstlich gehüteten Friedensstand beunruhigen und unbehelligt von ihrem Geschrei bleiben. Aber was folgt daraus für den besonderen Fall? Es giebt höhere Pflichten. Tausende gehen unter ihnen weg, ahnungslos, daß sie existieren, und es darf ihnen wohl dabei sein. Wer sie aber erkennt und ihnen feige ausweicht, der ist ein Ehrloser. Diese Frau verdient deine höchste Achtung. Gerade jetzt der Gesellschaft zu beweisen, daß sie nicht gemindert ist, scheint mir die Pflicht der Freundin, die selbst nicht mit gemeinem Maße gemessen sein will.

Hertha. Du bist befangen, **Melanie** ist befangen. Ich sehe mit klarerem Blick. Und wenn du den nicht

gelten lassen willst — nun! das Gefühl sagt mir: so ist's das Rechte nicht.

Melsingen. Das Gefühl —! Du solltest dich mindestens hüten ... Ich bitte Sie, teuerste Melanie, lassen Sie mich eine Minute mit meiner Schwester allein. Wir werden uns sogleich geeinigt haben.

Hertha. Wie du willst. Aber Melanie weiß alles, was mich ihretwegen bekümmert — ich war ihr ganze Offenheit schuldig.

Melanie (zu Melsingen). Und auch Sie sind mir ganze Offenheit schuldig. Ich bitte Sie, verbergen Sie sich selbst nichts aus Scheu vor einer schmerzlichen Erkenntnis. Sie gaben mir kein Versprechen, Sie haben mir keins zu halten. — Sie sind völlig frei in Ihren Entschließungen. Wenn Sie mißbilligen, was ich gethan ...

Melsingen. Nun freilich müssen Sie hören, was ich meiner Schwester zu sagen habe. Ich gab Ihnen kein Versprechen, Melanie ... Das sieht aus wie Wahrheit und ist's doch nicht. Wer legte den Finger in die Wunde, die Sie sorglich vor aller Welt verborgen hielten? Wer zwang Sie aufzuschreien gegen Ihr grausames Schicksal? Wer ermutigte Sie, gewaltsam das Joch abzuwerfen? Wer erbot sich zu Ihrem Verteidiger? Ich — ich — ich! Nein, Hertha! Wenn Melanie schuldig, ich fühle mich als ihren Mitschuldigen. Eine Pflicht, an der auch die schwesterliche Sorge nichts zu deuteln haben wird, stellt ihr unabweisliches Gebot. Dir wird's genügen, wenn ich mich auf sie berufe.

Melanie. Ich aber halte Sie daran nicht fest, Melsingen. Was ich that, that ich aus freier Bewegung, will ich aus freier Bewegung gethan haben. Nicht auf einen Mitschuldigen berufe ich mich — dann hätte Hertha recht — auf meinen ... O, mein Gott! welchen Namen gebe ich Ihnen nun? Auch der Freund wird mit Pflichten rechnen und Sie sollen an keine gebunden sein. Versprechen Sie mir heilig, mich meinem Schicksal überlassen zu wollen und — ich brauche Herthas Beistand nicht mehr.

Hertha. Ich verstehe, Melanie.

Melsingen. Nie geschieht das! (Ergreift Melanies Hand und sieht sie mit innigen Blicken an.) Melanie ... Nein, jetzt nicht. Es soll kein Gefühl mitsprechen, das parteiisch ist. — Hertha! — Du warst immer meine gute Schwester, beweise mir's auch diesmal. Setze dich hinweg über alle kleinlichen Rücksichten, handle mit deinem starken Herzen! Sieh —! je ruhiger ich's überlege ... Melanie konnte nicht anders. Eine andere Frau vielleicht ... Aber was sagt das? Wenn sie eine andere Frau wäre, was wäre sie uns?

Hertha. Du zwingst mich ... (Reicht Melanie die Hand.) Daß Ihr's nie bereuen möchtet!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Franz, später Gusseck.

Franz (überbringt eine Karte, scheint aber in Verlegenheit, wem er sie abgeben soll). Ich weiß nicht ...

Melsingen. Wer ist's? Geben Sie nur her. (Nimmt die Karte, blickt darauf, stutzt und reicht sie Hertha.)

Hertha (wirft ebenfalls einen Blick darauf und sieht dann ihren Bruder fragend an). Man kann ihn doch unmöglich abweisen.

Melanie. Ich ziehe mich zurück, wenn der Besuch ...

Hertha. Liebe Melanie — der Herr Geheime Rat Gusseck.

Melanie. Mein Mann!

Melsingen. Ich bin bereit!

Melanie. Er kommt zu mir. (Sich fassend) Ich werde ihn empfangen.

Melsingen (giebt Franz einen Wink).

Franz (ab).

Hertha (zu Melanie). Ich bitte Sie, machen Sie Frieden. (Ab nach rechts.)

Melanie. Wie kann ich?

Melsingen. Mir erlauben Sie zu bleiben.

Gusseck (ist eingetreten und einen Augenblick am Eingang zum Salon stehen geblieben. Sich vor Melsingen leicht verbeugend mit erzwungener Freundlichkeit). Herr Baron ... Ich habe Ihrer Frau Schwester zu danken für die gütige Aufnahme, die Melanie diese Nacht bei ihr gefunden hat. Sie hätte sich nicht der kühlen Abendluft aussetzen sollen. Ihr nervöser Kopfschmerz bricht manchmal so plötzlich aus. Ich sehe zu meiner Freude, daß er zu fernerem Bleiben nicht nötigt. Mein Wagen steht vor der Thüre.

Melsingen. Melanie hat selbstverständlich allein zu entscheiden, ob ihre Nerven hinreichend beruhigt sind.

Gusseck. Melanie? Sie meinen ...

Melsingen (verneigt sich). Ihre Frau Gemahlin.

Melanie. Wozu ein Spiel einleiten, bei dem ich nimmer den Partner abgeben kann? Ein Entschluß, der durch Jahre erwogen, ändert sich nicht über Nacht. Was ich gestern schrieb, gilt noch heute.

Gusseck. Hm ... (Zu Melsingen) Dann bleibt mir freilich nichts anders übrig, Herr Baron, als Sie zu bitten, mir einige Minuten mit meiner Frau allein zu gönnen. Sie wissen, Eheleute —

Melsingen. Ich dürfte nicht dulden, Herr Geheimer Rat, daß im Hause meiner Schwester irgend etwas Gewaltsames —

Gusseck. O, woran denken Sie? Es wäre sehr thöricht mir einzureden, daß ich Gehorsam erzwingen könnte. Nur ein letzter Appell an die Vernunft natürlich ...

Melsingen. Bestimmen Sie selbst, gnädige Frau.

Melanie. Ich habe nichts zu befürchten.

Melsingen (verneigt sich und wendet sich nach links).

Gusseck. Es könnte sein, Herr Baron, daß ich auch Sie demnächst um einige Worte unter vier Augen bitten müßte. Zu welcher Zeit würde ich Sie am sichersten in Ihrer Wohnung —?

Melsingen. Ich stehe auch hier ganz zu Ihrem Befehl. (Ab nach links.)

Gusseck (bietet Melanie einen Sessel und nimmt dann ihr gegenüber Platz). Ich habe dir eine goldene Brücke bauen wollen, Melanie. Du hast sie nicht betreten. Auch jetzt möchte ich sie nicht sofort abbrechen. Es ist vielleicht noch nicht zu spät, den sehr unbedachtsamen Schritt —

Melanie. Überlasse es meinem Urteil —

Gusseck. Nun denn — den Schritt zurück zu thun, den ich für sehr unbedachtsam halten muß. Freilich ist es nicht mehr das Geheimnis der Nächstbeteiligten, daß du gestern mein Haus verlassen und die Nacht hier zugebracht hast — aber wir sind zum Glück so gut renommiert, daß wir uns durch eine halbwegs plausible Erklärung exkulpieren. Ich selbst hole dich ab, um die Legalität deines Hierseins ganz außer Zweifel zu stellen. Damit glaube ich meiner Persönlichkeit den prägnantesten Ausdruck gegeben zu haben.

Melanie. Du sprichst, als ob du von mir ein Attest fordertest —

Gusseck. Du mißverstehst mich, wie so oft. Es ist mir aufrichtig darum zu thun, dieses fatale Zerwürfnis zu beseitigen. Stelle deine Bedingungen. Ich will sie mit Ruhe prüfen. Wenn du von meinem guten Willen überzeugt sein möchtest —

Melanie. Wie? Du könntest im Ernste diese unselige Ehe fortsetzen wollen, nachdem ich dir geschrieben habe ... nachdem ich hierher ...

Gusseck. Liebes Kind —

Melanie (macht eine Bewegung des Unwillens).

Gusseck. Entschuldige. Die Gewohnheit ... Ich gebe dir zu bedenken, Melanie, daß mich noch nichts hindert, es lediglich mit mir selbst auszumachen, wie ich mich zu dem Geschehenen stellen will. Der Umgang mit Baron Melsingen freilich müßte eingestellt werden — nicht sofort natürlich, das wäre auffällig ... aber es ließe sich ja ein Arrangement ..

Melanie. Nichts weiter davon, wenn dir an dem Rest meiner Achtung etwas gelegen ist. — Das Gesetz giebt mir kein Recht gegen dich. Aber das Gesetz läßt mir die Freiheit des Handelns, wenn ich die Folgen auf mich nehme. Ich mache Gebrauch davon.

Gusseck. O! Du kannst dich fallen lassen, aber sieh zu, wie du dich wieder erhebst!

Melanie. Und woher weißt du's so genau, daß die Gesellschaft gegen mich Partei ergreifen wird?

Gusseck. Ich könnte antworten: weil sie dich bisher auf Händen getragen hat. Aber ich will ihr nicht zu nahe treten. Du hast mir — darf ich sagen, leider —? die Verlegenheit erspart, mit mir darüber zu Rate gehen zu müssen, ob ich nicht die vollendete Thatsache der Trennung gelten lassen könnte, ohne meinerseits auch auf richterliche Lösung zu dringen.

Melanie (erschreckt). Du hättest dir's möglich denken können —

Gusseck. Was du mir in den Weg wirfst, muß mich zwingen, den Richter anzurufen. Er verurteilt dich ohne Gnade. Du hast nicht nur deines Mannes Haus verlassen, um dich der verhaßten Gemeinschaft zu entziehen, — du hast dich in den Schutz des Mannes begeben, dessen Verführungskünste —

Melanie (empört). Gusseck.

Gusseck. Man weiß genug von deinem Verkehr mit dem Hauptmann, um für die Thatsache, daß du dich in seiner Schwester Haus begeben hast, nur eine einzige Auslegung zu finden. Ich muß sie acceptieren. Melanie! überlege es wohl —: wenn ich als Kläger die Trennung unserer Ehe verlange ...

Melanie (macht eine schwankende Bewegung, schließt einen Moment die Augen und preßt die Lippen zusammen). Auch das —!

Gusseck. Sieh, wie das häßliche Ding dich erschreckt, da es nun so nackt vor dir steht! Melanie, wenn du mich zwingst, die öffentliche Meinung zur Richterin über unser Verhältnis zu setzen, so darf ich keine Schonung kennen. Es gilt meine Reputation, meine Ehre ...

Melanie. Man glaubt dir nicht.

Gusseck. Du selbst sorgst dafür. Wenn du diese Klage annimmst, kannst du noch entgegnen: Der Schein trügt — so weit vergaß ich mich nicht —? Mußt du dich nicht genau so weit schuldig bekennen, wie ich dich beschuldige? Denn sonst erreichst du bei dem Richter deinen Zweck nicht. Dahin stürmst du! Das Unmenschlichste mutest du dir zu. Nicht wahr, Melanie, — das überrascht dich, das hattest du dir so nicht vorgestellt? Jetzt aber ... Du erkennst, ich bin mehr dein Freund, als ...

Melanie (erhebt sich rasch). Ich darf dich nicht länger anhören. Es giebt kein Besinnen mehr, kein Abwägen, kein Wollen oder Nichtwollen ... nur noch einen Zwang des Gefühls, das mächtiger ist als alle Rechenkunst. Wenn ich es verleugnete — die Lüge würde mich töten. Mag denn mit mir geschehen, was will — ich folge dir nicht!

Gusseck (aufstehend). Melanie, ich darf dir keine Bedenkzeit lassen. Die Minute muß entscheiden. Begleitest du mich jetzt nicht —

Melanie. Ich habe entschieden. Nie zu dir zurück!

Gusseck. Das ist dein letztes Wort?

Melanie. Mein letztes. (Schnell ab nach rechts.)

Gusseck (sieht finster vor sich hin). Sie liebt ihn —! Daß ich aufrichtig sagen könnte: was kümmert es mich?! Ach! diese Frau! Sie hat mir nie gehört; und doch ... Sie gehörte auch keinem anderen — Regt sich da die Eifersucht? Wie lächerlich! Als ob jetzt noch ein anderer Gedanke — (Sein ganzer Körper zuckt krampfhaft zusammen.) Wie salviere ich mich? Ich muß das Notwendige bereits gethan haben, bevor man nur fragt, was geschehen. Alle Möglichkeiten sind ins Auge zu fassen. Die Versäumnis einer Sekunde kann den Bankerott der ganzen Existenz bedeuten. (Geht nach der Thür links und klopft an.) Zunächst das! Ruhig — ganz ruhig.

Siebenter Auftritt.

Gusseck. Melsingen (öffnet die Thüre links und tritt gleich darauf ein).

Melsingen. Ich verfüge mich zu Ihnen, Herr Geheimer Rat. (Bietet ihm einen Sessel.) Darf ich bitten —?

Gusseck. Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Baron.

Melsingen. Sie haben Ihre Überredungskunst umsonst angewendet?

Gusseck. Ich hoffte zu überzeugen. Wenn es mir nicht gelang ... (Die Achsel zuckend) so kenne ich nun wohl den Grund. Meine Frau handelt unter dem sehr verderblichen Einfluß eines Mannes, der mich jedenfalls nicht täuscht, wenn er sich ihren Freund nennt.

Melsingen. Es ist nicht meine Absicht, mich zu verleugnen.

Gusseck. Ich erwartete nichts anderes. — Es wäre sehr überflüssig, Herr Baron, wenn ich Sie bei dieser Sachlage mit Vorwürfen belästigte, daß Sie das Gastrecht, dessen Sie in meinem Hause gewürdigt wurden, freventlich mißbrauchten —

Melsingen. Sie sagen mir da Dinge ins Gesicht —

Gusseck. Die ich jederzeit vor Zeugen zu wiederholen bereit bin. Ich setze voraus, daß Sie sich für die unglückliche Frau, die Ihnen Ehre und guten Namen opfert, verantwortlich fühlen.

Melsingen. Diese Frau — mir —? Aber gleichviel — Sie wollen mich beleidigen.

Gusseck. Ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß ich mich für beleidigt halte und nicht gesonnen bin, in der Gesellschaft eine lächerliche Figur zu spielen, wenn sie selbst mir das Mittel an die Hand giebt, dieses Mißgeschick von mir abzuwenden. Von einem Offizier darf ich erwarten —

Melsingen. Ich stehe selbstverständlich jederzeit zu Ihrer Verfügung.

Gusseck (verneigt sich). Ich bedaure lebhaft, Herr Hauptmann, durch die Verhältnisse genötigt zu sein, mir mit der Waffe in der Hand —

Melsingen (lächelnd). O, ersparen Sie sich das durchaus.

Gusseck. Natürlich nur m e i n e twegen, Herr Baron.

Melsingen (achselzuckend). Man setzt sich immerhin einer Gefahr aus.

Gusseck. Auch so meine ich's nicht. Aber es kostet einen vernünftig denkenden Menschen allemal eine gewisse Überwindung, sich zu überzeugen, daß er seine beleidigte Ehre repariert, wenn er dem Beleidiger Gelegenheit giebt, ihn über den Haufen zu schießen.

Melsingen. Und warum sagen Sie mir das?

Gusseck. Gewissermaßen um mich zu entschuldigen, wenn ich eine Thorheit begehe, indem ich mich dem Machtgebot der Sitte füge, die nun einmal nach solcher Störung des ehelichen Friedens den Kugelwechsel für unvermeidlich und — heilsam erachtet. Es kann sein, daß ich mir mit der Pistole in der Hand selbst lächerlich vorkomme, aber man wird nicht das Recht haben, über mein Unglück zu spötteln, und das ist leider zur Zeit alles, woran mir gelegen sein kann. — Die näheren Bedingungen muß ich einem Sachverständigen überlassen. Sie erlauben also wohl . . .

Melsingen. Ich erwarte ihn und acceptiere im voraus jede Bedingung, die sich mit meiner Offiziersehre verträgt.

Gusseck. O, fürchten Sie nicht —

Melsingen (streng). Ich habe weiter nichts zu sagen.

Gusseck. Also auf Wiedersehen an dem zu bestimmenden Ort.

Melsingen (verneigt sich).

Gusseck (durch die Mitte ab).

Melsingen (heftig mit der Spitze des Fußes auftretend). Treibt er's dahin? Gut, ich weiche nicht aus. Eine Forderung! Und weshalb? Um sich vor der Gesellschaft keine Blöße zu geben. Diese eisige Kälte auch jetzt, wo er anerkennt, seine Frau verloren zu haben. Der Mensch hat kein Blut in den Adern! Es empört sich nichts in ihm, er rechnet — auch als Ehrenmann. Armes Weib, was hast du ertragen müssen!

Achter Auftritt.

Melsingen. Melanie von rechts.

Melanie (sehr erregt). Eben sah ich den Wagen fortfahren. O mein Gott, was ist geschehen? Er hat Sie beleidigt — meinetwegen!

Melsingen. Fürchten Sie nichts, er ist ein höflicher Mann. Wenn er aber behauptet, von mir beleidigt zu sein, so wäre es unedelmütig ihm zu widersprechen.

Melanie. Und welche Genugthuung? — (Erschreckt) Melsingen — wär's möglich? Er . . .?

Melsingen. Die Philosophie hindert ihn nicht, den Kavalier zu spielen, wenn die Welt es so verlangt. Was weiter?

Melanie. Den Kavalier zu spielen! Wie spielt man den Kavalier? Ich verstehe Sie. Er hat das Bedürfnis zu scheinen, was er in Ihren Augen nicht ist . . . Das giebt ihm den Mut —

Melsingen. Zwingen Sie mich nicht zur Plauderhaftigkeit.

Melanie. Das giebt ihm den Mut zu einer Herausforderung! Aber ich dulde nicht —

Melsingen. Ich kann da keinen Widerspruch gelten lassen, Melanie!

Melanie. Warum sollen Sie Ihr Leben . . . der Zufall ist blind. Wenn das Ungeheuerliche geschähe . . . Es darf nicht sein! Was kann Sie bewegen, für eine Frau . . . O, was sage ich Ihnen, um dieses Unheil von mir abzuwenden?

Melsingen. Wie schön Sie sind in dieser Sorge um mich! Ich wollte, ich hätte einen bessern Gegner, um sie zu verdienen. Hier ist's eben nur der Zufall, der ihn gefährlich machen könnte.

Melanie. Sie beruhigen mich nicht durch Ihre stolze Zuversicht. Ich fühle es, ich darf Sie nicht vor eine solche Entscheidung durch die Waffen stellen. Sie haben nicht beleidigt. Er täuscht sich . . . ich allein . . . Was bin ich Ihnen, daß —

Melsingen. Melanie —!

Melanie. Nein, mein Gewissen könnte nie wieder ruhig werden. Ich schreibe Gusseck —

Melsingen. Das hieße uns beide bloßstellen.

Melanie. Ich gebe das selbstgewählte Asyl auf, das Sie zu einer solchen Verteidigung zwingt. O, wie recht hatte Ihre Schwester!

Melsingen. Es würde jetzt an dem Streitfall selbst nicht mehr das mindeste ändern. Und warum auch? Ich bin glücklich, teuerste Frau, Ihre Sache gut soldatisch führen zu können. Es giebt eine Freiheit des Handelns, die sich durch das bürgerliche Gesetz keine Schranke ziehen läßt. Ich erkenne sie dem Weibe wie dem Manne zu. Nur daß beide voll und ganz mit ihrer Persönlichkeit für die Ausnahme einstehen, die sie in sich selbst zur Regel erheben! Vorwärts! Wir haben's gewollt!

Melanie. Wir haben's gewollt — Nein! Sie nicht. Und ich —? Begreife ich mich denn noch selbst? Es ist alles anders heute — der Boden glüht mir unter den Füßen — über mir weitet sich alles Ferne ins Unabsehbare — eine namenlose Angst erfaßt mich, daß ich mich rettungslos verliere, und dann wieder ein wonniges Gefühl des Freiseins, so mächtig, als reichte eine Minute aus, das ganze Leben zu erschöpfen. Ich könnte weinen vor Lust und aufjauchzen vor Betrübnis. Kein Ziel mehr, kein Ziel! Nur ein Auf- und Abwogen von Freude und Schmerz, und alle Hoffnung — endlich Vergessenheit!

Melsingen. Melanie, Sie lieben — lieben m i ch! (Breitet die Arme aus.)

Melanie (erschreckt). Lieben —! (schauernd) Wenn das Wahrheit wäre . . . Ach! ich bin so liebebedürftig —

Melsingen (zieht sie an sich). Es ist Wahrheit — schönstes, herrlichstes Weib!

Melanie (schluchzend). Ich will g l a u b e n!

Melsingen. Fühlst du nun, wohin dein Herzblut strömt? Was sage ich dir, daß du ganz erkennst, wie selig mich dein Bekenntnis macht?

Melanie. Astolf! Nein, es ist Täuschung. Ich hatte einen Freund . . . O, mein Gott!

Melsingen. Du ahntest selbst nicht, wie mächtig ich in dir war. Jetzt aber weißt du's, das Herz zwang dich zu mir.

Melanie (macht sich von ihm los). Astolf —! (Schlägt die

Hände vors Gesicht.) Du sprichst mir das Urteil —! Jetzt bin ich ein schuldiges Weib!

Melsingen. Nicht sein schuldiges Weib. Er hat keinen Teil mehr an dir. Die Kette war am Ringe zerbrochen. Noch schleppt sie wohl hinter dir her; aber bald fällt sie auch von deiner Hand, und du kannst sie frei verschenken, wie dein Herz.

Melanie (faltet die Hände und drückt sie krampfhaft gegen die Brust). Astolf —! Ist es denn möglich . . . kann so viel Glück . . . (Umarmt ihn leidenschaftlich.) Nimm mich denn hin — nimm mich hin!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Rotenstein durch die Mitte.

Rotenstein (ist lebhaft eingetreten und bis zum Durchgang vorgetreten, stutzt und will sich zurückziehen).

Melsingen (hat ihn gehört, wendet den Kopf zurück und trennt sich von Melanie mit einer raschen Bewegung).

Melanie (erschrickt, wirft einen ängstlichen Blick auf den Major, schwankt einige Schritte seitwärts und sinkt in einen Sessel).

Rotenstein. Melsingen . . . Gnädige Frau . . .

Melsingen. Tritt näher, Freund. Wir haben kein Geheimnis mehr vor dir.

Rotenstein. So ist das Gerücht . . .? Ich hielt es für unglaublich. Und in diesem Augenblick noch . . . Meine Überraschung verbirgt sich nicht.

Melsingen. Ich habe eine Bitte für dich.

Rotenstein. Hat dir deine Schwester gesagt —?

Melsingen. Nichts. Was sollte sie . . .

Rotenstein. Es ist gut — ich bin ihr dankbar dafür.

Melsingen. Ich werde in nächster Zeit einen Sekundanten brauchen, Ewald.

Rotenstein. Ah —: Einen Sekundanten —? (Wirft einen Blick auf Melanie.)

Melsingen (nickt).

Rotenstein. Ich verstehe.

Melsingen. Darf ich auf deinen Beistand rechnen?

Rotenstein (reicht ihm die Hand). Darin gewiß. Ich bin dein Kamerad. (Sich zum Gehen wendend, verstimmt) Aber fatal ist's doch, recht fatal, daß dies erst wieder in Ordnung muß.

Melsingen (ist zu Melanie getreten und legt den Arm um ihre Schulter).

Melanie (lehnt den Kopf an seine Brust und sieht mit einem innig gläubigen Blick zu ihm auf. Dann ergreift sie seine Hand und küßt sie).

Melsingen. Was thust du —?

Melanie. Ich frage nicht mehr, ob ich mich verschulde. Mag mich die ganze Welt verurteilen . . . ich bin geliebt! Und wär's nur einen Augenblick —: Ich war dein!

Der Vorhang fällt.

(Der dritte und der vierte Akt folgen.)



Hebbel, Gutzkow, Dingelstedt.

(Ungedruckte Briefe.)

Mitgeteilt von Fritz Lemmermayer.

Die nachstehend mitgeteilten Proben aus dem Briefwechsel, welchen Friedrich Hebbel durch lange Jahre mit Karl Gutzkow und Franz Dingelstedt unterhalten, sind nicht bloß von biographischem Interesse und wichtige Dokumente zur Erkenntnis der Eigenart der drei grundverschiedenen Dichter, sondern sie dürfen auch als orientierende Beiträge zur Geschichte der litterarischen Bewegung ihrer Zeit gelten.

Das Verhältnis zwischen Hebbel und Gutzkow pragmatisch darzustellen, ist hier nicht des Ortes, es war zeitlebens kein harmonisches, obwohl es auf beiden Seiten niemals an dem redlichen Bemühen fehlte, einander gerecht zu werden. Der Gegensatz ihrer Naturen war aus den Wurzeln treibend, die Kluft, welche sie sowohl litterarisch als menschlich trennte, zu groß, um darüber die feste Brücke inniger Freundschaft zu schlagen. Und nicht allein ihrer Natur entsprang der unausgleichbare Gegensatz, er war nicht minder eine Folge der damaligen litterarischen Bewegung.

In die dreißiger Jahre, ein für die deutsche Litteratur ersprießliches, aber fast ebenso heilvolles als heilloses Jahrzehnt, fällt das erste Auftreten sowohl Gutzkows als Hebbels. Beide waren echte Kinder ihrer Zeit, revolutionär, kampfbereit, leidend, herb. Das ist das Gemeinsame. Aber das Trennende — Gutzkow gehörte dem jungen Deutschland an, einer Gruppe von Schriftstellern, die zwar kein gemeinsam verabredetes Programm hatten, sondern sich im Gegenteil gegenseitig haßten und angriffen, wohl aber durch ihre Tendenzen in einem gewissen Zusammenhange standen. Einige aus Frankreich gekommene Schlagwörter machten sie zu den ihrigen: Kampf gegen das Bestehende, ob gut oder schlecht, im Staat, in der Gesellschaft und in der Litteratur, Befehdung der deutschen Klassiker, Emancipation der Frauen und des Fleisches; mit diesen Worten ungefähr ist das Programm der Lärmenden umschrieben. Anders Hebbel. Seine Jugendliebe war Uhland, der von ihm Bewunderte war Kleist; nicht um die Darstellung des Zeitgemäßen, von den litterarischen Industrierittern immer am meisten geliebt, nicht um das Modern-Pikante war es ihm zu thun; was ihn zur dichterischen Gestaltung dämonisch lockte, waren die ewigen Probleme und Leidenschaften, die nicht dieser und nicht jener Zeit angehören, sondern die treibende Kraft der gesamten geschichtlichen Entwicklung bilden; nicht das Modische und vorübergehend Gesellschaftliche reizte ihn, sondern das Rein-Menschliche. Von diesem seinem Standpunkte aus, dem einzigen künstlerisch berechtigten, konnte ihm das Wirken Gutzkows, der allerdings seine Mitstrebenden, die Laube, Wienbarg u. s. w. an Geist und ursprünglichem Talent weit überragte, von vornherein nicht sympathisch sein.

Als sich ihm, dem in München in Armut und Einsamkeit lebenden Studenten, Gutzkow von Hamburg aus gegen Ende der dreißiger Jahre mit dem Ersuchen näherte, Beiträge für den „Telegraphen“ zu liefern, wies Hebbel dieses zwar nicht ab, doch benahm er sich zurückhaltend

und ohne seine Selbständigkeit dem damals schon im Ansehen stehenden Gutzkow gegenüber aufzugeben. Als Hebbel im Jahre 1839 wieder nach Hamburg, wo er bekanntlich schon früher gelebt hatte, zurückkehrte, lernte er Gutzkow persönlich kennen. Dem Verhältnis fehlte es nicht an Wärme und nicht an dem Bestreben, es zu einem dauernden zu machen. Gutzkow wußte Hebbels Kraft zu schätzen; Hebbel bemühte sich mit fast rührender Emsigkeit, dem Manne kein Unrecht zuzufügen, dem das Leben wie ihm durch herbe Schicksale mitgespielt. Er las den Roman „Wally" von neuem, und obwohl er ihn poetisch nicht verteidigte, anerkannte er doch, daß darin die Wahrheit wehe und jedes Blatt ein geistiges Erlebnis enthalte. Als später Gutzkow seine jungdeutschen Irrtümer durch wertvolle, bleibende Schöpfungen, wie „die Ritter vom Geiste" gut machte, war niemand zur Anerkennung mehr bereit, als der spröde Hebbel. Aber trotz alledem: es erwies sich in der Folge doch, daß das Verhältnis ein künstliches war, und daß trotz des besten Willens beider, in gutem Einvernehmen zu bleiben, das lose verknüpfende Band bei der ersten Gelegenheit zerreißen mußte.

Eine solche war Gutzkows harte Besprechung der „Judith", als diese in Hamburg zum erstenmal war aufgeführt worden. Hebbel sagte sich von ihm los und blieb, wie während seiner ganzen Entwicklung, litterarisch vereinsamt, ohne von einer Clique gefördert zu werden, was ihm allerdings den sowohl menschlich als künstlerisch großen Nutzen brachte, die reine Wirkung seiner Dichtungen auf das Publikum kennen zu lernen, und ihn sittlich hoch über anders denkende dichtende Kollegen stellte.

Jahre vergingen. Hebbel hatte in Wien die letzte Station seiner leidvollen Lebenspilgerschaft erreicht und durfte sich, berühmt und gefeiert, in gesicherten Verhältnissen im Kreise der Seinen lebend, in seinem Mannesalter manches guten Glückes erfreuen, um das er vom Verhängnis in seiner Jugend betrogen worden. Das Interesse für Gutzkow blieb in ihm wach; ja er ging, als er Gutzkow als Schriftsteller in den Bahnen des fest Gegründeten und Dauernden wandeln sah, so weit, den in Hamburg zerrissenen Faden von Wien aus wieder anzuknüpfen: ein nicht ungefährliches Beginnen, denn der Knoten bleibt immer sichtbar und fühlbar. Hebbel eröffnete eine Korrespondenz, die im Nachstehenden teilweise mitgeteilt wird. Sie spricht für sich selbst und bedarf kaum einer näheren Erläuterung. Jedenfalls läßt sie die Stellung dieser eigentümlichen Geister in einem deutlicheren und auch einem freundlicheren Lichte erscheinen, als dies die Darstellung eines Dritten vermöchte.

Verehrtester Herr!

Wundern Sie sich nicht zu sehr, wenn ich den Faden unserer persönlichen Bekanntschaft wieder aufnehme und Ihnen hiebei ein Buch (Feuchterslebens sämmtliche Werke, 7 Bände, herausgegeben von mir) übersende. Es geschieht mehr, um Ihnen zu beweisen, daß auch ich Ihre Ritter vom Geist mit der aufrichtigsten Theilnahme gelesen und nach meiner Weise begrüßt habe, als um Ihnen das Buch zu empfehlen. Sie werden in meiner Characteristik des Autors ein Urtheil über Ihren Roman finden, das Ihnen darthun wird, wie hoch ich ihn stelle, und Sie mögen überzeugt seyn, daß es mir zur wahren Befriedigung gereichte, es in Erwiederung Ihrer früheren Freundlichkeit gegen mich öffentlich auszusprechen. Ein Bekannter von mir Dr. Fritsch, der Sie im vorigen Herbst sprach, erzählte mir Manches von Ihnen, und es freute mich durch ihn zu erfahren, daß das Interesse, was ich Ihnen durch meine Judith abgewann, auch in Ihnen nicht ganz erloschen ist. Es wäre mir recht erwünscht, Ihnen im Leben einmal wieder zu begegnen, und vielleicht treffe ich Sie Anfang July auf meiner Durchreise noch in Dresden.

Ich hoffe, daß mein Autor Sie wenigstens durch seine Diätetik der Seele, zu einem anerkennenden Wort in Ihren Unterhaltungen anregen wird, und ich darf diese Hoffnung aussprechen, denn sie gilt einem Todten, dem man ja Einseitigkeit und Befangenheit leichter vergiebt, wie einem Lebendigen.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster

Wien den 9. Juny 1853. Fr. Hebbel.

Darauf antwortet Gutzkow:

Geehrter Herr!

Ihre Sendung hat mich nicht ganz so überrascht, wie Sie vorauszusetzen scheinen. Zwar drängte sich seit der Zeit unserer ersten Begegnung vor länger als 10 Jahren Vieles zwischen uns und vor allem unsere eigene Entwickelung, die ihrer Natur nach etwas von sich Drängendes und Exclusives haben mußte. Indessen auf die Länge giebt uns, glaub ich, ein nothwendiges Gesetz eine größere Annäherung, selbst wenn wir sie uns nicht gegeneinander aussprechen sollten. An Eifer und Ernst sind wir uns in unseren Bestrebungen ziemlich gleich gewesen, wenn auch die Organe, mit denen wir arbeiteten, verschieden waren; selbst die Zielpunkte liegen nicht soweit auseinander, als wir Anfangs mögen geglaubt haben. Vor allem aber sind die äußeren, in kalter Zeit gegebenen Bedingungen unseres Schaffens bei Einem dieselben, wie beim Anderen. Die gleiche Indolenz, die gleiche Nothwendigkeit, das, was man eben gewonnen hat, sich immer wieder neu erwerben zu müssen, die Wandelbarkeit des Modegeschmackes, die kalte Blasirtheit der nachconstruirenden Kritik, das Drängen eines Nachwuchses, der den Anfang der Epoche wieder mit sich datiren will und so fort und so fort.

Ihr offenes Zeugniß für eine gewisse Bedeutung dieser oder jener meiner Arbeiten hat mir wohlgethan. Man ruht sich gerne in der Zustimmung derer aus, von denen man weiß, daß sie streng sind. Ich habe seit Jahren vermieden, mich über die Production der Mitstrebenden auszusprechen. Zu groß war der Nachtheil, den ich erlitten habe und noch leide von der Herbheit und rücksichtslosen Offenheit meiner alten kritischen Thätigkeit. Kommt bei solcher Vorsicht mancher nützliche Tadel nicht heraus, so unterbleibt leider auch manches auch den Lober ehrende Lob. Ich habe mich immer gesucht im Zusammenhange Ihrer originellen und charaktervollen Dichtweise zu erhalten. Leider konnt' ich in der kurzen Zeit, daß ich am hiesigen Theater wirkte, gewisse Hindernisse nicht überwinden, die bei Ihnen nicht allein in der Prüderie liegen. Es bedarf nur der einfachen Hinweisung auf Frau Bayer-Bürck, die die Regentin der hiesigen Bühne ist.

Ein genaues Orientiren in den von Ihnen herausgegebenen Werken Feuchterslebens will ich mir angelegen sein lassen und Sorge tragen, daß in meiner

weitverbreiteten kleinen Zeitschrift, obgleich sie nicht literarisch-kritisch ist, doch eine so interessante Erscheinung nicht ohne ausführliche Anzeige bleibt. Vielleicht läge in dieser Zeitschrift ein Hülfsmittel, unsere Wiederbegegnungen öfter zu wiederholen und uns auch öffentlich in einer Verbindung zu zeigen, die, wenn Sie meine trübe Auffassung der gegenwärtigen Zeit theilen sollten, Ihnen auch mehr als nur nach Außen hin nothwendig erscheinen müßte.

Mit der Bitte, mich Ihrer lieben und mir immer unendlich werth gewesenen Frau zu empfehlen bin ich mit den besten Wünschen für Ihr Wohl und nochmals für Ihren mich wahrhaft ehrenden Zuspruch dankend Ihr aufrichtig ergebener und hochachtend zeichnender Gutzkow.

Dresden, d. 20. Juni 1853.

Kurze Zeit darauf suchte Hebbel Gutzkow in Dresden auf, die Beziehungen gestalteten sich wieder herzlicher, wie aus folgenden Briefen von Hebbel erhellt:

Sie werden, verehrtester Freund, erstaunt darüber sein, daß ich Ihren lieben Brief so lange unbeantwortet liegen laßen konnte. Aber wenn Sie wüßten, was ein Gallenfieber für ein Ding ist und wenn ich Ihnen sage, daß ich fünf Wochen lang ein's abzuwarten gehabt habe, so werden Sie mir verzeihen. Ich konnte im buchstäblichsten Sinne keine Idee aufaßen, so sehr Sie sich auch darüber wundern mögen, daß im „gemüthlichen“ Wien neben süßen Trauerspielen und patriotischen Gedichten auch ein Leberleiden entstehen, ja sogar eine Gelbsucht sich ausbilden kann. Sonst hätte ich zu Neujahr auf Ihrem häuslichen Heerd jedenfalls ein Strohfeuer Ihnen anzuzünden gesucht.

Ihr Brief erfreute mich zunächst schon dadurch, daß er mir eine Sorge vom Herzen nahm: es wäre mir wirklich sehr fatal gewesen, wenn der meinige in fremde Hände gefallen wäre. Es war mir Ernst mit diesem Brief und mit Allem, was er enthält, denn wohin soll es kommen mit unserer Literatur, wenn die wenigen Producenten, die vorhanden sind, sich der nihilistischen, Hohn sprechenden Kritik gegenüber, nicht zusammenschließen, um den gemeinschaftlichen Boden zu vertheidigen, sondern statt dessen die Sommersprossen und Warzen an einander zählen. Ich habe mich, wie Sie wissen, zur Zeit meiner Entwickelung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfniß fühlte, den reinen Wiederklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbst-Erkenntniß und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen. Daran mag ein gewisser Stolz oder Dünkel, der von der Jugend wohl unzertrennlich ist, seinen Antheil gehabt haben, aber ich bereue es noch jetzt nicht, weil ich mir nun sagen darf, daß sich die zwei und dreißig Winde an meinem Ehrenkranz bereits alle versuchten, und daß die Blätter, die sitzen blieben, mögen es auch noch so wenige seyn, fest sitzen mußten. Doch diese Zeit ist vorüber und mit der neuen sind neue Gesetze in ihr Recht eingetreten. Es ist mir sehr leid, daß Sie selbst nicht die Muße finden, sich über Feuchtersleben zu äußern; möge Ihr Mitarbeiter sich denn nur wenigstens beeilen. Auf Sie wartet man gern, aber nicht auf einen Anderen. Daß Sie mehr, wie ich, zum raschen Schreiben gedrängt sind, glaube ich Ihnen gerne, aber dennoch erblicken Sie meine Lebens-Situation jedenfalls in einem zu günstigen und die Ihrige vielleicht, ich will es zum Mindesten hoffen und wünschen, in einem zu ungünstigem Licht. Uebrigens weiß ich recht gut, wie sehr man vor sieben Bänden zittert, wenn sie auf einmal an die Thür klopfen.

Meine Anfrage wegen des Gastspiels war anders gemeint. Ich wollte wissen, ob die fremde Künstlerin nicht als Fremde eo ipso im Publicum und in der Kritik eine Parthei gegen sich haben werde oder ob sie auf Unbefangenheit und einige Freundlichkeit rechnen könne. Daran dachte ich nicht, daß die Unterhandlungen mit der Intendanz direkt oder indirekt durch Sie gehen sollten, denn wohl weiß ich, welche Sympathien man bei einer Excellenz hervorruft, wenn man, wie Sie, von ihr Abschied nimmt, und es kann Sie in meinen Augen nur ehren, wenn Sie niemand mehr empfehlen können. Über den ersten Punkt aber sucht man gern ins Klare zu kommen, ehe man die Sache überall anfängt und darüber wünschte ich noch jetzt recht sehr Ihre Meinung. Was die Judith betrifft, so wird das ein leeres Gerede seyn. Löbliche Intendanz hatte schon im vorigen Winter die Courage, sich von mir eine Abschrift des Stückes auszubitten und mir diese nach Monate langem Zögern unter dem Vorwand zurückzuschicken, daß sie den Holofernes nicht besetzen könne!

Hier ist am letzten Freitag von mir die Genoveva unter dem Namen Magellona (weil Kirchen-Heilige wohl auf dem Theater an der Wien, wo Raupachs Genoveva alle Jahre einmal knirt, aber nicht auf dem Burgtheater erscheinen dürfen) zur Darstellung gekommen, seit drei Jahren das erste Stück. Unendlich verkürzt und zugestutzt, war der eben so nachhaltige als glänzende Erfolg für mich noch mehr überraschend, als erfreulich, denn ich wurde nach jedem Akt und am Schluß zweimal gerufen und die Theilnahme steigerte sich bei den folgenden Vorstellungen (Sonntag ist die vierte) noch mehr, weil doch zum Behagen am Detail einige Einsicht in's Ganze hinzukam. Ich schreibe Ihnen das, weil Sie das Stück kennen und mir beistimmen werden, daß es für unser Publicum eine Feuer-Probe war, besonders um Fasching. Uhl hat bis jetzt über Ihren Antonio Perez noch nicht geschrieben, obgleich vielfach in Notizen auf ihn hingewiesen; er will Ihnen das Warum selbst auseinandersetzen. Meine Frau läßt Sie herzlichst grüßen und ich schließe meinen Brief dießmal, wie Sie das letzte Mal den Ihrigen: beweisen Sie mir durch ein baldiges Lebenszeichen, daß Sie mir mein Schweigen nicht verübelten!

Ihr Fr. Hebbel.

Wien, d. 26. Jän. 54.

Verehrtester Freund!

Durch meinen Verleger erhalten oder erhielten Sie mein neuestes Stück, betitelt Gyges und sein Ring. Schreiben Sie es einer unvorsichtigen Aeußerung zu, welche Sie bei unserem letzten Zusammensein gegen mich fallen ließen, wenn ich Sie ersuche, bei Gelegenheit dieses Stücks ein Urtheil über mich und meine letzten Arbeiten abzugeben.

Sie sagten mir nämlich, daß es Ihre Absicht gewesen wäre, die Darstellung der Judith in Dresden auf eine solche Weise einzuleiten, wenn der unglückliche Pferde-Hufschlag den Termin nicht verrückt und die ge-

troffenen Anordnungen verändert hätte. Erzeigen Sie mir diesen Liebesdienst jetzt! Was ich in Agnes Bernauer, Michel Angelo und Gyges nicht gezeigt habe, liegt nicht in mir; das Facit kann für immer gezogen werden. Daß statt meiner ein interessanteres und aimableres Individuum da seyn könnte, gebe ich im Voraus zu und bezweifle sogar sehr stark, ob ich mich in mich selbst verliebte, wenn ich mir objectiv gegenüber stände. Aber ich bin nun einmal da und muß verdaut werden, wie Andere auch.

Ich weiß nicht, ob ich schon über Ihre „Knabenzeit" mit Ihnen gesprochen habe. Ein ganz vortreffliches Buch, durch dessen Fortsetzung Sie ohne Zweifel ganz Deutschland eine große Freude bereiten werden. Mein Exemplar wandert hier in Wien von Hand zu Hand und noch habe ich Niemand gefunden, der nicht mit mir übereinstimmte. Mein Urtheil werden meine „vermischten Schriften" bringen, deren Herausgabe nahe bevorsteht. (NB. Wie unverantwortlich nachsichtig waren Sie gegen mich in Hamburg, als Sie so manchen Aufsatz von mir im Telegraphen brachten! Ich glaubte, weit mehr auf Ihre Autorität, als auf mein eigenes gutes Gewissen gestützt, Einiges davon in die vermischten Schriften aufnehmen zu dürfen; aber wie sah ich mich getäuscht, als ich die Acten hervorzog!) Ich bewundere zunächst den Muth, den Sie, deutscher misère gegenüber, bewiesen, als Sie Ihre Bekenntnisse schrieben. Es gehört etwas dazu, seine eigenen Wurzeln bloß zu legen, überall, und besonders bei uns! Und wie reizend ist das Detail. Die Unverträglichkeit der beiden Mütter z. B. und die am Sarge des Kindes in der Küche gefeierte Versöhnung gehört zum Rührendsten, was ich kenne und erschüttert mich jedesmal von Neuem.

Gern frischte ich auch bei Ihren Lesern in den „Unterhaltungen" mein Gedächtniß durch irgend einen kleinen Beitrag wieder auf, wenn ich nur wüßte, womit. Ich gehöre leider zu den Leuten, die immer irgend einen Faden haben müssen, wär's auch nur einer aus dem sogenannten Altweiber-Sommer, um sich daran zu halten. Möchten Sie mir einen Fingerzeig über das Ihnen etwa aus Wien Willkommene geben, so würde er gewiß nicht verloren seyn.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin in Erinnerung bringen zu wollen

Ihr aufrichtigst ergebener

Fr. Hebbel.

Wien, d. 25. Novbr. 1855.

Verehrtester!

Als Sie vor zwei Jahren Ihr „Wahrheits-Zeugniß", wie Sie Ihren Artikel über mich brieflich bezeichneten, abgelegt hatten, forderten Sie mich auf, Ihnen meine Novellen einzusenden, damit Sie wieder einlenken könnten, falls Sie zu tief eingeschnitten haben sollten. Ich machte von Ihrer Erlaubniß keinen Gebrauch, denn das Büchlein schien mir nicht bedeutend genug dazu, da es nur die ersten schüchternen Versuche eines sich selbst noch nicht verstehenden Talentes enthielt, die wohl psychologisch aber nicht artistisch ins Gewicht fallen. Dagegen schicke ich Ihnen hiebei die Gesammtausgabe meiner Gedichte, die mir, falls Sie überhaupt auf mich zurückkommen wollen, eher dazu geeignet scheint.

Ich sage: falls Sie überhaupt auf mich zurückkommen wollen! Denn ich bin weit entfernt davon, Ihnen aus einer flüchtig hingeworfenen Äußerung eine Verpflichtung zu machen, wenn ich auch allerdings glaube, daß Ihr „Wahrheits-Zeugniß" sehr subjectiv ausgefallen ist. Darin haben Sie es mir jedoch nur heimgegeben, denn auch ich hatte, freilich in viel früherer Zeit, meine eigenen Wege zu sehr im Auge, um gegen die Blumen, die auf dem Ihrigen wachsen, und gegen das Ziel, zu dem er führt, gerecht zu seyn. Ich habe seitdem gelernt, A und Z für gleich notwendig zu halten und die Bildung in die Selbstverläugnung zu setzen; wenn eine Natur nur leistungsfähig ist und dann im einzelnen Fall leistet, was in ihrem Bereiche liegt, so bin ich zufrieden und frage nicht mehr, wie das Product sich zu mir verhält. Das habe ich oft, das habe ich namentlich auch Ihnen gegenüber bewiesen, denn um mich in meiner Haut gelten zu lassen, brauchen Sie sicher nicht mehr mit sich zu kämpfen, als ich mit mir, um über das hinwegzukommen, was mich in Ihnen abstoßen muß, obgleich ich nicht verkenne, daß Sie Sich dem alten Deutschland in Ihrem Roman um ein Beträchtliches genähert haben, dem ich von jeher angehörte. Ihr „Mädchen aus dem Volke" hat mir ein lebhaftes Interesse abgenommen, und nicht bloß als äußerst gesundes Ferment zur endlichen Läuterung der Dorfgeschichten-Atmosphäre, in der es kein Mensch mehr vor Firniß-Geruch aushalten kann. Vielleicht regt Sie mein reifstes und reichstes Buch auch wohlthätig an; in diesem Fall tragen Sie das Honorar, das Sie mir nach Ihrem letzten Briefe noch schuldig sein wollen, durch einen Abdruck Ihrer Kritik an mich ab, da ich Sie sonst bei meiner Vernachlässigung der Journale wahrscheinlich nicht erhielte. Ist es nicht, so legen Sie das Exemplar ganz einfach Ihrer Frau auf den Tisch.

Ihr aufrichtig ergebener

Wien, den 15ten Nov. 1857.

Fr. Hebbel.

(Schluß folgt.)

Karl Goedeke.

Von Professor Dr. Karl Vollmöller in Göttingen.

Karl Friedrich Ludwig Goedeke (so schrieb er sich in die Göttinger Matrikel ein) ist geboren zu Celle im Königreich Hannover am 15. April 1814 als Sohn eines Maurermeisters. Am 27. April 1833 wurde er auf Grund eines Maturitäts-Zeugnisses von Ilfeld (Nr. 2) als Studiosus der Philologie in Göttingen immatrikuliert, wo die Brüder Grimm, Benecke, Otfried Müller, Dahlmann und Gervinus auf ihn wirkten. Er verblieb auf der Universität bis zum Schlusse des Wintersemesters 1837—38. Schon während seiner Studienzeit begann er mit Anlegung der Sammlungen, aus denen später sein Lebenswerk, der „Grundriß" erwachsen sollte. Einen äußeren Abschluß durch Promotion oder Staats-Examen gab er seinen Studien absichtlich nicht, da er kein

Verlangen nach einer amtlichen Stellung trug, sondern unabhängig litterarisch wirksam sein wollte.

Nach der Universitätszeit lebte er zunächst in seiner stillen Vaterstadt Celle ungestört seinen Arbeiten. Eine kostbare Bibliothek, die im Lauf der Jahre auf 5000 Bände anwuchs, ermöglichte ihm dieselben. Überall, wo in seinem „Grundriß“ bei einem älteren seltenen Drucke Celle bemerkt ist, bedeutet dies seine damalige Bibliothek. Später, als er diese Bücher nicht mehr brauchte, hat er sie verkauft und eine neue Bibliothek gesammelt. Anfang der vierziger Jahre finden wir ihn zunächst bei der großen Hahnschen Verlagsbuchhandlung in Hannover für Besorgung der Autorenkorrespondenz und als litterarischen Beirat der Firma. Daneben war er Redakteur, beziehentlich Mitredakteur der „Zeitung für Norddeutschland“, der „Hannöverschen Presse“ und dann wieder der „Zeitung für Norddeutschland“.

Auf politischem Gebiet hat er Jahre lang eine hervorragende Rolle gespielt. Ich lasse für Schilderung dieser Seite seiner Wirksamkeit Herrn Professor Frensdorff, derzeitigem Prorektor der Georgia-Augusta, das Wort:

„Man würde einen wesentlichen Zug in dem Lebensbilde Karl Goedekes vergessen, wenn man nicht seiner politischen Thätigkeit gedächte. Goedeke war keiner von den lauten Politikern. Die Anteilnahme an den staatlichen Dingen, an den vaterländischen Angelegenheiten zumal galt ihm für etwas Selbstverständliches. Sie beschäftigten seine Gedanken, seine Gespräche mit Freunden und Genossen. Er drängte aber sein Urteil, so bestimmt es war, niemanden auf, drängte sich öffentlich nicht vor, versagte sich aber auch nicht, wo man eine Äußerung von ihm wünschte und förderlich hielt. Sie enthielt nie etwas Gewöhnliches; schlicht und schön in der Form, war sie getragen von dem sittlichen Ernst des Mannes, dem es um die Sache und nur um die Sache zu thun ist. Sein Anteil an den vaterländischen Dingen reicht weit zurück. Seine Göttinger Studentenzeit umfaßte noch die Tage, da Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus an der Universität wirkten. Mit regster Teilnahme hat er die Vertreibung seiner Lehrer, den langen politischen Kampf begleitet, der sich an die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes knüpfte. In Korrespondenzen an die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtete er über die Maßnahmen der Regierung und die Gegenschritte der Opposition; in einer Sammlung politischer Lieder und einer nach Platonischem Muster angelegten aristophanischen Komödie suchte er dem Kummer über die Gebrechen der Zeit Ausdruck zu geben. In weitere Kreise drang nichts davon. Die in der Schweiz gedruckten „Politischen Lieder“ hat ihr Verfasser selbst nie zu Gesicht bekommen; die politische Komödie „König Kodrus, eine Mißgeburt der Zeit“ (Leipzig 1839), unter dem Namen Karl Stahl veröffentlicht, gelangte nur zu einem Teile durch die Leipziger Zensur. Jakob Grimm und Dahlmann, denen der Verfasser Bruchstücke vor der Veröffentlichung mitteilte, äußerten sich hocherfreut über diese unverkennbaren Zeugnisse von Talent und Gesinnung. Während Dahlmann aber Bedenken gegen die Veröffentlichung hegte, weil es schade sei, wenn diese vielversprechende Anlage gleich auf dem ersten Ausflug so hart anstieße, daß sie es für ihr ganzes Leben fühlen müßte, ermunterte Jakob Grimm den Verfasser aufs kräftigste zur Fortführung. Den Brüdern Grimm, die mit edlem Eifer sein Gedicht begrüßt und durch freundlich dargebrachte Gunst den Dichter zur Vollendung seines ernsten Lieds gespornt hatten, ist dann auch das veröffentlichte Bruchstück gewidmet worden. Nachdem der politische Kampf mit dem Beginn der vierziger Jahre sein Ende erreicht hatte, lebte Goedeke ausschließlich seinen Studien in der stillen Stadt Celle, als gelte es, die Verse zu bewahrheiten, die er selbst einige Jahre zuvor geschrieben:

Gekannt von Wen'gen, im verborgnen Frieden,
Von Wünschen frei, befreit auch von Beschwerden,
Nichts sein und wollen, was mir nicht beschieden:
Wohl manches Glück ward ausgeteilt auf Erden,
Kein schönres aber, dünkt mich, giebt's hienieden,
Als dies Vergessen und Vergessenwerden.

Wie wenig er selbst unter der dumpfen Schwere der vormärzlichen Zeit des Vaterlandes vergaß, zeigt eine der Anthologieen, die er so meisterhaft zusammenzustellen und auszurüsten verstand. Es ist die älteste unter ihnen, das liebenswürdige und lehrreiche Buch: „Deutschlands Dichter von 1813—1843.“ In der Einleitung, die die deutsche Dichtung nach der Heimat der Dichter charakterisiert und damit die vom Herausgeber gewählte Anordnung des Stoffes nach Landschaften begründet, ist keiner Landschaft so viel Raum gegönnt als dem Elsaß. Mit größter Sorgfalt ist zusammengestellt, was sich an biographischen Notizen über elsäßische Dichter der neuern Zeit erreichen ließ, und die guten Worte leiten den Abschnitt ein: „Jedes deutsch geschriebene Wort der Elsässer ist eine Mahnung an uns, das Elsaß nicht verloren zu geben; jeder Vers von dorther, und wäre er dem weichsten Liebeslied gesungen, hat erst eine nationale, eine politische, und dann erst eine poetische Bedeutsamkeit.“ Das ist 1844 geschrieben, zu einer Zeit, da ein großer Teil des deutschen Liberalismus von französischen Anschauungen erfüllt war oder sich radikalen und kosmopolitischen Bestrebungen hingab und den Gedanken an Rückgewinnung des Elsasses als burschenschaftliche Träumerei oder professorenhaften Idealismus verlachte. So festgegründet die liberale Gesinnung Goedekes war, solchen Anschauungen stand er fern und fremd gegenüber. Er verhehlt es nicht, wen unter den Dichtern, deren Zeitgedichte das vorhin genannte Buch in einem besonderen Abschnitte sammelt, seine Sympathien begleiten. „Geibels politische Gedichte“, so sagt er, „in Opposition mit der waffenklirrenden Richtung des Tages, sprechen aus, was der besonnene Liberalismus, der Liberalismus des treuen, auf Gott mehr als auf Menschen bauenden Geistes im Herzen trägt“, und in diesem Sinne machte er das gegen Herwegh gerichtete Gedicht Geibels mit seinem bezeichnenden Verse:

Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Ums Freiheitsbanner dichtgeschart,
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue

zum Schlußstein seiner Sammlung.

In die aktive Politik zog ihn das Jahr 1848. Mit einer Darstellung der deutschen Dichtung des 16. Jahrhunderts aus den Quellen beschäftigt, wurde er vom März überrascht. „Mit Freude ließ ich den ganzen Reichtum einschnüren und sagte dem 16. Jahrhundert einstweilen Valet, um wieder Mensch unter Menschen zu sein.“ Maßvolle, aber feste liberale Gesinnung leitete ihn auch jetzt,

die im Gegensatz zu der partikularistischen Strömung, welche sich in Hannover alsbald geltend machte und den Minister Stüve zu ihrer Hauptstütze hatte, zugleich durchaus national war. So bethätigte er sich in der Presse, in dem Vereinsleben der Zeit, in der zweiten Kammer, in welche er, von der Residenzstadt Hannover gewählt, im Frühjahr 1849 eintrat. Sie hat ein kurzes Leben geführt, diese erste, auf Grund der freisinnigen Verfassung vom 5. September 1848 einberufene hannoverische Volksvertretung, aber die Geschichte wird es ihr nicht vergessen, daß sie ihre Stimme für die Anerkennung der deutschen Grundrechte, der Frankfurter Reichsverfassung und die Übertragung der Reichsoberhauptswürde an den König von Preußen erhoben hat: Resultate, an deren Zustandekommen Goedeke einen wesentlichen Anteil hat. Goedeke war kein Mann der parlamentarischen Debatte; man findet seinen Namen selten in den Verhandlungen genannt. Aber seine geachtete und einflußreiche Stellung in seiner Partei zeigt sich darin, daß er wiederholt, wo es sie nach außen hin zu vertreten galt, mit der Rede wie mit der Feder ihre Sache führte. Mehrere Jahre hindurch redigierte er das wichtigste Organ, das die liberale Partei in Hannover besaß, die „Zeitung für Norddeutschland.“ Seiner Feder verdankt man eine Darstellung des Konflikts zwischen Regierung und Ständen in betreff der deutschen Sache unter dem Titel: „Hannover und Deutschland“ (Hannover 1849), die, mitten aus den Parteikämpfen entsprungen, nicht den Anspruch macht, als eine historisch-objektive Berichterstattung und Beurteilung zu gelten, aber in würdiger Form und Darlegung die Gedanken derer wiedergiebt, die von der Unterordnung der deutschen Einzelstaaten unter das Reich das Heil des Ganzen wie seiner Teile erwarteten. Als am Abend des 31. März 1849 die verschiedenen politischen Vereine der Stadt Hannover, ihrer Streitigkeiten und Gegensätze vergessend, sich zusammenthaten, um die Kaiserdeputation zu begrüßen, die auf ihrem Wege nach Berlin für jene Nacht in Hannover rastete, da erkor man Goedeke zum Sprecher, und er nahm in seiner Rede Gelegenheit, insbesondere Dahlmann zu feiern als den Mann, der jedem hannoverschen Herzen von alters teuer sei, der zuerst die Kaiseridee aufgestellt und unter Feindschaft, Spott und Hohn aufrecht erhalten habe. Jeder weiß, was folgte. Die Jahre der Reaktion sahen Goedeke noch eine Zeit lang thätig in der Presse, in Vertrauensposten, die ihm seine Mitbürger übertrugen, im Bürgervorsteherkollegium der Stadt Hannover und der Organisation ihrer Bürgerwehr, auch noch einmal 1854/55 im Landtage. Danach schied er aus der aktiven Teilnahme am politischen Leben aus, und, hatte er schon 1848 mitten aus dem politisch-parlamentarischen Wirken heraus das umfassende Werk der „Elf Bücher deutscher Dichtung“ zu veröffentlichen begonnen, so zog er sich nun ganz auf seine Arbeit zurück. Aber nie hörte sein warmes Interesse für die vaterländischen Dinge auf. Ohne Verbitterung folgte er ihrer Entwicklung. Und als die Tage kamen, da „Kaiser und Reich“ eine Wahrheit wurden, da fanden sie in ihm einen treuen und opferbereiten Freund.“

So weit Herr Professor Frensdorff. Nach dem Tode seines Vaters siedelte Goedeke aus der Residenz, wo ihn die „öffentlichen Angelegenheiten der Stadt und des Landes, mehr als sein Herz wünschte, in ihren Wirbel gezogen und zerstreut hatten, im Mai 1855 wieder nach Celle, wo er Muse zu gewinnen sicher war; dort schloß er sich von der Welt ab und vergrub sich in seine Bücher und Sammlungen.“ (Vorrede zum Grundriß, 1. Aufl.) 1859 verlegte er, um eine große öffentliche Bibliothek bequem zu seiner Verfügung zu haben, seinen Wohnsitz dauernd nach Göttingen. Im Jahre 1873 erhielt er eine außerordentliche Professur für Litteraturgeschichte an der Göttinger Universität, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Seine Vorlesungen übten eine ungemeine Anziehungskraft auf die Studierenden aus. Es gehörte zum guten Ton, das Goedekesche Kolleg zu belegen und auch zu hören, und der größte Hörsaal der Universität war stets für ihn reserviert. Mit Nachdruck förderte er daneben seine litterarischen Arbeiten. Mitten aus der Arbeit heraus hat ihn denn auch der Tod hinweggerafft. Heiter ging er am Abend des 27. Oktober in sein Studierzimmer, um nach seiner Gewohnheit noch bis in die Nacht hinein zu arbeiten. Am nächsten Morgen erschien er lange nicht; als man nachsah, fand man ihn tot, mit heiterem, friedlichen Ausdruck im Gesicht. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Seine litterarische Thätigkeit ist eine ebenso vielseitige wie intensive gewesen; die Zahl seiner Schriften ist eine sehr große.

In seiner Jugend finden wir ihn unter dem Pseudonym Karl Stahl dichterisch thätig. Wenig bekannt ist, daß er damals stimmungsvolle lyrische Gedichte und hübsche Novellen veröffentlicht hat. Seines ersten, selbständig erschienenen Buchs „König Kodrus“ ist schon gedacht. Seine vorher in Zeitschriften gedruckten „Novellen“ er-

schienen 1841. Sie sind fein und frisch geschrieben und muten uns trotz der natürlich etwas veralteten Gewandung heute noch sehr an. Er zeigt sich darin als in der Schule der Romantiker erwachsen. Darauf folgte ein „Novellen-Almanach für das Jahr 1843".

Diese poetischen Anläufe treten aber bald zurück vor seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Wir finden ihn zunächst thätig als Herausgeber jetzt noch viel benutzter, wertvoller, origineller Sammelwerke, die im nächsten Decennium rasch hintereinander erscheinen. Sein scharf ausgeprägter litterarischer Geschmack befähigte ihn besonders zu solchen Arbeiten. Den Anfang machte sein ebenfalls schon erwähntes, schönes Buch „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Eine Auswahl von 872 charakteristischen Gedichten aus 131 Dichtern mit biographisch-litterarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen (1844)," eine Anthologie, dem Dichter Gustav Schwab gewidmet. Ein halb und halb in Aussicht gestellter Band Epiker und Dramatiker ist nicht erschienen. Die Einleitung ist auch heute noch in mehrfacher Beziehung interessant; die Auswahl vorzüglich gelungen und die litterarhistorischen Würdigungen der einzelnen Dichter sind knapp und treffend. Noch jetzt hat die Sammlung (sie enthält etwa 40 000 Verszeilen) den Wert eines Quellenwerkes für die damalige Litteratur und bietet ein treffend gezeichnetes Bild der deutschen Lyrik in jenen dreißig Jahren.

In die vorhergehenden Jahrhunderte greifen zurück die „Elf Bücher Deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart" (1849), Jakob und Wilhelm Grimm gewidmet. Auch hier biographisch-litterarische Einleitungen. Er begleitet darin „die deutsche Dichtung vom Ausgange des sinkenden Mittelalters bis auf die Gegenwart und schildert sie in selbstredender Geschichte aus den Quellen, stellt die Zeit durch ihre bezeichnendsten Dichter und diese durch ihre eigentümlichsten Dichtungen dar."

In derselben Art, wie die beiden genannten Werke, ist gearbeitet seine 1852/54 und 1871 in 2. Auflage erschienene „Deutsche Dichtung im Mittelalter", womit er die Reihe seiner litterarischen Chrestomathien schließt, die somit nach einem originellen Plane die ganze Entwicklung der deutschen Litteratur darstellen. Auch dieses Werk führt in die Forschungen der deutschen Litterarhistoriker sowohl als in die deutsche Litteratur selbst orientierend ein. Der Stoff ist in 12 Bücher zerlegt, deren jedes mit einer allgemeinen Übersicht beginnt und dann mit den einzelnen Denkmälern der Litteratur durch Einleitungen und Proben, bezw. Inhaltsübersichten bekannt macht.

Populären Zwecken dienten seine „Edelsteine. Eine Festgabe der schönsten Gedichte aus den neuesten Dichtern" (1851) und das in Schulen viel verbreitete „Deutsche Lesebuch", welches er mit Colshorn herausgab.

In jener Zeit gab Goedeke eine Wochenschrift heraus, die zu den vorzüglichsten journalistischen Unternehmungen, welche Deutschland je gehabt hat, zu rechnen ist, die „Deutsche Wochenschrift" (1854). In den einleitenden Worten vertrat Goedeke entschieden den deutschnationalen Gedanken. Die Zeitschrift sollte „vom nationalen Standpunkte aus über die wichtigeren Ereignisse der Zeitgeschichte orientierende Aufsätze bringen und über die Resultate der historischen sowohl als der angewandten Wissenschaften in allgemein faßlicher Form Rechenschaft geben". Litteratur, Kunst und Musik sollten in ihren hervortretenden Erscheinungen unbefangen gewürdigt werden. Auch die dichterische Produktion mit Ausschluß von Roman und Novelle war vertreten. Die Mitarbeiter waren vorherrschend Männer ersten Ranges, Zierden der Wissenschaft und Litteratur, darunter manche aufstrebende junge Leute, die jetzt zu den ersten zählen.

Hervorragendes hat er für die Sagenforschung und vergleichende Litteraturgeschichte, ein immer noch verhältnismäßig wenig angebautes Gebiet, geleistet. Daneben sehen wir ihn als Verfasser zahlreicher litterarhistorischer Monographien über Gegenstände der älteren wie der neueren und neuesten deutschen Litteratur und als Herausgeber älterer Texte thätig. So erfahren wir zuerst durch ihn (1849 bezw. 1851) näheres über den Inhalt des Romans Reinfried von Braunschweig (nach 1291 verfaßt); so gab er 1856 die kleineren Werke des süddeutschen Dichters und Buchdruckers Pamphilus Gengenbach, der 1509—1524 dichtete und druckte, des ersten deutschen Dramatikers, in einer wertvollen, gelehrten Ausgabe heraus. Die Reformationszeit selbst hat er teils in Monographien behandelt, wie in seiner „Forschern und Freunden" gewidmeten Schrift „Burchard Waldis (1852)", wo er für den Dichter, dessen Leben und Schriften bis dahin wenig gekannt waren, eine ganze Reihe sicherer Ergebnisse feststellte, teils in den Einleitungen zu Ausgaben in seiner Sammlung „Deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts", die er mit Julius Tittmann herausgab, und der sich später auch eine Sammlung der Dichter des XVII. Jahrhunderts anschloß.

Am populärsten ist Goedekes Name geworden durch seine Beteiligung an den weltbekannten Cottaschen Klassiker-Ausgaben, zu welchen er die Einleitungen schrieb. Schon früh widmete er seine Sorgfalt der Bearbeitung der deutschen Klassiker. Bereits 1843 besorgte er für den Hahnschen Verlag eine „durchgesehene und eingeleitete" Ausgabe von Knigges „Umgang mit Menschen". Aus dieser Beschäftigung mit Knigge entstand gleichsam von selbst seine Abhandlung, „Adolf Freiherr von Knigge" (1844). Dieselbe ist interessant, weil darin bereits die Eigenheit seiner litterarhistorischen Darstellungsweise hervortritt und von ihm in der Vorrede auch deutlich ausgesprochen ist. 1846 schrieb er dann zu der Cottaschen Ausgabe von Platens Werken die Biographie. Den Höhepunkt seines Schaffens auf diesem Gebiete bezeichnet seine Thätigkeit für Schiller und Goethe. Für die Cottaschen Ausgaben hat er seit den sechziger Jahren die allbekannten Biographien Schillers und Goethes und die Einleitungen zu jedem einzelnen Werke geliefert, die um ihrer hohen Vorzüge willen so geschätzt sind. Fast ganz aus seinen Goethe-Einleitungen setzt sich zusammen sein Buch „Goethes Leben und Schriften" (1874, 2. Aufl. 1877).

Monumental ist Goedekes historisch-kritische Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften, die er im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer herausgab, auch die „Göttinger Schiller-Ausgabe" genannt. Die Einleitungen zu den einzelnen Bänden rühren von ihm allein her und sind stets wertvollen Inhalts. Allen Bänden hat er da und dort noch Material beigefügt. Die Schillerschen Werke sind nach ihrer Entstehung geordnet. Überall ist in der

Ausgabe der Grundsatz durchgeführt, den ältesten erreichbaren Text Schillers zu Grunde zu legen, und nur in solchen Fällen, wo eine leichte Änderung dringend geboten schien, sind Abweichungen von derselben gestattet, über welche die Anmerkungen Auskunft erteilen. Alle späteren Abweichungen von dem ursprünglichen Text sind verzeichnet, so daß nun das ganze Material bis ins kleinste vollständig vorliegt und die Geschichte der Gestaltung des Schillertextes bis ins einzelne verfolgt werden kann. Zu Band I und II—V hat Goedeke ein interessantes Wort-, Redensarten- und Namensverzeichnis beigegeben, eine Auswahl aus dem großen Reichtum der Jugendwerke Schillers, mit gelegentlicher Berücksichtigung von Schillers späteren Schriften und Dichtungen. Wir lernen hier Goedeke auch als Lexikographen kennen und schätzen.

Einen ganz eigenartigen Beitrag zur Schillerlitteratur bieten die „Geschäftsbriefe Schillers“, welche Goedeke 1875 herausgab, ein Denkmal ebenso ehrend für die Verleger, wie interessant für die mancherlei Beziehungen des Dichters. Reiche Anmerkungen Goedekes begleiten die einzelnen Briefe.

Auch anderen Erscheinungen der klassischen Periode unserer deutschen Litteratur widmete er seine Aufmerksamkeit. So hat er in seiner Schrift „Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden“ (1873) interessante Beiträge zum Leben Bürgers während seiner Göttinger Studienzeit und im Anfang seiner Thätigkeit als Amtmann zu Altengleichen, fast ausschließlich auf Grund alter Prozeßakten, geliefert.

Die neueste deutsche Litteratur hat Goedeke gepflegt in seinem schönen, bedeutenden Werk über Geibel, 1869, erster Band, das leider nicht vollendet worden ist. Außerdem in Aufsätzen über Geibel und Paul Heyse. Aus einer Vorlesung hervor ging seine Arbeit über Sonette Shakperes.

Goedekes Haupt- und Lebenswerk, an dessen erster Auflage er 25 Jahre gearbeitet hat, ist sein „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen“ (1859—1881), 3 Bände, ein Buch, das in keiner Litteratur seinesgleichen hat, von seltener Vereinigung aller Vorzüge. Dieselbe Aufgabe wie Goedeke hatte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor es eine Germanistik gab, Koch sich gestellt und sie für die damalige Zeit in ausgezeichneter Weise gelöst. Mittlerweile aber war seit Gründung der deutschen Philologie viel auf dem Gebiete der deutschen Litteratur geschehen, für das Mittelalter durch beinahe vollständige Erschließung der handschriftlichen Quellen, für die spätere Zeit durch Bekanntwerdung und Benutzung der alten Drucke; zahlreiche Monographien waren erschienen. Goedeke hat seine Aufgabe noch besser gelöst, als das seiner Zeit Koch gethan. Sein Grundriß giebt „eine, wenn nicht überall vollständig erschöpfende, doch umfassende und reichhaltige Übersicht der deutschen Dichtung der verschiedenen Zeitalter und Landstriche und übergeht dabei auch das Geringfügigere nicht.“ Die Verteilung des Stoffes und die Anordnung ist übersichtlich, die Artikel über die einzelnen Dichter sind gedrängt, scharf, präzis, alles Wesentliche klar zusammenfassend, und das bibliographische Material ist zuverlässig, erschöpfend und gut gruppiert. Seine Auffassung der dichterischen Erscheinungen ist immer eine originelle. Kenntnisse, trotz aller Eigenart der Anschauung, Objektivität und Geschmack sind auch hier Goedekes Eigenschaften. Das Werk ist als zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der deutschen Litteratur allgemein anerkannt. Es ist nicht bloß, wie die Oberflächlichen leichthin annehmen, ein Buch zum Nachschlagen, sondern giebt, und das ist der große Vorzug desselben, Darstellung und Bibliographie zugleich. Goedeke hat namentlich viel Neues für die kirchliche Volksdichtung der Reformationszeit und das Schauspiel des 16. Jahrhunderts geliefert. Aber auch die übrigen Teile des Werkes sind mit gleicher Sorgfalt behandelt. Eine Fortführung der Arbeit bis auf die Gegenwart, die Goedeke im Anfang vor Augen hatte, hat er nicht liefern können. Ebensowenig die von ihm geplante Geschichte der deutschen Litteratur, welche er auf der sicheren Basis seines Grundrisses selbst aufbauen wollte. Seine „Übersicht der Geschichte der deutschen Litteratur“ I. (1862) kenne ich nicht.

Ein durchgesehener, hie und da verbesserter, doch nicht wesentlich veränderter Abdruck aus dem Grundriß ist Goedekes Buch „Goethe und Schiller, 2. Aufl.“ (1859). Es gehört immer noch zu den besten Biographien unserer Dichterheroen. Die Darstellung ist nach Goedekes Art gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft. Sein Urteil ist, wie immer, eindringend und geistvoll. Die 2. (seit 1884) erscheinende Auflage des Grundrisses ist kurz vor des Verfassers plötzlichem Tode bis zum 3. Band (vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Krieg) gediehen. Der erste, das Mittelalter umfassende Band ist ein völlig neues Werk, und aus den 7 Bogen der ersten Auflage sind 31 geworden. Besonders das 14. und 15. Jahrhundert haben sehr gewonnen, und den Anfängen des deutschen Humanismus ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der zweite Band (600 Seiten) ist ganz von einer Schilderung des Reformationszeitalters angefüllt.

Goedekes wissenschaftliche Art war eine stark ausgeprägte, Ausfluß seiner originellen Veranlagung. Er verfügte über ein sicheres, tiefes, umfassendes, gründliches, klares Wissen. Seine Darstellung war immer warm, aber stets streng objektiv. Schon in der Vorrede zu seinem „Knigge“ stellt er den Grundsatz voran, stets die Quellen möglichst selbst reden zu lassen. Und wenn er immer mit selbstständigem Urteil schrieb, so drängte er dieses doch nie auf. Er war im höchsten Grade selbstlos; manches Material hat er an andere weggegeben, die dann Abhandlungen und Bücher daraus machten. Bis zu seinem Tode war er stets ein heiteres, liebenswürdiges, belebendes Element in jeder Art von Geselligkeit.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Novellen.

Litterarischen Feinschmeckern sei die buntgemengte Schüssel des „Neuen Phantasus“, wie sich das jüngst erschienene zweibändige Werk von Utis (Leipzig, G. Böhme 1887) betitelt, bestens empfohlen. Unter den Schöpfungen der modernen deutschen Belletristik nimmt gegenwärtig eine Richtung überhand, die man als Neoromanticismus bezeichnen und betrachten kann. Es war daher ganz zeitgemäß, daß uns ein „Neuer Phantasus“ erstand, ein geharnischter, trotziger Kämpe für die durch die Ritter der naturalistischen Schule auf den Kehricht geworfene blaue Wunderblume. Im Ernste: dieser Pseudonymus, dieser

Herr Niemand hat alle Eigenschaften eines höchst bemerkenswerten Talents; er verfügt über eine kristallhelle, manchmal durch Schwung und Adel hinreißende Sprache, eine Kraft der Darstellung, die mit den Mitteln der blühendsten Epochen volks- und kunstmäßiger Dichtung arbeitet, eine geläuterte Kunstanschauung und unter all dem über einen Kettenpanzer von ästhetischen, sozialen und religiösen Überzeugungen, die wir nicht teilen, aber in dieser wehrhaften Geschlossenheit höchst anerkennenswert finden. Unter dem Motto: „Niemand nennt sich ein Held zu entgehn der Cyklopen Verfolgung: — Niemand bin ich und gern bleib' ich's für Tadel und Lob," kämpft er für die Partei der „Stillen im Lande", auf denen die moderne Kultur mit ihren Maschinen, Kriegswerkzeugen, Schulen und Forschungen allerdings etwas schwer lastet. Allein, was er gegen unsere heutige Bildung vorbringt, zeugt von so feinem Geschmack und klarer Einsicht, alles Übrige aber ist so wohlthuend kunstgemäß und formvollendet, daß wir dem feindlichen Lager, aus dem uns dieses Geschoß zufliegt, nur dankbar sein können. Die relativ geringste Wirkung erzielt der Dichter mit der verbindenden Erzählung, in welche die acht kleineren Dichtungen, vier Novellen und vier dramatisierte Märchen, eingeflochten sind! Unter den ersteren ist das „geträumte Bild" am fesselndsten, originellsten, eine an der Oberfläche reizende, im Kerne tiefsinnige Schöpfung, am gewöhnlichsten „ein armes Herz", allerliebst der „falsche Baurat" und „Konrad Unverdorbens dumme Streiche." In den dramatisierten Märchen thut sich der Autor gütlich an herrlichen alten Stoffen und neuen Erfindungen, in Shakespearescher Sprache und zeitgemäßen Beziehungen. Nicht alle sind gleichwertig, am besten gefiel uns „Die Gänsemagd" (I S. 152 ff.), die anmutige Darstellung eines altdeutschen Volksmärchens, das schon Heine so bewegte, daß er es in seine Dichtung „Deutschland, ein Wintermärchen" hineinklingen ließ. Die gelehrten, vernunftmäßigen Einwendungen, welche sich gegen den „Neuen Phantasus" erheben lassen, kann man in jeder ausführlichen Litteraturgeschichte im Abschnitt über die romantische Schule nachlesen.

Eine ähnliche eigentümliche Erscheinung in etwas kleinerem Maßstabe ist „Eine Sommerschlacht" von Detlev Freiherrn von Liliencron (Leipzig, W. Friedrich 1887). Ein Dutzend ... ja wie sollen wir die Dinger nennen — Novellen, Erinnerungen, Tagebuchblätter? — einerlei, ein Dutzend Abschnitte, die wieder in Abschnitzel zerfallen, füllt den Band; „eine Sommerschlacht" (Sadowa aus der Froschperspektive eines jungen Lieutenants) schließt denselben. Und was bringt das seltsame Buch nicht alles? Ein in die Natur von der Ameise bis zum ostfriesischen Dialekt hinauf verliebter Waidmann, der zugleich die Welt und die Litteratur durchgenossen, läßt wo er geht und steht, am liebsten in seiner holsteinischen Heimat, der Junge freien Lauf. Ein zwangloseres Dichten ist nicht denkbar; was ihm einfällt, plaudert er herunter und langweilt oder ärgert uns doch keinen Augenblick. Nur in die Manier, deren Grenzen es manchmal streift, dürfte das nicht übergehen. Das Geheimnis des Erfolges ist die sympathische Persönlichkeit des Autors, die sich eigentlich in diesen Miniaturen aus allen Zeiten und Ländern darstellt. Nachgeahmt kann das nicht werden, auch wohl kaum fortgesetzt als eine bestimmte individuelle Richtung. Aber daran denkt wohl der Autor, der bisher als Dramatiker und Lyriker aufgetreten, selber nicht.

Wandelt Liliencrons saloppe Muse mit Vorliebe auf den traulichen Schleichwegen des Waidwerks, so erwartet man dies noch mehr von den vier Novellen Max Hobrechts, die sich „Zwischen Judica und Palmarum" (Rathenow, A. Hase 1885) betiteln. Das Büchlein hält jedoch nur halb, was der Titel verspricht. Vier ältere Herren verkürzen sich die Jagdabende der Schnepfenstrichzeit ausnahmsweise nicht durch Pürschgeschichten, sondern durch anderweitige Erzählungen aus dem Badeleben, der ärztlichen und Beamtenlaufbahn. Gediegene Charakteristik der echtdeutschen Figuren und gemütvoller Humor in den Schilderungen ihrer Konflikte zeichnen diesen kleinen Dekamerone vorteilhaft aus.

M. Herberts „Kinder der Zeit und andere Novellen". 2. Auflage (Köln, Bachem 1886) werden sich in der Erinnerung derer, welche viel Erzählendes lesen, weder in gutem noch in schlimmem Sinne von dem Besseren, was der Büchermarkt alljährlich bringt, abheben. Armin Steins (H. Nietschmann) „Freudvoll und leidvoll" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1887) enthält in der That nur, wie der Titel ankündet, „schlichte Geschichten" — und zwar bereits als 3. Band einer so benannten Serie. Der geistliche Autor, welcher schon auf eine lange Reihe ähnlicher poetischer Erzeugnisse zurückblicken kann, besitzt ohne Zweifel sein dankbares Publikum, das ihn mit Recht achtet und hochhält. Aus den Kreisen, für welche diese Zeitschrift bestimmt ist, wird sich dasselbe kaum erheblich vermehren.

Wien. **Moritz Necker.**

Dramatisches.

Etliche Kleinigkeiten der modernen dramatischen Litteratur, wie sie die Höflichkeit der Verleger den Redaktionen zumittelt, sind auch der „Deutschen Dichtung" eingesandt worden, und die Höflichkeit des Grußes fordert Erwiderung. Sehr willkommen waren uns nur die beiden Dramoletten von Hermann Lingg „Clytia" und „Die Frauen Salonas" (München, Theodor Ackermann). „Clytia" stellt sich als eine Art pompejanisches Schäferspiel dar, harmlos, liebenswürdig, doch voll poetischen Liebreizes in der Sprache. Die Scene: „Die Frauen Salonas" schildert als dramatische Episode die Ermordung Diocletians auf seinem Landsitze. Herodiom, der von Kaiser Licinius ausgesandte Mörder, erkennt in Diocletian den römischen Feldherrn wieder, der ihn, den Christen, begnadigte und zum Soldaten machte. Der Mörder zagt, aber Diocletian, anderer Mörder gewärtig, ersticht sich selbst. Die Figuren sind bedeutend angelegt, die Sprache formschön, doch ist in jeglichem mehr auf koloristische Wirkung, als auf seelische Vertiefung Bedacht genommen. Die Handlung reichte für ein fünfaktiges Drama und ist bei dieser Art der Behandlung fast für den einen Akt zu dünn. Immerhin ist es ein Löwe, der hier die Klaue zeigt, und diese Klaue kündet große Kraft des Ausdruckes und Schwung der Phantasie.

Eine angenehme Gelegenheitsdichtung hat der Moskauer Schriftsteller A. Linde zur Eröffnung des deutschen Theaters Paradies als „Einzug der deutschen Musen in Moskau" verfertigt. Weniger erquicklich war uns die Lektüre des fünfaktigen Dramas „Jovan und Margot" von Johannes von Nepomuk (Magdeburg, R. und M. Kretschmann 1887). Die Verschwörung des Fürsten Michael Obrenowitsch mag einen hübschen Stoff geben. Das Ganze ist aber richtige heillose Dilettantenarbeit, zu schwächlich für den Spott, zu langweilig für ernste Erörterung. Unglückliche Theaterdirektoren, welche viel Dinge solcher Arbeit lesen sollen!

Heiterer ist schon das Drama des Herrn Hermann Wette, betitelt Eckbert (Berlin, Felix Bloch). — Eckbert Graf von Billstein ist ein Günstling des Königs Jerome von Westfalen. Sein ältester Sohn Max und sein Bastard Hermann haben zum Tugendbund geschworen und der Sturz Napoleons, die Wiedererstehung Deutschlands liefern die bengalische Beleuchtung für die Katastrophe. Das wäre ja recht hübsch, wenn der Autor nicht gar so heillos mit Mord und Totschlag wirtschaften würde. Franz Moor und die Stimmungen des „Freischütz" sind die Originale für das in fünffüßigen Jamben bearbeitete Höllenragout. Von zwölf handelnden Personen, die Diener eingerechnet, werden acht umgebracht! — Das geht schon über Hamlet, Macbeth und Richard III., und Herr Hermann Wette ist kein Shakespeare. Eine kleine Sprachprobe zum Überfluß.

„Du Wilm! pack an, halt fest! Nu schnupptiwupp
Herunter! — So! nu steh und fall nicht um,
Der Boden hier ist glitseglatt wie Eis"

So hebt eine patriotische Tragödie an, das nenn' ich realistische Schule — daß Gott erbarm!

Wien. **Emil Granichstädten.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Dezember 1887.





Ihr Traum.

Erlebnis eines Malers.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)



Meiner Treu! ich thät's gern, dacht' ich bei mir und wollte mich wieder zum Doktor zurückbegeben, der mir die Beendigung des Satzes, in dem er unterbrochen worden, schuldig geblieben war. Ich thät's, ich bliebe, wenn nicht die Hexe wäre, die Julietta — und meine Sehnsucht und die Furcht vor ihrem Zorn.

Während ich meinen Weg fortsetzte, ging ein Diener hinter mir her, der eine Lampe nach der andern abdrehte. Er hielt in seinem Finsternis verbreitenden Geschäft erst inne, als Christel herbeikam, ihm abwinkte und zugleich mir die Meldung brachte, der Doktor habe sich zur Ruhe begeben und lasse mir gute Nacht wünschen. Für diese gute Nacht wünschte ich ihn zum Teufel und ging mit Christel auf mein Zimmer, dasselbe, in das er mich nach meiner Ankunft geführt hatte.

Ich muß wieder ein beschämendes Geständnis ablegen. Als sich der Bursche mir beim Auskleiden mit solcher, vom Herzen kommender Dienstwilligkeit behilflich, oder sagen wir überflüssig machte und mir so recht wie ein guter, dienender Geist erschien, dem man wohl Vertrauen schenken könne, kam mich die Versuchung an, ihn auszufragen, um zu erfahren, was er und seinesgleichen von der Gebieterin dächten. — Sogleich jedoch überwand ich diese ganz ordinäre Regung und schickte Christel schlafen, nachdem ich ihm dringend aufgetragen, mich morgen Schlag fünf zu wecken. Und nun war ich allein mit meiner Neugier und mit meinem ungelösten Rätsel. Eine große Ungeduld ergriff mich. Um sie zu täuschen, nahm ich mein Skizzenbuch und begann erst lässig, allmählich immer mehr ins Feuer geratend, ein paar Entwürfe zu machen . . . Maria im Alter. Sie lehrt ein Kindlein die Liebesgebote ihres Sohnes und Herrn . . . Sie steht am Sterbebett eines Pharisäerknechtes — — beide ausführbar — keiner das Rechte. Das Rechte mußte ich noch finden, es kam mir nicht wie schon so oft als Offenbarung. In meinem Kopf entstand ein wildes Ringen, und wer vollführt's? — lauter stumpfe elende Gedanken. Gebt Ruh', ihr seid nichts und es ist erbärmlich, wenn die Ohnmacht schaffen will . . . Unsinn und Qual — und doch keine Qual, denn nicht einen Augenblick verließ mich in meiner Pein und Not die feste, die erlösende Hoffnung. Die Erfüllung kommt, sie muß. Was sich dir jetzt verhüllt, du wirst es sehen. Was dir heute unerreichbar ist, fällt dir morgen von selbst in den Schoß.

So vertröstete ich mich, stand auf, tauchte meinen Kopf in das mit frischem Wasser gefüllte Waschbecken, öffnete alle Fenster und legte mich, zunächst um auszuruhen, an Schlaf dachte ich nicht, in das weit ins Zimmer hineinragende Himmelbett. Ein köstliches Lager, das mir da bereitet worden. Mit Hochgenuß streckte ich mich aus, freute mich des Hereinströmens der kühlen Luft und horchte dem Rauschen der windbewegten Bäume, das von Zeit zu Zeit der Schrei eines beutegierigen Nachtvogels durchdrang. Wohlige Ruhe umfing mich, ein Reflex alles dessen, was mich heute bewegte, sammelte sich wie in einem Brennpunkt und umwob mich mit dunkelhellen, geheimnisvollen Strahlen . . . Ich weiß noch, daß ich ein Frauenbild von erhebender Schönheit vor mir sah und daß es meine edle Gastfreundin vorstellte und ein Werk war, das den Namen dessen, der es schuf, durch die Jahrhunderte trägt . . .

Plötzlich wacht' ich auf — grelles Sonnenlicht, das mir in die Augen fiel, hatte mich aufgeweckt . . . Schon Tag? mir war, als hätte ich kaum eine Stunde geschlafen. — Am Fuße meines Bettes stand Christel, hatte den Vorhang zurück-

geschoben und blinzelte mich halb mutwillig, halb verlegen an.

„Schon fünf?“ rief ich, und er kratzte sich hinter dem Ohr.

„Sehen Sie doch, wie hoch die Sonne steht, es hat just zehn geschlagen.“

Wie mir wurde, wie ich ihn anfuhr — darüber mag ich mich nicht ausbreiten. Aber bekennen muß ich, daß Christel wohl versucht hatte, mich zu wecken, daß es ihm aber nicht gelang, weil ich in meinem Waterlooschlaf gelegen hatte. So nämlich nennen meine Freunde den eisernen Schlaf, der mich zum erstenmal befiel, nachdem ich als junger Künstler einen furchtbaren Mißerfolg erlitten. Später stellte er sich seltener, meist nur nach einer großen Ermüdung bei mir ein. Und auch dann nicht immer — zu meinem Bedauern, denn aus einem solchen Schlaf erwache ich als ein glücklicher Mensch und fühle mich fähig, alle Kräfte, die in mir liegen, zu verwerten und jede Niederlage von Einst wett zu machen durch Sieg um Sieg.

Auch an diesem Morgen überkam mich eine herrliche Stimmung, leider jedoch erst, als meine Flüche gegen Christel bereits ausgestoßen waren. Um so sanfter und freundschaftlicher fragte ich ihn jetzt, wann der nächste Zug in der Station eintreffe.

„In fünf Stunden dreißig Minuten. Sie haben noch zwei Stunden Zeit, zum Frühstück und zu einem kleinen Spaziergang, wenn's gefällig ist.“

„Und zu einem Besuch bei der Frau Gräfin?“

„Das nicht —“ Christel geriet in Bestürzung. „Vormittags darf unter Dienstesentlassung kein Mensch angemeldet werden. Auch ist die Frau Gräfin nie zu Hause.“

„Wieso, nie? das heißt wohl für Besuche?“

„Nein, wirklich — aber ich bitte, fragen Sie lieber den Doktor —“ setzte er mit demütigem Flehen hinzu. „Er hat ohnehin fragen lassen, ob er Ihnen Gesellschaft leisten darf beim Frühstück.“

„Ohne weiters,“ erwiderte ich und hatte mich kaum gewaschen und angekleidet, als der junge Mann auch schon ins Zimmer trat. Er schüttelte mir die Hand und erkundigte sich mit gespielter Teilnahme, ob ich viel versäume durch meine verspätete Ankunft in Wien?

— „Hm!“ antwortete ich, — „hm, hm — eine Sitzung der Akademie.“

„Eine Sitzung? O Herr Professor“ — und der Ausruf kam ihm vom Herzen — „das muß Ihnen schrecklich sein!“

„Passiert, und ich will's verschmerzen, vorausgesetzt, daß Sie mir eine Abschiedsaudienz bei der Frau Gräfin verschaffen.“

Nachdem er seine Verwunderung über den Wert, den ich auf eine Unterredung mit der alten Dame lege, ausgesprochen hatte, bestätigte er Christels Behauptung, daß dieselbe vormittags nie zu Hause sei.

„Und wo ist sie?“

„Bei den Ihren,“ versetzte er mit trockenem Spotte. „Wir müssen sie dort aufsuchen. Kommen Sie.“

Ich folgte ihm mit großer Spannung, war aber bemüht, sie zu verbergen, denn mich verdroß die Überlegenheit, mit welcher er neben mir fortschritt, ganz wie ein Hofmeister, der seinen Zögling zu einem interessanten Schauspiel geleitet und Betrachtungen über die Art anstellt, in welcher der Junge sich wohl dabei benehmen wird.

Wir wanderten durch dichtverwachsene Laubgänge die Lehne hinan, die hinter dem Schloß emporstieg. Es war ein wunderschöner Tag und in der Luft ein Frühlingsatem, mit dem einzelne vertrocknete Zweige am Geäste und die dürren Blätter, welche der Wind raschelnd vor uns hertrieb, in seltsamem Widerspruch standen.

Der Doktor sprach, absichtlich wie mir schien — vielleicht that ich ihm unrecht — durchaus nur von gleichgültigen Dingen. Eine gute Weile nahm ich mich zusammen, endlich aber riß mir die Geduld und ich brach aus: „Ich bin kein Freund von Überraschungen, Herr Doktor! ... Wohin führen Sie mich?“

Er erwiderte mit verwünschter Gelassenheit: „Zur Gruftkapelle, wo die Gräfin die Messe hört und ihre Vormittage zubringt und aus der sie oft ganz traurig heimkehrt, weil diejenigen, die dort in den Sarkophagen liegen, nicht gekommen sind, um mit ihr zu beten.“

„Zu beten? weiß sie denn nicht ...“

„Sie weiß nicht mehr, sie hat vergessen — vielleicht auch vergessen wollen. Das Maß ihrer Leidensfähigkeit war erschöpft durch den Tod ihres Mannes und durch das Leben ihrer Tochter. Den Verlust ihrer Enkel — beide, denken Sie, sind gewaltsam aus dem Dasein gefördert worden — und den ihres Schwiegersohnes hätte sie nicht ertragen können. Da hat ‚die Natur‘ sich ihrer erbarmt und ihr die Fähigkeit geschenkt, Träume zu weben, in denen ihre Toten lebendig werden.“

„So, so, lebendig“, sagte ich, überzeugt, der Mensch wolle mich narren. „Das ist ja alles sehr wahrscheinlich. Auch der gewaltsame Tod beider Enkel. Er hat wohl in derselben Stunde stattgefunden?“

„Das nicht," versetzte er, und ich schwöre darauf, daß mein Ärger ihn ergötzte, „aber doch rasch nacheinander — und der Fürst gleich darauf. An gebrochenem Herzen, heißt es, ich meine an einem Lungenleiden, das er seit langem in sich getragen haben soll. Jedenfalls war sein Ende nicht tragisch wie das seiner Söhne." Der Doktor hielt inne, erwartend, daß ich ihn bitten werde, fortzufahren. Ich that es nicht, und so erzählte er dann aus eigenem Antrieb weiter:

„Iwan, der jüngere, der Maler, hat in Marseille, kurz bevor er sich nach Afrika einschiffen wollte, einen französischen Offizier herausgefordert. Warum? Weil jener, der eben aus Paris kam, etwas respektlos von der Fürstin Mutter gesprochen hatte. Das Duell fand statt und der ritterliche Verteidiger einer verlorenen Ehre blieb auf dem Flecke."

„Ein Unglück, nicht nur für die Seinen, auch für die Kunst. Schade um den Mann."

„Gewiß ein Unglück und zugleich eine Lächerlichkeit."

„Herr," sagte ich, „mögen solche Lächerlichkeiten nie aussterben in unserer ernsten Welt."

„Geschmacksache. — Meinetwegen brauchte ein reiches und hoffnungsvolles Leben nicht hingeworfen werden, um eine schadhafte Reputation zu verteidigen, weil es zufällig die eigene Mutter ist, welche sich diese Reputation gemacht hat."

Gar zu gern hätte ich ihm darauf eine tüchtige Antwort gegeben, aber nichts dergleichen fiel mir ein. Ich hasse die kalte Vernunft — gegen sie aufkommen kann ich nicht.

Er fuhr fort: „Der Majoratsherr, der Matja, war aus derberem und gesunderem Stoffe gebaut als sein Bruder und ein leidenschaftlicher Jäger. Er ging in Volhynien zu Grunde auf einer Bärenjagd... Aber sehen Sie, wir sind am Ziel."

Wir waren aus dem Dickicht herausgetreten, vor uns lag zwischen uralten Bäumen eine dichtbewachsene, kurzgeschorene Wiese. Sie zog sich den Berg hinan, auf dem ein wahrer Prachtbau emporragte. Es war ein Tempel aus poliertem grauen Marmor, dessen Gebälk von weißen korinthischen Säulen getragen wurde. Eiben und Cypressen umgaben ihn im Halbkreis und bildeten eine dunkle Sichel inmitten der Laubwaldungen, die schon herbstlich entfärbt weithin die Höhen bedeckten. Die Pforte des Tempels stand offen, und der innere Raum, von Sonnenlicht durchflutet, das durch die hohen Fenster brach, blinkte uns goldig entgegen.

„Ein merkwürdiger Bau," sagte ich.

„Ein Mausoleum," erwiderte der Doktor. „Die Gräfin hat es nach dem Tode ihres Mannes errichten lassen. Die anderen sind viel später dort beigesetzt worden ... Aber Sie haben nicht mehr allzuviel Zeit, wenn Ihnen daran liegt, sie noch einmal zu sehen; kommen Sie."

„Wohin?" rief ich aus und blieb stehen. „An die Ruhestätte ihrer Lieben? — Sie vielleicht im Gebete stören — was denken Sie?"

„Die Gebetstunde ist längst vorbei, kommen Sie, es wird sie freuen ... Sie wollen nicht? — Nun so muß ich Sie denn anmelden."

Mit großen Schritten ging er vorwärts, und ich, durch seine Zuversicht ermutigt, folgte ihm nach. Schon konnte ich das goldene Kreuz auf dem Altare sehen, der frei inmitten des Tempels stand. Über ihm hing die Lampe mit dem ewigen Licht ... Dieses — ja dieses war's, das mir gestern so freundlich durch die Bäume hindurch geschimmert hatte. In der Dunkelheit ein klarer, verheißender Stern, in der Tageshelle ein schwach glimmernder Schein.

Oben am Eingang ließ der Doktor sich wieder blicken. „Nicht mehr da, Sie haben Malheur!" schrie er mir zu. „Bemühen Sie sich trotzdem herauf, es ist ganz hübsch hier."

Mich aber widerte es an, das Heiligtum meiner Gastfreundin an der Seite dieses pietätlosen Gesellen zu betreten. Statt aller Antwort wandte ich mich ab und sah — im selben Augenblick sah ich gerade mir gegenüber die Gräfin aus dem Walde herausschreiten. — Sie trug einen Laubkranz in ihrer Hand und durchschritt langsamen Ganges, unbewußt und mechanisch die Wiese auf dem kürzesten Wege dem Grabdenkmal zu.

Nach kurzem Zaudern wagt' ich's, eilte ihr nach, und mich tief verneigend, pochenden Herzens sprach ich sie an. Sie that erschrocken einen Schritt zurück, Bestürzung und Verlegenheit malten sich in ihren Zügen. Rasch jedoch nahm sie sich zusammen.

„Ah — Herr Professor ..." sprach sie und reichte mir die Hand, „so haben Sie sich's doch überlegt und sind geblieben ... Iwans wegen? Sagte ich Ihnen denn, daß heute sein Geburtstag ist? Nein, nicht wahr? Eine schöne Fügung also, daß Sie es sind, der ihm heute diesen Kranz bringen kann."

Sie reichte ihn mir, wir stiegen die Stufen hinan und standen in einem hochgewölbten Raum, dessen reich kassettierte Kuppel von schlanken Säulen getragen wurde. Zwischen diesen, an der Evangelienseite des Altars, standen fünf Marmorsärge, von denen der zweite offen und leer war. Auf

den Sargdeckeln las ich die Namen derer, von denen die Gräfin gestern so oft, mit so viel Liebe und wie von Lebenden gesprochen hatte.

Die alte Frau breitete ihre Arme mit einer unsagbar ergreifenden Gebärde aus. „Alle tot —" sprach sie, „alle tot!"

Sie war aus ihrem Traum erwacht.

Wir gingen von Sarg zu Sarg, und im Innersten ergriffen, schmückte ich denjenigen meines gottbegnadeten Jüngers, der auf dem besten Wege gewesen, mein Meister zu werden. Die Gräfin stand dabei hochaufgerichtet, regungslos. Als mein Blick dem ihren begegnete, schüttelte sie das Haupt:

„Bedauern Sie mich nicht. Ich habe die Meinen nicht begraben. Nur ihren Staub. Die Seelen, die ihn belebten, wohnen weit . . . Aber sie kommen — aus lichten Bereichen kommen kraft ihrer unsterblichen Liebe meine Kinder zu mir. Ich fühle — wie oft! ihre beglückende Nähe. — Und wenn ich durchs Haus gehe, durch den Garten, durchs Dorf, scheinbar allein, ich bin es nicht — meine Toten gehen mit . . ."

Der Doktor, der die Zeit über schweigend an der Pforte gelehnt hatte, räusperte sich laut. Die Gräfin nahm seine Mahnung zur Kenntnis, ein bleiches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Mein Hausarzt zwar behauptet, das sei ein Wahn, und will mich davon kurieren, ich aber hoffe unheilbar zu sein."

Der Doktor murmelte: „Das heißt hoffen, sich immer der Wahrheit verschließen zu können."

„Wahrheit!" fuhr ich ihn an, „wie sieht die aus, die bei Ihnen zu haben ist? . . . War jemals in dergleichen Fragen die Wahrheit von gestern noch die von heute?"

„Sie werden den Zug versäumen, Herr Professor," erwiderte er.

Ich küßte der Gräfin die Hände und rief: „Heil Ihnen, edle Frau, Heil Ihrem Traum, Ihrem Wahn, Heil Ihrem schönen Glauben. Halten Sie so lange an ihm fest, als Ihnen niemand eine Wahrheit bringt, die schöner ist als er."

Ich ging. Der Doktor gab mir das Geleite und ließ unaufhörlich die Quellen reichlicher Belehrung springen. Aber dieser ganze Segen rieselte über einen Unwürdigen nieder. Alle meine Gedanken waren gefangen genommen von dem Eindruck, den ich empfing, als ich mich zum letztenmal nach der Gruftkapelle zurückwandte. Die Gräfin stand auf der Schwelle, und ich glaubte, den Freudenglanz auf ihrem Angesicht noch schimmern zu sehen, den meine Worte hervorgerufen hatten.

Und ich versäumte den Zug und ich kam erst am nächsten Tag in Wien an, und ich fand Juliettas Abschiedsbrief angenagelt an der Thür meines Ateliers. Und das alles war mir gleichgültig, weil ich malte. — Malte und von der Welt nichts wußte und von unserer Erde nichts verlangte, als daß sie ihre eigene Bahn verfolge und sich's nicht einfallen lasse, in die Sonne oder irgendwohin anders zu stürzen, bevor mein Werk geschaffen war.

Sie erfüllte mir den Wunsch, und ins Leben trat meine „Mater resurrecti", die ihr alle kennt: Maria am Grabe, in dem ihr Sohn gelegen — aus dem er auferstand.

Das Urbild meiner besten Arbeit habe ich nicht wiedergesehen. Am selben Tage, an welchem diese mit dem großen Preise gekrönt wurde, erhielt ich die Nachricht vom Tode der Gräfin. Sie war plötzlich und schmerzlos aus dem Leben geschieden.

Lebensblätter.

Von Wilhelm Jensen.

Der Falter.

Ich bin wieder ein Knabe von zehn oder elf Jahren und treibe mich am Sommernachmittag auf der Feldmark der kleinen Stadt umher. Rundum zwischen den grünen Wallhecken, den Ährensäumen und Waldrändern ist es unsagbar einsam, wohl dann und wann eine Bewegung, doch kein Laut. Ein Blatt flimmert von leisem Anhauch, ein Zweig schwankt noch, den ein Vogel eben verlassen, der drüben schon seine bunten Flügel durch die Luft spannt. Aber alles ohne Ton; nur mein eigenes Herz klopft so stark, daß ich es selbst höre. Das bildet den einzigen Laut in der Stille, für mich; für ein anderes Ohr wäre auch er nicht vorhanden.

Das Herz schlägt nicht ohne Grund so, denn ich bin ein junger, höchst eifriger Entomolog, und fast alle meine Interessen gehen zur Zeit in der Schmetterlingsjagd auf. Sie beschäftigt mich bei

Tag und nachts im Traum, jede Freistunde wird nur von ihr ausgefüllt. Ein seltener Falter ist das höchste Gut, das die Welt für mich besitzt, doch nicht allein, um ihn für meine Sammlung zu besitzen. Aus seinem Auftauchen, seinem Flug im einsamen Feld kommt mir Geheimnisvolles daher, ich könnte sagen Geheimnisgroßes. Es rührt an etwas in meinem Innersten; was es ist, weiß ich nicht, Worte vermögen es nicht zu bezeichnen, und selbst die schönste poetische Empfindung späterer Jahre hat es mir so nicht wiederzugeben vermocht. Meine Lehrer drüben unter dem halb herüberblickenden spitzen, grünen Kirchturm sagen, diese auf Schmetterlinge versessenen Nugae pueriles seien das größte Verderb für mich. Sie raten mir, mich dem Forstfach zu widmen, der Landwirtschaft, irgendeiner sonstigen banausischen Thätigkeit, denn es werde niemals etwas aus mir werden.

Jetzt klopft mein Herz hastig und wundersam. In den schon ziemlich schräg fallenden Sonnenstrahlen ist es wie ein blauer, schwebender Duft an mir vorübergekommen und wieder verschwunden. Ein Bläuling muß es gewesen sein und zwar, wie ich im Flug aufgehascht, eine seltene, bisher immer vergeblich von mir gesuchte Art. Mit zitternd erregten Augen blicke ich umher; da entdecke ich ihn unweit vor meinen Füßen am Boden. Zwischen verdorrtem Kartoffelkraut in einer Rille sieht die winzige, rote Blüte eines Gauchheils oder Faulieschens hervor, darauf hat er sich niedergelassen. Es ist der vermutete, seine himmelblauen Flügel wiegen sich vollaufgeschlagen in der Sonne; ich hebe den Gazekescher, ihn vorsichtig damit zu bedecken.

Wie still ist es, überschauernd still. Und wie eine ganze Märchenwelt liegt der kleine armselige Fleck Ackerboden da, auf dem sich der blaue Falter in dem Goldlicht über dem scharlachfarbigen Blümchen wiegt.

Plötzlich hat er vor meinem Blick, vor der noch gehobenen Hand seine Größe verdoppelt. Ist er in Wirklichkeit ein Märchen? Er wächst immer mehr, nun zu dem Umfang jener mächtigen brasilianischen Blaufalter, nach denen die tiefstgeheime Sehnsucht des Knaben steht.

Doch auch das ist noch nicht seine wahre Gestalt, er verändert sich weiter, ist überhaupt kein Schmetterling mehr. Seine Flügel werden zu einem lichtblauen Kleide, die gestirnten kleinen Ringe auf ihnen zu ebenso gefärbten Augen. Doch schwindet ihre Zahl, denn zwei nur bleiben von ihnen übrig. Sie sehen mich an, groß, hellleuchtend, geheimnisvoll, der Geheimnisse allergrößtes. Und das Herz schlägt, wie es noch niemals so geschlagen. Warum, weiß es nicht; Worte giebt es nicht dafür, kaum Empfindungen. Es ist ein Augenblick, doch wie ein Leben lang.

Was war? Ich sehe auf, und alles um mich ist fremd geworden. Statt der Ebene mit den Wallhecken und Waldrändern heben sich mir hohe Berge zu den Seiten, nur das Bodenfleckchen mit dürrem Kartoffelkraut liegt noch ebenso vor meinen Füßen, und ein kleiner blauer Falter wiegt sich dazwischen auf einer winzigen roten Blüte.

War es ein Märchen? Und ist es kein Augenblick, sondern wirklich ein Leben lang gewesen? Die Sonne tritt hinter den Tannenberg, der kühle Schatten berührt den Schmetterling, der auffliattert und verschwindet. Meine Hand hat ihn nicht gefangen; ein kleiner Wasserspiegel dehnt sich neben mir im Sommergrün; wie mein Blick hineinfällt, giebt die Fläche mir ein von grauem Haar eingefaßtes Gesicht zurück.

Ich glaube, meine Lehrer haben recht gehabt.

Die Tanne.

Auf einem Berggipfel lag ich in weiter Einsamkeit, nicht allein fernab von allem menschlichen Leben, auch das der Natur war bis auf etwas spärlichen Graswuchs fast gänzlich um mich geschwunden. Zwischen dürrem Gestein und dem kleinen windflimmernden Gehalm stand nur eine hohe schlanke Edeltanne, offenbar die letztverbliebene zahlreicher Schwestern, die ehemals als Wald den Berg überdeckt gehalten. Die Axt hatte sie bis heut verschont, vermutlich sie als ein Wahrzeichen der Gegend, einen Blickpunkt aus der Ferne noch stehen belassen. Aber mir kam's, gehört zu haben, daß ihr Eigentümer die Absicht hege, sie bald ebenfalls abzufällen.

Eine schwül drückende Luft herrschte, und es war schon ziemlich gegen Abend, denn der Baum warf langen Schatten ostwärts hinüber. Wo die Spitze desselben auf den Boden traf, hatte ich mich hingestreckt und betrachtete den schönen, ruhvoll-pyramidenartigen Aufbau der Tanne. Ein Meisterwerk der Natur; sie verdiente das schmückende Beiwort der „edlen". Sicher emporgerichtet, hob sie sich in ihrem dunklen Gewand in die Luft auf, doch ein gedämpfter silberner Glanz umrann sie dabei, durchdrang sie überall. Man erkannte nicht, woher er rührte, aber er war da, wie das zweite

Antlitz, das alles Schöne als sein eigentliches für die Augen zeigt, die befähigt sind, es wahrzunehmen. Er erschien wie ihr innerstes Wesen.

Ich unterhielt mich mit ihr und sie gab mir Antwort. Mein Ohr besaß auch die Fähigkeit, diese als solche aufzufassen und zu verstehen, ob andere es nur Windrauschen im Wipfel der Tanne benannt haben möchten.

Worauf wartest du? fragte ich; was ist dir bestimmt? Ich weiß es und will es dir verkünden. Du bist eine stolze Angehörige deines Geschlechts und wirst mit ruhiger Fassung hören, was menschliche Vorteilsucht dir bereitet. Ich werde nicht oft mehr in deinem Schatten ruhen; vernimm, dein Ende steht dir nahe bevor.

Die Tanne bewegte, ruhevoll nickend, das dunkle Haupt.

Mit Trauer, sprach ich weiter, denke ich an dein Schicksal, wohin die Zukunft dich bringen wird. Du bist verurteilt, dem Nutzen der Menschen zu dienen, doch ich hoffe, nicht dem gemeinen, daß deine stolze Schönheit dich davor bewahrt. Vielleicht wirst du als hoher Schiffsmast über die weite See dahinziehn, ein freudiger Wimpel an deiner Spitze flattern und die Hoffnung unter dir nach einer leuchtenden, beglückenden Küste ausschauen.

Die Tanne verneinte, leicht den Wipfel regend.

Gewiß, fuhr ich fort, ich weiß Schöneres für dich. Möge es dir vorbehalten sein, zu einem Brautbett zu dienen, das Geflüster der Liebe zu hören und sie in deine Obhut zu nehmen. Und das Glück, das du beschirmst, wird dich mit erfüllen.

Die Tanne schüttelte leis sinnend ihre dunkle Krone.

So willst du der Trauer dich weihen? fragte ich, dem bittern Schluß, der am Ende alles Glückes und aller Liebe bleibt? Ihren letzten Abschiedsgruß wirst du empfangen, die Thränen, welche auf den Sarg fallen, zu dem du geworden. Du hast recht, nach solcher Bestimmung zu begehren, denn sie ist die höchste aller für dich erreichbaren.

Doch auch dazu sprach die Tanne, ihren Wipfel schüttelnd, Nein.

Wie? rief ich, wonach trachtest du, wenn du nicht der Hoffnung, nicht der Liebe und nicht der Trauer dienen willst?

Ein Schauer ging durch sie hin, daß sie für einen Augenblick ihr dunkles Kleid ganz von sich geworfen zu haben schien und völlig in silbernem Gewande vor mir dastand. Und so antwortete sie zum erstenmal nicht nur mit Ja oder Nein, sondern ich vernahm, daß sie erwiderte: Mir ist Höheres bestimmt, als zu dienen.

Stolze Vermessene! entgegnete ich, mein Wunsch würde es dir zusprechen. Aber wer sollte dich davor behüten? Du bist in Menschenhand, und vor mir, dem Menschenblick, liegt dein Schicksal offen, daß ich dir zu sagen vermag: du kannst es nicht vermeiden, du kannst nur wählen.

Ich habe gewählt! tönte es aus einem Aufrauschen von oben zu mir herab. Wie Brandung sturmgefaßten Meeres klang's, und ich sah die Wipfel der Tanne sich hoch emporrecken, die Sonne wegreißen und sie jählings vom Himmel herunterziehn. Einen Moment lag alles, in Nacht getaucht, verschwunden; da schoß ein Goldstrahl nieder, und der nächste Augenblick ließ die Edeltanne wieder vor meinem Gesicht aufsteigen. Nur stand sie nicht im dunklen und nicht im silbernen Gewand, sondern vom Haupt bis zum Fuß blendend wie von königlichem Purpur umwallt. Als lodernde Feuergarbe, sich selbst die riesenhafte Totenfackel schwingend, flammte sie ihren Abschiedsgruß weit in alle Thäler hinab, und Donnerstimme umrollte mich:

Gehe, Mensch, und wähne nicht das Schicksal in deinen Händen!

Gegenseitig.

In einem Tümpel schwamm ein Gänserich,
Dieweil auf einem nahen Ast ein Rabe
Den Flaum sich putzte. — „Welch ein Glück für mich,
Daß ich den Aar nun doch gesehen habe!“
— So rief der Gänser — „Königlicher Aar,
Bewundernd blick' ich auf zu deiner Größe!“
Der gute Rabe sah, woran er war,
Und freute sich der Lobtrompetenstöße.
Sogleich begann er: „„Laß mich's dir gestehn,
Ich darf das Glück fürwahr nicht wen'ger preisen;
Denn meine vielgekränkten Augen sehn
Den edlen Schwan im heil'gen Weiher kreisen!““ —
Und beide konnten kaum die Wollust zügeln
Und schlugen stolz die Luft mit ihren Flügeln.

Eugen Reichel.

Die Burg der Johanniter.

Von Hermann Lingg.

Vom Wartturm einer Burg der Johanniter,
Die nah' dem Grenzgebiet der Türken ragt,
Blickt sinnend in die Nacht hinaus ein Ritter;
Noch hat nicht ganz sein junges Herz entsagt,
Nicht ganz gelernt, sich willenlos zu fügen;
Die Furche sagt's in seinen bleichen Zügen.
Er schreitet hastig auf und ab, es bricht
In Worten aus sein tiefer Schmerz, er spricht,
Als gält' es, daß er seines Herzens Rechte
Vor einem überirdischen Gericht
Mit aller Glut der Seele hier verfechte:

„Ich schwur, die ich geliebt, die soll nicht darben,
O Himmel wisse, daß mein Herz vergiebt,
Und wenn auch längst schon Lieb und Treue starben,
Ich schwör', nicht darben soll, die ich geliebt!
Ich wollte ja nicht Glut in Asche nähren
Und nicht heraufbeschwören, was entschwand,
Ich wollte nichts als trocknen ihre Zähren
Und drücken ihr ein letztesmal die Hand!
Vom Gold, das ich den Griechen abgenommen,
Erkauft' ich sie aus Elend los und Schmach —
Nun sagt ihr, daß ich mein Gelübde brach,
Und neue Strafe wird mir ausersonnen,
Die mir ein schimpflich Büßen auferlegt!...
Nein! Nimmermehr!" Er richtet wild erregt
Sich höher auf, von seinen Schultern ist
Der Mantel mit dem weißen Kreuz geglitten.
„O", ruft er aus, „ich bin ein beßrer Christ
Und habe mehr als alle die gelitten,
Bei denen nun ich soll um Gnade bitten. —

Ihr ew'gen Mächte dort scheint nicht zu kennen
Das Mitleid, das ihr uns als Pflicht gesetzt,
Wenn Menschenherzen sich verblutend trennen,
Da bleibt ihr stumm, von keinem Ach verletzt!
Ja, wahrlich nur für uns aus jedem Blicke
Spricht jede Trauer, jedes flehnde Klagen,
Denn wir nur haben all die Wehgeschicke
Der eignen und ererbter Schuld zu tragen.
Ja nicht allein aus jedem Angesichte
Spricht uns das Mitleid an, der Vorzeit Spur
Erweckt es, jede Schutt- und Trümmerschichte
Und jedes Denkmal, ja selbst du, Natur,
Giebst fremdem Schmerz in unsrer Seele Raum
Für deiner flüchtigsten Geschöpfe Traum!
Von all dem, was Gewaltige vollbrachten,
Die vor uns waren, weht uns schaudernd an
Im Mitgefühl ein wehmutsvoll Betrachten;
Denn sie auch, welche Großes einst gethan,
Verfolgten sich und schlugen blut'ge Schlachten
Und sannen Martern aus, auch ihre Hand
Warf in den Frieden Haß und Feuerbrand;
Und ob sie Elend oder Glück erfahren,
Der Schmerz, zu scheiden von der Lebenszeit,
Erreichte die noch mehr, die glücklich waren.

Ich habe deinem Dienste mich geweiht,
Erbarmung, — nicht für meine Brüder nur,
Nicht nur für die in unsern Hospitälern
Und auf dem Schlachtfeld in den Palmenthälern,
Für jedes Wesen, jede Kreatur!
Ihr wißt das nicht, dort oben, ihr Gestirne,
Und doch, wie stolz ihr niederblickt, ihr seid —
Auch ihr seid Todgeweihte!" — Seine Stirne
Senkt jetzt der Ritter auf sein Ordenskleid:
„Verzeihe mir, längst hab' ich abgetreten
Dem Zweifel meinen Glauben, und allein
Zu dir allein, Weltseele, kann ich beten,
Zu dir nur, Geist des All, dein bin ich, dein!" —

Mit einemmal — was war das? War's ein Schrei
Der Angst, der Qual? Schlich mit dem Raub vorbei
Ein Schakal? — Horch! Nein, still ist alles wieder — —
Ein Vampyr warf sich auf sein Opfer nieder,
Das leiser ächzend jetzt in Schlaf versinkt,
Je mehr von seinem Blut der Mörder trinkt.

Gekreuzten Armes sinnt und starrt in Schweigen
Der Ritter in die Dunkelheit hinaus;
Welch schwüle Nacht! Unheimlich in den Zweigen
Und Wipfeln weht es — ach, ein Todesgraus
Scheint jetzt ihm die Natur, ein Würgerschlund,
Nicht hold wie einst, als ihm sich zuzuneigen
Der Kelch der Blume schien, der Knospen Mund
Ein süß Geheimnis barg, ein lockend Kosen
Ihm schwellend überall entgegendrang:
Aus tiefstem Dunkel Nachtigallgesang,
Aus jedem Dickicht voller Duft von Rosen.

So ganz in sich versunken sieht er nicht,
Daß schon ein grinsend Negerhaupt sich zwischen
Den Zinnen vordrängt und ein zweites dicht
An jenem, jetzt ein Arm — ein Wink, ein Zischen,
Und tötlich trifft in seine Brust ein Pfeil.
„Allah il Allah" braust's wie Ungewitter,
Und durch die Nacht herauf erklimmt am Seil
Der Moslim Schar die Burg der Johanniter.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Geschieden.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

Dritter Aufzug.

Derselbe Salon.

Erster Auftritt.

Melanie sitzt am Tisch, blickt in eine Zeitung und notiert etwas.

Melanie. Hier ein Pfarrer auf dem Lande ... Erkundigung in der alten Hofgasse 25. Das ist zu merken! Bei Hertha darf ich nicht länger bleiben, nachdem mein Verhältnis zu Astolf ... Und auch seinetwegen ist's besser, wenn man weiß, ich bin gar nicht in der Stadt. Wie sie so plötzlich verändert ist! Überall Lieblosigkeit. Die alten Freunde scheinen mich nicht mehr kennen zu wollen. Meine Briefe bleiben unbeantwortet, niemand läßt sich sehen außer dem Advokaten. Und er — bei aller Hilfbereitschaft und Teilnahme — ... Er erscheint mir immer wie ein stummer Vorwurf, daß ich aus Unheil in Unheil ... (den Kopf aufrichtend) Was denke ich an mich? Ich hab's voraus gewußt. Wenn nur Astolf nicht darunter leidet.

Zweiter Auftritt.

Melanie. Hermine durch die Mitte.

Hermine (kühl). Guten Tag, Tante Melanie.

Melanie. Ah, Hermine. Es ist sehr freundlich, daß du kommst. (Steht auf und geht ihr entgegen.)

Hermine. Du wünschtest mich zu sprechen.

Melanie. Ja — in Geschäftsangelegenheiten, wenn dir's so lieber ist. Ich habe im Damenverein die Stelle eines Sekretärs vertreten. Man will sich anders einrichten und wünscht die Herausgabe der Bücher und sonstigen Skripturen. Sie liegen wohlgeordnet im unteren Fache meines Schreibtisches ... zu dem ich nun nicht gelangen kann.

Hermine. Natürlich! weil du das Haus deines Mannes nicht betrittst.

Melanie. Wenn du die Güte haben wolltest, einmal den Schreibtisch auszuräumen. Es ist auch sonst manches darin zurückgeblieben, was ich selbst ungern vermisse. Ebenso muß ich darauf denken, meine Garderobe ... Dein Onkel wird ja nichts dagegen einwenden, wenn du sie verpackst und mir zuschickst. Doch muß es noch heut geschehen.

Hermine. Mein Onkel ... ich glaube nicht. Übrigens bin ich seit vorgestern bei ihm. Er wünschte dringend, daß jemand seine Wirtschaft beaufsichtige, Besuche empfange und sonst die Hausfrau vertrete. Da war ich ihm selbstverständlich die nächste. Er dachte wahrscheinlich auch an eine Möglichkeit ... (Die Thränen kommen ihr in die Augen, sie wischt sie mit einer raschen Handbewegung ab.) Ich erfuhr von dem Duell erst, als alles vorüber war.

Melanie. Ich wußte darum, es waren fürchterliche Stunden.

Hermine. Es hätte doch üblere Folgen haben können. Wenn ich an des Hauptmanns Stelle —

Melanie. Was willst du sagen, Kind?

Hermine. Nichts. Es ist dummes Zeug. — Seine Verwundung ist wirklich ungefährlich?

Melanie. Ein Streifschuß an der Schulter.

Hermine (mit Thränen kämpfend). Liebst du ihn denn wirklich?

Melanie (mit Vorwurf). Hermine —!

Hermine. Es kann gar nicht sein. Eine Frau, und — und ...

Melanie. Du hast noch etwas auf dem Herzen.

Hermine (trotzig). Ich will nicht! — (Nach einer Pause in dem früheren gezwungen gleichgültigen Ton) Sonst hast du keine Aufträge für mich?

Melanie. Ich wüßte nicht.

Hermine. Adieu denn, Tante Melanie. (Sie wendet sich rasch und geht, bleibt stehen und kehrt wieder zurück.) Verzeih nur, daß ich dich noch immer Tante nenne. (Sieht ihr ins Gesicht.) Tante Melanie — (Reicht ihr rasch die Hand.) Ich kann so nicht von dir fort ...

Melanie. Nicht wahr? Das gute Herz spricht noch mit.

Hermine. Das gute Herz —? Das dumme, fürchterlich dumme Herz, das gar nicht weiß, was es will und wohin es sich wenden soll, da doch nur hier oder dort ... Und ich hatte gemeint, es brauchte keinen zu verlieren.

Melanie. Muß es mich verlieren, weil —

Hermine. Ach! Du kannst mir gar nicht nachfühlen. Der Onkel ... Er mag ja eine Frau, wie du bist, nicht glücklich machen könnnen. Aber liegt's nicht auch in dir, daß du nicht glücklich sein kannst wie andere Menschen? Und bilde dir nur nicht ein, daß ihn dein Verlust nicht schmerzt.

Melanie (wendet sich ab).

Hermine. Ja, das willst du nicht hören, aber es ist doch so. Er spricht nicht davon ... Das ist nicht seine Art. Aber man sieht's ihm an, wie es ihm am Leben frißt. Nicht nur, weil er viel Verdrießlichkeit hat und auch nicht, weil ihn etwa das Duell beunruhigte. Es kränkt ihn bitter —

Melanie. Laß das, Hermine. Es kann sein, daß ich ihm zu viel that. Sein schroffes Wesen beleidigte mich. Ich wollte nicht erraten ... Und er begriff nicht, wie ein Weib empfindet, das ohne Liebe dem fremden Manne alles ... Still, still! Was nützen solche Bekenntnisse?

Hermine. Er ist in den wenigen Tagen um Jahre

gealtert. — Gut — ich sage nichts mehr. Es ist ja auch umsonst. (Fällt ihr weinend um den Hals.) Du hast mir so so hoch gestanden, Tante Melanie, so himmelhoch — —

Melanie. Und nun?

Hermine. Ach, wenn man einen so lieb hat und meint, daß er ganz überirdisch empfindet ... Aber böse kann ich dir doch nicht werden, böse nicht. Als ich herging, war mir's so, als könnt' ich's. Nun ist das wieder fort, und ich schelte mich fast ... Ach Gott! wenn man dir nur in die Augen sieht —! Und du verdienst, daß man alles Häßliche vergißt und nur immer denkt, wie gut und großherzig du bist. Ich will auch vergessen, was du mir ... du —? Nein, was er ... daß ich so verblendet sein konnte! Du glaubst nicht, wie ärgerlich ich auf mich bin. Aber er soll sehen, daß ich mir nichts daraus mache — nicht so viel! O, ich darf nur wollen —

Melanie. Von wem sprichst du?

Hermine. Zum Beispiel von Walter. Er hat ernstlich um mich angehalten. Ich liebe ihn nicht. Aber man nimmt ja in solchen Fällen den ersten besten Mann —

Melanie. Kind —! Du erschreckst mich.

Hermine (wieder an ihre Brust sinkend). Ich will dir dieses Opfer bringen —

Melanie. Ich fordere gar kein Opfer, nur daß du auch jetzt gutes Vertrauen zu mir hast!

Hermine. Was nennst du gutes Vertrauen? Wie kann man gegen solche Thatsachen ... Hast du nicht die gestrigen Zeitungen gelesen?

Melanie. Man scheint sie mir absichtlich vorenthalten zu wollen.

Hermine. Die Namen sind nur mit Buchstaben und Punkten angedeutet, aber jeder weiß, an wen er zu denken hat. Wie die bösen Zungen über dich zischeln! Was habe ich nicht schon hören müssen! Und ich kann doch nicht sagen, es ist nicht wahr.

Melanie (legt den Arm um sie). So ist's doch nicht wahr, Hermine. Zwar, wenn man auf Seelenstärke und Charakterfestigkeit und Unerschütterlichkeit pocht ... da kommt eine Leidenschaft wie ein Bergstrom nach schwerem Gewitter dahergebraust und reißt alle die stolzen Schutzwehren nieder. Aber nur einen Augenblick dürfen wir uns beherrschen lassen von der Gewalt eines übermächtigen Triebes — dann gilt's, ihm den Zügel anzulegen, daß er gehorsame: so weit und nicht weiter! Und darum bitte ich dich: habe gutes Vertrauen zu mir! Ich verliere mich nicht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Melsingen durch die Mitte.

Melsingen (den linken Arm in einer Binde, mehrere Briefe in der Hand haltend). Briefe, liebe Melanie — ich nahm sie draußen dem Postboten ab. (Hermine bemerkend.) Ah! Sie, mein Fräulein ...

Hermine. Ich gehe schon.

Melsingen. Es sollte mir leid thun, wenn Sie meinetwegen Ihren freundlichen Besuch —

Hermine. Ach nein.

Melsingen. Ich war im Zweifel, liebe Melanie, ob ich Ihnen diese Briefe abgeben sollte.

Melanie. Weshalb aber?

Melsingen. Die Stempel, die sie tragen ... die Gleichzeitigkeit ihres Eintreffens ... es scheint wie auf eine Verabredung, daß die Vorstände der Vereine, denen Sie angehören ...

Melanie. Geben Sie mir nur die Briefe, Melsingen, ich mache mich auf alles gefaßt. (Sie nimmt ihm die Briefe ab, setzt sich in den Sessel am Schreibtisch, erbricht und liest sie, ohne doch ihre Aufmerksamkeit ganz von dem folgenden Gespräch abziehen zu lassen.)

Melsingen. Lassen Sie sich durch den kleinen Geist nicht erregen, Liebste, der sie vielleicht diktiert hat. (Zu Hermine) Warum zeigen Sie mir ein so böses Gesicht?

Hermine. Es soll gar nicht böse sein — nur gleichgültig.

Melsingen. Warum das?

Hermine. Weil ich Sie gar nicht mehr verstehe. Wollen Sie mir eine Frage beantworten?

Melsingen. Jede.

Hermine. Das dürfte Ihnen doch schwer werden. Sie erzählten mir einmal, daß Sie im Klub eine Wette gewonnen hätten. Es handelte sich darum — wenn ich mich recht erinnere, das Coeur Aß herauszuschießen.

Melsingen. Richtig, auf fünfzehn Schritt. Und ich gewann sie.

Hermine. So schossen Sie also gestern in die Luft.

Melsingen. Freilich that ich's. Es war der Ehre genug gethan, wenn überhaupt einige Kugeln gewechselt wurden.

Hermine. Pah — der Ehre!

Melsingen. Ich hätte sehr unedelmütig gehandelt, wenn ich als der Geforderte meine überlegene Fertigkeit mißbrauchte. Ihr Herr Onkel —

Hermine. Der bleibt dabei ganz aus dem Spiel. Wissen Sie, wenn ich ein Mann wäre und stünde mit der Pistole in der Hand dem Manne der Frau gegenüber, die ich liebte ...

Melsingen. So lag hier der Fall.

Hermine (leidenschaftlich) — und wüßte das Coeur Aß zu treffen, ich zielte ihm aufs Herz und schösse ihn nieder!

Melanie (aufschreiend). Hermine!

Hermine. Wenn ich die Frau liebte, Melanie, wenn ich die Frau liebte! (Eilig ab.)

Melanie (erschreckt für sich). Sie selbst hat ihn geliebt.

Melsingen. Die Kleine ist ganz rabiat. Es läßt ihr gut. Ich sehe sie immer gern. Und es gab eine Zeit. Sie war eigentlich die Veranlassung, daß ich mich — gleichsam auf neutralem Boden — bei ihrem Onkel einführte.

Melanie. Sie! Und ich ahnte nicht ... Wußte sie das?

Melsingen. Sie mag es erraten haben. Ich forschte nicht weiter nach. Ein flüchtiges Gefallen — Sie wissen ja, wie bald mich eine ganz andere Weiblichkeit fesselte — und wie ganz anders! (Legt den Arm um sie.)

Melanie. Mein Gott! Wenn sie sich ernstlich Hoffnung gemacht hätte —! Ich erinnere mich jetzt ... Hermine ist drauf und dran, eine Thorheit zu begehen.

Melsingen. Es sollte mir aufrichtig leid thun. Aber ich denke, der Ärger spricht aus ihr. (Lachend) Sie beschuldigt mich, weil ich ihren Onkel nicht über den Haufen geschossen habe ... Ein rechtes Kind! Ich hoffe, du zweifelst deshalb nicht an meiner Liebe.

Melanie (mit Vorwurf). Melsingen!

Melsingen (abbrechend). Nun? Was melden die Briefe?

Melanie. O, Sie vermuteten recht: offenbar eine Verabredung der Stimmführerinnen. Man giebt mir zu verstehen, daß zunächst mein Erscheinen in den Vorstands-

sitzungen, im Kindergarten, in der Volksküche nicht erwünscht sein könne, verzichtet auf meine Mitwirkung bei der Wohlthätigkeitsvorstellung im prinzlichen Palais. Das Duell . . . (Reicht ihm die Briefe.) Lesen Sie selbst.

Melsingen (den Inhalt überfliegend). Es ist empörend. Diese Pharisäerinnen! Sie wagen es —! Man war uns Rücksicht schuldig.

Melanie. Es verletzt Sie mit Recht, daß man mich ungehört verdammte.

Melsingen. Und es giebt kein Mittel, die Wirkung dieser malitiösen Ausschließung zu paralysieren. Man kann diese hochmütigen Weiber nicht vor die Pistole fordern.

Melanie. Und wenn man's könnte —? Nein, nein! es tröstet uns nur das Bewußtsein, nichts gethan zu haben, was uns der eigenen Achtung unwürdig machen müßte.

Melsingen (erzürnt). Wenn ich nicht Offizier wäre, wenn nicht jedes Stäubchen auf meinem Rock —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hertha (im Promenadenanzuge) durch die Mitte.

Hertha (tritt in sehr erregter Stimmung ein, legt hastig den Sonnenschirm auf den Tisch und wirft sich in einen Sessel). Ah! das überschreitet alle erlaubten Grenzen! Das ist eine Brutalität!

Melsingen. Was hast du, Schwester?

Melanie. Was erregt Sie so?

Hertha (zieht mit Heftigkeit die Handschuhe ab und wirft sie auf den Tisch). Mich in solcher Weise verantwortlich zu machen für die Irrwege einer Schwärmerin — für die Kurzsichtigkeit eines Bruders —

Melsingen. Dich —?

Hertha. Weil ich die Freundin dieser Frau, die Schwester dieses Bruders bin. Und man hat in der Sache recht. Habe ich nicht Melanie mit tausend guten Gründen bewiesen, daß sie eine Thorheit begangen hat? Habe ich dich nicht beweglich gebeten, sie durch deine Verteidigung nicht noch zu vergrößern?

Melsingen. Wer konnte vorhersehen? Und wenn auch —

Hertha. Daß ich mich wider meine bessere Überzeugung überreden ließ! Nun trifft alles viel schlimmer ein, als meine gescholtene Schwarzseherei es voraussagte. Das Duell hat das ungeheuerste Aufsehen erregt. Ein Mann in der Stellung des Geheimen Rats, und sein Gegner ein Repräsentant des ältesten Landadels, ein Offizier . . . die Veranlassung eine Frau, deren ganze Vergangenheit durch diese Unbegreiflichkeit verdächtig wird —

Melanie. Vor Ihnen liegt sie unverschleiert da, Hertha.

Hertha. Vor mir! Wer fragt danach? Man nimmt ganz allgemein Partei für den Mann, der unschuldig bloßgestellt ist und mutig wenigstens seine Ehre wahrt, indem er für sie das Leben einsetzt. Täuschen Sie sich nicht, Melanie, man verurteilt Sie, wie man ihn bemitleidet.

Melsingen. Dieses fatale Duell! Konnte ich ihm aus dem Wege gehen?

Hertha. Ich komme eben aus dem Palais. Schon in den letzten Tagen mußte ich bemerken, daß man mich mit ganz ungewohnter Förmlichkeit behandelte. Gestern gelang es mir nicht, bei der Prinzessin vorgelassen zu werden, aber man suchte wenigstens noch nach schicklichen Vorwänden. Heute . . . Gräfin Ellwang und Kammerherr von Nolting schienen sich schon auf meinen Empfang vorbereitet zu haben. Ihre „freundschaftlichen“ Erklärungen ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Man betrachtet unsere Beteiligung bei diesem Handel einfach als einen Skandal, der in unliebsamster Weise die höheren und höchsten Kreise berührt. Was man sich heute noch ins Ohr sagt, wird morgen schon in allen Salons offen diskutiert werden, sobald die Parole ausgegeben ist. Es muß etwas geschehen —

Melsingen (grüblerisch). In der That. Aber . . .

Hertha. Und rasch. Die Situation ist unhaltbar. Liebe Melanie, ich glaube Ihnen so viel Freundschaft bewiesen zu haben, daß die Bitte —

Melanie. Erlauben Sie mir, ihr zuvorzukommen. Niemand mehr als ich kann die Unzuträglichkeiten bedauern, die Ihnen aus meinem Aufenthalt hier erwachsen. Heut las ich in der Morgenzeitung, daß ein Pfarrer auf dem Lande, kaum zehn Meilen von hier —

Melsingen. Aber was soll das?

Melanie (fortfahrend). Eine Dame in Pension zu nehmen wünscht, die der kränklichen Hausfrau in der Wirtschaft beizustehen geneigt wäre. Ich hoffe, man stößt sich nicht daran, daß ein Prozeß . . .

Melsingen. Warum aber ein Rückzug, der uns zur Trennung zwingt?

Hertha (scharf einfallend). Melanie trifft das Richtige. Gerade die Trennung — wenn sie nicht schon zu spät kommt — halte ich für das einzige Mittel, unsere engeren Beziehungen zu bewahren.

Melsingen. Hertha —!

Hertha. Ja — ja — ja! Je mehr es Melanie gelingt, sich in Vergessenheit zu bringen —

Melanie (schmerzlich). O—h! —

Hertha. Um so unvergessener wird sie dir bleiben dürfen.

Melsingen. Du giebst Rätsel auf.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Franz. Gleich darauf **Dr. Lumm.**

Franz. Herr Dr. Lumm wünscht die Ehre zu haben.

Melsingen (zu Melanie). Wollen Sie ihn annehmen?

Melanie. Er ist mein Advokat. (Giebt Franz ein Zeichen.)

Franz (ab).

Hertha. Sie fühlen mir's gewiß nach, beste Frau, wie überaus peinlich es mir sein muß, Ihnen nicht widersprechen zu dürfen. Wenn Sie sich aber in meine Lage versetzen —

Melanie. O — wir sind ganz einig, gnädige Frau.

Hertha. Und wenn Sie noch dazu wüßten, was für mich auf dem Spiele steht! Nicht einmal mein Bruder —

Dr. **Lumm.** Ist es erlaubt, näher zu treten?

Melsingen. Sehr willkommen!

Hertha (zu Melanie). Ehe wir uns trennen, erfahren Sie auch das! (Drückt ihr die Hand, begrüßt flüchtig Dr. Lumm und geht nach rechts ab.)

Melsingen (nachdenklich für sich). Es zieht ein schweres Wetter gegen uns auf. Und sie scheint nicht zu ahnen . . .

Dr. **Lumm.** Gnädige Frau — (Küßt Melanie die Hand.) Sie befinden sich hoffentlich wohl genug —

Melanie (beklommen). Ganz wohl.

Dr. **Lumm.** Ich hatte die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß heute in Ihrer Sache der gesetzlich vorgeschriebene Sühnetermin ansteht.

Melanie. Ganz recht . . .

Dr. **Lumm.** Wenn es Ihnen genehm sein sollte, mich zu begleiten . . .

Melanie. Und meine Gegenwart ist durchaus notwendig?

Dr. **Lumm** (mit Überwindung). Nein, gnädige Frau. Aber ich möchte zu bedenken geben, daß in diesem Sühnetermin eine sehr wohlthätige letzte Gelegenheit geboten ist, in Güte einen Streit zu schlichten —

Melsingen. Ihre Zumutung beleidigt Melanie, Doktor.

Dr. **Lumm.** Sicher ohne meine Absicht. Wenn ich mir aber einigen psychologischen Scharfblick zutrauen darf . . . Sie sind mir nicht wie eine andere Klientin.

Melanie. Ich bekenne mich ja unbedingt schuldig.

Dr. **Lumm.** Wie weit Sie's aber sind, Ihrem ganzen Charakter gemäß sein können —

Melanie. Das ist Gewissenssache.

Dr. **Lumm.** Wir Juristen sind nun einmal Skeptiker. Wir verlangen Beweise, und das Schuldbekenntnis eines Ehegatten, der geschieden sein will, ist kein Beweis. Das weiß Ihr Herr Gegner auch und — er hat ihn angetreten. Ich habe bereits Einblick in die Klage erhalten. Sie ist sehr kurz. Nicht wegen der böslichen Verlassung — die Scheidung wird verlangt werden wegen . . . Ehebruchs.

Melanie. Abscheulich!

Dr. **Lumm.** Und dafür wird ein einziger, allerdings vollgültiger Zeuge benannt werden —: Sie, Herr Baron.

Melsingen. | Ich — Zeuge?

Melanie. | O mein Himmel — er!

Dr. **Lumm.** Ich füge gleich hinzu: Sie sind nach dem Gesetz berechtigt, Ihr Zeugnis zu verweigern.

Melsingen. Das wird unter allen Umständen geschehen.

Dr. **Lumm.** Dann aber verliert der Kläger sein Beweismittel — und wird mit der Klage abgewiesen.

Melsingen. Eine teuflische Taktik!

Melanie. Es muß den Richtern genügen, was stadtkundig ist. Wie dürfen sie es wagen, nicht zu wissen, daß ich meines Mannes Haus verlassen habe, daß ich hieher geflüchtet bin, daß ein Duell . . .? Die ganze Gesellschaft verdammt mich, und der Gerichtshof sollte Beweis verlangen?

Dr. **Lumm.** Traurig genug, wenn diesmal die Wucht der Ereignisse —

Melanie. Es muß so sein. — Und nun . . . nein! aufs Gericht begleite ich Sie nicht. Aber wenn Sie die Güte haben wollten, mir zu anderm Zweck eine Viertelstunde zu schenken . . . Es ist meine Absicht, mich während des Prozesses in irgend einen weltvergessenen Winkel —

Dr. **Lumm.** O, das ist das Rechte!

Melsingen. Übereilen Sie nichts, Melanie!

Melanie. Wir schreiben einander täglich. — Es gilt eine Erkundigung einzuziehen, über meine Person Auskunft zu geben, womöglich sofort die Angelegenheit zu ordnen. Darf ich auf Ihren Beistand rechnen, bester Herr Doktor?

Melsingen. Warum aber nicht den meinen?

Dr. **Lumm.** Ich stelle mich mit Freuden zur Verfügung, gnädige Frau.

Melanie. So gedulden Sie sich nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder hier. (Ab nach rechts.)

Melsingen. Ich bitte Sie um alles, Doktor, verhindern Sie meine Vorladung als Zeuge! Ich darf nicht —

Dr. **Lumm.** Es steht schwerlich in meiner Macht.

Melsingen. Was könnte ich auch bezeugen? Sie durchschauen Melanie. Sie hat mir nichts gewährt, was nach Ihrem barbarischen Gesetz —

Dr. **Lumm.** So brächte Ihr Zeugnis die Klage erst recht zu Fall: Ich ahnte es. Diese Frau —

Melsingen. Und sie muß mein sein trotz alledem! Doktor — können Sie das begreifen? Ah! Ich liebe sie, liebe sie bis zur Tollheit! — Still! sie kommt.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Melanie, zum Ausgehen gerüstet, von rechts.

Melanie. Wenn's Ihnen nun gefällig wäre —

Dr. **Lumm** (verneigt sich).

Melsingen. Melanie, hören Sie erst, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Diese Trennung jetzt . . . (für sie allein) Ich bin Ihrer Liebe noch so wenig froh geworden — fast nur in dem Augenblick, als Ihr Geständnis —

Melanie (befremdet). Aber kennen Sie mich nicht? (Reicht ihm die Hand.) Glauben Sie mir nur, es ist am besten so. Ich muß für uns beide klug sein.

Melsingen. Klug!

Melanie. Lieber Herr Doktor . . .

Dr. **Lumm** (beiseite). Und wenn sie mir deshalb noch so schwer zürnte — sie muß die ganze Wahrheit wissen. — Ich bin bereit, gnädige Frau. (Reicht ihr den Arm. Ab mit Melanie.)

Melsingen. Klug! Für uns beide klug —? Nachdem wir uns auf leckem Boot ohne Segel und Ruder aufs stürmische Meer hinaus haben treiben lassen! Giebt's da noch eine andere Klugheit, als jedes Bedenken hinter sich zu werfen, Arm in Arm und Brust an Brust dem Verhängnis entgegen? Wenn diese Frau mich liebt wie ich sie . . . Ah! Hermine hat doch recht: die Kugel hätte dem Prozeß ein Ende machen müssen, ehe er noch begonnen. — Zu spät!

Siebenter Auftritt.

Melsingen. Major von Rotenstein durch die Mitte.

Rotenstein. Da bist du! Ich vermutete, dich hier zu treffen, da ich in deiner Wohnung zweimal vergeblich anfragte. Oder — willst du unsichtbar sein?

Melsingen (reicht ihm die Hand). Ewald —!

Rotenstein. Ich sage dir im voraus, Bester, daß ich ein sehr ernstes Wort mit dir zu sprechen habe. Wenn du also lieber zu anderer Stunde —

Melsingen. Setze dich.

Rotenstein. Gut! Man kann's ja in aller Gemütlichkeit abmachen.

Melsingen. Rauchst du eine Cigarre?

Rotenstein (hält ihn zurück). Doch nicht! Ich muß meine Gedanken zusammenhalten.

Melsingen. Was hast du denn eigentlich?

Rotenstein. Eine verdammt difficile Aufgabe. Ich komme als Freund und älterer Kamerad —

Melsingen (ihn scharf fixierend). So — so!

Rotenstein. Und endlich — ohne jede weitere Qualifikation für mich selbst.

Melsingen. Damit solltest du anfangen.

Rotenstein. Richtig. Es soll auch geschehen. Ganz einfach heraus denn: ich habe deiner Schwester einen Antrag gemacht.

Melsingen (reicht ihm die Hände). Wie mich das freut!

Aufrichtig: ich wartete lange darauf. Hertha war dir stets sehr ergeben. Sie hat dich doch auf das Jawort nicht warten lassen?

Rotenstein. Hm . . . ausgesprochen ist es noch nicht!

Melsingen (überrascht). Und wie alt ist dein Antrag?

Rotenstein. Eine Nacht jünger als die Thatsache, daß Frau Melanie Gusseck das Haus ihres Mannes verlassen und sich unter deinen Schutz gestellt hat.

Melsingen. Meine Schwester sagte dir?

Rotenstein. Nein. Sie übersah wohl selbst im Augenblick die Situation nicht ganz und setzte mit dem ihr eigenen Takt- und Zartgefühl die Entscheidung aus, indem sie mir doch die froheste Hoffnung gab. Du wirst es nach dem, was dann folgte, gewiß sehr begreiflich finden, daß über die Sache seitdem zwischen uns kein Wort weiter gewechselt ist.

Melsingen (steht auf, geht beunruhigt durchs Zimmer und setzt sich wieder). Es ist außer Zweifel, daß sie dich liebt.

Rotenstein. Ich bin eitel genug, es zu glauben.

Melsingen. Und sie verriet mir nichts. Wie muß sie das gepeinigt haben? Nun verzeih' ich ihr alles.

Rotenstein. Denke dir meine Verblüfftheit, als ich mir meine Gewißheit zu holen kam und von dir als Sekundant beansprucht wurde. Nun wächst die Verlegenheit mit jedem Tage. Was kann ich thun, Astolf? Ich habe Hertha mein aufrichtiges Gefühl ausgesprochen — der Rückzug würde mir sehr schmerzlich sein. Aber ich bin nicht ein verliebter junger Mensch, den die Leidenschaft blind macht. Ich habe mit einiger Mühe auf diesem Partikelchen des Sandkorns, das man Erde nennt, festen Fuß gefaßt und muß sorgsam bedacht sein, daß ich nicht die Balance verliere. Denn viel habe ich nicht zu bedeuten und mein Platz ist gleich wieder zu füllen. Wenn du soweit in meine Haut hineinkannst . . . Verzeih mir, ich spreche mich ganz praktisch aus: Du machst es mir unmöglich, meinen Antrag zu wiederholen.

Melsingen. Ewald! Weil ich Melanie —

Rotenstein. Weil man sich zur Zeit über dich, über Hertha in unseren Kreisen ein Urteil erlauben darf, das zu ignorieren ich lange nicht mächtig genug bin. Hertha sieht das ohne Zweifel ein. Du freilich . . .

Melsingen. Aber was kann ich für dich thun?

Rotenstein. Dir zuzumuten, meinetwegen das Hindernis zu beseitigen, würde ich für eine Überhebung halten. Bist du mir's aber nicht schuldig, dir selbst bist du's um so mehr. Und das sagt dir der Freund. Ich kann mir ja ungefähr vorstellen, wie du dazu gekommen bist, der Ritter dieser gefeierten Dame zu werden —

Melsingen. Einer schönen, liebenswürdigen, geistvollen, unglücklichen und — lache nicht — tugendhaften Frau, Ewald!

Rotenstein. Ich lache nicht, ich bedaure dich herzlich. Denn was du verlieren sollst, ist viel wertvoller, als es der Welt scheinen darf. Und doch —! Ich wäre ein schlechter Freund, wenn ich dir nicht zuriefe: sieh dich vor! Der Edelstein, dessen Echtheit du kennst, ist blind in den Augen aller derer, die sich für Kenner erklären dürfen. Wenn man nun immer und immer seinen Wert bestreitet, wie lange wird sein verborgener Glanz dich erfreuen? Du lebst nicht mit dieser Frau auf einer Insel im Meer. Du kannst dich nicht ablösen von deiner Umgebung, du kannst sie nicht zu deiner Schätzung der Dinge —

Melsingen. Sprich nicht weiter. Ich bin der letzte Sproß einer alten freiherrlichen Familie und halte das Andenken ihrer ehrenvollen Vergangenheit hoch. Aber jedem meiner Ahnen würde ich glauben, mit freiem Blick entgegen treten zu können, wenn ich ihm diese Frau als meine Frau zuführte. Nein, Ewald, es ist nicht der Freund, nicht der Edelmann, der ihr das Urteil spricht. Der Offizier ist's —

Rotenstein (aufstehend). Als der habe ich mich allerdings eines höheren Auftrages zu entledigen.

Melsingen. Darauf war ich gefaßt.

Rotenstein. Er geht an den Hauptmann von Melsingen und wird vermittelt durch den Major Rotenstein —

Melsingen (ungeduldig). Ich bin völlig orientiert.

Rotenstein. Unser hoher Chef hat mich mit dieser Mission betraut in der ausgesprochen guten Meinung, daß es dich am wenigsten unangenehm berühren würde, wenn ein alter Freund —

Melsingen (erregt). Ich danke ihm für die zarte Rücksicht — ich danke ihm. Aber . . .

Rotenstein. Höre mich wenigstens an. Er ist dir aufrichtig zugethan, Astolf, und hat dir oft Beweise von Anerkennung gegeben. Deine ungewöhnliche Begabung —

Melsingen. Verschone mich! —

Rotenstein. Nach menschlicher Voraussicht war dir eine bedeutende Zukunft gesichert. Der Chef sieht dich mit Bedauern bemüht, dir einen Riegel vorzuschieben.

Melsingen. Ich liebe Melanie und werde nicht von ihr lassen.

Rotenstein. Der Chef denkt sehr liberal in diesem Punkte, die Liebschaften seiner Offiziere kümmern ihn nicht im mindesten. Eine Heirat aber, nachdem öffentliches Ärgernis gegeben ist . . .

Melsingen. Es war nur nötig zu konstatieren, daß man's als gegeben ansieht, und der Offizier wußte, woran er war.

Rotenstein. Wenn du aber voraussiehst, daß dir der Konsens nie erteilt werden wird —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Melanie ist schon während der letzten Reden im Vorzimmer sichtbar geworden. Das Gespräch fesselt mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit und bannt sie auf die Stelle.

Melsingen (lebhaft). So werde ich meinen Abschied fordern und, wenn es sein muß, das Land verlassen, in dem es mir verwehrt ist, frei meinem Herzen zu folgen.

Rotenstein. Das wäre wirklich die unerläßlichste Vorbedingung deiner Vereinigung mit dieser Frau. Und du dürftest nicht zögern, sofort zu handeln. Jeder Aufschub erschwert —

Melsingen. Binnen vierundzwanzig Stunden soll das Gesuch eingereicht sein.

Rotenstein. Das wäre übereilt. Du hast zu bedenken, daß du mit deiner ganzen Vergangenheit brichst, daß alle deine Lebenshoffnungen —

Melsingen. Nicht alle, nicht alle! Der Besitz dieser Frau . . .

Melanie (vortretend). Aber sie selbst sollst du erst hören.

Melsingen. Melanie!

Rotenstein. Gnädige Frau — Sie erfuhren . . .

Melanie. Das Wichtigste.

Rotenstein. Ich bin wahr und wahrhaftig Astolfs Freund.

Melanie (die Hand aufs Herz legend). Und ich . . . Vertrauen Sie mir.

Rotenstein (wendet sich zu Melsingen). Grüße Hertha freundlichst von mir. Ich gehe jetzt nicht zu ihr hinein — sie wird das ganz begreiflich finden. Aber ich hoffe —

Melsingen (ihn verabschiedend, ohne Teilnahme). Schon gut, ich merke mir's.

Rotenstein. Also grüße! — Gnädige Frau — ich habe die Ehre . . . (Nahe an sie herantretend.) Und bedenken Sie für ihn, was auf dem Spiel steht. (Ab durch die Mitte.)

Melanie. Das will ich.

Melsingen. Sie hörten, Melanie, wie große Eile man hat, mich an meine Standespflichten zu erinnern. Man fürchtet, unsere Phantasie könnte sich zu kühn beflügeln, und hängt uns zeitig das Bleigewicht an die Füße. Niederhalten soll es uns doch nicht. Es war immer in mir ein hartnäckiger Trotz gegen alle Vergewaltigung. Er liegt mir im ererbten Blut. Gegen alles, was Zwang sein will, wird es sich immer empören. Man hätte nicht vergessen sollen, daß ich als Offizier wissen mußte, was von mir erwartet wurde. Nun soll man sehr bald die Gewißheit haben, daß ich mich lieber zu Grunde richte, als mein Herz auf Kommando schlagen lasse.

Melanie. O mein teurer, teurer Freund. Wie wohl thut mir dieser mutige Kampfruf. Ich kam so gedrückt, so welk zurück — so ganz verzagt an mir selbst . . . und nun richtet der feurige Hauch Ihrer starken Seele meine gesunkenen Lebensgeister wieder auf. Ich fühle, daß ich Ihrer wert sein kann, und das beglückt mich unendlich. Mein Herz wird stark sein, — zu entsagen.

Melsingen. Wie sprichst du?

Melanie. Entsagen! Halte dich nicht an das ungeschickte Wort. Was heißt entsagen? Einen Besitz aufgeben, der dauernd sein kann, den Vorhang fallen lassen vor der Aussicht auf eine schönere Zukunft. Aber ich täusche mich nicht mehr und will mich nicht täuschen. Wir standen einen Moment auf der lichten Höhe im reinsten Gefühl unseres Angehörens . . . wir können nicht bleiben. Ein Hinauf giebt's nicht für uns — und einen Schritt hinab, nur einen einzigen, so sinkt unser Fuß ein und wir schleppen uns mühsam durch Sumpf und Gestrüpp zu einem doch unerreichbaren Ziel. (Ihn umfassend.) Nein! Ich entsage nicht, ich halte fest, was mir gehören durfte fürs Leben. Laß mir das!

Melsingen. Ich verstehe dich nicht. Du wolltest —

Melanie. Wir haben geträumt und der Traum war schön. Aber wir sind unsanft aufgeweckt und dürfen nun die Augen nicht mehr schließen. Alles Schöne im Traum verkehrt sich ins Häßliche in der Wirklichkeit. Wir wir uns dagegen wehren, mit eisernen Klammern halten uns Gesetz und Herkommen an ihrem Gebot fest. Waren das leere Drohungen? Es ist gewiß, man wird nie einwilligen, daß du mir die Hand am Altar reichst.

Melsingen. Nie. Aber ich bin nicht verkauft —

Melanie. Und doch mit Leib und Seele Soldat. Soll ich zusehen, wie du dein Dasein verstümmelst einer Frau wegen, die dir nicht einmal einen unbescholtenen Ruf zubringt? Soll ich abwarten, bis der Tag zum Tage kommt und endlich einer —

Melsingen (unmutig). Verdiene ich das, Melanie?

Melanie. Niemand soll sich seiner Kraft überheben und niemand von seinem Geliebteiten Unbilliges fordern.

Melsingen. Du forderst Unbilliges.

Melanie. Und wenn ich so schwach wäre mir einzureden, daß ich dieses Opfer anzunehmen berechtigt sei, weil ich dich liebe . . . du könntest nichts davon gewinnen. Vor einer Stunde noch hätte ich schwanken können. Jetzt . . . Dr. Lumm hat mir soeben die ganze, sehr grausame Wahrheit enthüllt — und ich danke ihm dafür!

Melsingen. Ein sonderbarer Anwalt! Was hat er dir gesagt?

Melanie. Daß nach dem Willen des Klägers nur die Scheidung wegen Treubruchs erfolgen kann und daß nach dem Gesetz d i e s e Scheidung u n s e r e Vereinigung ausschließt. Frei kann ich werden durch dich, Astolf, aber nie — dein Weib. (In Schluchzen ausbrechend) Nie dein Weib!

Melsingen. Unselige Verkettung des Geschicks!

Melanie. Es ist gut so, Astolf, glaube, es ist gut so. Da giebt's keinen Zweifel mehr, kein schwankendes Bedenken, kein halbes Wollen und Nichtwollen — eine rauhe Hand wirft das luftige Kartenhaus um — das Spiel ist aus. — Ich bot Ihnen einmal ein Lebewohl an, Astolf . . . damals als ich zu wagen begann. Sie wollten es nicht annehmen, und ich war dessen froh, liebster Mann. Wäre ich fest geblieben! Aber nein — ich möchte auch keine Schmerzensstunde dieser letzten Tage missen . . . selbst diese nicht, in der ein unwiderrufliches Lebewohl gesprochen werden muß.

Melsingen. Muß — muß — (mit sanftester Bitte) muß!

Melanie. Nun mir die Einsicht gekommen ist, versagt auch der Wille nicht mehr. Es ist alles vorbereitet. Noch heute soll Ihre Schwester jeder Pflicht gegen den unerfreulichen Gast entledigt sein; hoffentlich erfüllen sich ihre Herzenswünsche nun rascher. Zwar aufs Land hinaus kann ich nicht sogleich — man sagte mir, daß noch eine Korrespondenz mit dem Herrn Pfarrer erforderlich sein würde. Aber es hindert mich jetzt nichts mehr, für kurze Zeit in ein Hotel überzusiedeln. Suchen Sie mich dort nicht auf — ich werde für niemand zu sprechen sein als für Hermine, der ich schreibe. Für Sie, Astolf, bin ich aus der Welt, wenn wir hier einander zum letztenmal die Hand gedrückt haben.

Melsingen. Und du kannst im Ernst glauben, daß ich mich so verabschieden lasse? Was so stolz begann, soll so kläglich enden? Du kennst mich schlecht, Melanie. Wenn du mich liebst, Melanie — woher nimmst du das Recht, meinem Gefühl diese Grenze zu ziehen? Ich werde sie n i c h t achten, Melanie!

Melanie. Und doch müssen wir scheiden. Es ist eine so bittere Notwendigkeit — aber sie zwingt uns.

Melsingen. Nein, nein und aber nein! Weil wir einen falschen Weg gegangen sind, sollen wir uns deshalb trennen, um rechts und links in die Irre zu streifen und nie wieder einander zu begegnen?

Melanie. K o n n t e n wir — k ö n n e n wir anders?

Melsingen. Blicken wir z u r ü c k mit mutigem Auge, Melanie, und d a n n vorwärts. Kaum halb hattest du dein Herz verstanden, als du dich von deinem Manne trenntest. Wir fühlten mit aller Stärke, daß wir uns getäuscht hatten: nicht Freundschaft, Liebe war unser Leitstern gewesen. Und doch, Melanie, gaben wir auch jetzt nur einen Augenblick der Leidenschaft ihr Recht. Wir hatten gebrochen mit den gesellschaftlichen Ordnungen und

meinten doch im regelrechten Fahrwasser forttreiben zu können. Man leidet uns da nicht, sperrt uns den Hafen. Wohlan! Bringen wir unser Schifflein vom flachen Sande, wenden wir den Kiel, und hinaus mit vollen Segeln auf das offene Meer — wie Piraten des Glücks. Mag es verderben, wenn es kann —: wir haben gelebt und geliebt!

Melanie. Sie erschrecken mich mit Ihrer wilden Phantasie. Wie Ihr Auge flammt, Ihre Lippe zuckt —! So nicht weiter!

Melsingen. Verstehst du diese Sprache nicht, Melanie, dann wär's besser gewesen, es hätte sich nie ein Wort von Liebe über unsere Lippen gestohlen. Warum die Flamme dämpfen, daß sie nicht aufschlage, wenn sie doch unlöschbar innen brennt? Oder war's nur ein zahmes Feuer, vorsorglich am sichern Ort angelegt und schnell wieder ausgeblasen, sobald es um sich greifen und zünden will? So verstand ich's nicht.

Melanie. Und ich nicht. Aber ein heiliges Feuer sollte es sein, das auf dem Altar des Gottes lodert, nicht seinen Tempel in Brand steckt. Weh' dem, der es mißbraucht!

Melsingen. Das sind Bilder ohne Gehalt. Weshalb, wenn wir uns im Recht fühlen, scheuen wir uns die Dinge beim Namen zu nennen. Fort mit der kleinlichen Lüge, die uns doch nicht hintergeht. Du hast eine gelobte Pflicht verletzt und möchtest dich doch des Treubruchs, wie ihn die Welt versteht, nicht anklagen dürfen —

Melanie (an ihr Herz greifend). Ah!

Melsingen. Du nimmst das schwerste Unrecht auf dich, das ein Gatte dem andern zufügen kann, hast aber nicht den Mut es zu begehen. Schein, nur Schein! Du giebst deinen Ruf preis und rettest die Tugend. Das dünkt dich erhaben.

Melanie. Unglücklicher! —

Melsingen. Ja, Unglücklicher. Du sagst mir, daß du mich liebst, und gewährst mir nichts von dem, was Liebe willig opfert. Du entflammst meine Leidenschaft und bist nur gewissenhaft bedacht, die Grenzen ehrbarer Zärtlichkeit nicht zu überschreiten.

Melanie. Astolf! Astolf — —!

Melsingen. Du vernichtest mich und glaubst in der Ferne fromm die Hände falten und Gott danken zu können, daß er dich gnädig vor dem Fall bewahrt hat —

Melanie (zurückweichend). Du lästerst!

Melsingen (folgt ihr). Ist das nicht Lüge? Schreit nicht die gemißhandelte Natur dagegen auf? Melanie — ich flehe dich an —

Melanie. Laß mich! So warst du nie! O Gott, welcher Abgrund . . .

Melsingen. Ich flehe dich an, erniedrige dich nicht vor dem Götzen kleinbürgerlicher Moral! Sei ganz ein Weib, das liebt, eine Hohepriesterin der Liebe!

Melanie. Eine Verworfene!

Melsingen. Mir ein Engel vom Himmel! Geh nicht fort von hier, Melanie! Es ist ein enger Kreis von Menschen, der dich nicht duldet. Entziehe dich ihm freiwillig und du bist frei, wahrhaft frei. Was fordert man denn von uns? Daß du mich nicht liebst, daß ich dich nicht liebe? So weit versteigt sich der Dünkel dieser Wächter der Ordnung nicht. Was kümmert sie ein Verhältnis —

Melanie (bedeckt das Gesicht mit den Händen). Das uns entwürdigt! Nein, nicht dich — nur mich, mich . . .

Melsingen (reißt sie an sich). Aber du liebst, du beglückst! Melanie — schöne, süße, angebetete —

Melanie. Sieh mich nicht an mit diesen schrecklichen Augen! Sie lähmen meine Vernunft, sie machen mein Herz irre. — O Gott, Gott, Gott!

Melsingen (wirft sich vor ihr nieder und umfaßt sie leidenschaftlich). Sei mein Weib, Melanie! — vor Gott mein Weib! Deine reine Seele —

Melanie (stößt ihn von sich). Fort, Versucher! Astolf, Astolf —! wie elend machst du mich!

Melsingen. Ich stehe nicht auf, du erhebst mich denn! Wenn du mich liebst, Melanie —

Melanie. Nein, ich liebe dich nicht, ich kenne dich nicht! Das — das bietet mir der Mann, den ich meinen Retter nannte! (fiebernd) Ah . . .! der Schmerz macht mich wahnsinnig.

Melsingen. Melanie — höre mich . . .

Melanie. Fort, fort! und ohne Lebewohl! Was that ich, daß solche Zumutung — daß du auch nur in Gedanken . . . Dahin konnte es kommen — dahin! Ah! so tief hinab . . .

Melsingen. Melanie, du begreifst nicht —

Melanie. Daß ich in deinen Augen so niedrig — Nein, ich will nicht begreifen — will nicht . . .! Ich reiße mich los. Fort, fort! Wir sind geschieden — wir! (Sie eilt nach dem Ausgang.)

Melsingen (springt auf). Melanie — du gehst?

Melanie. So Gott will, auf Nimmerwiedersehen. (Schnell ab.)

Melsingen. Nein, nein! (In wütendem Schmerz) Melanie —

Der Vorhang fällt.

Aphorismen.

Die Leute verheiraten einen Feuerbrand an eine Wachsfigur und predigen dem Ehepaar Liebe und Eintracht.

*

Ganz aufgehen in der Familie heißt ganz untergehen.

*

Auch das kleinste Licht hat seine Atmosphärchen.

Man kann den Leuten aus dem Wege gehen vor lauter Verachtung oder — vor lauter Respekt.

*

Die Fehler, vor denen wir auf der Hut sind, sind unsere ärgsten nicht.

Marie von Ebner-Eschenbach.





Hebbel, Gutzkow, Dingelstedt.

(Ungedruckte Briefe.)

Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer.

(Schluß.)

Gutzkows Antwort auf diesen Brief lautet:

Verehrter Freund, halten Sie nur mein langes Schweigen, ich bitte, für nichts Anderes als die Folge meiner erdrückenden Beschäftigungen und der Saumseligkeit, die eben eintritt, wenn man sich mit jenen entschuldigen darf. Wer kurzsichtig ist, benimmt sich auf der Straße wie ein Blinder: er sieht alle Menschen, die er kennt, ganz gut, hat aber einmal, sie nicht zu grüßen, Generalpardon. Nun gehörte zum Antworten auch das Gelesenhaben der Gedichte, und diesem lohnenden Beginnen blühten allerdings nur einzelne Augenblicke und noch immer habe ich 100 Seiten Rest. Werthvolles kann ich nicht überjagen, ich muß Gedichte wie die Ihrigen vollends erst wie Bonbon langsam vergehen lassen. Ein Papier voll Notizen liegt dabei neben mir, ich war im besten Zuge, aber es warf sich wieder so viel dazwischen.

Eigentlich leb' ich gar nicht auf der Oberwelt. Ich vergrabe mich wieder in einen neuen Roman vom Umfang, wie die Ritter und das ist ein Bergwerkleben im untersten Schacht, nicht ohne Lebensgefahr, denn ich werde alt und fühle die Kraft nicht mehr, namentlich die nicht, ganz sorglos ins Zeug hineinzuarbeiten. Mir sitzt nun das ewige Dorfgefiedel und Juchhe der Auerbach'schen Triumphe ganz nahe am Ohr und macht mich auch verwirrt. Solcher Selbstgefälligkeit gegenüber, genährt vom unsinnigen Publicum, kommt man sich dann auch noch ganz überflüssig vor und wird mißmuthig und lästig, was besonders für Correspondenz und eine schöne, ausführliche Kritik nachtheilig ist, die ich gerne selbst schreiben möchte, nicht meinen Adjuncten überlassen.

Sie kommt jedenfalls und soll Ihnen dann geschickt werden auch ohne Bezahlung mit 1 Thlr. 15 Gr. eben soviel schulde ich Ihnen und hätte es längst entrichtet, wenn ich für 15 Gr. ein Papier hätte. Ich hoffte immer, Sie schickten mir einmal wieder eine Spende, schon damit die Leute sehen, daß wir im Zusammenhange sind. Gut, jetzt schick' ich 2 Thaler und nun sind Sie mir schuldig.

In Ihren Gedichten ist mir auch deßhalb soviel werth, weil sie mir so viel vom Vergangenen zurückführen. Ich habe die Vermessenheit zu glauben: Wäre ich nicht von meinem politischen und burschenschaftlichen Zorn, deßgleichen von meinem Preußenhaß überhitzt gewesen, nicht in W. Menzels Hand gerathen, nicht in die Nothwendigkeit, plötzlich für Weib und Kind zu sorgen, unsere Art stünde sich viel näher. Ich fing 10 Jahre vor Ihnen an, Sie folgten geistig reifer, vom Leben befruchteter und unter günstiger Pflege durch Wolwollen und emporgipfelnde Bewunderung. Daß nun bei Alledem bei mir noch soviel übrig blieb, um mit Manchem Ihnen genehm zu kommen, ist verwunderlich genug und spricht für meinen obigen Satz.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und behalten Sie die ruhige Überzeugung fest: ich kann lässig scheinen, aber ich finde mich schon.

Herzlich Ihr

Dresden, d. 15. Jän. Gutzkow.

Darauf erwidert Hebbel:

Lieber Gutzkow!

Aus mehr als Einem Grunde hätte ich Ihnen auf Ihren schönen Brief auf der Stelle geantwortet, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen gleich auch einen Beitrag für die Unterhaltungen zu schicken. Was sollte es aber seyn? Mit einem Aufsatz traut man sich nicht in Ihre gefährliche Nachbarschaft, wenn man nicht eben Hochwasser hat, was alle Schaltjahr einmal geschieht. Ein Gedicht? das einzige, das sich für Ihren Leserkreis eignete, war kurz vorher nach Stuttgart gewandert, denn Nachtstücke taugen nicht an den häuslichen Heerd. Jetzt habe ich ein paar Epigramme, die einigermaßen ins Gewicht fallen, wenigstens auf meiner eigenen Wage und im Vergleich mit meinen eigenen Versuchen in diesem Genre. Diese lege ich Ihnen bei; acceptiren Sie sie oder verwerfen Sie sie: jai fait mon devoir und bin nicht mit leerer Hand vor Ihnen erschienen.

Das erste wird Ihnen unbedingt recht sein, auch genügt es, meine Schuld bei Ihnen zu tilgen, denn 15 ggr. ist es unter Brüdern werth. Ob aber auch das zweite, weiß ich nicht. Daß ich darin nicht pro domo spreche, trauen Sie mir zu, ich lasse Raupach im Drama als Concurrenten gelten, aber nicht Geibel und werde mich auf dem Schlachtfeld trotz der Trompetenstöße der großen Süddeutschen Zeitung so wenig mit ihm befassen, als man im ernsten Männerkampf Raupen klatscht. Daß ich Geibel überhaupt nur ganz nebenbei im Auge habe, obgleich seine Brunhilde herhalten muß, glauben Sie mir auch; ich denke weit mehr an das Nest, worin er zu seinem Glück oder Unglück den Haupthahn vorstellt. Aber möglicherweise urtheilen Sie über dieß Nest und die Brut, die darin sitzt, nicht anders (das läßt der Ernst und die Tiefe Ihrer Natur nicht zu) aber doch milder, wie ich. In diesem Fall machen Sie ganz einfach einen Strich mit dem

Rothstift; ich habe nicht das Geringste dagegen einzuwenden und bitte nur, wenn Sie Nr. 2 wie Nr. 1 bringen wollen, beide zugleich zu bringen. Mir sind diese platten Gesellen mit ihren aus der Voßischen Rumpelkammer wieder hervorgesuchten Schulmeisterkünsten fast noch mehr zuwider, wie die Dorfgeschichten, bei denen es sich doch nur um Anmaßung und Uebertreibung handelt, während ein Kern vorhanden ist. Sie Alle zusammen genommen commandiren nicht so viel Gedanken, als auf der schwächsten Seite Ihrer neun Bände stehen, und aus dieser Dürftigkeit des eigenen hohlen Ichs heraus erklären sie jeden kühnen Schlag des Herzens für Raffinement und jeden tieferen Blick des Geistes für Reflexion als ob die Poesie darin bestände, Trivialitäten, die sich von selbst verstehen, in deutsche (!) Verse zu bringen, in Verse, die nur durch die willkürliche Uebereinkunft der Philologen für solche gelten. Vielleicht gehe ich hier gegen den Einen oder den Anderen zu weit; aber nach meiner jetzigen Kenntniß der Leistungen ist mein Wort gerecht.

Indem ich mich jetzt zu Ihrem Brief selbst wende, befinde ich mich in einiger Verlegenheit oder würde mich vielmehr darin befinden, wenn ich ihn für etwas Anderes als den Ausdruck einer flüchtigen Stimmung halten könnte. Zum Alt-Werden haben Sie noch nicht mehr Recht, als ich selbst, denn Sie kamen 1811 und ich 1813 auf die Welt, und Ihre Kräfte haben sich, wie Sie mir, der ich mich langsam an Ihre Erscheinung gewöhnte, gewiß glauben können, immer gesteigert, während so mancher „Ursprüngliche“, der mit und nach Ihnen absegelte, kaum noch aufs Profitchen gesteckt werden kann und auch da mehr qualmt, als leuchtet. Die momentane Verfinsterung des Gemüths durch den Marktlärm bei der neuesten Töpferbude kennt wohl Jeder, aber mir dient ein Ausspruch von Lichtenberg bei solchen Anwandlungen als ganz vortreffliche Herzstärkung. Er redet irgendwo, in unverkennbarem Bezug auf Klopstock, von den Phrasen-Drechslern seiner Zeit und fragt: Wo ist der Gedanke, der nach fünfzig Jahren, wenn einmal an diese bunten Muschel-Gehäuse geklopft wird, herein! zu rufen wagt? Nun, klopfen Sie bei Klopstock und warten Sie die Antwort ab!

Nein, lassen Sie fiedeln und Juchheien und tauchen Sie unter. Ich mach' es ebenso und treibe in der Zwischenzeit Spaß. Auf Ihren neuen Roman bin ich äußerst begierig; ein zweites Werk der Art zu unternehmen, will etwas heißen. Die Kritik meiner Gedichte lassen Sie lieber noch Monate lang liegen, als daß Sie sie Ihrem Adjunctus übergeben; ich möchte ein Wort von Ihnen, nicht von den Unterhaltungen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und bringen Sie ihr in Erinnerung, daß sie sich vor Jahren durch ein vortreffliches Gemüse, nach dem ich auf der ganzen Reise vergeblich geschmachtet hatte, ohne es zu ahnen, ein großes Verdienst um mich erwarb.

Der Ihrige

Wien den 11. Febr. 1858. Fr. Hebbel.

Was aus diesem Fragment des Briefwechsels zwischen Hebbel und Gutzkow unzweifelhaft hervorgeht, ist das lebhafte Interesse, das einer an dem andern nahm, ein Interesse, welches wohl durch mannigfache Mißverständnisse und Zwischenfälle getrübt werden, aber nicht völlig erlöschen konnte. Einer beschäftigte sich mit den Werken des andern, und Hebbel zumal war, gerade weil er von Anfang an eine oppositionelle Stellung gegen Gutzkows Wirken einnahm, sichtlich erleichtert, fühlte sich wie von einem Alp befreit, wenn ihm sein ästhetisches Gewissen, das er auch um des größten Vorteils willen nicht zum Schweigen gebracht hätte, erlaubte, Gutzkow rechtschaffen zu loben. Ein solches Lob hatte er nicht allein für „Die Ritter vom Geiste,“ sondern auch für das satirische Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe,“ welches er als „vollendet“ bezeichnete. Der innere Widerspruch zwischen ihnen aber kam stets aufs neue zum Durchbruch und auch die Korrespondenz brach eines Tages wieder ab. Außer dem erwähnten Bestreben, ihren gegensätzlichen Naturen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind in ihr die Selbstbekenntnisse interessant, die auf beiden Seiten gemacht werden, sowie die rückhaltlose, oft auf die tiefe Verstimmung hindeutende Offenheit gegeneinander. Das ist das Anziehende und Wohlthuende in diesen Schriftstücken, die man mit den gemischtesten Empfindungen, mit Erstaunen und Rührung zugleich liest. Denn es ist rührend, zu sehen, wie zwei bedeutende Menschen, trotz oder wegen eines gewissen Grades von Abneigung, sich ehrlich suchen und doch nicht finden können wegen eines trennenden Elementes in ihren Naturen.

Eine Beziehung, die gleichfalls großen Schwankungen unterworfen, aber im übrigen von der eben geschilderten in allem grundverschieden war, verband Hebbel mit Dingelstedt.

Als kunstgewandter Theatermann wußte Dingelstedt eine dramatische Kraft wie Hebbel, der seine Menschen in Erz goß und nicht gleich der Mehrzahl seiner Mitstrebenden aus Pappe klebte, von Anfang an zu schätzen; Hebbel hinwiederum erfreute sich an der poetischen Filigranarbeit in Dingelstedts „Nachtwächterei“ — um mit Dingelstedt zu sprechen — und hatte für sie ein warmes Lob. An den Hofbühnen zu München, Weimar und Wien, wo er als Vorstand der Reihe nach wirkte, führte er die Stücke des Nordlandsrecken ins Repertoire ein, zur Freude der Schauspieler, die für die guten Rollen, zur Freude der Zuschauer, die für den Kunstgenuß dankbar waren. Die Aufführung der „Judith“ und „Agnes Bernauer“ in München, der „Genoveva“ und der „Nibelungen“ in Weimar, sowie der ganzen „Nibelungen“-Trilogie in Wien sind Denksteine in der Laufbahn Dingelstedts. In den Briefen der beiden Männer ist vom Theater zumeist die Rede und in ihrer Gesamtheit bilden sie einen bemerkenswerten Beitrag zur deutschen Theatergeschichte.

Über die erste Aufführung der „Judith“ in Bayerns Hauptstadt läßt sich der junge Direktor also vernehmen:

München, 9. Apr. 1851.

Lieber Hebbel!

Ich habe das große Vergnügen, Ihnen den allervollständigsten Sieg Ihrer Judith mitzutheilen. Sie hat gestern dem Holofernes des alten Systems Kopf und Zopf prächtig heruntergehauen. Der Dichter selbst würde an dem vollen Haus, an der dramaturgisch und szenisch, ohne Ruhm zu vermelden, sehr wohl gerundeten, ausgeführten und ausgestatteten Darstellung, endlich an der Aufnahme seitens eines hohen Publici eine wahre

Genugthuung gefunden haben. Unsere k. bayrische Hof- und National-Judith fände sicher auch vor Ihren Augen, werther Freund, Gnade, obwohl dieselben an dem lebendig gewordenen Urbild* sich satt getrunken haben. Die Damböck wurde nach jedem Anzug, nach dem fünften zweimal gerufen: hier ein im Schauspiel äußerst seltener Fall; Dahn nach dem vierten und fünften. Die Heer- und Volks-Szenen gingen vortrefflich und stellten in dem imposanten Rahmen unseres großen Hauses ein fertiges Bild dar, wie es lange nicht mehr gesehen worden. Studenten und Künstler, die in großer Zahl sich eingefunden, schieden befriedigt und die reinigende, erhebende, erschütternde Kraft Ihrer wunderherrlichen Dichtung griff sogar in solche Kreise, welche als „exclusive“ über jedem Eindruck zu stehen oder zu scheinen lieben. Meine innigste Freude an solchem Erfolg brauche ich Ihnen nicht zu schildern; auch wenn ich nicht einen bescheidenen Theil daran gehabt zu haben versichern dürfte, würden Sie an dieselbe glauben.

Lassen Sie mich zu meinem Glückwunsch den beifolgenden illustrirten Theater-Zettel fügen. Daß Samuel und der Knabe darauf fehlen, rechnen Sie meinem Verstand nicht zu, — der ihre so zu sagen dogmatische Wichtigkeit ebenso gut begreift wie ihre dramatische Wirksamkeit, — sondern lediglich meinem beschränkten Personal-Stand.

In geschäftlicher Beziehung noch die Nachricht, daß meine Kasse 2 mal im Jahre (Ende März und Ende September) die hiesigen Tantiemen-Beträge (10%) zahlt, und zwar unmittelbar an den Dichter, da ich keinem Commissionär oder Agenten das Recht auf deren Bezug zugestehe.

Ich schließe mit dem Journal-Trost: „Fortsetzung folgt“, — nämlich Maria Magdalena im nächsten Herbst; eher wird sie für uns, werden wir für sie nicht reif.

Tausend Grüße an Ihre Hausehre; die meinige ist, leider, noch nicht hier, sonst schlösse sie sich an und ein. Ich erwarte sie mit den Lerchen.

Von ganzem Herzen

Ihr

Fr. Dingelstedt.

Dieser Brief ist ein echter Dingelstedt, frisch von der Leber weg geschrieben, scherzend, spielend, burschikos, warm. Später begegneten sich die beiden Männer, die so grundverschieden waren, nachdem sie einmal in Tinten- und Theater-Berührung gekommen waren, persönlich, schlossen sich enger aneinander, vertauschten das fremde Sie mit dem traulichen Du und gingen, von einzelnen Mißverständnissen und Mißstimmungen abgesehen, zusammen, bis sie die letzte Lebens-Unvernunft oder -Vernunft trennte.

Als Weimaraner Bühnenleiter schreibt Dingelstedt, als er im Begriffe ist, des Freundes „Genoveva“ auf die Bretter zu bringen, folgende Epistel:

Wien, den 9. Juni 1858.

Ich melde Dir, lieber Freund, daß die Wasser- i. e. Lese-Probe Genoveva's vorgestern glücklich überstanden ist, und die Feuer-Probe, erste Aufführung, zum 24. Juni festgesetzt bleibt. Wie Dir mein gnädigster Herr** in Wien Selbst gesagt haben wird, feiern wir Seinen Geburtstag in Seiner Abwesenheit. So beklagenswerth das nun auch sein mag, hat es mich doch nicht bestimmen können, das Stück um deswillen zurückzustellen. Ebenso, hoffe ich, wirst Du Deinen Besuch uns gönnen, auch wenn der Herr vom Hause nicht da ist, sondern nur Sein Verwalter Dir dessen Honneurs macht. Letzterer wird dafür sorgen, daß, nicht trotz, sondern gerade wegen Seiner Abwesenheit, Ersterer thue, was Seines hohen Amtes ist. So erwarte ich Dich denn, — mit Lißt, leider aber ohne Frau, die ich unlängst nach Kissingen gebracht habe, — zur Darstellung, zu den Hauptproben am 22. und 23., zur ersten Wiederholung Sonntag 27., je eher, je besser, je länger, je lieber. Solltest Du nicht kommen, so schreib's

Deinem

treu-eigenen

Fr. Dingelstedt.

Verzeihung für eine Nachschrift: Ich möchte, um feurige Kohlen auf Deinem (ehemals?) blondgelockten Haupte zu sammeln, einen Bericht über das Stück an die Augsburgerin schicken, und einen zweiten, nebst Zeichnung, habe ich der Illustrirten bereits zugesagt. Hättest Du wohl die Güte, mir — zwanglos und im vollen Vertrauen — Material zu liefern, die Genesis des Stückes, seine Schicksale, Deine Intentionen, und was Du sonst noch vom Wagen los und und in die Öffentlichkeit hinein wünschest? Aber bald, weil die Berichte am 25. früh fort müssen, um nicht nachzuhinken!

Dein

Frd.

Am Rande steht noch die Bemerkung:

Ihren Majestäten Christine I. und II.* schuldigen Respekt und Handkuß. Kommen Höchstdieselben mit? —

Hebbels Antwortschreiben lautet:

Lieber Freund!

Dieß Mal haben uns're Briefe sich gekreuzt; Du hast meine Frage an demselben Morgen gelesen, wo Deine Antwort bei mir eintraf. Den Dank für Deine nochmalige herzliche Einladung werde ich Dir dadurch abstatten, daß ich komme, so sehr ich es auch beklage, daß ich Deine liebe Frau nicht finden soll, die ich außerordentlich gern einmal wieder gesehen hätte. Dein gnädigster Herr thut wohl daran, das schöne Italien nicht zu rasch zu verlassen, da er die nicht gering anzuschlagenden Strapazen der Reise einmal daran gesetzt hat. Ich hätte freilich sehr gewünscht, mich ihm in seiner eigenen Residenz noch einmal vorstellen zu dürfen, denn hier geschah es so im Husch, daß ich zwar wohl von ihm, er aber schwerlich von mir einen Eindruck entgegen nahm. Vielleicht ist mir das Schicksal später noch einmal günstig. Meine Frau und mein Töchterchen, welches Letztere sich an „Ihrer Majestät“ nicht wenig ergötzt hat, danken Dir bestens für die Erlaubnis, auch mit kommen zu dürfen, aber das Burg-Theater schließt erst am 1sten July und die Pensions-Prüfung findet erst am 28sten May statt. Sie sind also beiderseits an die Scholle gebunden und werden, so gern sie sich auch das deutsche Bethlehem mit mir ansähen, wieder nach Gmunden gehen, wo ich sie wieder abholen werde. Ich selbst aber mache mich auf den Weg, sobald ich kann, und

* Hebbels Gemahlin Christine Enghaus.

** Der Großherzog von Sachsen.

* Hebbels Frau und Töchterchen.

bin sicher am 22sten bei Dir, nicht, um den Proben beizuwohnen — die sind in guter Hand, und ich dispensire mich im Voraus — aber um mit Dir zu plaudern und ein Glas Bier zu trinken, was ziemlich lange nicht mehr geschah. Hoffentlich hast Du Dich nicht genirt, meiner Pfalzgräfin all den Putz vom Leibe zu reißen, der Dich aus besonderen oder allgemeinen Gründen incommodirte; jedenfalls hattest Du carte blanche. Mein Gott, wie recht hat Goethe mit seinem Ausspruch, daß die Jugend ihre besten Kräfte in unnöthigem Aufwand verpufft! Diese Genoveva ist nun auch solch ein Stück, worin das Pulver bloß deswegen verschossen wird, weil es vorhanden ist. Es stehen Dinge darin, die ich malgré moi noch jetzt achten muß und dicht dabei andere, wegen deren ich mir zur Beschwichtigung meiner Gewissensbisse von Menzel und Julian Schmidt zugleich eine Bastonade ausbitten mögte. „Du bist, wie eine Ader, die zerspringt“, hätte man dem Verfasser mit seinen eig'nen Worten zurufen können; viel Blut und sogar Lymphe! Gut scheint mir auch jetzt noch, wo ich auf das Ganze mit nüchternen Augen, wie auf die verworrenen Bilder eines erlöschenden Traumes zurück blicke, das Gemälde der entstehenden Leidenschaft in den ersten zwei Acten. Erschütternd hat, auf mich selbst, wie auf's Publicum, bei der Darstellung der Schluß gewirkt, sowohl der fünfte Act, als der Epilog; namentlich das Verhältnis der beiden Männer zu einander. In Act 3 und 4 ist die Gesindestube nicht zu verachten, und den tollen Claus, der dort angelegt wird, halte ich mit seinem zur Zeit der gänzlichen Verlassenheit aufflammenden Gottes-Bewußtsein für die höchste Spitze des Werks. Aber sonst geht es so labyrinthisch darin her, daß ich selbst mich verirre, wenn ich keine Brille aufsetze. Genoveva selbst, an sich nicht eben ärmlich ausgestattet, hat man doch mit Recht zu bildmäßig-passiv gefunden. Das konnte freilich bei meiner Absicht nicht anders sein, aber es fragt sich, ob ich diese Absicht haben durfte, worüber ich nicht zu entscheiden wage. Denn das Stück ist eigentlich ein zweiter Theil der Judith, es führt das leidende Opfer, die Heilige, vor, wie diese das handelnde, die Heroine, die tödtend stirbt, und beide zusammen schließen so den Kreis der jüdisch-christlichen Welt-Anschauung ab. Aus derselben Wurzel erwuchs auch Golo, der seine Dialectik, sein Belauschen der Zwiespältigkeit unserer Natur allerdings viel zu weit treibt, der aber doch am Schluß sittlich höher steht, trotz Mut und Schuld, als am Anfang, und das furchtbare Wort zu Ehren bringt, daß das Böse nicht im Keim erstickt, sondern nur in der Frucht abgeschüttelt werden kann. Sogar Margaretha, an und für sich scheußlich verzeichnet, weil individuell motivirt, statt aus dem mittelalterlichen Volksglauben einfach abgeleitet, ist darauf zurückzuführen, weil das hellste Licht (in Genoveva) den tiefsten Schatten (in ihr) bedingt. Ebenso Jude und Türkin, obgleich in gut altdeutscher Manier à la Cranach hingestellt. Der Hauptfehler war, daß ich zu früh an diese Riesen-Aufgabe kam. Sie verlangte die höchste Reife des Geistes und ich hatte noch zu viel mit dem lieben Herzen zu thun. Denn warum läugnen, was schon mancher Kritiker herausgefühlt hat: ich selbst steckte in einer gar heißen Situation, als Golo entstand. Und wenn ich auch, ohne darum mit einer hohen Aesthetik oder gar mit Schiller anbinden zu wollen, von dem Prinzip, daß man das erste Liebeslied erst schreiben soll, wenn man sich versucht fühlt, dem Idol die erste Ohrfeige zu versetzen, nicht viel halte: hier geht der Puls noch zu stark. Aber freilich, er geht wirklich und das ist denn doch immer auch schon etwas. Ich durfte daher mit Recht lachen, als ich die „christliche Tragödie“ des Herrn von Redwitz las und dabei an meine eigene dachte, in der Himmel und Hölle zwar wunderlich durch einander schießen, aber doch auch durch innere Bezüge nach den Grundbedingungen des Christenthums mit einander verknüpft sind und sich nicht dumm und abstract, wie heiß und kalt im russischen Bade gegenüber stehen. Übrigens war Genoveva mein erster dramatischer Gedanke; schon in Wesselburen (so heißt ein Ort in einem Ländchen, welches Dithmarschen heißt und welches früher nur Pferde ausführte, jetzt aber auch Poeten liefert, z. B. mich und Klaus Groth) habe ich damit gespielt.

Du wolltest „Confessions“, hier hast Du einen ganzen Bogen voll; das Verdienst der Aufrichtigkeit möge ihre Verworrenheit entschuldigen. Nun aber kein Wort mehr, bis auf das eine: Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!

In alter Anhänglichkeit
Dein

Wien den 14. Juny 58. Fr. Hebbel.

Dieser Brief bedarf keiner Erläuterung, er spricht für sich selbst in einer deutlichen Sprache. Wie die Schriftzüge, auffallend durch außergewöhnliche Gleichmäßigkeit, sowie durch die Festigkeit und Strammheit, mit der Buchstaben und Worte gleich Soldaten nebeneinander stehen, für Hebbel charakteristisch sind, so ist es nicht minder der Inhalt. Die Offenheit und Wahrheitsliebe des Dichters springt in die Augen, ebenso die Strenge, mit der er sich nicht weniger als andere zu kritisieren pflegte.

Noch weniger, als bezüglich Gutzkow, ist bezüglich Dingelstedt das Verhältnis Hebbels zu demselben durch diese Proben vollständig erschöpfend ausgemalt. Gleichwohl werden diese Fragmente, so hoffen wir, den Kennern der Litteratur willkommen und interessant sein.



Aus den Kinderjahren.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Meine Erinnerungen an die frühe Kinderzeit sind nicht besonders lebhaft; ich weiß nur, daß ich ein sehr fröhliches Geschöpf gewesen bin und auch — tempi passati! ein sehr wildes und unbändiges. Ich hatte eine um ein Jahr ältere Schwester, ein ernstes, braves, gewissenhaftes Kind, und zwei Brüder, der eine um drei, der andere um vier Jahre jünger als ich. 1835 kam noch ein Schwesterchen dazu, vom ersten Augenblick seines Lebens an das holdeste kleine Wesen, dessen ich mich entsinne. Es war ein neues Glück, an seiner Wiege zu stehen, ihm zuzusehen wie es schlief, und sein Erwachen, das wir durch unsere laute Bewunderung nur zu oft beschleunigten, mit Jubel zu begrüßen.

Fast zugleich mit dieser Freude trat der erste Schmerz in mein Leben. Ich sollte stricken und lesen lernen. Warum mir das als eine Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden, aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können, als das scheußliche Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Thränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte. Ich war glücklich und traurig, denn ein dumpfes Gefühl sagte mir, daß es nun vorbei sei mit meiner ungebundenen Freiheit und die Zeit gekommen, in der auch ich arbeiten und lernen mußte. Eines war mir so widerwärtig wie das andere, und wenn meine Lehrer mir sagten: „Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt," geriet ich in Entrüstung. Leicht sollte mir das Lernen sein — mir — das Dasitzen über Büchern und Schiefertafeln, während draußen die Sonne schien, alles grünte und blühte, die glücklichen Vögel von Wipfel zu Wipfel flogen und meine kleinen Brüder im Garten spielten!

Wenn durchaus gelernt werden mußte, ließ ich es mir in der Stadt eher gefallen. Wir hatten dort einen vorzüglichen Lehrer. Es ist nicht möglich, wohlwollender und gütiger zu sein, als er es gewesen, und dennoch gab es einen Menschen, den er täglich hundertmal verwünschte: den Erfinder der Stahlfeder. „Einsperren sollte man den Kerl!" rief er, „in Grund und Boden ruiniert er die Kalligraphie; wer mit Eisen schreibt, kriegt eine Hand von Eisen." — Eines Tages streckte er mir die Rechte über den Tisch entgegen: „Da, schlagen Sie ein und geloben: So wahr Sie ein ehrliches Kind sind, nie mit einer Stahlfeder zu schreiben."

Ich gelobte und — ein Jahr später war mein guter Lehrer tot und ich kein ehrliches Kind mehr, sondern ein wortbrüchiges, und schrieb mit Stahlfedern. Wir erhielten nur solche, und wohl oder übel mußte ich mich zu ihrem Gebrauche bequemen. Die Gewissensqualen, die ich dabei erduldete, waren ganz entsetzlich.

In jener Zeit brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdislavic, dem Gute meines Vaters zu, kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling wieder aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Thefen hineingeschmuggelt, — unmöglich noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Hause umher, in der Küche, den Vorzimmern, krochen in die noch leerstehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genierten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst.

Heute legt man die Strecke in 6 Stunden zurück, damals brauchten wir anderthalb, wenn das Wetter schlecht war, auch wohl zwei Tage; ein Nachtlager gab es immer, und je länger wir unterwegs blieben, desto lieber war es uns. Die Postillone bekamen ein Extra-Trinkgeld „fürs Blasen" und gar herrlich schien uns, unter schmetternden Fanfaren über die Landstraße und durch die Ortschaften zu rollen.

Die Ankunft in der Stadt war allerdings erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das man dort zurückgelassen hatte und wiederfand. Nach der langen Trennung kam es uns vor wie neugeschenkt und trotz mancher Schadhaftigkeit schöner denn je. Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus Holz oder Blech im Vergleich zu dem mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdislavic erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof — wenn unsere drei Reisewagen vierspännig hereinfuhren; war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können!

Unter dem Thor, auf ihren Stock gestützt, stand eine alte Frau, „Urgroßmutter" wurde sie im Hause genannt; man rechnete ihr nach, sie sei weit über die neunzig. Unter unseren Großeltern schon hatte sie ihr halbhundertjähriges Dienstjubiläum gefeiert und lebte jetzt als Pensionärin im Schlosse. Ihr kleines, feines Gesicht war schneeweiß, weiß die zierlich gefältete Haube, die es umrahmte, weiß das über die Brust gekreuzte Tuch. Sie sprach fast nie; die weichen Schuhe, in denen sie einherhumpelte, machten ihren Gang unhörbar. Wir empfanden gewöhnlich einige Scheu vor ihr, doch kam diese im Freudenrausch der Heimkehr nicht zur Sprache. Die alte Frau erwiderte unsere Begrüßung scheinbar unbewegt, aber wir vernahmen das laute Klopfen ihres Herzens wenn sie sich niederbeugte, um uns auf die Stirn zu küssen. Nicht minder herzlichen Willkomm, als die Menschen daheim, bot die traute heimische Natur: die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand, und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen, breitästigen

Es schwebt etwas über unseren schaffensfreudigen Gedanken, das feiner und schärfer ist als sie. Es sieht ihrem Entstehen zu, überwacht, ordnet und zügelt sie, es mildert ihnen oft die Farben wenn sie Bilder weben, und hält sie am Knappsten wenn sie Schlüsse ziehen. Seine Ausbildung hängt von derjenigen unserer edelsten Fähigkeiten ab. Es ist nicht selbstschöpferisch, aber wo es fehlt kann niemals dauerndes entstehen, es ist eine moralische Kraft ohne die unsere geistige nur Schemen hervorbringt, es ist das Talent zum Talente, sein Halt, sein Auge, sein Richter, es ist das künstlerische Gewissen.

Marie Ebner-Eschenbach.

Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen — o wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und an mein Herz drücken zu können.

Im Frühling des Jahres 1837 wurde es sehr traurig bei uns. Unsere vielgeliebte Mama kränkelte und wir, die gewohnt waren, stundenlang um sie zu sein, durften jetzt nur morgens und abends für einen Augenblick zu ihr kommen.

Eines Tages erwachte ich — meine Schwester saß aufrecht in ihrem Bette und sah gespannt ins Nebenzimmer, dessen Thür die Gouvernante, die dort eingetreten war, offen stehen gelassen hatte. „Schau!“ flüsterte meine Schwester mir zu, „schau, was sie gebracht haben... Eine Puppe, eine lebendige“... Und wirklich, eine fremde Frau hatte ein kleines wimmerndes Wesen hereingetragen, und beschäftigte sich nun damit, es in ein Deckchen zu hüllen. Wir sprangen aus den Betten und liefen zum Wickeltisch, auf dem das Kindchen lag, und wollten es küssen und herzen. Auch die Kleinen erwachten und umdrängten das Neugeborene. Unsere Tante trat ein, sie sah müde und überwacht aus. „Ist's vorbei?“ fragte sie, und die Fremde antwortete „Noch nicht.“ „Haben Sie die Nottaufe gegeben?“ „Ja wohl.“

Was ist das, die Nottaufe? und was soll vorbei sein? Keines von uns wußte es, und wie gern wir auch dahinter gekommen wären, lag uns doch noch viel mehr daran zu erfahren, wem das kleine Kind eigentlich gehöre? — „Mir,“ meinte ich. „Mir, weil ich die ältere bin,“ behauptete meine Schwester.

Einige Stunden später war das kaum erwachte Leben erloschen, mitten unter uns vollzog sich das unheimliche Wunder des Todes. Der letzte Atemzug des Kindleins hatte unseren Streit geschlichtet, denn: „Jetzt,“ sagte man, „gehört es dem lieben Gott.“

Und bald darauf gehörte auch unsere Mama dem lieben Gott.

„Er hat sie zu sich gerufen,“ sagte ihre Mutter mit der Ergebung einer Heiligen. — Ihre Ruhe täuschte uns über die Größe des Unglücks, das wir erfahren hatten.

Unser Vater ließ uns zu sich bescheiden, und wir standen lange vor seiner Thür und wagten nicht anzuklopfen. Endlich kam er selbst heraus, der starke Mann war in Thränen aufgelöst, seine Stimme brach, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Am selben Abend spielten wir in unseren Zimmern so vergnügt wie je. — Plötzlich besann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wieder sehen, warum sind wir denn nicht traurig?“ „Warte nur,“ erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, werden wir schon traurig sein.“

Ja, wir waren dumm vor fünfzig Jahren, ich glaube nicht, daß die Kinder der zweiten Hälfte des Säkulums ebenso dumm sein können, wie wir gewesen sind.

Als wir einige Zeit später in Zdislavic eintrafen, hatten die Bäume und Sträucher schon abgeblüht und eine Nische mehr war in der Gruft zugemauert worden. Wir kannten diese Stätte des Friedens gar gut. Sie lag jenseits der Straße in einem schattigen Parke, den wir Kinder täglich besuchten. Meine Schwester und ich traten oft in den stillen kühlen Raum, um dort für unsere Mutter zu beten. Es war uns kein Geheimnis, daß die

gütige Mama, die wir jetzt verloren hatten, wohl die rechte Mutter der drei jüngeren Geschwister gewesen, daß die unserige jedoch wenige Tage nach meiner Geburt gestorben war. Nun ruhten die beiden nebeneinander, und nun kamen auch die „Kleinen“ mit uns in die Gruft und wir beteten zusammen für unsere Mama und für unsere unbekannte — wohl gekannte Mutter. Denn wir kannten sie, sie lebte für uns fort im Gedächtnis der Menschen. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehilfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: „Das war eine Frau, Ihre Mutter! .. Gott hab' sie selig.“ Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zu Mute: „Ich seh' ihr ähnlich, nicht wahr? Geh, sag ja!“ — Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: „Ähnlich? Ähnlich schon, aber ganz anders.“ Es sollte sich niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. — „Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis; geschlagen haben sie sich um die Ehre ihren Sarg zu tragen. — Das war eine Frau!“

Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Auch hatte ich ein Gefühl der Verwandtschaft mit ihnen, da ich ja in Zdislavic geboren war. Es beleidigte mich, wenn ein Tadel gegen sie ausgesprochen wurde; es kränkte mich, wenn man mit Härte gegen sie verfuhr. Und das geschah; die Aufseher bei der Fronarbeit auf dem Felde thaten es, besonders that's der Burggraf. So nannte man damals in Mähren den Ökonomiebeamten, zum Unterschied von dem die Amtsangelegenheiten führenden Verwalter. Er war ein ältlicher, großer, starker Mann und stand seiner Tüchtigkeit wegen sehr in Gnaden bei seinen Vorgesetzten. Unsere Gouvernante und die Frauen in der Kinderstube sprachen oft von ihm, mit Lachen oder mit Grauen, aber immer ganz leise, was mich in die Seele hinein verdroß.

Dieser Burggraf schlug einmal in meiner Gegenwart einen alten Teichgräber so heftig mit dem Stocke, daß der Mann zusammenbrach. Bei diesem Anblick ergriff mich eine sinnlose Wut; was ich unter ihrem Einfluß gethan, ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, daß ich schrie und tobte und daß diese Scene mit einer Beschämung für mich endete. Der Burggraf, die Arbeiter lachten mich aus, sogar der Geprügelte lachte. Daß mein Groll gegen den Machthaber, von dem man Geschichten erzählte, die wir nicht hören durften, dadurch nicht vermindert wurde, ist begreiflich. Ich trug mich sehr ernstlich mit der Absicht, dem Burggrafen bei der nächsten Begegnung einen tüchtigen Puff zu geben. Die Gelegenheit, das Attentat auszuführen, bot sich wiederholt, doch zögerte ich so lange, bis etwas geschah, das meine streitbaren Empfindungen für einige Zeit bezähmte.

Der ältere meiner Brüder hatte das sechste, der jüngere das fünfte Jahr erreicht. So wie uns gab auf dem Lande auch ihnen der sanftmütige, harmlose Herr Verwalter Schreibunterricht. Bei einer solchen Lektion geschah's, daß unser kleiner Bruder plötzlich aufsprang, ehe sich's jemand versah dem Herrn Verwalter eine Ohrfeige applizierte und im nächsten Augenblicke unter dem Tische verschwand.

Herr Gott im Himmel! . . . Die That, die ich träumte, da war sie gethan — allerdings mit der Steigerung vom Puff zur Ohrfeige und auf Kosten eines Unschuldigen. — Und dennoch — ich hatte meine Gedankensünde in lebendiger, wenn auch verzerrter Darstellung vor mir gesehen, das erschütterte mich und weckte Reue.

Der junge Verbrecher mußte sofort ins Amtshaus, den Herrn Verwalter um Verzeihung zu bitten. Er sah steinunglücklich aus und kam uns auf seinem Bußgange noch kleiner und magerer als sonst vor, sein Bruder, sein getreuer Eckhart, führte ihn, und war womöglich noch zerknirschter als er. Sie boten einen kläglichen Anblick.

In einer der nächsten Religionsstunden erklärte uns der Herr Locale die Bedeutung des Gebotes „Du sollst nicht töten.“ „Das heißt nicht etwa,“ sagte er, „Du sollst deinen Nächsten nicht erschlagen oder erschießen, es heißt auch, Du sollst nicht die Hand erheben wider ihn, Du sollst gegen ihn nicht einmal einen bösen Gedanken hegen.“

Ich wurde rot wie ein Paradiesapfel und dankte Gott, daß mich niemand fragte warum.

Einige Jahre vergingen. Mein Vater hatte sich wieder vermählt, die neue Mama feierte ihren Eintritt in unser Haus mit einer guten That. Sie entfernte die leichtsinnige Französin, der meine Schwester und ich anvertraut gewesen, und setzte eine erprobte deutsche Erzieherin an ihre Stelle. Eine für uns glücklichere Veränderung hätte nicht getroffen werden können, und diese blieb nicht die einzige. Mit der neuen Stiefmutter zog ein regerer Geist bei uns ein. Sie war eine schöne, liebenswürdige, sehr talentvolle Frau, ich zerfloß in Bewunderung der Bilder, die sie malte, der Lieder, die sie sang, besonders aber der Bücher, die sie uns vorlas. Das erste, welches ich durch sie kennen lernte, war Grüns „Letzter Ritter.“ Dieses edle Gedicht übte einen außerordentlichen Zauber auf mich aus, und wenn sein Inhalt sich mir auch nur zu einem verschwommenen Bilde gestaltete, die Verse drangen mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt.

Der mächtige Eindruck rief Reflexerscheinungen hervor, eine Reihe von Improvisationen entstand, die ich mit großem Entzücken und fürchterlicher Ausdauer vor mich her sang. Meine arme Schwester, die notgedrungen zuhören mußte, sagte manchmal: „Das hat keinen Sinn.“ Sie wird wohl recht gehabt haben.

Der Anregung, die ich durch den „Letzten Ritter“ empfing, folgte noch manche andere, doch verschwanden sie alle wie Schatten vor dem Eindruck, den die dramatische Kunst auf mich machte. Wir wurden nämlich, zu unserer nicht geringen Freude, jeden zweiten Tag in das Burgtheater mitgenommen. Eine neue Welt ging mir auf, und doch war mir, als befände ich mich in meinem eigentlichen Element. Das Burgtheater war damals eine Bildungsschule ersten Ranges, die Erfindung der Komtessen-Stücke noch nicht gemacht. Noch galt das Wort Julie Rettichs: „Das Klassische schadet nicht.“ Nein wahrlich, es schadet nicht, es läutert, es erbaut und begeistert. An manchem solchen Weiheabend saß ich auf dem Bänkchen im Hintergrund unserer Loge, der Kopf brannte mir, meine Wangen glühten, ein kalter Schauer nach dem andern lief mir

über den Rücken und ich dachte: über kurz oder lang werden deine Stücke hier aufgeführt, und deine Worte werden von der Bühne wie Funken herunterprasseln. Das waren Stunden! jede von ihnen befestigte meine Überzeugung, daß ich bestimmt sei, der Shakspeare des XIX. Jahrhunderts zu werden. Schon hatte ich mir aus einem Papierbogen ein Büchlein gemacht, das ich immer in der Tasche trug, um jeden Gedanken festzuhalten, der mir etwa kommen würde; dieses Büchlein zeigte ich meiner Schwester, die es sehr bewunderte, weil die Blätter so schön weiß waren, was sie auch immer blieben.

Überhaupt machte ich nicht lange ein Geheimnis aus meinen festen Hoffnungen auf die Unsterblichkeit, am wenigsten verbarg ich sie meiner Vertrauten, unserer ehemaligen Erzieherin. Sie hatte uns leider, von ihrer Familie zurückberufen, verlassen müssen, bewahrte uns aber trotz der Trennung ihre treue Freundschaft. Der Briefwechsel, den wir führten, war mir in einer wichtigen Werdezeit Stütze und Stab. Ich sprach von allem, was in mir vorging, ich berichtete jeden tollen Einfall, erfuhr oft verdienten Tadel und nahm ihn ohne Widerspruch hin. Einmal kam er so streng wie noch nie, in der Antwort auf einen Brief, den ich am Vorabend meines vierzehnten Geburtstages schrieb und in welchem ich den Entschluß kundgegeben hatte, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden.

Thörichte Kindereien, aber sie trugen einen verderblichen Keim in sich; er ging auf und schuf mir in der Zukunft eine lange Reihe von Irrtümern und Enttäuschungen.

— — — — — — — — — — — —

Der Lebenskampf eines jeden Menschen, der ernstlich und heiß nach unerreichbaren Zielen strebt, ist ein schwerer. Was ihm zu seiner Erlösung am nötigsten wäre, erlangt er zuletzt — die Demut. Es dauert lang, ehe der Phantast, der meinte, nur auf den Höhen werde er frei atmen können, sich zu ihren Füßen in einem Hüttlein einrichtet und darin seinen Frieden findet.

In meiner Jugend war ich überzeugt, es müsse eine große Dichterin aus mir werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von Karl von Thaler.

Vor sechs- oder siebenzwanzig Jahren erschien ein Drama: „Maria Stuart in Schottland", das in theatralischen Kreisen großes Aufsehen erregte. Weniger des Inhalts wegen, der einer Vorhandlung zu Schillers „Maria Stuart" glich, wie auch die Form, die ganze Behandlung des Stoffes den Einfluß Schillers deutlich verriet. Aber alle Welt zerbrach sich den Kopf über den Verfasser. M. von Eschenbach war auf dem Titelblatte zu lesen. Das mußte, wie man meinte, ein Pseudonym sein. Nun riet man, wer sich hinter demselben verbergen möge, und im juridisch-politischen Leseverein zu Wien, wo damals fast alle aufgeklärten und freidenkenden Männer der österreichischen Hauptstadt zusammenkamen, ward jeden Tag eine neue Vermutung laut. Ein Mitglied des höchsten Adels sollte das Drama geschrieben haben, ja man wollte wissen, daß ein Erzherzog — natürlich der spätere Kaiser von Mexiko — der Verfasser sei. Erst nach und nach lüftete sich der Schleier des Geheimnisses und man erfuhr, das Stück stamme aus der Feder einer Dame, der Frau Marie von Ebner-Eschenbach, geborenen Komtesse Dubsky, und das vermeintliche Pseudonym sei das Adelsprädikat ihres Gatten.

Die junge Gräfin muß auf dem Stammschlosse Zdislavic einen ganz außerordentlichen, unter ihren Standes- und Altersgenossinnen vollständig unerhörten Bildungstrieb gefühlt haben, denn sie las und lernte viel mehr als selbst bürgerliche Mädchen ihres Alters. Schon vor ihrer Verheiratung — und sie vermählte sich sehr früh — schrieb sie dramatische Versuche. In ihrem Köpfchen gärte, wie sie selbst einmal launig erzählte, der unwiderstehliche Drang, die deutsche Bühne umzugestalten; — ein Sport, auf den fünfzehn- bis achtzehnjährige Komtessen nicht leicht zu verfallen pflegen. Sie blieb dieser ersten litterarischen Liebe lange treu und trat mit ihren Früchten zuerst in die Öffentlichkeit. „Maria Stuart in Schottland" und „Maria Roland" bezeichnen den Beginn ihrer litterarischen Laufbahn.

Die Dramen waren poetisch und verrieten einen freien Geist, doch sie blieben der Bühne fremd. Das Talent war unbestreitbar, aber das heutige Theater verlangt weniger nach schöner Sprache und hochtragenden Gedanken, als nach starken Wirkungen. Auch war Marie von Ebner eine durch und durch subjektive Natur; ihre Gestalten lösten sich zu wenig von ihr selbst ab, sie trugen die Ideen der Verfasserin vor. Sie fühlte bald, daß das Drama nicht das Gebiet sei, auf dem sie dauernde Erfolge erringen würde, entsagte dem Jugendtraum und wendete sich der Erzählung zu.

Als Novellistin steht sie heute in einer Reihe mit den besten deutschen Schriftstellerinnen. Sie besitzt die große Kunst, mit einfachen Mitteln zu wirken, und alles, was sie erzählt, macht den Eindruck der Lebenswahrheit. Ihre Menschen sind natürlich und selbst dann glaubhaft, wenn ihre inneren und äußeren Erlebnisse wegen ihrer Besonderheit etwas unwahrscheinlich klingen. Man hat darum Baronin Ebner eine Realistin genannt, aber sie ist es nicht. Im Gegenteil, sie geht im Idealismus bis an die äußerste Grenze und führt Probleme durch, die ein wirklicher Realist sorgfältig meiden wird. Nehmen wir z. B. ihren „Chlodwig". Daß ein Mann, der die Jugendgeliebte wegen des Standesunterschiedes nicht heimführen konnte, jeder anderen Liebe entsagt und achtzehn Jahre lang einsam trauert, mag vorkommen. Daß aber derselbe Mann, als die Geliebte, die inzwischen Witwe geworden, ihm einen Korb giebt, wahnsinnig wird, — diese Tragik setzt einen wahrhaft wetterfesten Idealismus voraus. Denselben Anspruch erhebt die Novelle: „Nach

dem Tode"; eine der schönsten und rührendsten, die wir kennen. Aber so stark ihr Eindruck ist, so fragen wir doch, ob ein Mann von dreißig Jahren, der zum erstenmale leidenschaftlich liebt und im Begriffe steht, das angebetete Mädchen zu heiraten, durch die Erinnerung an seine erste Frau, die ihm ziemlich gleichgültig gewesen, deren tiefe Liebe zu ihm er kaum bemerkt, so mächtig erschüttert werden kann, daß er der Braut entsagt und nur seinem Kinde zu leben beschließt? Bloß der reinste Idealismus wird die Frage bejahen: er wird sich auf die Seite der Verfasserin stellen und sagen: Gewiß, es ist möglich, daß die Tote über die Lebende siegt, weil die letztere, wie sie die Verfasserin zeichnet, keiner echten Liebe fähig scheint und keine verdient. Aber ein Ausnahmsmensch muß der sein, welcher es vorzieht, am Grabe einer Verstorbenen zu trauern, statt ein blühendes Weib in seine Arme zu schließen.

Damit haben wir das Wort ausgesprochen, welches den Schlüssel zum Verständnis der Eigenart der Frau v. Ebner gewährt. Sie schildert fast immer Ausnahmsmenschen von so herrlichen Eigenschaften, wie der echte Idealist sie zu entwerfen liebt, und benützt alltägliche Leute höchstens als Folie für ihre Helden und Heldinnen. Wenn „Lotti, die Uhrmacherin", ihre kostbare Uhrensammlung, ihren Schatz und ihre Freude, ohne Zögern verkauft, um mit dem Erlöse dem Manne hilfreich beizuspringen, der sie einst geliebt und verlassen, so werden wir uns durch die staunenswerte Fachkenntnis der Verfasserin nicht verleiten lassen, diese Novelle für realistisch zu erklären. Lotti gehört ebenso zu den Ausnahmsmenschen wie der Graf Tannberg, der dem Majorat und dem gräflichen Namen entsagt, um die Pastorstochter zu heiraten; wie Martin Szela, der polnische Bauer, der im Aufstande von 1846 die Mißhandlungen seines Gutsherrn lohnt, indem er ihm die Kinder rettet; wie die arme Magd Bozena, in deren Busen ein unerschöpflicher Reichtum an Güte, Edelmut und Aufopferung verborgen liegt. Daß alle diese Ausnahmsmenschen uns ganz natürlich erscheinen, ist eine optische, durch die Kunst der Verfasserin bewirkte Täuschung. Wäre sie weniger begabt, so würde ihr diese Täuschung nicht gelingen.

Die Erwähnung Bozenas, welche die Hauptfigur eines ganzen Romans bildet, führt uns zu einer weiteren charakteristischen Eigentümlichkeit der Baronin Ebner. Sie hat einen Band ihrer Erzählungen „Schloß- und Dorfgeschichten" betitelt und dadurch, vielleicht unbewußt, die beiden Kreise bezeichnet, in denen sie sich fast ausschließlich bewegt. Das Schloß und das Dorf sind der Schauplatz ihrer Novellen, äußerst selten die Stadt. Aristokraten und Bauern schildert sie mit sichtlicher Vorliebe, die ersteren meisterlich und mit jener genauen Kenntnis aller ihrer Tugenden und Fehler, die sich aus ihrer gräflichen Geburt erklärt; die letzteren mit dem milden Wohlwollen, dessen sie so sehr bedürfen, um litteraturfähig zu werden. Der gebildete Mittelstand aber fehlt in ihrem künstlerischen Register fast ganz, und wenn sie die geistige Blüte desselben, wenn sie Schriftsteller behandelt, dann geschieht es mit herber Ironie. Andreas Muth, der „Spätgeborene", ist doch ein gar zu hilfloses Menschenkind, als daß wir an den Wert seiner Trauerspiele glauben könnten, und Holwig ein haltloser Charakter, von dem wir uns ärgerlich abwenden. Aber was Frau von Ebner die Uhrmacherin Lotti über die moderne, in Schmutz und Laster wühlende naturalistische Schule sagen läßt, das sind goldene Worte. Mit flammender Entrüstung, mit dem ganzen Ekel einer vornehmen Feuerseele kämpft die Verfasserin für die ideale Richtung in der Kunst, indem sie von dem Sensationsroman Holwigs sagt: „Da war dem Tier und Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit, aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Notbehelf, der armselige einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt."

Diese kräftige, eines energischen Mannes würdige Philippika umschreibt den künstlerischen Standpunkt der Baronin Ebner besser, als es irgend eine Kritik vermöchte. Sie ist ihm allzeit treu geblieben, auch im „Gemeindekind", ihrer jüngsten Arbeit, deren Eingang empfindsame Gemüter wohl etwas stutzig macht. Am Anfang einer Erzählung einen Raubmörder henken zu lassen, dünkt uns gerade kein nachahmenswertes Beispiel. Aber die Verfasserin versöhnt bald mit dem ersten Kapitel, indem sie die Entwicklung des „Gemeindekindes" vom verwahrlosten diebischen Jungen zum braven Manne in überraschender Feinheit durchführt. Dieser Pavel Holub gehört zu den merkwürdigsten Helden der Dorfgeschichte, wie sie ähnlich wohl nur in der russischen Litteraturgeschichte vorkommen. Der Schluß, das Wiedersehen Pavels mit seiner Mutter, die zehn Jahre im Zuchthause gesessen und nun dem Sohne schlicht sagt, daß sie unschuldig verurteilt worden, ist von ergreifender Wirkung und entschädigt für manche Längen der etwas zu breit ausgesponnenen Erzählung.

So stark Frau von Ebner auch zu rühren weiß, so sind doch ihre ernsten Novellen nicht diejenigen, auf die sie am meisten stolz sein kann. Ihre hervorragende Stellung in der Litteratur dankt sie vor allem ihren humoristischen Geschichten, dem „Freiherrn von Gemperlein" und der „Komtesse Muschi". Das sind wahre Kabinettsstücke, deren erste Paul Heyse mit richtigem Kennerblick dem von ihm herausgegeben „Neuen deutschen Novellenschatz" einverleibte. Alle Vorurteile und Schwächen des Adels werden hier mit köstlicher Satire durchgehechelt, besonders in der „Komtesse Muschi", die der österreichischen Aristokratie einen Spiegel vorhält, in dem sie ihr wahres Antlitz schauen kann. Die Oberflächlichkeit und Hohlheit der jungen Gräfin und ihrer ganzen Umgebung, der Mangel an geistiger Bildung, an allem Verständnis für höhere Lebensfragen, — sie werden uns durch die Briefe der Komtesse an eine Freundin geschildert. „Es kann doch einen höheren Standpunkt geben, als den Ihrer Welt," sagt der schwäbische Graf, der in allem ihr erfreuliches Widerspiel bildet, und sie erwidert darauf: „Das ist der Trost für alle, die aus ihr ausgeschlossen sind." Damit begnügt sie sich; — Nachdenken wäre beschwerlich, man reitet lieber aus oder geht auf die Jagd. Zuletzt, als der ihr bestimmte Graf eine andere heiratet, überkömmt Komtesse Muschi doch eine Ahnung, als ob „ihre" Welt nicht das Höchste wäre, und sie schließt ihre letzten Worte mit den vielsagenden

Worten: „Merke dir: es ist nicht immer so angenehm, als man glaubt, eine Sportkomteß zu sein.“ Die beiden Brüder Gemperlein sind die ergötzlichsten alten Junggesellen, die man sich denken kann. Wie sie sich beide in eine Josepha verlieben, die sie bloß aus dem Gothaschen Kalender kennen, und wie sich schließlich herausstellt, daß ihre Angebetete nur einem Druckfehler ihr Scheindasein verdankt und in Wirklichkeit ein Joseph und noch dazu ein Lieutenant ist; — wie sie gegenseitig für einander bei einer seit zehn Jahren verheirateten Frau werben, weil sie dieselbe für ein Mädchen halten: — das muß man lesen, um die gesunde, schalkhafte Laune der Baronin Ebner voll würdigen zu können. Wir haben nicht viel humoristische deutsche Erzählungen, welche sich neben die „Freiherrn von Gemperlein“ stellen dürfen.

Da in einem Bilde der Schatten nicht fehlen soll, so sei gleich neben der besten Arbeit der begabten Frau auch ihre schwächste erwähnt. Dafür müssen wir die „Prinzessin von Banalien“ erklären; ein Märchen, das in schöner Sprache und mit reicher Phantasie geschrieben ist, aber dem Leser durchaus nicht klar werden will. Der Titel scheint einen Fingerzeig zu geben, der Inhalt stimmt indes nicht mit ihm überein. Man vermutet eine Satire gegen die Banalität und findet eine sehr wunderbare und traurige Geschichte, die jede andere Deutung eher zuläßt, als eine satirische. Das Märchen ist wohl überhaupt kein Feld für den scharf beobachtenden, vollkommen logisch denkenden Geist einer Schriftstellerin, die zwar auch sehr hübsche und gemütvolle Gedichte verfaßt, aber sich mit Vorliebe in Sprüchen ergeht und einen ganzen Band „Aphorismen“ herausgegeben hat.

Frau von Ebner beantwortet die Frage, was ein Aphorismus sei, treffend mit den Worten: „Der letzte Ring einer langen Gedankenkette.“ Wer vierhundert solcher „Ringe“ veröffentlicht, von dem kann man nicht fordern, daß er sie alle aus lauterem Golde verfertige; denn so viel Edelmetall münzt ein einziges menschliches Gehirn nicht aus. Wir werden uns daher nicht wundern, unter so vielen Aphorismen manchen zu begegnen, die zwar sehr verständig, aber selbstverständlich und schon oftmals ausgesprochen worden sind. Es bleibt immer noch eine große Zahl mit der eigenen Prägung der Baronin übrig, und sie erfüllen uns mit höchster Achtung vor ihrem Verstande wie vor ihrem Herzen. Wir hören nicht nur eine geistvolle, sondern auch eine edle Frau. Wenige dürften so ihr Innerstes bloßlegen, ohne zu verlieren; sie steigt dadurch in unserer Wertschätzung. Häufig trifft sie den Nagel auf den Kopf und ein paar Sprüche dieser Art mögen hier Platz finden. Sie sagt u. a.: „Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurteil.“ — „Andere neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe.“ — „Schüchterne Dummheit und verschämte Armut sind den Göttern heilig.“ — „Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen.“ — „Das Alter verklärt oder versteinert.“ — „An das Gute glauben nur die wenigen, die es üben.“ — „Die Liebe hat nicht nur Rechte, sie hat auch immer recht.“ — „So mancher meint ein gutes Herz zu haben, und hat nur schwache Nerven.“ — „Aus dem Verlangen nach dem Überflüssigen ist die Kunst entstanden.“ — „Eine gescheite Frau hat Millionen geborner Feinde: alle dummen Männer.“ — „Was nennen die Menschen am liebsten dumm? Das Gescheite, das sie nicht verstehen.“ — „Liebe ist Qual, Lieblosigkeit ist Tod.“

Wir könnten mit diesen Perlen lange fortfahren, aber die angeführten genügen wohl zur Rechtfertigung unseres Urteils. Wer die Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach nicht kennt, dem wird ein wesentlicher Zug ihres litterarischen Charakterbildes fehlen. Wenn man sie durchgelesen hat, ruft man unwillkürlich aus: „Eine prächtige Frau!“ — und mit diesem Schlußwort nehmen wir Abschied von ihr.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Novellen.

In den letzten Novembertagen, wo sonst nur jene Bücher erscheinen, welche nicht so sehr unsere Litteratur, sondern im Gegenteil bloß den Weihnachtstisch zu schmücken bestimmt sind, sind diesmal auch drei Bände zur Ausgabe gelangt, die sich von diesen gefälligen, die ganze Tüchtigkeit des deutschen Buchbindergewerbes und die ganze Jämmerlichkeit des deutschen Durchschnittsgeschmacks verratenden Werken scharf unterscheiden und darum eben die Sortimenter in keine besondere Aufregung versetzen dürften. Uns freilich liegt eben deshalb um so mehr die Pflicht ob, auf diese Bücher mit wärmster Betonung hinzuweisen — legen sie doch Zeugnis für dieselbe künstlerische Konfession ab, in deren Dienst sich diese Zeitschrift gestellt: ihre Verfasser gehören zu jenen wenigen wirklichen und echten Poeten, deren wir uns heute erfreuen dürfen und auf die wir hinweisen können, wenn wieder einmal das nun schon etwas monoton gewordene Lied von dem Epigonentum in unserer Litteratur und dem Verfall der Dichtkunst angestimmt wird; diese Poeten stehen ferner insgesamt nicht im Dienste der konventionellen, sondern der echten Sittlichkeit, sie alle behandeln ernste und tiefgreifende Probleme, sie bemühen sich ehrlich um die Wahrheit und halten dabei doch streng jene Grenzen ein, welche aller Kunst gesetzt sind; sie alle sind Maler, nicht Dekorationskünstler oder Photographen. Auf solche Werke hinzuweisen ist eine Pflicht, die man freudig übt, am freudigsten allerdings, wenn man auf ein bisher wenig oder gar nicht bekanntes Talent hinweisen darf. Dies ist uns hier, wie angedeutet, versagt, wir haben es hier durchweg mit Büchern zu thun, welche erworbenen Ruhm mehren aber keinen neuen begründen.

An die Spitze dieser Rundschau stellen wir das dünnste der drei Bücher, weil es künstlerisch sehr schwer wiegt: die Novelle „Die Versuchung des Pescara“ von Konrad Ferdinand Meyer (Leipzig, Haessel 1887). Der Schweizer Erzähler gehört zu jenen hervorragenden Dichtern der Gegenwart, welchen diese Zeitschrift die Veranstaltung eines eigenen Heftes noch schuldig ist; ihnen, oder vielmehr dem Programm der „Deutschen Dichtung.“ Wem immer dann die Aufgabe zufällt, das litterarische Porträt Meyers zu entwerfen, er wird die erfreuliche Aufgabe haben, von einem Poeten erzählen zu können, welcher wohl, wie dies Menschenlos ist, nicht durchweg Gleichwertiges geschaffen, aber nie eine Zeile veröffentlicht hat, welche nicht die höchste künstlerische Sorgfalt und ein immer gleich lebendiges, stets mit Aufgebot aller Kraft bethätigtes künstlerisches Pflichtgefühl bekunden würde. Diese Eigenschaft erhält und stählt die Dichterkraft, und ihr in erster Reihe haben wir es wohl zu danken, daß das neueste Werk des nun zweiundsechzigjährigen Poeten vielleicht sein bestes ist, sicherlich aber von keinem andern, das wir ihm bisher verdanken, verdunkelt wird. Namentlich in jener Beziehung, welche überhaupt eine Stärke seines Talentes bedeutet, der überaus anschaulichen, energischen und konsequenten Charakteristik der Personen, hat Meyer hier mit sein Bestes geleistet. Der Held der

Novelle, jener Feldherr Karls des Fünften, welcher seinem Kaiser die Schlacht von Pavia gewonnen; die Gattin Pescaras, Victoria Colonna; der Connetable Karl von Bourbon; der mailändische Kanzler Girolamo Mormone, aber auch alle Nebengestalten treten so plastisch, so greifbar klar vor uns hin, wie nicht viele Gestalten, welchen wir in unserer modernen Dichtung begegnen, und daß sich diese Klarheit und Anschaulichkeit der Charakteristik gerade an jenen Figuren am siegreichsten erweist, welche widerspruchsvoll angelegt sind, so namentlich an dem Helden selbst, läßt sich nicht allein durch das Talent, die Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis des Autors erklären, sondern auch durch einen andern Zug, den wir an diesem Dichter mit am höchsten schätzen, die milde Menschlichkeit der Gesinnung, welche alles verstehen und gerecht abwägen lehrt und, in ihrer höchsten Konsequenz ausgebildet, allein zu jener Tugend führt, welche auch in dieser Dichtung mit Recht als die höchste gepriesen wird, zur Gerechtigkeit. Derselben Qualitäten bedarf aber der Dichter historischer Novellen auch für die Schilderung der Zeit überhaupt und man weiß, in welchem Maße der Schweizer Poet auch dieser wohl noch schwierigeren Aufgabe Herr zu werden versteht; vielleicht ist ihm dies noch nirgendwo besser geglückt als hier, und schwerlich wird es einem Historiker gelingen, uns die Strömungen und Zuckungen jener Zeit, welche die spanisch-habsburgische Weltmacht gebar, besser zu veranschaulichen, als es hier ein Dichter vermocht, und zwar durchweg nur durch dichterische Mittel, durch die Art, wie er seine Personen handeln läßt und was er ihnen in den Mund legt; nirgendwo unterbricht ein historischer Exkurs den natürlichen Lauf der dichterischen Darstellung. Das aber ist ein Vorzug, der um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, je seltener er ist. Die meisten Verfasser historischer Romane bieten uns trotz alles Aufwands an gelehrtem Detail doch kein richtiges Zeitbild, weil es ihnen in höherem oder geringerem Grade an jenen drei Gaben fehlt, welche hiezu unerläßlich sind, dem starken Talent, dem historischen Sinn und der Kenntnis der Zeit. Meyers Gestalten sind wirklich Spanier und Italiener aus der Zeit um 1525, nicht biedere Deutsche der Gegenwart, welche sich in antike Gewänder oder germanische Bärenhäute gehüllt. Auch die Darstellung an sich, der künstlerische Stil der Novelle ist ein meister- und musterhafter, sie mutet als Folge und Lohn dieser höchsten künstlerischen Sorgfalt an wie ein edles Werk der Goldschmiedekunst aus jener Zeit, die sie uns vorführt. Freilich wirft jedes Licht auch seine Schatten; einzelne Züge erscheinen uns immerhin nicht bloß kunstvoll, sondern auch künstlich, und jene Scene, welche vom rein menschlichen Standpunkte gewiß zu den Höhepunkten der Dichtung gehört: wie Pescara seinem nichtsahnenden Weibe offenbart, daß er ein Sterbender sei, hätte unseres Erachtens unbedingt eine lebhaftere Darstellung erfordert. Was schließlich die Fabel der Handlung betrifft, so hat Meyer auch hier wie bisher immer sich vor Augen gehalten, daß der Stoff einer Erzählung vor allem an sich des Erzählens wert sein müsse. Daß der Held ein todkranker Mann ist, gereicht der Dichtung fast in gleichem Maße zum Nachteil wie zum Vorzug. Zum Nachteil, weil hiedurch das Interesse an dem Problem stark beeinträchtigt wird; die Frage: wird Pescara sich an die Spitze der italienischen Liga stellen oder dem Kaiser treu bleiben, ist in dem Momente gelöst, wo wir erfahren, daß er ein Sterbender ist; im Angesichte des Todes kann er ein so schwieriges Werk, wie es die Einigung Italiens wäre, nicht ernstlich beginnen wollen. Aber was die Fabel dadurch an Spannung verliert, und zwar ebenso an äußerlicher wie an künstlerischer Spannung, gewinnt sie an Stimmung. Nicht ohne tiefsten Seelenanteil kann der Leser verfolgen, wie sich die Schatten des Todes immer dichter und greifbarer um diese edle Gestalt breiten. Es ist eine ähnliche Stimmung, wie sie Meyer gleich erschütternd in seiner kurzen Ballade „Der schwarze Prinz", welche diese Zeitschrift vor einiger Zeit mitgeteilt, festgehalten hat. „Meinem Lose halte ich still," gilt auch von Pescara, und als er endlich dahinsinkt, gleicht er „einem jungen mageren, von der Ernte erschöpften und auf seiner Garbe schlafenden Schnitter." Mit diesem überaus plastischen und treffenden Bilde schließt das schöne Werk.

Auch der anerkannte Meister der deutschen Novelle, Paul Heyse, hat sich wie fast alljährlich, so auch diesmal wieder mit einem neuen Bande eingefunden: „Villa Falconieri und andere Novellen" (Berlin, Hertz 1888). Den Novellisten Heyse rühmen, hieße Wasser ins Meer tragen, und die Hauptzüge seiner vornehmen Kunst haben in dieser Zeitschrift erst vor wenigen Wochen eine Erörterung erfahren. So bleibt uns nur übrig, über die Sammlung an sich einiges zu bemerken. Heyse hat uns in letzter Zeit daran gewöhnt, jede Sammlung seiner kleinen Prosadichtungen auch daraufhin anzusehen, ob sie nicht untereinander durch ein besonderes geistiges Band und nicht bloß durch den Draht des Buchbinders zusammengehalten sind, und uns diese Mühe meist schon durch den Titel leicht gemacht. Die „Meraner" und „Troubadour-Novellen" erscheinen durch das gemeinsame Kolorit des Ortes und der Zeit, die „Moralischen Novellen" durch die gemeinsame Tendenz, die beiden Bände des „Buchs der Freundschaft" und die Sammlung „Himmlische und irdische Liebe" durch den Stoffkreis der Probleme zu einer gewissen geistigen Einheit verbunden. Diesmal giebt Heyse uns keinen derartigen bequemen Fingerzeig an die Hand, gleichwohl fehlt auch hier ein gemeinsamer Grundzug nicht, freilich ein so leise betonter und fast zufälliger, daß wir es dahin gestellt sein lassen, ob wir mit der Hervorhebung desselben eine bewußte Intention des Dichters erraten oder nur etwas für Absicht halten, was der Zufall ergeben. „Daß Sie," läßt sich Heyse in der vielleicht psychologisch feinsten Novelle des Bandes, „Die Märtyrerin der Phantasie," welche den Lesern dieser Zeitschrift durch den kürzlich in ihren Spalten erfolgten ersten Abdruck bekannt geworden, von seiner Heldin anreden, „meine Beichte zu einer Novelle verarbeiten, habe ich nicht zu befürchten. Ich weiß, Sie lieben es nicht, unsympathische Frauengestalten zu schildern, und mit all Ihrer Kunst könnten Sie, wenn das Bild ähnlich würde, mich nicht liebenswürdig darstellen." Nun denn, die vier Novellen dieses Bandes haben sämtlich Frauen zu Heldinnen, welche auf den ersten Blick so sonderbar oder unliebenswürdig sind, wie sie uns Heyse bisher fast nie vorgeführt. Freilich, naturam expellas furca . . . Heyses Verhältnis zu seinen Frauengestalten ist auch hier im Grunde nicht viel anders als bisher; auch diese etwas weniger gefällig angelegten Charaktere sind entweder von Hause aus sehr viel liebenswürdiger, als uns der Dichter glauben machen will, oder sie werden es in der Folge immer mehr, ja zuweilen liebenswürdiger, als der Schärfe des Problems gut thut.

Was nun diese vier kleinen Kunstwerke im speziellen betrifft, so haben wir bereits erwähnt, welcher von ihnen wir bezüglich der Feinheit und Eigenart des psychologischen Problems den Vorzug geben, und einer Analyse derselben bedarf es nicht, da diese Charakterstudie von echt Heyseschem Gepräge eben erst unsere Leser erfreut hat. Der Dichter selbst deutet an, daß sie ein Gegenstück zu einer früheren Arbeit ist, in welcher ein Mann ein ähnliches Martyrium erträgt. Aber was der Dichter unausgesprochen läßt, dürfen wohl wir beifügen: daß es ebenso korrekt und psychologisch tief begründet ist, daß der Märtyrer zu Grunde gehen muß, wie daß die Märtyrerin sich aus einem kalten und dunklen Geschick in das warme Asyl einer echten und wahren Liebe zu retten vermag. In gewissem Sinne ein Gegenstück zu einer früheren Novelle des Autors ist auch jene Arbeit des Bandes, der in anderer Beziehung, was die interessante Fabel betrifft, die Palme gebührt: „Doris Sengenberg". Heyse hat einmal voll schalkhafter Laune erzählt, wie gefährlich es ist, einer jungen Dame, welche von ihrem neuen Verehrer als Liebesprobe ein Duell mit ihrem ersten Geliebten fordert, diesen Dienst zu erweisen; der arme Held, der seine Sache gut gemacht zu haben glaubt, erfährt statt des erhofften Lohnes die bittersten Vorwürfe, das Mädchen eilt zu dem verwundeten Geliebten, um ihn zu pflegen, und der Held muß froh sein, daß ihm die Wiedervereinigten seine That verzeihen. Hier ist das verwandte Problem durchaus tragisch gefaßt. Nachdem der Architekt Ulrich Horst den Arzt, welcher seine Geliebte, Doris, verraten und ihre Schwester zu Grunde gerichtet, schwer verwundet, kehrt er nicht zu ihr zurück, um sich den verdienten Lohn zu holen, ihn überwältigt die

Empfindung, daß er dann moralisch kaum höher stände als der gemietete Bravo, und als sie nun ihn aufsucht, gesteht er ihr, daß der Schatten seiner eigenen von ihr verursachten That zwischen ihnen beiden stehe und er ihr nun nichts mehr sein könne als ihr brüderlicher Freund. Sie aber, die ihn leidenschaftlich liebt, geht darauf freiwillig in den Tod. Höchst interessant und durchaus originell ist das Problem, welches in „Emmerenz" durchgeführt wird. Daß es unter jenen Leuten, welche konventionelle Moral mit echter Sittlichkeit verwechseln und das Recht der Individualität nicht gelten lassen wollen, ein großes Zetergeschrei erregen dürfte, erwähnen wir nur, um die Versicherung daran zu knüpfen, daß uns „Emmerenz" von diesem Standpunkte durchaus berechtigt und makellos erscheint, nicht aber vom künstlerischen. Ein derartiges Problem aufzugreifen ist des Dichters gutes Recht, aber er darf es dann nicht bloß streifen, sondern er muß es erschöpfen. Gegen diese Novelle läßt sich mit Fug und Recht dieselbe Einwendung erheben, welche ein anderer Beurteiler vor Jahresfrist an dieser Stelle gegen Heyses Novelle „Auf Tod und Leben" erhoben. Derartige schwere Probleme wollen angefaßt sein wie ein Zentnerstein; mit erschütternder Wucht muß die Lösung auf uns herabrollen, sie mit anmutiger Gebärde durch die Luft zu schwingen, so daß es den Anschein hat, als könnte sie auch eine ganz andere Bahn einhalten als die gegebene, geht unseres Erachtens nicht an. An Glanz der Sprache und Reiz der Situationen ist auch die vierte Novelle des Bandes „Villa Falconieri", welche der ganzen Sammlung den Namen gegeben, echter Heyse; zu seinen hervorragendsten Arbeiten scheint sie uns nicht zu zählen.

Gleich Heyse hat auch das schlichte und bisher selten nach Gebühr gewürdigte, aber echte Talent, mit deren jüngstem Buche sich dieser Aufsatz zuletzt beschäftigen will, in dieser Zeitschrift vor kurzem eine sehr eingehende Erörterung erfahren. „Die Vernunftheirat und andere Novellen von Marie von Olfers (Berlin, Hertz 1886)" sind nur eben eine weitere Bethätigung dieses Talents auf den bisher eingeschlagenen Bahnen, und jeder Zug, welchen jene Charakteristik (im achten Heft des zweiten Bandes) hervorgehoben, paßt ganz und gar auch auf diesen Band. Es sind wieder keine Novellen im Sinne der Ästhetik, wieder keine kunstvoll ausgedachten und scharf zugespitzten Probleme, aber es sind auch wieder „Photographien des Seelenlebens", mit ungemeiner Wahrheit, Liebe und Sorgfalt entworfen und in lebendiger Klarheit vor uns hingestellt. Nur das „Lumpen-Prinzeßchen", die letzte Arbeit des Bandes, läßt diese Prägnanz der Seelenmalerei vermissen, die jedoch dafür in den vier anderen Geschichten um so reizvoller zum Ausdruck kommt. Die schalkhaft humoristischen Arbeiten „die Vernunftheirat" und „Mamsell Lieschen" wirken am gefälligsten, am wertvollsten aber erscheint uns die ergreifende Erzählung „Leben". So bewegt die Handlung ist, so haben doch die äußeren Geschehnisse an sich die Erzählerin nicht in erster Linie interessiert; der Hauptaccent liegt auch diesmal auf der Betonung des inneren Lebens, und was die Dichterin an einer Stelle als Reflexion ausspricht „Leben bleibt ein heiliges Wunder und wer seine Entfaltung sieht, muß immer wieder staunend davor stehen," gilt in gewissem Sinne auch von dem Eindruck, den diese prächtige Arbeit auf den Leser macht. Hier erweist sich wieder einmal, was ein echtes Talent an Details der Seelenschilderung anscheinend höchst gleichgültiger und alltäglicher Menschen aufzubringen vermag.

Wien. **Otto Hartung.**

Lyrische Gedichte.

Ist wirklich die Zeit der deutschen Lyrik so ganz unwiderruflich vorbei, wie manche und unter ihnen nicht die schlechtesten Kenner der Kunst behaupten? Wenn man sieht, was an Gedichtsammlungen von Jahr zu Jahr jetzt auf dem deutschen Büchermarkt erscheint, möchte man es fast glauben. Nicht, als ob nicht auch heute noch viele schöne Verse gemacht und von Zeit zu Zeit noch immer einige innig ergreifende, der Unsterblichkeit würdige Lieder gesungen würden; aber ziemlich überall vermißt man eine bedeutende, eigenartige Kraft, die wahrhaft neue und zugleich künstlerisch vollendete Gebilde in unserer Lyrik gestaltete. Bei unsern bessern Dichtern vernimmt man nur zu oft deutliche Anklänge an die früheren Meister, und so dürfte man von der jetzigen deutschen Lyrik vielleicht am allerersten, ein altes Wort parodierend, sagen: „Das Schöne in ihr ist nicht neu, und das Neue, das bißchen Neue ist — der Himmel weiß es! — nicht schön." Leider giebt es übrigens noch eine dritte Kategorie: sie umfaßt das, was weder neu noch schön ist. Zu sie gehört von den heute zu besprechenden Sammlungen nur Eine, „Jugendliche Friedensklänge" von Fritz Bastel (Ohio, Oberlin 1887), ein Büchlein, dessen Erscheinen zum Glück für Deutschland nur in Amerika und auch da nur im Selbstverlag des Verfassers möglich ist. Der Titel ist ein Euphemismus; unverblümter würde er lauten: kindliche oder vielmehr kindische, harmlose Dinger ohne Phantasie, Leidenschaft und Poesie. Kindlich unbeholfen oder gar kindisch lächerlich, zudem aber bald gründlich langweilig ist hier alles, die Gedanken (sit venia verbo!) mit ihren wohlfeilen Alltagssprüchen voll geringwertiger Moral und Lebensklugheit, die Sprache, ein triviales Gestammel, das noch dazu von sonderbaren Partizipien und einförmigen Inversionen strotzt, die Verse, welche die höchste Unkenntnis der Metrik, des Rhythmus und der Reimlehre bekunden.

Ebenfalls eine Jugenddichtung scheint ein Büchlein von Siegfried Martin Langen zu sein, das übrigens sonst in keiner Weise mit der vorausgehenden Sammlung zu vergleichen ist, „Mein Lenz im Liede" (Berlin, J. Zenker 1887). Es sind Frühlingslieder von glücklicher und von unglücklicher Liebe, die jedoch nicht, wie man nach dem Titel vermuten könnte, durch eine Art von novellistischem Zusammenhang zu einem einheitlichen Cyklus verbunden sind. Heitere und wehmütige Töne wechseln darin ab; es fehlt nicht an warm empfundenen und poetisch wahr schildernden Strophen; die Sprache ist innig und anmutig, natürlich, leicht, gewandt, ohne Zwang und falschen Prunk, die Verse meist fließend und rein: kurz die Gedichte sind alle ganz hübsch, aber ohne künstlerische Eigenart, ohne eine ursprüngliche und selbständige Individualität, die sich fest in ihnen ausprägt und sich nur so und nicht anders in ihnen ausprägen kann. Vielmehr merkt man nicht nur allgemeine Einflüsse unserer Lyrik, wie sie sich während des letzten Jahrhunderts etwa entfaltet hat, sondern auch ganz bestimmte Anklänge an einzelne Verse und Lieder, namentlich Heines, bei denen Langen manchmal kaum die Worte leise verändert hat.

Auch Friedrich Heinrich Otto Weddigen läßt in seinen „Gedichten aus der Heimat und aus Italien" (Norden und Leipzig, Hinricus Fischer Nachfolger 1886) jene Eigenart und Ursprünglichkeit vermissen, die erst den wahren Künstler macht. Er sagt uns nichts Neues; aber was er sagt, ist schön, formal rein und richtig (wenn man von den vielen harten Inversionen des Verbums absieht), den besten Mustern nachgebildet, einfach und innig empfunden, aus liebevoller Stimmung, nicht aus weltschmerzlicher Verbitterung erzeugt, immer rühmenswert wegen des darin bekundeten Adels der Gesinnung. Nur der individuelle Charakter fehlt. So merkt man auch nur den wenigsten seiner „Strophen aus Italien" etwas von dem tiefen, bleibenden Eindruck an, den die eigne Anschauung dieses wunderbaren Landes auf jeden künstlerisch gestimmten Geist macht; viele von ihnen hätte ebenso einer schreiben können, der Italien nur aus Büchern kennt. Hingegen leistet Weddigen meistens Treffliches, wenn die gedankliche Bedeutung des Inhalts oder eine berechtigte Reflexion in seinen Gedichten vorwiegt, so in mehreren der „Vermischten Gedichte", in den (zum Teil in Prosa abgefaßten) „Sprüchen", die viele vorzügliche Weisheitslehren enthalten, nicht selten auch von dem Hang des Dichters zu geistiger Aristokratie beredtes Zeugnis ablegen. Edle, vaterländische Gesinnung spricht sich auch in dem als Anhang beigefügten fünfaktigen Trauerspiele „Ferdinand Stein" aus dem Jahre 1870 aus; das Stück selbst aber ist durchaus verfehlt, schwach in der Erfindung und im Aufbau der Handlung, noch schwächer in der (bisweilen sehr schablonenhaften) Charakterzeichnung.

Dem heitern Optimismus Weddigens steht die eintönig düstere Weltanschauung in den „Gedichten" Wilhelm Walloths (Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich) schroff

gegenüber. Sie sind samt und sonders Gesänge des trübsten Pessimismus; sie verherrlichen den Tod, das Vergehen, das Nichtsein, oder sie wenden sich wenigstens feindlich von unserer jetzigen Kultur und Religion ab zurück zum elegischen Preis des altgriechischen Götterglaubens. Die Gleichförmigkeit dieser weltschmerzlichen Stimmung, die zumal in solchem Übermaße nichts weniger als eine künstlerische Stimmung ist, ermüdet den Leser auf die Dauer, ärgert ihn oder stumpft ihn ab — das macht sich namentlich bei den Balladen geltend, die sonst im Ton manchmal recht gut getroffen sind — gleichwohl sind dem Dichter unter diesen pessimistischen Gebilden nicht wenige vorzüglich gelungen, besonders solche, in denen die düstere Schwermut etwas entlastet wird, in denen eine friedliche, wenn auch noch so ernste Resignation sich ausspricht. Fast immer zeichnet ihn eine lebhafte, vielgestaltige, beständig vergleichende Phantasie aus, deren Erzeugnis eine sinnlich ausgebildete, schmuckreiche Sprache ist. Freilich begegnet dabei auch gelegentlich einmal eine geschmacklose Übertreibung, wenn z. B. S. 12 die Donnerwolke, die auf dem Meere lagert, mit einem Mohren verglichen wird, der ein zitterndes weißes Weib umarmt und dabei „lustlechzend brüllt". Auch gegen den künstlerischen Geschmack, noch mehr aber gegen den sittlichen Anstand verstoßen die „Starnberger Elegien" in Jamben am Schlusse des Buchs: die Darstellung des Nackten ist hier nicht mehr naiv, sondern durch Reflexion getrübt und deshalb verwerflich, unpoetisch sowohl wie unmoralisch.

Schon Walloth macht sich von den alten Arten und Mustern unserer Lyrik etwas freier, ohne jedoch zu einer vollkommenen selbständigen Eigenart zu gelangen. Einen völlig neuen, bisher wohl nie bei uns gehörten Ton schlägt aber Hermann Conradi in seinen „Liedern eines Sünders" an (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887). Es ist kein edler und kein schöner, sicherlich zum mindesten kein feiner Ton. Der Verfasser fühlt sich als einen modernen Stürmer und Dränger und glaubt sich daher wieder all die rohen Kraftausdrücke und sachlichen Brutalitäten erlauben zu dürfen, welche die ehemaligen Stürmer vor hundert und zehn Jahren sich gestatteten. Er vergißt dabei nur den Unterschied der Zeiten: was man sich damals zur Not gefallen ließ, ist darum noch lange nicht heute wieder berechtigt. Und noch ein zweiter, bedeutsamerer Unterschied ist vorhanden: die Roheiten jener Stürmer waren Ausflüsse eines noch ungezügelten, aber wirklichen, kräftigen Dichtertalents, das sich gerade auch in diesen Roheiten augenfällig offenbarte; Conradis Brutalitäten fangen hingegen regelmäßig da an, wo sein Talent aufhört, sie sind äußere Zuthaten, welche die Lücken und Mängel seines Talentes verdecken sollen. Da herrscht die Roheit allein, und jede Rücksicht auf Schönheit, auf künstlerische Form schwindet. Conradi ist allerdings kein Schablonenmensch und kein Schablonendichter, und beides wäre recht verdienstlich, wenn nur das, was er uns frei von der Schablone bietet, halbwegs Poesie wäre. Das ist aber alles maßlos, unglaublich formlos, ohne rechten Anfang und Schluß, nichts als wilde, phantastische Träumerei. Wieder möchte man ein Wort Lessings parodieren und fragen: Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Poesie? Phantastische Rhetorik liefert Conradi, aber nicht mehr. Denn nicht der Vers allein macht den Dichter, auch nicht die ungewöhnlich aufgeschwellte Sprache und nicht einmal die bloße Größe und Wucht der Gedanken, sondern die innere künstlerische Form. Conradi fühlt selbst die Berechtigung dieses Tadels und wehrt ihn daher in dem an übermäßiger Bescheidenheit nicht krankenden Vorwort so billig als möglich im voraus ab: wer den Kampf um die innere Freiheit, von dem sein Buch Zeugnis ablege, nicht an sich selbst erfahren, wer nie von der Begeisterung für die höchsten menschlich-sittlichen Ideale erfüllt gewesen, der werde freilich in seinen Strophen nur Pathos, Klingklang, manierierte Gedankenbildnerei und ähnliches finden. Wirklich? Verwirft man in der That die Begeisterung für die höchsten menschlich-sittlichen Ideale, wenn man von einer Lyrik, deren Sinnlichkeit nach Freudenhäusern schmeckt, nichts wissen will; wenn man sich dagegen verwahrt, daß die Liebe nicht immer und immer wieder wie ein lüsterner Verkehr mit Dirnen aufgefaßt werde; wenn man ein Gedicht, in welchem „Stinken" das häufigste und stärkstbetonte Wort ist, ästhetisch häßlich nennt? Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch, der sich als Künstler achtet und wirklich Besseres leisten könnte, solchen Schmutz seinen Lesern ins Gesicht werfen mag. Denn Conradi hat in der That Talent; das beweist namentlich die zweite Hälfte seines Buches und in ihr wieder zumeist die Gedichte von mehr positivem Gehalt, die den Verfasser nicht sowohl im Kampf gegen das Bestehende als vielmehr schon an gewissen Zielen seines Strebens, im Besitze gewisser Errungenschaften zeigen. Auch hier bleibt noch manches leere, rednerische Pathos, manche Verschwommenheit, manche Roheit; aber die sittliche Anstößigkeit nimmt merklich ab und der künstlerische Formensinn erstarkt. Die Gedanken, früher nur abgerissen, sprunghaft, schlecht verbunden, werden jetzt schöner abgerundet, die Komposition organisch geschlossen; das stürmische Feuer der Begeisterung flammt mächtig fort, aber die maßlose Wildheit des Ausdrucks ist einigermaßen gezügelt. Wenn Conradi sich mit der Zeit zu dem echten künstlerischen Maß und zu der echten menschlich-dichterischen Freiheit durchkämpfen wird, die wir in diesen besseren Gedichten seiner Sammlung zwar noch keineswegs deutlich erkennen, aber doch leise in der Ferne ahnen, so wird der spätere Leser ihm die sittlichen und ästhetischen Roheiten verzeihen, mit denen er uns jetzt noch beleidigt.

München. **Franz Muncker.**

Märchen.

Die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm gehören zu dem unvergänglichen Besitzstande unserer heimischen Litteratur. In diesem Buche war der reiche Schatz ursprünglicher Poesie, der in unserem Volke gehütet war, gehoben worden, und das Märchen war in seiner doppelten Eigenschaft als poetisches Erzeugnis und als Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung gleichsam neu entdeckt worden. Nicht als ob es damals zum erstenmale überhaupt in die Litteratur eingeführt worden wäre. Seit den Zeiten des alten Apulejus, der in seinen Roman „Der goldene Esel" eines der anmutvollsten Märchen aller Zeiten, das von Amor und Psyche, eingewebt hatte, haben Erzähler mehrfach ihre Stoffe aus dieser im Volke lebenden Gestaltenwelt geschöpft. Der Neapolitaner Giambattista Basile gab im sechzehnten Jahrhundert ein Erzählungswerk heraus, dessen fünfzig Geschichten samt und sonders sich an italienische Volksmärchen anlehnen, und in Frankreich schuf im vorigen Jahrhundert die Gräfin d'Aulnoy ein ähnliches, seinerzeit viel gelesenes Buch. Aber der Abstand aller dieser Leistungen von der Grimmschen ist ein sehr gewaltiger. Dort werden überall von dem volkstümlichen Stoffe nicht viel mehr als die äußeren Umrisse beibehalten, auch diese oft verzeichnet und retouchiert; im übrigen schaltet der Darsteller ganz frei und willkürlich mit dem Stoffe, stopft so viel als er nur kann von seiner eigenen Erfindungsgabe hinein und läßt in der Darstellung kein anderes Prinzip walten, als das der rücksichtslosesten Individualität. Die große That der Grimm auf diesem Gebiete bestand dagegen darin, daß sie einfach als Sammler und Herausgeber auftraten und den Erzähler aus dem Volke selbst in all seiner Einfachheit und Schlichtheit, mit all seinen Unbeholfenheiten und Wunderlichkeiten zu Worte kommen lassen. Und der Beifall von Klein und Groß bewies gar bald, wie auch hier echte Poesie von Afterpoesie sich leuchtend und siegesgewaltig abhebt.

Wir sind seitdem von Märchensammlungen in Deutschland wie bei anderen Völkern förmlich überschwemmt worden. Wenige haben es verstanden dem Volke so treu nachzuempfinden und nachzuerzählen wie die Brüder Grimm; jedenfalls hat keine der spätern dieser ersten den Platz streitig zu machen gewußt. Als Antrieb für die rasch aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen von Märchenbüchern aus aller Herren Länder war ein zweites Motiv hinzugekommen, ein wissenschaftliches. Man hatte bemerkt, daß die nämlichen Stoffe, mehr oder weniger in einzelnen Fällen voneinander abweichend, bei allen europäischen Völkern verbreitet waren, ja daß auch außerhalb Europas Varianten unserer Märchen anzutreffen waren. Das mußte natürlich zu der Beantwortung der Frage anregen, woher diese Übereinstimmung käme. Die Grimm hatten die Lehre aufgestellt von einem alten gemeinsamen Mythenschatz der indoger-

manischen Völker, der in der Urheimat ausgebildet worden wäre; wie die Mehrzahl der heutigen europäischen Sprachen zusammen mit den indischen und persischen nur Ableger der indogermanischen Ursprache seien, so seien auch jene Märchen nur Niederschläge jenes alten Mythenvorrates. Gegen eine solche Anschauung mußten sich bald schwere Zweifel regen. Die arischen Sprachen sind infolge ihrer jahrtausende langen getrennten Entwickelung einander so unähnlich geworden, daß es nur schärfster wissenschaftlicher Beobachtung möglich war, ihre ursprünglichen Zusammenhänge aufzudecken; die Identität eines slavischen, keltischen und deutschen Märchens kann ein Kind feststellen. Zudem begegnen wir bei Finnen, bei Magyaren, bei unarischen Völkern Asiens und Afrikas unseren Märchen ebenfalls; hier reicht die Annahme jenes gemeinsamen Mythenschatzes nicht mehr aus, sie müssen auch auf der Grundlage dieser Lehre als entlehnt betrachtet werden. Dies führte zur Entlehnungs- oder Wanderungstheorie überhaupt. An einem bestimmten Punkte, sagte man jetzt, ist ein Märchen entstanden und dann, zum Teil in verhältnismäßig junger Zeit, durch Weitererzählen von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk weiter verbreitet worden. Ein genaues Nachgehen auf den Spuren einzelner Geschichten führte nach Indien als ihrem Ausgangspunkte, und gegenwärtig erfreut sich die Ansicht, daß dieses merkwürdige Kulturland die Heimat aller oder wenigstens der Mehrzahl unserer Märchen sei, weit verbreiteter Zustimmung.

Mag diese Lehre nun in ihrem ganzen Umfange richtig sein oder nicht, jedenfalls ist damit die Märchenforschung ein interessanter Teil der vergleichenden Litteraturgeschichte im allgemeinen geworden, und dieser Umstand giebt den verschiedenen Variantensammlungen, die aus allen Gauen unseres Vaterlandes in oft unheimlicher Menge aus dem Boden geschossen sind, häufig mehr Existenzberechtigung als ihr besonderer poetischer Wert. Das möchte ich auch von der kleinen Sammlung lothringischer Märchen behaupten, welche uns Herr F. Peters (Leipzig, Reißner 1887) beschert hat. Sie sind recht hübsch und anmutig wiedererzählt, bieten aber in keiner Hinsicht etwas besonders Merkwürdiges. Der Herausgeber sagt zwar im Vorwort: „Es kann einen Deutschen mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn er in solchen Erzählungen in diesem entlegenen Winkel des Reichs des deutschen Volkes Herzschlag kräftig pochend vernimmt unter dem Jahrhunderte alten Schutt, den eine fremde berauschende Welt dort aufgehäuft hat." Das ist trügerisch. Die Märchen sind international. Grade zur selben Zeit, wie das Peterssche Büchlein, ist eine Sammlung französischer Märchen aus Lothringen von Herrn Emmanuel Cosquin herausgegeben worden (Paris bei Vieweg). Die Fülle vergleichenden Materials, welches der Herausgeber in geschmackvollen Anmerkungen zu den einzelnen Erzählungen beigebracht hat, machen dieselben zu einer der wertvollsten Leistungen, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Hier findet man dieselben Stoffe wie in deutschen Märchen — und sie gehören der französischen Bevölkerung Lothringens an.

Von wesentlich anderem Charakter ist das schwedische Märchenbuch von Topelius (Wiesbaden, Bergmann 1886). Es enthält, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, Kunstmärchen, das heißt Märchen, welche von einem in der litterarischen Entwickelung seiner Zeit stehenden Schriftsteller erfunden sind, mit der Absicht, Gang und Ton des Volksmärchens nachzuahmen. Wir verdanken diesem Bestreben bekanntlich allerliebste, reizende Hervorbringungen; ich brauche bloß an Andersen und Baumbach zu erinnern. Aber freilich wird der Unterschied zwischen dem bewußt nachahmenden Dichter und dem naiven Erfinder eines Volksmärchens immerhin fühlbar bleiben. Einige von den Erzählungen des reizend ausgestatteten Buches lehnen sich an wirklich volkstümliche Märchen an. Von der gespreizten und unnatürlichen Weise des vorigen Jahrhunderts sind diese Nachdichtungen durch eine weite Kluft geschieden.

Die Übersetzerin — Alma v. Podewils — ist eine Dame. Wie die Sammler gewöhnlich den besten Teil ihrer Märchen von den Lippen weiblicher Erzählerinnen ablauschen, so sind auch Frauen, wie mir scheint, am besten berufen, den ursprünglichen Ton festzuhalten und wiederzugeben. Sizilianische Märchen hat am besten eine Dame, Laura Gonzenbach, wiedererzählt, und ganz neulich hat eine Finnin, Frau Emmy Schreck in Leipzig, Märchen ihrer Heimat in vortrefflicher Weise verdeutscht.

Graz. **Gustav Meyer.**

Romane und Erzählungen.

Der Roman, mit dem wir unsere heutige Rundschau beginnen wollen: „Souverän" von A. v. d. Elbe (Dresden, Pierson 1887), ist von A bis Z das ausgeprägteste politische Intriguenstück. Er spielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; der treibende Hauptagitator ist der durch Luxus, Übermut und Gewaltthat in der Geschichte wohl oder vielmehr übel bekannte Diplomat Graf Brühl, allmächtiger kurfürstlich sächsischer Premierminister, das mit allen feinen und groben Mitteln verfolgte Ziel die Einverleibung des kleinen Fürstentums Sachsen-Weißenfels ins Kurfürstentum; und es kommt dazu. Zwei Kinder dieses Nebenhauses sterben rasch nacheinander, das eine durch geheimen Mord, das andre durch hinterlistige Fahrlässigkeit, und den letzten regierenden Herzog rührt an der Brühlschen Tafel der Schlag. Das Werkzeug bei diesen Streichen ist ein Weißenfelsischer Oberbeamter, der das Haus des eignen gütigen Herrn untergraben hilft; doch erreicht ihn statt des angestrebten und durch den Meister hofmännischer Schlechtigkeit verheißenen Lohnes das verdiente Strafgericht. Also nichts weniger als eine saubere Gegend, das Höflingsleben in seiner verderblichsten Façon. Doch treten daneben eine Reihe schöner und reiner Gestalten auf, die unsrem Gefühl nahe stehen und für die offizielle Schlechtigkeit entschädigen. Der Roman unterscheidet sich nicht eben wesentlich von einer Reihe anderer, die auf dem gleichen schlüpfrigen Parkett der geheimen diplomatischen Machinationen spielen, nicht zum Vorteil, nicht zum Nachteil.

Viel Hübsches enthält der Roman: „Glück und Geld" von G. Reuter (Leipzig, W. Friedrich 1888). Daß die Geschichte in Egypten spielt, thut nicht viel zur Sache; es ist überhaupt wenig Egyptisches darin, ganz kurze Scenerieen aus der Natur des so eigenartigen Landes und ebensokurze aus dem neuen Regiment Ismail Paschas und den sozialen Strömungen, das ist alles; das geheimnisvolle Land scheint sonach nur dafür da, einen exotischen Hauch über das ganze Bild zu werfen. Im übrigen hätte dieser Lebenslauf grad' ebensogut auf europäischem Boden sich abspinnen können, und sein Schluß ist in der That nach Deutschland, dem ursprünglichen Heimatsort der Heldin verlegt. Was da geschieht, findet sich in der Wirklichkeit öfter, nur daß es nicht immer den glücklichen Ausgang nimmt. Es ist der Lebenslauf eines bildschönen armen Mädchens, dem die Natur heißes Blut und das Verlangen, das Leben zu genießen, mitgegeben hat. Ein ernster deutscher Professor liebt sie innig, und auch die Kleine ist ihm gut; aber der Hang nach Pracht und Luxus ist stärker, und sie wird die Frau eines abgelebten Millionärs, macht da den Taumel der tollen Gesellschaftsvergnügen durch, wird aber mehr und mehr innerlich leer und unglücklich; ein heiß geliebtes Kind, mit dem sie ein neuer Mensch geworden, stirbt ihr weg; nach bitteren Jahren des Duldens geht auch ihr vom Schlage getroffener herzloser Gemahl dahin; durch eine alte, freundschaftliche Beziehung kommt sie, ganz geläutert und gebessert, nochmals mit dem Professor zusammen, den sie tot geglaubt, und nun finden sich die beiden glücklich für den Rest ihrer schwergeprüften Tage zusammen. Wie gesagt, um ein solches Leben zu schildern, braucht der Autor nur zu schauen und zuzugreifen, ohne viel zu erfinden. Aber es handelt sich um das Wie der Darstellung und die seelische Vertiefung, und das ist gut und treffend; die Charaktere sind wahr und klar; das Interessanteste und wahrhaft Tüchtige am Bilde sind die furchtbar schweren Wechsel und Übergänge im Herzen des jungen Weibes, bis sie sich vertieft und jenen idealen Zug angenommen hat, der ihr wohl steht und Halt giebt.

Außerordentlich verschieden berührt der folgende Roman, eine ausgeprägteste, durch und durch naturalistisch gehaltene antisozialistische Tendenzgeschichte: „Die beiden Genossen" von Max Kretzer (Zweite Auflage. Leipzig, Reißner 1887). Wenn dieses Buch zur zweiten Auflage gediehen, so ist das ein Beweis, daß unser romanlesendes Publi-

kum starke Nerven hat. Der Inhalt ist folgender: Der Drechsler- und Schreinermeister Wilhelm Schorn hat sich durch Fleiß, Tüchtigkeit und Redlichkeit ein freundliches Heim mit bescheidenem Vermögen und eine liebliche Frau erworben und lebt glücklich; überaus treu und felsenfest hängt er den sozialistischen Lehren an, in denen er das Heil der Menschen, zumal des Arbeiterstandes zu finden meint. Sein alter Schulfreund Gustav Raßmann, ein aus Berlin ausgewiesener Agitator und schlau spekulativer Kopf, ist trotz aller Anlagen Proletarier geblieben, weil er nicht arbeiten mag. Das Schornsche Haus nimmt ihn wie einen Bruder auf; er aber verschlendert das Geld in den Kneipen und bei den Dirnen, macht falsche Wechsel, begeht einen kecken Diebstahl, welcher auf Schorn zurückfällt, der dafür ein Jahr Zuchthaus bekommt, verlottert dessen Geschäft und verführt seine zuvor so brave Frau. Als der unschuldige Züchtling heimkehrt und endlich mit offenen Augen das namenlose Elend schaut, erwürgt er den treulosen Freund und die Frau. — Die beste unter den grobknochigen, nach dem niederen Leben gezeichneten Figuren, ein Prachtstück unerschöpflicher Komik, ist der Knirps von Haarstutzer, genannt Pätzoldt, eine boshafte Kröte, fürchterlich blutdürstiger Revolutionär und unersättlicher Säufer, der von Zeit zu Zeit von seiner markigeren Xantippe freigebig mit schlagenden Gründen traktiert wird — ein herrliches Paar. Ob die Schrift als Volksbuch unter den Ungebildeten ethisch wirken und den Befangenen von dem Satze „Eigentum ist Diebstahl", von der freien Liebe und den kommunistischen Gelüsten zu belehren vermöge, ist mir höchlich zweifelhaft; ästhetisch jedenfalls wirkt sie nicht, dafür müßte sie feiner gesponnen sein.

Von den nachstehend erwähnten, sämtlich im Verlage von W. Friedrich in Leipzig erschienenen Büchern gehören die Novellen „Verkettungen" von B. v. Suttner zu dem Besten dessen, was uns für diesmal vorliegt. Der Beweis für gehalt- und geistvolles Wesen liegt hier zunächst in einer starken Zahl von Einzelzügen, die zu fassen und zu geben nur einem tief und klar in die Welt schauenden Blicke gelingt; es sind das Wendungen und Aussprüche, die von Hunderten oberflächlicher Leser wohl kaum beachtet werden, während der Kenner das nicht Alltägliche herausfindet. Die Ausgänge sind sehr verschieden: die Hälfte der sechs Novellen endet in Glück und Freuden; in einer vierten findet eine schwer bewegte Jugendlaufbahn den Abschluß in einem Idyll; eine fünfte könnte tragisch heißen, wäre nicht die handelnde Hauptperson ein so erzgemeiner Lump, daß das Gefühl des Tragischen auch seinen zwei weiblichen Opfern gegenüber nicht aufkommt; eine sechste schließlich endet vermöge eines merkwürdig sich schürzenden Verhängnisses geradezu entsetzlich. Die Konflikte sind bei einigen ziemlich künstlich.

Das Novellenbuch „Durch Nacht zum Licht" von Gerhard v. Amyntor bringt zwei recht freundlich anmutende Geschichten mit fast überraschend glücklichem Ausgang. Die eine, im Brandenburgischen spielend, nimmt sich halb wie eine alte Sage aus; eine der spätesten Anwendungen des Gottesurteils, welches diesmal vernünftig das Richtige trifft. Noch einfacher ist die zweite, auf einer nordfriesischen Insel abschließende Novelle. Ein blind gewordenes Mädchen aus guter Familie wird trotzdem von einem hochgebildeten Jugendgespielen zur Ehe begehrt, sträubt sich gegen die eigne und die ihr entgegengebrachte Liebe, bis ein Schicksalsschlag — die entscheidende Thatsache ist auch hier eine Feuersbrunst — alle Bedenken beseitigt; die zwei so wohl für einander passenden Menschen werden ein glücklich Paar. In beiden einfachen Geschichten handelt sich's, wenn wir nach dem Gehalte fragen, um die Charakteristik, welche feinsinnig und klar durchgeführt erscheint.

Wilhelm Walloths Novelle: „Am Starnberger See" beruht auf einem höchst einfachen Motiv, das ohnehin schon zur Genüge behandelt worden ist, die Erfindungskunst hat dabei sehr wenig zu thun. — Ein gebildeter Münchener, poetisch angelegt und unabhängig gestellt, ist des Menschengewühls müde geworden und nimmt seine Sommerfrische in einem von der Kultur noch nicht berührten Fischerdorf am Strande, langweilt sich aber in kurzem herzlich. Da kommt eine junge Malerin hin, und zwischen den zweien, die sich da wie auf einer Oase finden, entspinnt sich ein Verhältnis, das ganz regelrecht zur Liebe wird; wie gesagt, das ist nicht neu. Charaktere und Thatsachen sind von tadelloser Durchsichtigkeit; eine anziehende Eigenschaft ist der frische Humor. Aber das Objekt ist denn doch zu unbedeutend, als daß es namhafte Wirkung machen könnte.

In dem letzten Werke: „Verfehltes Leben", bringt der dänische Autor Hermann Bang zwei Erzählungen. Hat er sich bei der ersten expreß vorgenommen eigentlich gar nichts zu erzählen, so hat er sein Ziel vollständig erreicht. Das ist so sehr der Fall, daß wir streng genommen nicht wissen, wie wir das Ding taufen sollen. Eine Novelle ist es nicht, Skizze dürfen wir's aus anderen Gründen nicht heißen, zutreffend ist einzig der Name Lebensbild; ja, das ist es, aber was für eins? Wie man sich zuweilen bei einem gemalten Stillleben fragt: „Ist diese nichtssagende Bagatelle eigentlich wert, daß die Herren die Farbe daran verschwenden?" geradeso geht es einem hier, und jedenfalls hätte ich das Stück nicht aus dem Dänischen übertragen. Der Unterschied gegenüber jenen Malern liegt darin: Während diese die glücklich behagliche Ruhe ausdrücken, malt unser Autor die düstere Seite des stillen Verkommens aus. Eine Prinzessin in ärmlichen Verhältnissen, unschön, linkisch, schüchtern, ohne Lebenszweck, dann und wann mit dem bitter aufsteigenden Sehnen nach Glück und Bewegung, das Ganze ohne Gehalt und Abschluß. Gelungener ist die zweite Nummer: die Jugendgeschichte eines mit sieben Jahren in die Öffentlichkeit tretenden Violingenies. Von einem spekulativen Impresario und dem jämmerlichen Vater, die beide dabei Geld machen und vergeuden wollen, wird das Kind auf Konzertreisen durch Europa und Amerika gejagt und durch das Leben, das man ihm aufzwingt, ruiniert. Die Sprache ist eigen, zerhackt.

Zürich. J. J. Honegger.

Dramen.

Von den mir heute zur Anzeige vorliegenden neuen Dramen ist wohl dem dreiaktigen Volksstück „Stahl und Stein" von Ludwig Anzengruber (Dresden u. Leipzig, E. Pierson 1887) die erste Stelle zu geben, wenn es auch nicht zu den bedeutendsten Arbeiten dieses Dichters zählt. Es fehlen demselben hierzu die großen dramatischen Höhepunkte. Die Konflikte entwickeln sich hier nicht zu den ergreifenden Situationen, die Katastrophe bricht nicht so erschütternd herein, wie in verschiedenen seiner früheren Werke. Allein man begegnet auch hier der ihm eignen lebensvollen Charakteristik, der naturwüchsigen Kraft des knappen dramatischen Ausdrucks der Sprache, dem frischen Griff in das Leben, der dieses so sicher an seiner wunden Stelle zu fassen weiß, aus welcher er seine Konflikte und das tragische Verhängnis entwickelt. Auch diesem Stücke fehlt es demnach nicht an der sozialen Tendenz, auch hier ist dieser zum Teil die Richtung auf das kirchliche Leben gegeben, aber ihre Schärfe ist diesmal nicht gegen die Kirche selber gerichtet, vielmehr nimmt der sie vertretende Geistliche, wie sein Name „Milde" schon ankündigt, dem darin gegeißelten kirchlichen und sittlichen Rigorismus gegenüber einen vermittelnden, einen freieren, humaneren Standpunkt ein. „Da habt Ihr Euch, zum Beispiel" — sagt er unter andrem zu Eisner, dem neuen eisernen Bürgermeister des Orts — „gegen mich geäußert, daß Ihr die Burschen und Dirnen zur offenstehenden Kirchthüre hineintreiben wollt wie eine Herde, und ich muß gestehn, daß ich eigentlich nur Wert darauf legte, wenn sie kämen und die versperrte Kirchthüre eindrücken möchten." Denselben Eifer, wie für die Heilighaltung des Sonntags, legt Eisner aber auch für die Wiederherstellung der aufgelösten Zucht an den Tag, indem er gleichzeitig der um sich greifenden freien Liebe zu steuern und das Heiraten zwischen Unbemittelten zu verhindern, das Betteln und Vagabundieren auszurotten sucht. Wer wollte nicht in dem allen eine gewisse Berechtigung anerkennen? Übertreibung und Härte aber verkehrt sie ins Unrecht. Eisner ist zwar kein Heuchler. Er meint es wahr und ernst in seinem Eifer und will so streng gegen sich wie gegen andre sein. Er hat zwar früher selbst ein lockres Leben geführt, grade das aber will er sühnen. Er will gut machen, was er verbrochen hat. Mit Eifer sucht er den natürlichen Sohn zu ermitteln, den er einst herzlos seinem Schicksale überließ und der wie verschollen scheint, um ihn öffentlich in all

seine Rechte einzusetzen. Nichts läge daher näher, als ihn nun gerade unter den verlorenen Menschen, den Bettlern und Vagabunden zu suchen, die er mit so großer Härte verfolgt und von denen er es besonders auf einen, „den Einsamen", abgesehen hat, der wegen eines Todschlags, den er im Zuchthause abgebüßt, ausgestoßen aus der Gemeinde, ein wunderliches Sonderlingsleben führt und der doch eine so auffallende Ähnlichkeit mit ihm hat, daß der Dichter auf sie eine der wirkungsvollsten Scenen seines Stückes gründen konnte. Drohend stehen sich beide am Schlusse des ersten Aktes gegenüber, indem der Bankert dem Bürgermeister den Bankertenvater ins Gesicht wirft: „Gelt, Großkopfeter," — ruft er aus — „unbedacht ums Leben bringen, das ist himmelschreiend. Aber Oan' derweis ins Leben rufen, dös hältst für g'ring. Ich stell' mer den Mon, dem ich es nit dank', daß ich da af der Welt h'rumlauf', nit viel anders vor, wie dich, was a Oan d'rauf h'rumlaufen hat, der leicht nit viel anders ausschaut wie ich." Jeder Leser, jeder Zuschauer ist da überzeugt: das sind Vater und Sohn. Auch Eisner, dem es doch viel näher angeht, beschleicht der Gedanke. „Das verhüt' Gott!" — schreit er auf — „Fort, fort du — weit aus mein' Augen!" Allein der entsetzliche Eindruck ist rasch wieder vergessen. Eisner hört nicht auf, den Einsamen mit der früheren Strenge zu verfolgen, er bietet jetzt sogar Waffengewalt wider ihn auf. Noch minder glücklich ist der Dichter in der Wahl eines anderen Beispiels gewesen. Tonerl lebt in freier Liebe mit Cenzi. Nicht, weil er so arm, sie zu heiraten; denn er sorgt für sie und die Kinder wie ein Mann und ein Vater, nur daß sie sich freilich auch selbst mit rühren muß. Er behält noch immer Geld fürs Wirtshaus und für allerlei Tand übrig. Was ihn bestimmt, seinen Kindern den ehrlichen Namen vorzuenthalten, ist daher im Grunde nur ein Hang zu rücksichtsloser Unabhängigkeit, und doch sollen wir auch für ihn gegen den strengen Bürgermeister Partei nehmen, der von Tonerl entweder Trennung oder Heirat verlangt.

Der Schillersche Torso des „Demetrius" hat schon wieder einen Dichter, Otto Sievers — (Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Braunschweig, Benno Goeritz 1888) — zur Vollendung gereizt — ein sehr schwieriges und, wie bis jetzt die Erfolge gezeigt, auch undenkbares Unterfangen. Nur ein großer Dichter würde im stande sein, das so großartig begonnene Werk im Geist des ursprünglichen Schöpfers zu Ende zu führen, und grade im Geiste eines großen Dichters würde sich vieles wieder ganz anders gestalten. Sievers ist der Meinung, daß Schiller noch durchgreifende Veränderungen an seinem Entwurfe vorgenommen haben würde, woraus er auch für den Bearbeiter desselben ein Recht zu Veränderungen schöpft. „Nicht derjenige Fortsetzer" — heißt es im Vorwort — „beweist die größte Pietät, der mit peinlicher Genauigkeit jede Einzelheit des Entwurfs benützt, sondern derjenige, der am unermüdlichsten bestrebt ist, dem Schillerschen Bruchstück die Bühne zu erobern." Aber was heißt das? Sievers hat noch selbst an dem Torso verändern, d. i. verbessern, zu sollen geglaubt. Sein Stück fängt nicht mit dem Reichstag, sondern mit einer Scene zwischen Marina und Odowalsky an. Dafür hat die bei Schiller dem Reichstag folgende Scene eine bedeutende Abkürzung erfahren. Das letzte halte ich für einen Vorteil, doch bin ich im Zweifel, ob dieser Vorteil den Nachteil einer Zweiteilung des Akts und der hierdurch bedingten großen Pause nach einer kurzen und schwachen Eingangsscene aufwiegt. Die der Scene im Kloster bei Marfa folgende Handlung hat von Sievers eine meist ganz freie Gestaltung erfahren. Die Begegnung mit Axinia geht bei ihm der mit Marfa voraus. Diese wird zwar nicht von der Echtheit des Demetrius überzeugt, wünscht sie aber. Jetzt erst folgt die Scene mit dem Manne, der dem Getäuschten seine wahre Herkunft enthüllt. Demetrius tötet denselben, bleibt dann aber lange schwankend. Axinia soll über sein Schicksal entscheiden. Diese glaubt, daß das Zurückweichen zwar nicht ohne Schmach, das weitere Vordrängen aber mit Tod und Verderben für ihn verbunden sein werde. Sie selbst ist ihrer Liebe zu entsagen entschlossen, weil sie nur in der Verbindung mit Marina für ihn noch die Möglichkeit der Rettung sieht. Marina hat aber ihren und des Demetrius Tod schon beschlossen. Axinia stirbt durch Gift und Demetrius unter den Streichen der Verräter, nachdem ihn Marfa, wie bei Schiller, verleugnet hat. Demetrius hat in dieser Behandlung viel von der beabsichtigten Größe, dem männlichen und historischen Geiste eingebüßt. Er erscheint in eine schwächlichere, empfindsamere Sphäre herabgezogen, was aber vielleicht heute der Bühnenwirkung eher günstig als nachteilig sein dürfte. Die Sprache des Stücks hält sich, ohne gerade glänzend oder tief zu sein, auf einer gewissen Höhe, ist aber hie und da nicht ganz frei von Schwulst.

In „Die Merowinger". Trauerspiel in fünf Akten von Detlev Frhrn. v. Liliencron (Leipz., W. Friedrich 1888) erscheint als Heldin eine achtzigjährige Frau, die durch ihre unersättliche Rachsucht alle grauenvollen weiblichen Charaktere noch in Schatten zu stellen berufen ist. Das Schicksal der Pelopiden soll gegen das der Merowinger nur Kinderspiel sein. Frevel erzeugen in ungeheuerlicher Fruchtbarkeit neue Frevel, und der Dichter berauscht sich an ihrer Schilderung kaum minder, als das greise Höllenweib Brunhilde an ihnen selbst. Talent, Phantasie, Kraft des Ausdrucks und der Charakterzeichnung sind nicht zu verkennen, daneben findet sich aber auch manches Geschmacklose. Dies gilt besonders von dem Humor des Dichters, wie die Figur des Fortunatus beweist. Nicht minder abstoßend wirkt die schamlose Ausgelassenheit und Verdorbenheit der Bertrada . . Das Ganze ist ein neuer Versuch im Kraftgenialischen. Das ist ein sehr gefährlicher Weg, auf dem man wohl manchen blendet, aber nur wenige erhebt oder erfreut. —

Auch der grausige Stoff von „Alboin und Rosamunde", mit welchem einst Ruccellai dem italienischen Drama die Richtung auf das Schreckenerregende gab, hat in einem Trauerspiel von fünf Akten von L. D. (Elgar Freiherrn von Dalwig. Freiburg i B. 1887) eine neue Behandlung erfahren. Es ist, als ob manche der neueren Dichter das Tragische nur in dem Schrecklichen des Stoffs finden zu können glaubten, statt es in der Gewalt des dramatischen Ausdrucks und in der verhängnisvollen Verknüpfung der Motive und Thatsachen zu suchen. Und doch zeigt die Zeit dieser Richtung sich abgeneigt, daher auch einzelne jener Dichter das Grausige der gewählten Stoffe wieder zu mildern und diese zu verschönen streben. Dies ist auch hier wieder geschehen. Doch so sehr Geschmack, Adel, Talent dabei anzuerkennen sind, so hat das historische Kolorit doch darunter gelitten. Der Stoff hat hierdurch hier und da eine moderne Weichheit erhalten, die mit dem ihm eigenen historischen Charakter in Widerspruch steht. Besonders ist Alboin auf diese Weise zu einem ganz andren, einem edlen, hochsinnigen Helden, einem zartfühlenden, opfermütigen Liebhaber geworden.

Ein Stück im Volkston: „Der Kampf ums Recht". Drama in vier Akten von Heinrich d'Altona (Annaberg, Rudolph und Dietrici 1887) verfolgt ausgesprochenermaßen die Tendenz, die gesetzliche Entschädigung ungerecht Verurteilter herbeiführen zu helfen. So sehr dies dem Herzen des Verfassers zur Ehre gereicht, so hat es an sich doch noch keinen ästhetischen Wert. Diesen würde es erst durch die gelungene dramatische Ausführung erhalten, durch welche auf diesem Wege der gedachte Zweck wohl auch einzig zu fördern sein möchte. Das vorgeführte Beispiel ist für diesen insofern nicht recht glücklich gewählt, als man für den hier ungerecht Verurteilten, den alten Steinhofbauer Kundsen, einen das Unglück herausfordernden Starrkopf, eine ungetrübte Teilnahme nicht zu gewinnen vermag. Der Dichter hat sich zu seinem Nachteil von Ludwigs Erbförster und Hebbels Maria Magdalena mehrfach beeinflussen lassen, ohne doch dabei die großen dramatischen Eigenschaften seiner Vorbilder zu teilen. Auch sein nüchterner Naturalismus hat nichts Ansprechendes. In der Entwicklung der Begebenheiten spielt endlich der Zufall eine zu große Rolle. Andererseits geht durch das Ganze aber ein leidenschaftlicher Zug. Man empfindet nicht selten wirkliches dramatisches Leben. Bei etwas geläuterterem Geschmack, mit einem geläuterten Begriff vom Tragischen dürfte das Talent des Verfassers sich wohl zu einem Gewinn für die Bühne entwickeln können.

Dresden. **Robert Prölß.**

Erzählungen.

Die nachstehend besprochenen Erzählungen stammen sämtlich aus weiblichen Federn. Leider ist das meiste davon litterarisches Mittelgut, und manches noch weniger als das.

An erster Stelle verdienen erwähnt zu werden Klara von Sydows Novellen „Alte Gefährten“ (Dresden und Leipzig, E. Pierson), welche bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die erste der beiden Novellen, welche der Band vereinigt, „Die Silhouette“, spielt vorwiegend in Künstlerkreisen und beschäftigt sich mit dem Schicksal eines jungen Malers und eines ihm in Liebe zugeneigten, künstlerisch veranlagten jungen Mädchens, dessen Geschicklichkeit im Silhouettenschneiden die Erklärung des Titels geben soll. Als Vorzug dieser Novelle erscheint die vornehme Darstellung, die reine, poesievolle Sprache, durch welche sich die Verfasserin von der ersten Zeile an als eine Dichterin von geläutertem Geschmack offenbart. Namentlich für landschaftliche Schilderungen steht ihr eine Fülle charakteristischer Töne zur Verfügung, die zahlreichen Strandbilder — die Handlung spielt auf Rügen — sind besonders gelungen. Hervorzuheben ist auch die feine Art, in welcher die Erzählerin den Verlauf ihrer Novelle mit strenger Folgerichtigkeit aus den von ihr behandelten Charakteren selbst, ohne jede Beeinflussung durch äußere Verhältnisse und Ereignisse, entwickelt. Wenig hingegen befriedigt uns der Umstand, daß die Verfasserin den Dichter, Maler Ulrich, erst dann „glücklich“ werden läßt, nachdem er „das Malen aufgab und nur dichtet“. In diesem Falle hätten uns nämlich die hier und da eingestreuten Gedichte, die über unbedeutende Reimereien nicht hinausgehen, von dem wirklichen Dichterberuf dieses melancholischen „Doppelgenies“ eine bessere Überzeugung beibringen müssen, als es in der That geschehen kann. Auch in der zweiten Novelle des Bandes, deren Schauplatz ebenfalls Rügen ist, spielt die edle Malerkunst, für die die Verfasserin augenscheinlich große Begeisterung empfindet, eine bedeutende Rolle. Auch in dieser Erzählung — „Spätsommer“ — erfreut uns die Schönheit des Stils, und die Schilderung des Meeres und seines Strandes ist hier womöglich noch farbenreicher als in „Silhouette“.

Die gewandte Feder ihrer Verfasserin zeigt auch die hübsche Erzählung „Adlerflug“ von Elisabeth Werner (München, Richter und Kappler), der ungleich begabteren, zielbewußteren und kraftvolleren der beiden weiblichen „Gartenlauben Dioskuren“ Marlitt-Werner. Auch der Inhalt dieser Erzählung dreht sich um das Geschick eines jungen Malers, Siegbert Holm, der sich aus den unwürdigen Verhältnissen einer kleinlichen Umgebung unter allerlei inneren Kämpfen emporringt und als Künstler zur Geltung bringt. E. Werner weiß gut zu charakterisieren und nicht selten auch in ihre Schilderungen einen gesunden Hauch natürlichen Humors zu verweben, der in dieser Erzählung vor allem in dem Auftreten des Bürgermeisters von Wiesenheim und seiner Familie zur Geltung kommt. Die symbolische Einkleidung des Grundgedankens der Wernerschen Arbeit, wie sie in dem Titel „Adlerflug“ enthalten und in Anknüpfung an äußere Geschehnisse in dem Buche durchgeführt wird, erscheint, wenn auch nicht besonders originell, so doch ansprechend und dem Inhalt der Erzählung durchaus angemessen.

Eine geist- und temperamentvolle Schriftstellerin ist Ossip Schubin (Lola Kürschner), welche die Dinge und Menschen vortrefflich kennt und die Eigenart ihres sehr schätzenswerten Talents hier in zwei kleineren Hervorbringungen offenbart. Die eine derselben — „Etiquette“ (Berlin, Gebrüder Paetel) — bezeichnet die Verfasserin ganz zutreffend als „eine Rokoko-Arabeske“, denn auf dem knappen Raum von 105 Miniatur-Seiten wird hier in kurzen, aber äußerst markanten und charakteristischen Strichen von der merkwürdigen Zeit des „ancien regime“ in Frankreich ein äußerst lebendiges Bild entworfen. Ihre Kunst, mit frappanter Lebenswahrheit, mit Schärfe und dabei doch in einer graziös tändelnden Art die Gebrechen der Gesellschaft zu behandeln, nötigt uns auch bei der Lektüre des andern kleinern Werkes — „Erinnerungen eines alten Österreichers, drei Erzählungen“ (Jena, Hermann Costenoble) — zur Anerkennung. Ergreifend in ihrer Art ist die kleine Novelle „Der Nobl'-Zwilch“. Die Einflüsse einer verlogenen Gesellschaft zeigt an einem höchst drastischen Beispiel auch die originelle Skizze aus dem Pariser Leben: „Entusiasmo-Steinforoue“, und in dieselbe Umgebung führt uns die letzte der drei kleinen Erzählungen: „Die Zinsenburgische Familiennase“, welche trotz ihrer humoristischen Grundstimmung doch recht wehmütig ausklingt. Man muß in allen diesen litterarischen Nippsachen von Ossip Schubin die Schärfe der Charakteristik anerkennen und ist oft über die Wirkung erstaunt, welche die Erzählerin durch die gutüberlegte, scharfe Abgrenzung von Licht und Schatten hervorzubringen weiß. Freilich kann man auf der anderen Seite auch in den vorliegenden kleinen Arbeiten gewisse Mängel der Darstellungsart Ossip Schubins nicht übersehen: eine allzugroße Nachlässigkeit im Stil und die überaus häufige Anwendung von Fremdwörtern. Wenn die letzteren in der „Rokoko-Arabeske“ gewissermassen zum Kolorit der Erzählung zu gehören scheinen, so beeinträchtigen sie, wenn sie immer und immer wieder sich in die Darstellung hineinschieben, im zweiten Bändchen doch sehr den Genuß der Lektüre.

„Dorcas Mora, Erzählung aus dem Leben einer Schauspielerin“ von Mathilde Veneta (Berlin, Stuhrsche Buchhandlung) bezeichnet uns der Verleger als das Werk eines unserer „gefeiertsten Bühnenkünstlerinnen“, und in einem der Novelle vorausgeschickten Vorwort wird uns von der Verfasserin noch besonders versichert, daß wir es hier mit der lebenswahren Wiedergabe eines „wirklichen Ereignisses“ zu thun haben. Nun, die Erzählung ist recht fließend geschrieben, wenn die Darstellung sich auch oft in sehr ausgetretenen Geleisen bewegt und gewissen althergebrachten Wendungen eines landläufigen Romanstils nicht aus dem Wege zu gehen gewußt hat.

Über Helene Böhlaus Novellen: „Der schöne Valentin“ und „Die alten Leutchen“ (Berlin, Gebrüder Paetel) mich an dieser Stelle auszusprechen, fällt mir schwer. Die novellistischen Arbeiten dieser Autorin sind sonst vielfach sehr günstig beurteilt worden; an dem mir hier vorliegenden Buche aber weiß ich nicht viel zu loben. Wenn der Inhalt der ersten Novelle, „Der schöne Valentin“, mehr zusammengedrängt und alle Sorgfalt auf möglichst charakteristische Durchführung der eigenartigen Grundidee, die auf einen höchst seltsamen Vorgang von etwas mystischem Gepräge hinausläuft, verwandt worden wäre, so hätte sich ein sehr wirkungsvolles, in sich abgerundetes Ganze schaffen lassen. Leider aber ist die Anlage und Ausführung der Erzählung eine durchaus zerfahrene, die Handlung verzettelt sich in allerlei nicht unbedingt zu ihr gehörigen Einzelheiten, und die Verfasserin zieht eine Menge Verhältnisse und Persönlichkeiten in sie herein, die auf den Gang und die schließliche Abwickelung derselben ohne allen Einfluß sind. Dadurch wird die Erzählung ganz und gar verworren, der Leser verliert den leitenden Faden, und der Kern der Geschehnisse, der Charakterschilderungen und des dichterisch Gewollten springt nicht gehörig in die Augen. Es kommt dazu, daß uns die Erzählerin nicht selten sehr Unwahrscheinliches glauben machen will, und das in dem Maße, daß wir nicht umhin können, verwundert und bedenklich den Kopf zu schütteln. Größere Klarheit im ganzen und einzelnen herrscht zwar in der zweiten Erzählung des Bandes vor, aber der Inhalt ist eigentlich doch zu dürftig, diese „alten Leutchen“ und was mit ihnen, notwendiger und überflüssiger Weise, in Berührung kommt, nötigen uns kein tieferes Interesse ab, und hier wie dort sind es nur manche Einzelheiten, das Episodenhafte, oft an sich Nebensächliche, hübsche, anheimelnde Genrebildchen aus dem Kleinleben einfacher bürgerlicher Kreise, die den Leser allenfalls zu fesseln wissen, wenn sie nicht zu breit ausgeführt und viele Seiten lang fortgesponnen sind, was freilich in beiden Erzählungen häufig genug geschieht. Auch der Stil ist unklar, stellenweise außerordentlich schwerfällig oder hausbacken.

Lunzenau. **Max Vogler.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Januar 1888.



Gedichte

von

Karl Beck.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Die Schweiz.

Der Bodensee ist eitel Glanz und Glut,
Die Sonne steigt hinab in seine Flut,
Auf Säulen prangt ihr Haus, worin sie rastet,
Der Herrscherpflicht für eine Nacht entlastet.
Sie legt getrost die Strahlenkrone hin,
Für heute ward des Glücks genug gespendet;
Des Staubes Kind, nun hangt es ungeblendet
Am Angesicht der Allerhalterin.
O, ruhe sanft, du benedeite Frau,
Es huschen um dein Bett die Wasserfeien
In Violett, in Grün und Taubengrau;
Westlüftchen sorgt für Schlummermelodeien;
Du segnest noch im Niedergange mild,
Mit Gold umrahmst du Fels und Wolkenbild!

Uns überkömmt's, als ob die Kreatur
Zu dieser Zeit den Busen tief erschlösse,
Drin umzuspähn auf sturmverwehter Spur
Nach einem Rest unsträflicher Natur,
Und Thränen süß bei solchem Fund vergösse;
Nach wüster Angst im Lärm des Werkeltags
Die Friedlichkeit des gleichen Herzenschlags
Gesichert erst am Abend durchgenösse;
Dem Guten wie dem Schönen auf der Welt
Vor allem, wenn die Vesperglocke schellt,
Mit echtem Maß den Dank entgegentrüge;
Als ob mit jähem Schwung um Groß und Klein
Zu dieser Frist und läuternd, was gemein,
Ein Meer von Harmonie zusammenschlüge.

Von neuem lockt mich an der Zauberbronnen,
Der eben bis zum Grunde heiter blaut:
So hab' ich, noch umdämmern mich die Wonnen,
Das Augenblau der Liebsten einst geschaut.
Berückend war's, in jenen Born zu starren,
Der Blitze schoß, im Feuer auszuharren,
Das perlend floß, all mein Gedankenleben
Inbrünstig an das Wunder hinzugeben.
Wie damals, itzt! Ein Doppelelement
Umgaukelt mich, es netzt, indem es brennt.
Wie damals, itzt! Ich ringe, mein Empfinden
In Sängen, reich und rauschend, zu entbinden;
Umsonst, nur stottern kann ich meine Lust,
In Liedern, bar der Worte, schwelgt die Brust.

Und stiller wird es rings! Der Dampfer nur
Durchbraust in Ungeduld das ernste Schweigen.
In Einem Eis und heller Brand, so zeigen
Ihr trotzig Haupt die Firnen dem Azur;
Uns aber faßt ein wollustvolles Grausen,
Als nahten wir dem Strich, wo Geister hausen,
Des Berges Gnom, die Nixen in den Wogen
Magnetisch stets den Pilger angezogen.
Ich grüße dich, ununterjochte Schweiz,
In deiner Kraft, in deinem wilden Reiz!
Nun stockt das Schaufelrad, der Böller knallt,
Dem Schlot entsaust der Rauch mit Allgewalt,
Matrosen, rasch herbei den Bretterstieg,
Denn drüber führt ins Paradies der Weg!

Es schreiten flink in weitgerechter Zeile
Die Fremden aus, sie lechzen nach dem Heile:
Die Frauen seht, von Schleiern zart umsponnen,
Die Kinder mißgelaunt bei steifen Bonnen,
Des Gecken Tracht, sein widriges Erdreisten,
Gewahrt den feinen Schliff des Vielgereisten,
Phantasten hie mit abgedorrtem Röslein,
Den Pfarrer hie mit Psalmenbuch und Döslein,
Im Waffenschmuck den mittellosen Krieger,
Den Nabob, ach, den Allerweltsbesieger,
Studenten flott in Sammt und Farbenschleife
Und Dörfler, holzbeschuht, mit kurzer Pfeife —
Das hastet hin, wo Milch und Honig fließen,
Beeile dich, Port, den Zug zu schließen . . . .

Auf Schritt und Tritt umdrängen mich Gesichte,
Geschichte wird Gedicht, Gedicht Geschichte,
Hier ähneln sich die beiden ganz und gar,
Verwechseln muß ich das erlauchte Paar.
Ja, Schillers „Tell" und jener Tell der Kunde,
Wer trennt sie frevelhaft im Enkelmunde?

*) Wir dürfen den hier mitgeteilten Gedichten diese Bezeichnung beifügen, obwohl das eine oder andere vielleicht schon vor Jahrzehnten in nun gänzlich verschollenen Zeitschriften publiziert worden, da der Abdruck hier durchweg nach den Manuskripten des Dichters erfolgt, welche aus seinen letzten Lebensjahren stammen und an denen er fast Zeile um Zeile feilte und änderte. In den Sammlungen seiner Gedichte ist keines der oben abgedruckten Stücke enthalten. Anm. der Redaktion.

Denn mächtig zwingt, was echt ein Meister singt,
Ihm folgen selbst die Schatten unbedingt,
Um abermals, dem Irdischen gesellt,
Sich auszuleben auf der Oberwelt.
Was seine Kunst zur Buße wie zum Lohne
Orakelnd zuerkennt dem Menschensohne,
Unangefochten erbt sich dies Vermächtnis
Und tönend fort im spätesten Gedächtnis.

Da — Schemen seh' ich allerorten weben,
Den frömmsten Graf im Eidgenossenland,
Das Rütli lang und feierlich umschweben,
Sie lagen wie vor Zeiten Hand in Hand.
Ihr Dulder stumm in dumpfen Burgverließen!
Du Stange plump mit frechem Geßlerhut!
Hinschwirrt der Pfeil, den Apfel aufzuspießen,
Der Nachen kämpft, es rasen Föhn und Flut;
Es sprengt in hohlem Paß durch Bauernhaufen
Der Vogt, doch seine Uhr ist abgelaufen!
Triumph! Die Vesten gebt den Flammen preis!
Nun legt der Bannerherr sich gern zurechte
Den Sterbepfühl; seid einig, mahnt der Greis,
Und frei erklärt der Rudenz seine Knechte.

Allhier ein Schweizertrupp in Reih und Glied!
Dort Österreich, den Adler auf den Fahnen!
Bei Sempach ist's! Es ficht der Winkelried,
Den Brüdern will er stracks die Straße bahnen
Und bohrt des Feindes Wehr in seine Brust.
Hat Roma je von solchem Tod gewußt,
Der Grieche je von solchem Lorbeerkranze?
Ihr Götter! daß der Freiheit Edelpflanze
Allein sich nähren mag mit Blut begossen! —
Den Christuskopf von schlichtem Haar umflossen,
Mit Schwert und Zither naht mir Ulrich Hutten;
Calvin und Zwingli gehn in groben Kutten,
Ihr Antlitz strahlt, sie beten laut und leise,
Ich beuge mich dem Paar und seiner Weise.

O, welche Pracht und Fülle der Gestalten!
So war's vor Jahren mir auf welscher Flur;
Der Spuk begann, das Totenbein entfuhr
Der Modergruft, um lebenswarm zu wallen.
Da — Gondeln, stets in Trauer, ringsumher,
Paläste, starr von Marmor, menschenleer,
Rings Kirchen, drin die Tintorettos schufen,
Und Türme. Früh wie spät mit Klagerufen
Rings welker Ruhm in nie betäubter Qual,
Ein bleiches Volk mit breitem Wundenmal.
In Häusern fahl, in Gäßchen wirr und schmal —
So lagst du, aufgebahrt im Mondenscheine,
Beim Hermelin den Bettelsack im Schreine,
Venezia, du Leiche schön wie keine!

Dich, Carmagnola, sah ich, armer Geist,
Den tapfern Arm umschlang des Sträflings Kette;
Dich, Tizian, mit Pinsel und Palette;
Dich, Flügellen, dich Burentor, umkreist
Von Dandolos und Carlo Zenos Schatten;
Dich, Dogaressa, jung und reizgeschmückt,
In strenger Hut des hochbetagten Gatten,
Den Eifersucht wie Größenwahn berückt;
Nach Sceptern sah ich den Verschwörer greifen,
Vom Henker sah ich ihn zum Blocke schleifen.
Geopfert sah ich dich, o Königsbraut,
Cornaros Sproß, du holde Katharine,
Daß deine Hand, mit Cyperns Macht betraut,
Die Herrschbegier der Republik bediene.

Betroffen sah ich in zwei schwarze Sonnen.
Am Fenster stand die kleine Jessica,
Sie harrte schlau des Bräutigams. Ich sah,
Wie Shylocks Plan, der schaurige, begonnen,
Der Jude hin nach dem Rialto hetzt,
Am Bankerott des Christen sich zu weiden,
Das Messer vor den Schöffen scharf gewetzt,
Vom Schuldner das verbriefte Pfund zu schneiden. —
Ein krummer Stahl, ein Turban, weiß wie Schnee,
Othello war's! Sein ungeheures Weh
Entlud der Held in kranken Monologen. —
O horch, ein Schlummerlied zu Harfenklang!
Desdemona, es war dein Schwanensang,
Aus keuscher Brust vorahnend aufgeflogen.

Du Farbenpracht, du Fülle der Gesichte!
Geschichte schien Gedicht, Gedicht Geschichte,
Hier ähnelten sich beide ganz und gar:
Des Sängers Mohr und jener Mohr der Kunde,
Sie weilten, ein durchlauchtig Zwillingspaar,
Mit gleichem Recht hienieden bis zur Stunde,
Verbleiben eins hinfort an Leib und Seele,
In ihrer Tugend eins und ihrer Fehle.
Geht, fraget nun allüberall, erhebt,
Kleingläubige, ob Portia gelebt,
Ob lieblich uns bis heute log der Dichter?
Wir schwören: Ja, sie sprach das Urteil, ja,
Im Mantel des Dolars von Padua,
Ein zweiter Daniel, ein weiser Richter.

So stand ich regungslos, ich sann beklommen:
Sei totenstill, du trunkener Poet!
Ein staunend Ach — und spurlos ist verweht,
Was über dich an Wundern jetzt gekommen;
Dann aber hast du nimmermehr durchschwommen
Die Adria, San Marco nie geschaut,
Ein Märchen ist's, von Ammenmund vernommen,
Ein Nebelbild im schwülen Hirn gebaut;
Du brütest noch daheim im Schneckenhaus,
Du träumtest nur ins Weite dich hinaus,
Die Wangen um und um in dunkler Röte;
Du langtest, Freund, nach deiner Zauberflöte,
Wie Prinz Tamino zogst du mondbestrahlt
Bei gutem Wind auf Wassern — schön gemalt.

Nein! diese Lust war unermeßlich groß,
Kein Nebelbild, kein Trunk im Schlafe bloß,

So tränken uns allein des Lebens Brüste!
Gewiß, ich sah im Lichte Lunas hehr
Die Dogenstadt, in Einem Land und Meer;
Petrarcas Reim, die Strophe Tassos küßte
Süßlippig mir das Ohr, ich schlürfte Duft,
Ich hauchte leicht in lauer, linder Luft,
Ich weinte leis. Als wollten Adlerschwingen
Mit Ungestüm den Schultern mir entspringen,
So war's! Im Nachen saß ich, schwärmte fort
Und dachte nicht den Taumel je zu enden,
Ich sprach verzückt des Meistersängers Wort:
Nun, Herze, muß sich alles, alles wenden!

Und eben ruf' ich abermals verzückt:
Die Seele wird von keinem Wahn berückt;
Ich sitze nicht daheim, ich seh' die Firnen,
In Einem Eis und Feuer um die Stirnen;
Die Kinder seh' ich auf dem Markte spielen
Und Tells Geschoß nach Wältys Scheitel zielen;
Kuoni führt die Herde heil nach Haus,
Die Liesel trabt, die braune, stets voraus;
Der Föhn ist flügge, schwellt den Schwabensee,
Es tönt das Alpenhorn mit seinem Weh —
Mein Traum ward Leben! O, so werde sacht
Erlebtes Glück jetzund zum Traume wieder,
O, küsse mir die matten Augenlider,
Gut Nacht, gut Nacht, viel tausendmal gut Nacht!

Säumen, träumen.

Und willst du nicht in Sänge kleiden,
Was Menschen freut und Menschen leiden?
Der alte Lorbeer ist verdorrt;
Auf, auf, bei deinen Dichtereiden!
So mahnt die Welt mit ernstem Wort.
Ich aber will noch länger säumen,
Zu brechen von den stolzen Bäumen
Für mein Gelock den frischen Kranz:
Ach, schöner ist's, von ihr zu träumen
Tagüber und bei Sternenglanz.

Und willst dich nicht dem Herrn versöhnen?
Die Orgel braust, die Glocken tönen,
Zum Dome strömt das Volk hinein;
Der Himmel gab dir viel des Schönen,
Entartet Kind, gedenke sein!

Ich aber will noch länger säumen,
Zu singen in des Tempels Räumen
Mit Jung und Alt den Bittgesang:
Ach, holder ist's, von ihr zu träumen
Von Früh bis Sonnenuntergang.

O, schellet nur! Ich fühle weben
In mir ein reichstes Liederleben,
Und bete wie zu keiner Zeit:
Denn lieben ist zum Himmel streben,
Ist dichten für die Ewigkeit!
Drum laßt mich immerhin versäumen,
Mein feurig Flügelroß zu zäumen,
Das Knie zu beugen am Altar:
Ach, süßer ist's, von ihr zu träumen
Den ganzen Tag, das ganze Jahr.

Mein Stern.

Ich spähe tagüber nach dir in die Ferne,
Ich wandle die Straßen hinab und herauf,
Ich sähe dich nahen, so gerne, so gerne!
Vergebens! Du gehst wie alle die Sterne
Nur abends bescheiden und lieblich auf.

Nun endlich, nun endlich! Da glänzt es im Saale,
Es trinken die Seelen dein mildes Licht:
Kind Gottes! da triffst du mit einem Male
Mit deines Auges bezauberndem Strahle
Auch mein verkümmertes Angesicht.

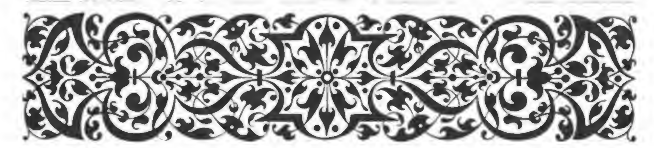
Du triffst mir das Herz, es lodert so helle,
Drein blaut ein unendlicher Himmel jetzund,
Es ist ein Wasser mit düsterer Welle,
Die Götter strafen es schon an der Quelle,
Dein Auge vergoldet's bis auf den Grund.

Nun rauscht es empor mit begeistertem Schwalle,
Nun murmelt es sanft, dem Bächlein gleich,
Und läd't und locket die Menschen alle,
Zu wandeln an seinem tönenden Falle,
Und ist an erfrischender Kraft so reich.

Doch fehlst du nur einen, nur einen Abend,
Ersehnter Stern, am gewohnten Ort,
Dann wallt es nimmer gelabt und erlabend,
Dann grollt, dann rollt es untergrabend
Und fordert ein Opfer und reißt es fort.

Viel hab' ich gestrebt, was ward mir im Leben?
Doch kämen die Götter mir beizustehn,
Und wollten nun alles in Einem geben —
O Mädchen, ich wünschte mit heiligem Beben
Dich täglich, ob auch von fern zu sehn.

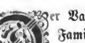




Meine Braut.

Novelle von J. Dery.

I.



Der Vater drängte, die Mutter bat, die Familie riet: „Heirate!" Kein Wunder, war ich doch der Majoratserbe eines alten und reichen Geschlechtes, jenes der Grafen Bergh, der einzige Sohn und Stammhalter und fünfunddreißig Jahre alt. „Es ist deine Pflicht!" wetterte mein Vater; „dein Glück!" beteuerte meine Mutter; „eine Notwendigkeit!" behaupteten meine Vettern und Tanten, und ein intimer Jugendfreund, der vor vierzehn Tagen erst selbst am Traualtar gestanden, berichtete, es sei himmlisch.

Graf Rudolf, der zweitgeborene Sohn des Fürsten Wick, galt von jeher für einen schönen, vollendeten Kavalier, doch schien es mir, als ob der Ehestand seinen männlichen Zügen eine Art heitere Würde verliehen hätte und überhaupt seiner ganzen Erscheinung ein gewisses achtunggebietendes Wesen. Ich begegnete ihm ganz zufällig auf der Wiener Ringstraße. Er trug einen bis an die Kniee reichenden Mantel mit Kragen und Ärmelaufschlag aus Kamtschatkabiber, strich sich mit der feinen, langbenagelten Hand schmunzelnd durch den braunen vollen Schnurrbart, wobei sein neuer Ehering in der Wintersonne glitzerte, und erzählte mit der Mitteilsamkeit eines Glücklichen: „Wir sind bloß auf der Durchreise in Wien, um uns der Familie zu präsentieren; heut vor zwei Wochen war die Hochzeit bei meinem Schwiegervater in Krolup. Du hättest dabei sein sollen, wie ich in der engen Schloßkapelle das Ehegelöbnis ablegte! . . . Aber meine Frau ist auch wirklich charmant! Komm mit, wenn du willst, du sollst sie sehen. Wir wohnen im Hotel Impérial. Sie wird dir gefallen: klein, blond, sanftmütig, die einzige Tochter — ein wahres Ideal! Vorläufig geht's nach Italien und Paris, dann zurück in unser warmes Nest nach Polomit. Wir werden auf dem Lande leben. Du mußt uns besuchen. Weiß Gott, wir sind sehr glücklich!"

Wir befanden uns bald im Vestibul des Hotels und eine Minute drauf auch schon im Salon der jungen Gräfin. Eine zarte zierliche Figur in einem unmäßig langen Schleppkleid; ein schmächtiges blauäugiges Kindergesicht, von aschblondem Haar umrahmt. Sie empfing uns mit würdevoller und zugleich reizender Verlegenheit, sprach anfangs nichts, dann wenig, doch schließlich faßte sie Mut und plauderte mit der hastigen Manier einer Frau von gestern.

„Gewiß, verheiratet zu sein, ist das größte Glück!" Natürlich mußte sie über dieses Geständnis schamrot werden; ihr Mann jedoch lachte mit derber Herzlichkeit auf, zog sie liebkosend an seine breite mächtige Brust und rief mir schmetternd zu: „Heirate!"

Das ewige Lied! Aber ich muß gestehen, der Anblick dieser beiden vereinten Menschen berührte mich ganz seltsam. Heiraten! gut. Aber wen? Ein verwöhnter Lebemann ist ein schwieriger Heiratskandidat und ein leichtfertiger Frauenjäger nicht selten ein verkappter unbefriedigter Schwärmer für wahre Weiblichkeit. Ich war so ein Stück Schwärmer und in meinen Ansprüchen an eine rechtmäßige Gattin ungerecht, übertrieben und idealistisch. Die Frau, welcher ich meinen Namen zu geben mich entschließen wollte, mußte, einen inhaltsschweren Ausdruck zu gebrauchen, eine ungewöhnliche Frau sein. Ich hatte diese dünkelvolle Entscheidung meinen Eltern in der bestimmtesten Form mitgeteilt.

Mein Freund und seine artige Lebensgefährtin hatten ihre Reise nach Italien schon tags darauf angetreten, doch das Bild der Glücklichen beschäftigte noch lange meine Phantasie.

Um diese Zeit hörte ich im Familienkreise wiederholt den Namen der Komtesse Gertrud Byr nennen. Sie war eine weitläufige Cousine von mir, aber da ihr Vater, ein kränklicher und etwas absonderlicher Herr, den Winter in Wiesbaden, den Sommer auf seinen Gütern zubrachte, kam es, daß ich sie so gut wie gar nicht kannte. Ich erinnerte mich nur, sie einmal als kleines Mädchen gesehen zu haben, ohne

ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt mußte sie freilich kein kleines Mädchen mehr sein. „Sie ist jung, schön, eine reiche Erbin! was willst du noch?“ hieß es von allen Seiten. Legt sie zu den übrigen! dachte ich mir. Man sprach mir schon so viel von jungen schönen Erbinnen, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankam.

Aber, eines schönen Tages — was geschah mir da? Ich saß gerade im Klub mit Kameraden beim Bézique, da kam ein kleiner stutzerhafter Herr mit schneeweißem Kopf und knabenhaftem Antlitz auf mich zugerannt, fragte atemlos, ob ich auch wirklich Heinrich Bergh sei, und fiel mir auf meine Bejahung ohne weiteres um den Hals. Erst das starke Orangenparfüm, das fast den halben Saal erfüllte, erinnerte mich an den Namen des lebhaften Mannes. Er war kein anderer als Graf Byr, mein duftender Oheim und Gertruds Vater, dem ich auch schon irgendwo begegnet war. Er umarmte und küßte mich und rief immer wieder: „Sohn, teurer Sohn!“ Erst hinterdrein faßte er mich neugierig ins Auge. Meine Freunde lachten nicht wenig über die rührende Gruppe.

II.

Ich sah sie seit ihrer Kinderzeit das erste Mal wieder auf einem Balle, den eine gemeinschaftliche alte Tante von uns in ihrem Hause gab. Wir tanzten miteinander eine Quadrille, zwei Walzer und zuletzt eine Polka. Bei dieser lachte sie mich sogar aus, weil ich nicht besonders meisterhaft polkte. Selbstverständlich plauderten wir nebenbei, und ich unterhielt sie, glaube ich, über die Hundeausstellung, welche damals stark frequentiert wurde, ein Thema, das sie übrigens zu langweilen schien. Den übrigen Teil der Nacht beobachtete ich sie aus dem Winkel der Blasierten, einfach darum, weil es mir Vergnügen machte.

In ihrem vorschriftsgemäßen weißen Tüllkleid war sie auf den ersten Blick von den anderen ebenfalls in weiße Tüllkleider gehüllten jungen Damen durchaus nicht verschieden. Hübsche Figur, prächtige Erscheinung, gestand ich mir. Natürlich fand ich ihre Taille zu schlank, ihre Haltung zu steif und ihr Profil, im allgemeinen zart und vornehm, zu unbeweglich. Nur ihre langgeschlitzten schwarzgrauen Augen, welche gerne ihre Farbe wechselten und sich hinter langen pfeilgeraden Wimpern versteckten, schienen mir nicht so ganz nach der Schablone zu sein. Schau, das blickt ja auf eigene Manier! staunte ich. Ein Vetter, bekannt als gelehrter Schönheitskenner, bemerkte im Vorbeigehen: Sie wäre reizend, wenn sie nur nicht die vielen Haare hätte! Ja, meine Cousine hatte auch ein starkes dunkelbraunes, im flüchtigen Metallglanz schimmerndes, seidenweiches Haar.

Am andern Morgen sprach man von ihr am Frühstückstisch der Familie und am Spieltisch im Jokeyklub. Dort pries meine Mutter ihr edles mädchenhaftes Wesen, hier analisierten die jungen Herren ihre Koketterie und berechneten mit kriegerischer Gewandtheit die Zeitdauer, welche erforderlich wäre von der Attaque bis zur Kapitulation.

Eine Woche später brachte das „Salonblatt“, diese Wiener litterarische Spezialität, ein gelungenes Bild Gertruds. Der interessante Mädchenkopf auf dem Titelblatt bot Veranlassung für diejenigen, welche keine Gelegenheit hatten, das Original persönlich kennen zu lernen, dasselbe in der Oper und in den Theatern zu suchen und zu begaffen. Bald sprach man in allen Kreisen, welche man in Wien die Gesellschaft nennt, von der schönen Gräfin, und als dieselbe in einer Dilettantenvorstellung der adeligen Damen im Pagenkostüm ein paar Verse ganz artig vortrug, kam sie förmlich in die Mode. Nur im Klub sprach man immer weniger von ihr und nur mit Resignation. Wenn Fürstin Loys, eine geistreiche, in ihrer Art ganz merkwürdige Frau, welche das Jungsein gar nicht satt werden konnte, ihre Vorzüge bis in den Himmel pries, so lautete stets ihr Refrain: „Heiraten Sie sie ja nicht, denn sie würde Sie zur Verzweiflung bringen!“

Nun, das wollte mir durchaus nicht einleuchten. Barg doch dieses junge Mädchen die schönste Harmonie von Lebensfreude und Lebenswahrheit in sich! Ich beobachtete sie einmal während einer Leichenfeier und werde niemals den engelreinen Ausdruck der jugendlichen Züge vergessen. Sie las nicht Gebete, sie erfand sie. Wenn nicht die, wer denn? fragte ich mich tausendmal.

Es war wieder auf einer Soirée, diesmal im Salon meiner Mutter. Unser Vortänzer arrangierte einen vielversprechenden Cotillon, der jedoch schmählich verunglückte. Die Mädchen amüsierte das wie der brillanteste Spaß und sie konnten sich vor Lachen gar nicht erholen. Geschickt entführte ich Gertrud, welche die ausgelassenste und ganz erhitzt vor Vergnügen war, aus dem Kreise ihrer Freundinnen und Verehrer, und eine kecke witzige Konversation zwischen uns endete mit dem unzarten Ausruf meinerseits: „Wirklich, Sie sollten heiraten, Cousine!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich das nicht will?“ gab sie zurück. „Ich muß ja wohl. Über kurz oder lang heirat' ich.“

„Ei, und wer ist der Glückliche?" forschte ich.

„Nun, Sie oder ein anderer, gleichviel wer."

„Oho," wandte ich ein, „und sind Sie meiner auch so sicher?"

„Gewiß!" lautete die Antwort und die stolzen, grauen Augen lachten mich übermütig, spöttisch, ja geringschätzend an.

Diese kleine Scene verstimmte mich, verstimmte mich ganz ernstlich, und zwar auf längere Zeit hinaus. Ich war ärgerlich aus Überzeugung und mit Freude und suchte, wie eben ein aufgebrachter Mensch, den Grund meines Unmuts nicht in mir selber, sondern lud alle Schuld auf Gertrud. So entstand eine Spannung zwischen uns, welche nur ich allein empfand und niemand in unserer Umgebung gewahrte.

Wie gesagt, dieses feindselige Verhältnis zwischen uns hatte den Charakter des Intimen, des gegenseitig heimlichen Einverständnisses. Waren wir in Gesellschaft, so fühlte ich mich von ihr mit einer gewissen eifersüchtigen Strenge bewacht, die nur das Recht des Eigentums zuläßt, und das verletzte meinen Stolz. Standen wir einen Augenblick einander Aug' im Aug' gegenüber, so sah sie mich gespannt und ungeduldig an, und diese Blicke fürchtete ich gerade. Trug ich doch beständig eine Frage auf den Lippen, doch wollte ich sie mir nicht entschlüpfen lassen. Warum? Aus Trotz, aus Hochmut, aus Heiratsscheu — ich weiß es mir noch heute nicht zu erklären, warum. Unstreitig, gestand ich zu, ist sie schön, begabt, in jeder Beziehung begehrenswert. Doch ist das ein Grund für mich, um sie zu werben? Daß ich sie liebte, brachte ich gar nicht in Erwägung.

Bald änderte sich ihr Wesen mir gegenüber. An der Stelle der bisherigen Erregtheit trug sie stolze Ruhe zur Schau, doch mit Genugthuung gewahrte ich, daß diese Ruhe nur gekünstelt war. Sie sprach kalt und kurz mit mir, ohne mich dabei anzuschauen, und erhaschte ich einen ihrer verstohlenen Blicke, so erschrak ich vor dem finsteren Ausdruck derselben. Dieses Benehmen kränkte mich nicht, es beruhigte mich vielmehr. Gott sei Dank, sie verabscheut mich! sagte ich mir tief aufatmend. Trotzdem quälte ich mich viele schlaflose Nächte hindurch mit der Frage ab, ob meine Bestrebungen nicht verkehrt, meine Auflehnungen gegen die verwandtschaftlichen Wünsche nicht unvernünftig seien.

Je frostiger Gertrud mir entgegentrat, um so freier, heiterer wurde mein Ton ihr gegenüber. Ich brachte ihr sogar alltägliche Huldigungen dar und schlug mich für sie. Ein Herr einer fremden Botschaft äußerte sich einmal in einer Weinlaune nicht besonders schmeichelhaft über die Damen unserer Aristokratie und wagte sogar unter anderen auch Gertruds Namen in den Mund zu nehmen. Ich beschimpfte ihn, wir schlugen uns auf Säbel und er verwundete mich leicht am linken Arme. Gertrud hatte nie davon erfahren und kümmerte sich auch während meiner mehrtägigen Krankheit nicht im mindesten um mich. Sie unterhielt sich während dieser Zeit mit meinen Freunden und schien sehr zufrieden. Damals litt ich Qualen der Eifersucht. Während eines Monats nachher wechselten wir außer den üblichen Redensarten kein vertrauliches Wort. Es geschah nicht selten, daß wir ganze Viertelstunden lang schweigend nebeneinander saßen, ohne uns nur anzublicken, und fast immer erschraken wir sichtlich, wenn der Zufall uns allein bleiben ließ. Um so denkwürdiger erscheint mir eine Begegnung mit ihr.

Einmal, an einem Vormittag, sah ich ihren Wagen vor einem Galanteriegeschäft am Graben, trat gleichfalls in den Laden und begrüßte Gertrud, welche in Begleitung ihres Vaters kleine Einkäufe machte. Ich begleitete sie dann in einige andere Geschäfte, und wir besorgten zu zweien — ihr Vater hatte sich aus dem Staube gemacht — die unglaublichsten Bestellungen. Selbst zu ihrer Modistin durfte ich sie begleiten. Und beide waren wir so unbefangen als möglich. Noch niemals hatten wir so viel und von so unbedeutenden Dingen gesprochen als damals. Wir klatschten sogar über andere, zankten uns in der heitersten Weise, und ich ergötzte mich zum erstenmal an ihrem hellen klangvollen Lachen. Plötzlich, mitten in der Plauderei, auf dem Trottoir und im dichten Menschengewühl, sagte Gertrud, gleichsam ermutigt durch diese Umgebung und plötzlich stehen bleibend:

„Nun aber schnell! Sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Ich soll sprechen — was denn?"

„Ja! Nun sollen Sie mir endlich sagen, was Sie schon seit zwei Monaten mit sich herumtragen. Ich warte darauf. Beginnen Sie! Sehen Sie denn nicht, daß meine Geduld zu Ende ist?"

Sie sagte das gezwungen lächelnd, ihr Gesicht war bleich, und mit zuckenden Lippen sah sie mich halb an. Mein Puls hörte auf zu schlagen. Eine Art Schrecken erfaßte mich wie bei einem unerwarteten Überfall. Ja, im ersten Moment streckte ich mich, als gälte es, mich körperlich zu wehren, dann versuchte ich gleichfalls zu lächeln und erwiderte ohne sie anzublicken:

„Erlauben Sie, ich wüßte nicht. — — Was wäre denn das für eine Angelegenheit?"

„Sie verstehen mich wohl!" sagte sie.

Ich schwieg. Angstvoll hütete ich mich nur ein Wort zu sprechen, als bedeutete dieses mein Verderben.

„Sehen Sie, daß Sie mich verstanden haben," sagte sie mit einem Anflug schmerzlichen Spottes, und nach einer Weile fuhr sie hastig fort: „Es scheint, daß es Ihnen schwer ankommt — ich will Ihnen zu Hilfe kommen. Ich will in Ihrem Namen sprechen. Warum sagen Sie denn nicht frei heraus: Was unsere Leute sich in den Kopf gesetzt haben, ist Unsinn? Lassen wir uns von ihnen nicht irre machen. Es ist leider eine unmögliche Sache, weil ich Sie nun einmal ... weil ich ... So sagen Sie es doch! Sagen Sie es!"

Ein leises Schluchzen erstickte ihre letzten Worte. Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Ich griff erregt nach ihrer Hand. Wir befanden uns jetzt in einem stillen Nebengäßchen.

„Nicht doch! nicht doch!" beschwichtigte ich sie. „Was ich Ihnen zu sagen habe, und ich habe, wie Sie ganz richtig erraten, in der That schon lange vieles auf dem Herzen, lautet anders, glauben Sie mir!"

Sie blieb wieder stehen, als sei sie bereit zu hören, und blickte mit feuchten Augen demütig zu mir empor. Ich sah das, freute mich, schämte mich dessen und beugte mich herab, ihr ein zärtlich Wort zuzuflüstern, doch da packte mich abermals jene aufschreckende Entnüchterung und rüttelte mich auf.

„Nicht hier," sagte ich ausweichend, „nicht jetzt. — Wir sehen uns doch noch heute bei Loys'?"

Gertrud nickte leise mit dem Haupt, bestieg ihren Wagen und fuhr davon.

Am Abend eröffnete ich mit ihr den Ball. Sie hatte ein frisches, feierlich frohes Aussehen und errötete vor meinen Blicken, bei jedem meiner Worte. Ich sah mein Schicksal entschieden und in wie verlockender Gestalt! Allein der Ball ging bereits seinem Ende entgegen, ohne daß ich ein bestimmtes klares Wort gesprochen, und als ich Gertrud aus diesem Grunde noch einmal aufsuchen wollte, hatte sie bereits den Saal verlassen. Ich ging unzufrieden nach Hause und erwartete ungeduldig den nächsten Tag, fest entschlossen, sofort zu ihr zu eilen und ihr Jawort zu erbitten. In ihrem Hause erfuhr ich jedoch, daß sie vor einer Stunde zu Verwandten nach Prag gereist sei.

Diese plötzliche Abreise war mir ein Rätsel. Ihre Abwesenheit empfand ich schmerzlich, und eine heftige Sehnsucht nach ihr plagte mich fortwährend. Sie kam erst vierzehn Tage später zurück — als eine völlig andere, wenigstens mir gegenüber. Sie bemerkte mich immer erst nachträglich, war, wenn ich mich näherte, ungewöhnlich freundlich und gesprächig und von fast verletzender Unbefangenheit. Sie machte mir Komplimente, that im übrigen gelangweilt und versagte mir sogar ihre stillschweigende Teilnahme nicht, welche fast wie Mitleid aussah. Was Wunder, wenn ein solches Benehmen meine Wünsche einschüchterte, meinen angeborenen Hochmut heraufbeschwor?

Meine Mutter beschwor mich oft mit Thränen in den Augen: „Verscherze dein Glück nicht!" Auch mein Vater bekam eine merkwürdige Art, mich forschend anzublicken. Die überschwenglichen Zärtlichkeiten von Gertruds Papa nahmen mit jedem Tage zu, gerade wie die gespannte Neugierde auf den Gesichtern der übrigen Familienglieder. Selbst in Freundeskreisen erkundigte man sich bereits: „Ist es wahr?" Mich berührten diese Teilnahmsbezeugungen, oder wie ich sie nennen soll, peinlich, ich kann nicht sagen, wie sehr. Was kümmert ihr euch darum? murrte ich. Überlaßt mich mir selber!

Doch darüber kam der Frühling und ich blieb in der That noch immer mir selber überlassen.

An einem Maitage war es, beim Wettrennen. Gertrud saß mit ihrem Vater in einer Loge und sah in ihrem weißen Kreppkleid und mit dem schwarzen Capothütchen unter ihrem roten Sonnenschirm entzückend aus. Soeben hatte die Stute „Trude" des Grafen Gruy den Handicappreis davongetragen. Ich näherte mich meiner schönen Cousine.

„Gestatten Sie mir, Ihnen Adieu zu sagen," begann ich, „denn morgen tret' ich meine Reise an."

Mein kleiner Oheim, der nach allen Seiten hin Fliederduft ausströmte, zog seine spärlichen Augenbrauen erstaunt in die Höhe. „Doch nicht auf längere Zeit?"

„Wahrscheinlich ja," sagte ich, „denn im Herbst schiff' ich nach Indien."

Der alte Mann schlug bestürzt die Hände zusammen, doch seine Tochter war nicht so leicht zu verblüffen, denn sie fragte leichthin, indem sie fortfuhr, mit ihrem goldenen Bleistift Wetten zu notieren:

„Und werden Sie auch nach China? —"

Ei, dachte ich mir, ist dir Indien noch immer nicht weit genug? und verneinte die Frage.

— — Ich fuhr auf Umwegen über Deutschland nach Frankreich. Die Langeweile jagte mich von einem Badeorte zum anderen. Im Oktober schiffte ich mich in Marseille nach Bombay ein und durchstreifte, mit den nötigen Empfehlungen an die englische Regierung versehen, ganz Britisch-Indien. Ich wandelte unter Palmen, badete im heiligen Strome

und blieb vom Fieber nicht verschont. Erst im nächsten Frühjahr trug mich ein Schiff wieder heimwärts. Ich saß am Bord zwischen Himmel und Wasser und las die Briefe meiner guten Mutter zum hundertsten wie zum erstenmal, wie ein junges Mädchen ihre ersten Liebesbriefe liest. „Gertrud," hieß es in diesen Berichten, „ist schöner, glänzender, gefeierter, aber auch stolzer und unnahbarer als jemals." Und dann an anderer Stelle: „Gertrud wird diesen Sommer in Ridnitz verbringen." Ridnitz lag in unmittelbarer Nähe von Polomit, dem Gute meines Freundes Rudolf. Auch von diesem hatte ich einen Brief mit. Der Brief war sechs Monate alt, noch in Europa in meine Hände gekommen und enthielt nebst der Mitteilung von der Geburt eines Sohnes die eindringliche Bitte, die glücklichen Eltern zu besuchen. Nun denn, ich war entschlossen, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und ich muß gestehen, daß hauptsächlich das Nachbarschloß und seine Bewohnerin meinen Entschluß veranlaßten.

III.

An einem späten Nachmittag kam ich auf der kleinen Bahnstation an, wo mich Rudolf, der telegraphisch benachrichtigt war, mit einem leichten Broom erwartete.

„Aus Indien schnurstracks nach Polomit!" rief ich ihm fröhlich entgegen, „das ist alte Freundschaft!"

Er umarmte mich nicht in überströmender Freude des Wiedersehens, sondern drückte mir nur mehrmals zerstreut und lebhaft die Hand, wobei er mich mit scharfem Blick betrachtete. „Du hast dich verändert," bemerkte er. Ich hätte ihm dasselbe erwidern können, doch ich schwieg, betroffen von dem fremden ungewohnten Ausdruck, welcher mir in Gesicht und Erscheinung des stattlichen Mannes entgegentrat.

„Ist alles wohl?" fragte ich beunruhigt.

„Natürlich," lautete die Antwort, „meine Frau erwartet dich schon mit Ungeduld, laß uns nach Hause kommen."

Wir setzten uns auf den Kutschbock; der Diener und das Gepäck wurden in einem zweiten Wagen untergebracht; Rudolf ergriff die Zügel und fort ging's über die mit grobem Schotter bestreute Chaussee.

Rechts und links weitausgedehnte Rübenfelder, ein Stück Waldessaum und dann wieder Rübenfelder. In der Ferne rauchten die Schornsteine einer Zuckerfabrik. Es war mir nichts Neues, daß mein Freund, noch vor kurzem ein unthätiger Weltmann, sich seit seiner Verheiratung leidenschaftlich mit Industrie beschäftigte; überraschend war mir jedoch sein rätselhaftes Benehmen. Schien es doch fast, als ob die vor sechs Monaten ergangene Einladung bereits in Vergessenheit geraten sei.

„Ich bin mit allem, was mein ist, so sehr zufrieden, daß ich mit mir selber notwendig unzufrieden sein muß," war seine Antwort auf meine Anspielung. „Aber du verstehst mich nicht, denn du bist frei, dir gehört noch ganz Indien. Beneidenswerter, du nennst noch kein Glück dein eigen. Sieh, meine Frau ist ein Engel, mein Sohn ein munterer Bursch' und ich ein schlechter Kerl. Reim dir das zusammen, wenn du's kannst!"

Der Anblick der jungen Frau machte glücklicherweise den Eindruck dieser dunklen Reden zu nichte. Sie kam uns auf der Treppe des Schlosses entgegen, das fünf Minuten vom Dorf und den Wirtschaftsgebäuden entfernt hart an der Chaussee lag. Sie sah wirklich hübsch aus, die kleine Frau, in ihrer Schlepprobe, und ihre lichten sanften Augen strahlten in Glückseligkeit. Lebhaft plaudernd führte sie mich bis an die Thüre des Gastzimmers, welches gleich den andern Wohnräumen im ersten Stocke lag, fragte, ob ich mich an die Umstände unserer ersten Begegnung noch erinnerte, und errötete und lachte gleichzeitig bei meiner eifrigen Bejahung. Sie hatte sich bedeutend entwickelt seit damals, und als ich eine Stunde später umgekleidet in ihrem Salon, einem mehr behaglichen als eleganten Zimmer erschien und sie ihr Kind im Schoße haltend erblickte, fand ich sie beinahe schön.

„Der junge Herr Graf!" präsentierte sie mir ihren Sprößling, das Kind, so hoch sie konnte, emporhaltend. „Ist's nicht eine Pracht? ein Stolz? ein Glück? sein ganzer Vater?"

Ich bezeigte meine Ehrerbietung, worauf sie das wirklich schön und gesund aussehende Kind seiner bildsauberen Amme überreichte.

„Rudolf leidet es nicht, daß ich es bei mir behalte," wandte sie sich dann wieder zu mir, „er liebt es über alles, allein er versteht das nicht. Sie können sich gar nicht denken, welche Wonne so ein Kind für Eheleute wie unsereins ist. Er hat immer einen Knaben gewollt und ist auch nicht wenig stolz auf ihn. Sagen Sie, giebt es noch glückliche Leute gleich uns?"

Nun, das klang überzeugend genug. Indes erschien auch der Ehemann. Er hatte wieder sein offenes lustiges Junkergesicht, liebkoste sein Kind, und seiner Frau machte er — was will man noch mehr? — förmlich den Hof. Bei Tisch, welcher gleichfalls ganz gut bestellt war — die kleine Gräfin hatte offenbar Begabung für den Haushalt — war

niemand aufgeräumter als er, und vor seinen derben Witzen, welche er selbst am herzlichsten belachte, konnte man sich gar nicht retten. Die Hausfrau ihrerseits begehrte hartnäckig von meinen Reiseabenteuern zu hören, und so gelang es mir erst beim schwarzen Kaffee das Gespräch auf diejenige Person zu lenken, welche allein mich hiehergeführt.

„Und ihr lebt wirklich wie ewige Liebesleute für euch ganz abgeschlossen?“ fragte ich.

„Jawohl,“ bestätigte Rudolf, „und das ist mir gerade recht. Ein junges Ehepaar ist immer entschuldigt. Nur keinen gesellschaftlichen Zwang! Du weißt, ich hasse Rücksichten von jeher.“

„Allein die Nachbarschaft?“ fragte ich wacker drauf los.

„Das ist ja eben das Glück! wir haben gar keine Nachbarschaft!“ sagte die kleine Gräfin. „Man soll's nicht denken, alle Schlösser in der Umgebung sind gar nicht oder bloß von Industriellen bewohnt. Nur in Ridnitz ist man, wie ich höre, eingezogen. Übrigens vermissen wir Gesellschaft auch nicht im mindesten, nicht wahr, mein Rudi?“

Ich holte tief Atem. „Ist Ridnitz weit von hier?“ fragte ich.

„Eine halbe Stunde,“ antwortete hastig mein Freund, welcher gedankenvoll vor sich hingestarrt hatte.

„Gleichviel,“ sagte ich, „morgen reit' ich hinüber.“

„Was willst du dort?“ fragte er lebhaft mit einem raschen, fast strengen Aufblitzen seiner Augen.

„Nun, ich muß doch meinen Onkel und meine Cousine besuchen,“ erwiderte ich heiter.

„Du hast recht, ich dachte nicht daran, daß ihr miteinander verwandt seid,“ sagte er langsam, und seine feinen Züge bekamen wieder jenen verschlossenen wüsten Ausdruck, welcher mich schon bei meiner Ankunft stutzig gemacht. Doch kümmerte ich mich nicht weiter darum. Ganz andere Gedanken nahmen mich in Anspruch, und ich war froh, mich gleich nach Tisch zurückziehen zu können.

Die Fenster meines Zimmers, welches sich am äußersten Ende eines Seitenflügels befand, hatten die Aussicht auf das Hauptgeschoß und dann über schöngezeichnete Anlagen im Vorgarten hinaus über Felder und Wald. Bloß ein Eisengitter mit vergoldeten Spitzen trennte die Chaussee vom Schloßhofe, ich konnte die letztere in ihrer Fortsetzung weit über Polomit hinaus verfolgen. Es war eine wundervolle Maiennacht. Der zunehmende Mond überschüttete die sonst reizlose Landschaft mit der ganzen Kraft seines magischen Zaubers. Im Schlosse erloschen allmählich die Lichter, um zehn Uhr war schon alles zur Ruhe gegangen. Ich stand am Fenster und starrte bewegungslos nach der weißschimmernden Chaussee. Dort mußte Ridnitz liegen. Und ich sagte mir: Dort blüht dein Glück. Du liebst Gertrud. Freilich, in der weiten Ferne erst wurdest du so recht gewahr, was du in der Heimat gelassen. Ein ganzes Jahr des Glückes hast du einer thörichten Laune geopfert. Beeile dich. Nichts steht dir im Wege; es kostet dich nur einen Entschluß und du hast aufgehört, ein ruheloser Schwärmer zu sein, und bist ein glücklicher Mensch!

Plötzlich bemerkte ich einen langen Schatten auf der Chaussee, den eines hochgewachsenen Mannes. Ich stutzte. Eifrig suchte ich die Gestalt mit meinen Blicken zu erhaschen. Sie bewegte sich rasch vorwärts, verschwand hinter den am Weg stehenden Pappeln, um wieder aufzutauchen, bis ich sie gänzlich aus den Augen verlor. Was war das? Wer war der nächtliche Wanderer? Er mußte aus dem Schlosse sein, denn er war in unmittelbarer Nähe desselben zum Vorschein gekommen. Vielleicht der Hausherr? Der Gestalt nach konnte er es wohl sein. Aber sämtliche Fenster waren dunkel, der schlief sicherlich schon. Aber wer es auch sein mochte, er ging gegen Ridnitz, folglich wollte ich an seiner Stelle sein. Ja, ich beneidete jenen Schatten, und trotzdem fühlte ich mich unermeßlich reich. Braut, Gattin, Geliebte! Wahrhaftig, es fehlte mir nicht viel, um ein langes Gedicht zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Maske.

Was lugt aus höchster Kerkerzelle
Ein schwarz verlarvtes Angesicht?
Vergeblich fragen Wind und Welle,
Und selbst die Sonne kennt es nicht,
Welch Antlitz diese Maske berge,
Die Eisenmaske spät und früh.
Blind ist der Kerker, stumm der Scherge,
Und dieses Rätsel löst sich nie.

Wohl trug der Wind beschriebene Blätter,
Und Pergament schwamm auf dem Meer;
Verweht! verspült! Ihn hört kein Retter,
Und keinen Helfer ruft er her.
Auf einer Schüssel Silberrande
Ritzt er ein inhaltschweres Wort
Und schleudert es zum Fischerstrande
Von seiner Kerkerzinne fort.

Das dunkle Glutgeheimnis flammte,
Ein Blitz, hinab mit hellem Laut;
Doch ach — der Pöbel, der verdammte,
Hat nur nach dem Metall geschaut.

Den Sinn hat keiner ausgedeutet,
Vergeblich schriebst du deine Pein;
Ein Silberteller ward erbeutet.
Verlarvte Seele, gieb dich drein!

A. Fitger.

„Ach, wärst du mein vor aller Welt ...“

Ach, wärst du mein vor aller Welt,
Wie friedlich blühte das Leben,
Von leuchtenden Träumen sanft erhellt,
Ein wonniges Wirken und Weben!

Den Tag voll seliger Schaffenslust
Verbrächt' ich am traulichen Herde,
Und nachts vergäß' ich an deiner Brust
Das Weh der leidenden Erde.

Uns hassen die Götter, mein süßes Lieb,
Sie türmen uns Riffe und Klippen, —
Und heimlich nur, wie ein sündiger Dieb,
Genieß' ich die wonnigsten Lippen.

Wie schimmert dein Auge so thränenfeucht!
Mir ist, ich höre dich sprechen:
„Ist wirklich, was uns so selig deucht,
Ein todeswertes Verbrechen?“

Dein Busen pocht, und die Wange flammt
So schambefangen, so weiblich!
Und wenn uns die ganze Welt verdammt:
Ich liebe dich unbeschreiblich!

Du Blume, die ich vom Stengel brach,
Du Lilie, die ich verderbe,
Ach, weine dem Unschuldstraum nicht nach —
Ich liebe dich, bis ich sterbe!

Ernst Eckstein.

Arbeit ist Gebet.

Aus dem Englischen der Miß Mac Mulloch.

Laborare est orare!
Wir, das Antlitz schwarz wie Nacht,
Von der Arbeit an dem Amboß,
Von der Arbeit in dem Schacht,
Wir vom Werft, vom Pflug, vom Speicher,
Von dem Hammer, der nicht ruht,
Wir erheben unsre Stimme,
Schwach und klein durch Hungers Wut.
Laborare est orare —
Hör uns, Mensch, wie Gott es thut!

Wir, die kaum vor Hunger schützen
Unsre Frauen, die schwer bedrückt,
Die den Himmel zweifelnd loben,
Wenn ein Kind er wieder schickt;
Wir, die Sonntags schläfrig starren
In die Bibel, wir verstehn
Katechismus nicht und Credo,
Nichts, wenn wir zur Predigt gehn.
Laborare est orare —
Werktag kann uns beten sehn.

Wir, die armen schwachen Weiber,
Groß an Herz und klein an Geist,
Die nicht wissen, was der Menschheit
Unaufhörlich Streiten heißt,
Was die Kämpfe in der Kirche
Und die in der Staaten Schoß —
Kindes Lächeln spricht: „Gott liebt euch.“
Kindes Sarg spricht: „Gott ist groß.“
Laborare est orare —
„Harret fein!“ heißt unser Los.

Laborare est orare! —
Hört's, die arm im Geiste! Ihr,
Die ihr an der Schwelle kauert,
Während andern weit die Thür,
Deren Einfalt scheu die Hände
Ringt, gesenkt das Auge hält,
Hört die Wahrheit, die das Leben,
Unser Leben festgestellt:
„Laborare est orare“ —
Das Gebet durch alle Welt.

Übersetzt von H. Blumenfeld.

Lied.

Der Himmel ist grau und die Blätter sind gelb,
Und der Herbst liegt auf Erden schwer,
Und mein Sinn ist trüb und mein Herz ist gram,
Meine Trauer ist tief wie das Meer.
Und kein Vogel singt und kein Lichtlein blinkt
Und für mich kommt kein Frühling mehr.

Fritz Lemmermayer.

Arabische Sprüche.

Wer sich zum Ritt auf den Haushahn schwingt,
Der seh', wohin das Vieh ihn bringt!

*

Die Zunge thut die Gedanken kund,
Des Herzens Dolmetsch ist der Mund.

*

Der Rede edelste Würze
Ist Klarheit und Kürze.

Übersetzt von Georg Rosen.

Junge Stimmen.

Leopardi.

Oft muß ich an dein Marmorbildnis denken,
Das auf dem stillen Monte pincio steht,
Darüber sich des Lorbeers Äste senken
Und das der Pinien Harzgeruch umweht.

Dein Blick und meiner haben sich begegnet,
Dein müdes Auge hat mich festgebannt;
So fluchbeladen und so reich gesegnet
Wie du hat keiner das Geschick gekannt.

Nach Freiheit lechzend bliebst du fest gebunden,
Nach Liebe dürstend bliebst du ungeliebt,
Kein Menschenantlitz habe ich gefunden,
Das deinem gleich das Weltleid wiedergiebt.

Ich sah dich an, des Spätrots Flammen drangen
Durchs Laub, jedwedes Blättchen schien zu sprühn
Wie reines Gold, heiß brannten deine Wangen,
Als würden sie vor Daseinslust erglühn.

So glühten sie, wenn im Vorüberschweben
Der Genius deinen rauhen Pfad verklärt,
So ward auch deinem dunklen Erdenleben
Ein voller Strahl des ew'gen Lichts gewährt.

München. **F. G. Waldburg.**

Die Liebe stirbt nicht.

Durch den milden Atem der Sommernacht
Verwehende Laute gleiten,
Als seien die Strahlen der Vollmondspracht
Goldne, erzitternde Saiten.
Leise, leise
Klingt die verlorene Weise.

Was zog vorüber im Sternenschein,
Fremd und tief ergreifend? —
Aus einem längst beweinten Sein
Mich so freundlich streifend?
Süße, süße
Begrabene Liebesgrüße.

Berlin. **Martin Beck.**

„Mein Schatz baut Säulen.“

Mein Schatz baut Säulen von Marmelstein,
Mein Schatz baut Brücken von Eisen,
Und fragt ihr, wer ihm gleich soll sein,
Da mögt ihr die Erde umreisen.

Ich seh' es von fern den Palästen an,
Ich seh' es wohl an den Brücken:
So kühn baut niemand, wie er es kann,
So zart weiß keiner zu schmücken.

Und hör' ich, wie staunend ihn preisen die Leut',
Vor Stolz will mein Herzblut mir stocken, —
Die Hand, die dem Stein und dem Eisen gebeut,
Streift lind, wie ein Hauch, meine Locken.

Braunschweig. **Anna Klie.**

Nach dem Gewitter.

Nun strahlt, nachdem es ausgewittert,
Der Himmel in dem reinsten Blau.
Im Kelch der Rose leise zittert
Vor Bangen noch ein Tropfen Tau.

Doch lichter ihre Farben prangen,
Und süßre Düfte sie uns weiht,
Als ob verklärend sei gegangen
Durch ihre Seele ein tiefes Leid.

Hamburg. **J. Loewenberg.**

Campo Santo.

Todesgedanken, mit wehenden Flügeln,
Still, unbewußt
Kommt, um die brausende Brandung zu zügeln
In meiner Brust.

Ruheverlangen, nach lastendem Leiden,
Wie bist du groß!
Schweigend zu liegen nach ewigem Scheiden
Tief in dem Moos.

Die ihr geliebt mich und nun mich vergessen,
Süß ist nicht sein,
Süß ist die Ruh' unter dunklen Cypressen,
O! wär' sie mein! —

Weilburg. **L. Gräfin Schwerin.**

Die Eine Frage.

In jedem Kinderauge, das kaum die Welt begrüßt,
Auf jedes Greises Stirne, die kalt der Tod geküßt,
In jeder jungen Knospe, auf jedem welken Blatt
Da steht die Eine Frage, die keine Antwort hat!

In jedem heißen Sehnen nach Leben oder Tod,
In jeder wilden Flamme, die auf gen Himmel loht,
In jedem goldnen Sterne am hohen Firmament
Da glüht das Eine Rätsel, deß Lösung keiner kennt.

Aus jeder Vogelkehle, im Wald aus jedem Quell,
Aus jedem Lied des Sturmes, am Strand aus jeder Well',
Aus jedem letzten Hauche, wenn schon die Lippen stumm,
Klingt bang die Eine Frage: „Warum, warum, warum?“

Rheydt. **W. Langewiesche.**



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Geschieden.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Ernst Wichert**.

Vierter Aufzug.

Zimmer wie im ersten Akt. Auf dem Schreibtisch liegen unordentlich Bücher und Akten, ebenso nebenbei auf der Erde. Auf dem Lehnstuhl eine Decke.

Erster Auftritt.

Hermine sitzt am Schreibtisch und schreibt eine Liste.

Hermine. Wenn nur erst die Verlobungskarten herumgeschickt werden könnten. Zweihundertzweiundfünfzig! — hu! Aber der Onkel hat recht: es ist jetzt noch nicht die passende Zeit. Walter ist sehr glücklich. Und ich —? Ach, ich will mir gar keinen blauen Dunst vormachen — ich bin's auch. Recht von Herzen! Ich bin ihm ja immer gut gewesen, schon von der Tanzstunde her — und er hat's auch merken können. Und wenn dann ein bißchen Augen- und Herzensverblendnis . . . Ich hab' ihm ganz ehrlich alles gestanden — aber er lacht darüber. Ja, jetzt hat er gut lachen. (Sieht nach der Uhr.) Es ist noch eine halbe Stunde, bis er kommt. Onkel erlaubt's; er ist jetzt ganz milde. Wir trinken zusammen den Thee. (Steht auf.) Aber dann muß ich gleich hinaus nach dem Rechten sehen. Da kommen auch die Herren. (Ab durch die Mitte.)

Zweiter Auftritt.

Gusseck und Dr. **Lumm**, letzterer mit Hut und Stock, im Gespräch von rechts.

Dr. **Lumm.** Es thut mir leid: Sie wollen sich zu einer Änderung der Klage nicht verstehen.

Gusseck. Ich habe Sie ruhig angehört. Ich will nicht sagen: ruhig. Es regt mich auf, alles, was von daher kommt. Aber ich habe Sie angehört — meinen Gegner. Sie können von meiner Höflichkeit nicht mehr verlangen.

Dr. **Lumm.** Ich habe den ungewöhnlichen Schritt bereits zu entschuldigen versucht. Nochmals: ich bin ohne Auftrag dazu. Ich würde aber der von mir sehr verehrten Frau und Ihnen selbst, Herr Geheimer Rat, einen großen Dienst zu leisten glauben, wenn ich Sie bewegen könnte, auf das Zeugnis des Hauptmanns zu verzichten.

Gusseck. Der Herr Hauptmann verweigere es doch! Ich weiß nicht, welche Bedeutung das dem Richter hat — außerhalb des Gerichtssaales wird man daraus genau die Schlüsse ziehen, zu denen seine Handlungsweise berechtigt, — und ich führe den Prozeß überhaupt nicht zu dem Zweck, um ihn vor dem Richter zu gewinnen.

Dr. **Lumm.** Niemand zweifelt daran, daß Baron Melsingen Sie im Duell geschont hat. Es könnte undankbar scheinen —

Gusseck. Er hätte sich's sparen können. Wer sagte ihm denn, daß mir das Leben als ein Geschenk seiner Gnade lieb sei? Er hätte mich nicht schonen sollen —! Dann hätte ich jetzt Frieden.

Dr. **Lumm.** Und das Letzte noch . . . Wenn ich mich nicht ganz täusche, ist Melsingen an hoher Stelle persona gratissima. Man empfindet es dort sehr übel, daß seine Stellung bedroht wird, zumal seine Schwester für unentbehrlich gilt . . .

Gusseck (sehr beunruhigt). Es kann sein, es kann sein. Ich stoße nicht gern an — gewiß nicht. Aber so weit darf meine Gefügigkeit . . . Ich hasse diesen Menschen, wie er mich verachtet. Ich hasse ihn wie ein absolutes Gegenbild. Soll ich den Baum schütteln, damit ihm die Frucht in die Hand fällt? Und ich traue ihm nicht: wenn er sie hat, wird er sie fortwerfen. Zu spät wird Melanie erkennen . . . Nein! diese Schmach will ich ihr ersparen. Und darum verriegle ich selbst ihm die Thüre. Er verweigere sein Zeugnis! damit öffnet er sie nicht.

Dr. **Lumm.** Gegen Motive dieser Art sind meine Vorstellungen natürlich machtlos. (Sich verbeugend) Gleichwohl kann ich nicht bedauern . . .

Gussek. Ich danke, ich danke Ihnen. (Folgt ihm einige Schritte nach der Thüre.)

Dr. **Lumm.** Herr Geheimer Rat — (Ab.)

Gusseck (unmutig auf und ab). Er sieht da ganz klar: man wird mir's schwer verdenken. Was ist ihnen Melanie, die ja doch aufgegeben werden muß? Aber der Baron Melsingen, der Offizier, der Bruder der Frau von Bernitz . . . (Trocknet mit einem Tuch, das er vom Tisch nimmt, den Schweiß von der Stirn.) Kann ich anders? Nein! ich will nicht um meine Ehre paktieren. Ich will thun, was ich für recht halte — ich — ich! (Setzt sich wieder an den Schreibtisch und nimmt ein Aktenstück auf.) Arbeit, Arbeit! Immer nicht genug Arbeit, diese Leere in mir zu füllen. Wenn man nichts anderes hineinzuwerfen hat! Wenn man sein ganzes Leben lang . . . (Stützt den Ellenbogen auf das Aktenstück und den Kopf in die Hand.) Melanie —! Ich verlor in ihr mich selbst.

Dritter Auftritt.

Gusseck. **Hermine** durch die Mitte.

Hermine. Du sollst um diese Stunde deine Medizin einnehmen, Onkel.

Gusseck. Laß nur! Sie kann nicht helfen, Kind. Ich habe ganz gesunde Organe, aber sie funktionieren plötzlich miserabel. Die Maschine ist in Ordnung, es fehlt nur die Triebkraft. Gleich der Atem fort.

Hermine. Gehst du noch vor Abend aus?

Gusseck. Nein. Ich mag nicht unter Menschen. Sie

sind mir verdrießlich mit ihrer freundschaftlichen Teilnahme. Redensarten, Redensarten! Jeder sieht mich darauf an, was ich für eine Grimasse schneide; jeder scheint etwas zu wissen, das vor mir geheim gehalten werden soll; jeder möchte etwas herausfragen, das er zehn Minuten später in Umlauf setzen kann, wenn ich ihm den Rücken gedreht habe. Und wenn sie gar so thun, als wäre nichts vorgefallen ... Ich könnte sie ohrfeigen.

Hermine. Hier ist ein Brief mit großem Siegel. (Giebt ihm denselben.) Wohl etwas Wichtiges.

Gusseck. Es ist nichts mehr wichtig. (Erbricht den Brief.) Aus dem Hofmarschallamt — (überfliegt den Inhalt). Der Nobilitierung wegen.

Hermine. Da gratuliere ich.

Gusseck. Die Publikation soll ausgesetzt bleiben, bis der Prozeß beendigt ist. Man schreibt mir wohl nur deshalb.

Hermine. Man hält sich doch für verpflichtet, dir zu schreiben.

Gusseck. Pah —! Das ist nun eine Sache, die ich mit Eifer betrieb, — Melanies wegen. Sie zählte aber nur die Bücklinge und Submissionsstriche und sonstigen Devotionen ... und jetzt erscheint mir's selbst lächerlich, daß man um so etwas kriechen kann wie ein Hund. (Wirft den Brief auf den Tisch.) Ich wende keine Feder voll Tinte mehr daran. (Ihn fröstelt.) Es ist kalt im Zimmer, willst du nicht etwas Holz einlegen lassen?

Hermine. Du bist krank, Onkel.

Gusseck (zieht die Decke hinauf). Mich friert. Es mag von innen kommen. Wenn man eine so kalte Natur ist ... ha, ha, ha! sie braucht fortwährende Reibung. Eine Frau wie Melanie ... Wir konnten uns nie verständigen, aber wir beschäftigten einander. Und fünf Jahre ...

Hermine. Es ist ein rechtes Leiden, Onkel, daß du nicht ein Buch lesen oder auch nur ein Journal durchblättern magst. Du würdest deine Gedanken ableiten.

Gusseck. Das glaube doch nicht, Kind. Meine Gedanken lassen sich mit so schwachen Netzen nicht einfangen. Sie streifen immer um die Frage herum: wie kommt's, daß ich Melanie nicht zürnen kann? Trotz alledem! Ich bin der verletzte, der beraubte, der verarmte — und doch widersteht mir das Mitleid mit mir selbst. Die öffentliche Meinung, was sich so nennt, ist auf meiner Seite — aber mir ist schlecht zu Mut dabei. Es spricht von innen her nichts: tröste dich, du verdienst ein besseres Schicksal. Ach! wenn ich etwas thun könnte, mich in der eigenen Meinung wieder herzustellen — mich zu befreien von dem niederdrückenden Gefühl, in den Augen dieser schuldigen Frau doch nur ein kleinlicher Mensch zu sein! In ihren Augen —! sie sehen immer auf mich. Wie ich mich auch aufputze und vor der Welt brüste — alles eitel. Diese Augen sehen mich durch und durch, und ich — schäme mich vor ihnen.

Hermine (ablenkend). Willst du mit mir eine Partie Karten spielen?

Gusseck (faßt ihren Arm und fixiert sie scharf). Aber Melanie hat doch eine Thorheit begangen — meinst du nicht? Neben mich trockenen Gesellen gestellt — wie konnte sie da glänzen mit allen ihren schönen und liebenswürdigen Gaben. Jetzt fehlt dem Licht der Schattengrund, und es wird so hell nie mehr leuchten. Ah! ein jämmerlicher Trost.

Hermine. Ich bedaure sie von Herzen.

Gusseck. Sorge, daß es ihr an nichts gebricht. Ich will nicht, daß man mir vorwirft, ich enthalte ihr aus kleinlichem Groll etwas vor. Hast du ihre Sachen schon gepackt? Vergiß nichts. Und das Geld, das ich dir gab, bringe ihr selbst. Sie soll niemand zu Last fallen — auch künftig nicht. Dank verlang' ich dafür nicht, sag ihr das. Selbstsucht, alles Selbstsucht! Es ist mir so bequemer, für nicht interessiert zu gelten.

Hermine. Sie wird nichts annehmen.

Gusseck. Von Melsingen doch noch weniger! Seine Frau wird sie nicht. — Glaubst du, daß sie ihn wirklich liebt, Hermine?

Hermine. Kann ich daran zweifeln?

Gusseck. Pah! Ich sage dir, sie hat sich ein Bild von ihm gemacht, und das liebt sie. Weh ihr, wenn das Original ...

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Lisette. Gleich darauf **Melsingen** durch die Mitte.

Lisette (überreicht eine Karte). Der Herr läßt sehr bitten.

Gusseck (überrascht). — Baron Melsingen —! Er wagt es? Unmöglich. Ich lasse danken — sagen Sie, ich lasse danken.

Lisette (öffnet die Thür, um hinauszugehen).

Melsingen (in Civil, tritt in demselben Augenblick ein). Herr Geheimer Rat, ich muß Sie sprechen — auf mein Ehrenwort, ich muß!

Hermine. Fassung, Onkel, Fassung.

Gusseck (sich mühsam bezwingend). Ich habe mir in letzter Zeit so viel bieten lassen müssen, daß am Ende auch das ... (Empört) Wenn Sie es über sich gewinnen, nach diesen Vorgängen mein Haus zu betreten —

Melsingen. Es muß eine zwingende Ursache haben. Herr Geheimer Rat, ich gewinne noch mehr über mich —: ich komme demütig — mit einer Bitte.

Gusseck. Mein Herr, das ist ...

Melsingen. Lassen Sie das häßliche Wort unausgesprochen. Freilich in meiner Lage ... Wie Sie wollen. Ich würde doch nicht weichen können, bis Sie mir Gehör geschenkt haben.

Hermine. Eine zwingende Ursache, Onkel —

Melsingen. In der That. — Melanie hat vor einigen Stunden das Haus meiner Schwester verlassen.

Gusseck. Sie hätte es nie betreten sollen. Aber was geht's mich noch an?

Melsingen. Nach einer sehr heftigen Auseinandersetzung mit mir, Herr Geheimer Rat — in hellem Zorn über eine Zumutung ... (Bittend) O, mein Fräulein —

Hermine. Ich gehe. — Schone dich, Onkel. (Ab durch die Mitte.)

Melsingen. Eine Zumutung, die sie als eine schwere Beleidigung empfand, und die doch nach den Umständen ... Ich kann sie auch jetzt nicht bereuen. Aber Melanie fühlte sich beleidigt, und ich begreife das. Es war ihr bitterster Ernst, sich lieber von mir zu trennen —

Gusseck. Ah! So bald schon —?

Melsingen. Sie verließ mich in einem Zustande höchster Erregtheit. Es war schon vorher ihre Absicht gewesen, während des Prozesses aufs Land — zu einem Pfarrer — zu gehen. Wahrscheinlich betreibt sie nun eifrig ihre Abreise. Vielleicht daß sie auch zu ihrem Advokaten ...

Meine Schwester ist ihr auf meine Bitte nachgeeilt, jeden unbedachten Schritt zu hintertreiben.

Gusseck. So ist ja alles geschehn —

Melsingen. Schenken Sie mir nur wenige Minuten Geduld. Ich weiß mich verantwortlich für das Geschehene — für Alles, was geschehen ist, von dem Augenblick, wo ich die unglückliche Frau sah und zu einem Entschluß drängte. Ich habe für mich nichts einzusetzen, als daß ich sie liebte.

Gusseck (achselzuckend). Herr Baron . . .

Melsingen. Ich liebte sie, wie ich sie liebe bis zu dieser Stunde — aufrichtig, leidenschaftlich, mit voller Hingebung. Meine früheren Neigungen waren Tand, Thorheit des Herzens, Spiel der Phantasie. Dieses herrliche Weib erschütterte mein Tiefstes —

Gusseck. Das mir! — Mein Herr, Sie verletzen Rücksichten, die ein Mann von Takt auch dem verhaßten Gegner nicht vorenthält.

Melsingen. Der sind Sie mir nicht. Es mußte gesagt sein, damit Sie mir vertrauen. Herr Geheimer Rat, jeden andern Vorwurf will ich als gerecht hinnehmen, nur den nicht, der aus einem Zweifel an der Wahrhaftigkeit meiner Neigung entspringt. Sie galt einer Frau, hätte sich in das tiefste Dunkel meiner Brust verstecken müssen — nie durfte Melanie erfahren — Ihr Recht mußte mir heilig sein, und ich hab's rücksichtslos verletzt — Ja, ja, ja! ich leugne nichts — Ihre Empörung über mich ist gerecht. Aber ich liebte Melanie, und Melanie liebte mich —

Gusseck (stöhnend). Ah —! Das hören zu müssen —

Melsingen. Ich darf's Ihnen nicht sparen. Sie müssen überzeugt sein: ich wollte das Glück der angebeteten Frau, und sie hätte es in der Verbindung mit mir gefunden. Sonst bitte ich vergeblich.

Gusseck. Was können Sie — von mir — zu erbitten haben?

Melsingen. Melanies Leben. Herr Geheimer Rat, Sie machen mir's unmöglich, als ein ehrlicher Mann zu handeln. Wenn ich meine ganze Carriere aufgebe, den Abschied nehme, mir die Gesellschaft verschließe, mich auf meine Güter zurückziehe — und zu alledem bin ich entschlossen — diese Opfer sind nutzlos gebracht. Sie fordern die Scheidung wegen Treubruchs, um sich an uns zu rächen, und legen damit das Schwert des Gesetzes zwischen uns.

Gusseck. Um mich zu rächen?

Melsingen. Um uns zu strafen — ich weiß nicht. Und Sie haben ja recht — ein Treubruch bleibt's, wenn auch das letzte nicht . . . Und da kein Ausweg war, in der Verzweiflung forderte ich von der Frau, die mich liebt, auch das. Ich habe die Partie verloren — Melanie trennte sich von mir in tiefster Entrüstung. Das mag Ihren Beifall haben, Herr Geheimer Rat, wenn Sie auf mich hinabsehen. Aber Melanie wird jetzt unglücklich fürs ganze Leben sein, und das — das — wollten Sie vielleicht doch nicht.

Gusseck. Unglücklich durch Sie.

Melsingen. Es mag sein. Ich stehe hier nicht, um mich zu verteidigen. Aber es schmerzt mich deshalb nicht weniger. Und darum brach ich meinen Stolz und kam zu Ihnen als ein Bittender. Wie Sie mich hassen — Melanie war Ihre Frau. Was sie Ihnen angethan — Sie können nicht wollen, daß sie ihr Leben lang unglücklich wird.

Gusseck. Ich kann's nicht wollen —? Ich kann's nicht ändern.

Melsingen. O doch — doch! Und Sie haben, wie ich's begreife, die heilige Pflicht, sie nicht in ihrem Schmerz, sich mir versagen zu müssen, untergehen zu lassen. Sind Sie ohne Schuld? Die schwerste tragen Sie. Antworten Sie mir! Jetzt bin ich der Richter. Haben Sie für Melanie, als Sie ihr die Hand boten, etwas empfunden, was den Namen Liebe verdiente? Thaten Sie's in dem guten Glauben, daß Melanie Ihnen Neigung entgegenbringe? Ihr Ehrgeiz wollte durch die Verbindung mit einer Dame von altem Adel befriedigt sein — Sie wollten ein Haus machen, in der Gesellschaft glänzen — höher und höher hinauf — darum wählten Sie, wie Sie wählten, darum übten Sie moralischen Zwang.

Gusseck. Das habe ich — mit meinem Gewissen — auszumachen.

Melsingen. Nein, auch mit Melanie. Und als sie dann Ihr Weib war, was brachte ihr der so viel ältere Mann, der nie eine Jugend gehabt hatte, entgegen? Seine Bücher, seine Akten, seine Etats, seine Kammerberichte! — O, ich unterschätze Ihre Thätigkeit, Ihr Verdienst nicht. Sie gingen in Ihrem Amt auf, wie so viele Tausende; aber Melanie hatte an ihren Mann andere Ansprüche zu stellen, und Ihnen war es bald unbequem, auch nur den geringsten zu genügen. Sie war Ihre Frau, Sie gaben ihr eine Stellung, und Melanie entzückte alle Welt. Was brauchte der Mann mehr, was brauchte die Frau mehr? Aber daß diese Frau ein liebebedürftiges Herz habe, das von Ihnen die Befriedigung seiner gerechten Wünsche fordern durfte, das wußten Sie nicht, das w o l l t e n Sie nicht wissen. An Ihnen selbst hat sich's nun gerächt.

Gusseck (erschüttert). Ja, ja — an mir selbst.

Melsingen. Sie haben Melanie verloren. Winden Sie sich, wie Sie wollen — es ist so. Und d a r ü b e r haben Sie keine Klage. Sie gingen über sie hinweg, um Ihre gesellschaftliche Reputation zu retten — das mag gerechtfertigt sein. Was jetzt noch von Ihrer Seite geschieht, Melanie zu kränken, ist Grausamkeit, Folterqual.

Gusseck. Kennen Sie meine Absicht so gut, Herr Baron?

Melsingen. O, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, machen Sie ein Ende. Ziehen Sie eine unwürdige Beschuldigung zurück — geben Sie Melanie frei!

Gusseck. Damit Ihnen die Wege geebnet sind —

Melsingen. Damit Melanie nicht noch elender wird. Wenn ein Gefühl von Großmut —

Gusseck. Großmut! Der engherzige Bureaukrat — der Aktenmensch! Und was ich gelitten habe . . .

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hermine durch die Mitte.

Hermine. Ich muß stören. Soeben wurde dieser Brief von einem Eilboten abgegeben — An Sie, Herr Hauptmann. (Reicht ihm den Brief.)

Melsingen. An mich? Wie weiß man . . . (Reißt den Brief auf.) Von meiner Schwester. (Er liest, entfärbt sich, wankt einen Schritt zurück.)

Hermine. Was ist geschehen?

Melsingen. Meine Schwester hat Melanie — nicht gefunden, wo sie sie vermutete. Sie hat vergebens nach

ihr überall gesucht, gefragt . . . Auch Rotenstein . . . Man will einer Frau — von ihrem Aussehen — am Fluß begegnet sein —

Gusseck (schreit auf). Herr des Himmels!

Hermine. Was befürchten Sie?

Gusseck (mit erhobener Stimme). Wenn Melanie in der Verzweiflung —! Wer hat sie an den Abgrund geführt — hinabgestoßen? Warum in der Verzweiflung? An wem kann sie verzweifelt sein als an dem Mann, den sie liebte? Ah! ich sah's voraus — alles, alles. Nur daß so schnell schon . . . Es wird einer von Ihnen Rechenschaft fordern, Herr Baron, dem Sie nicht werden zu antworten wagen: ich habe sie geliebt! Was geht mich Ihr Gewissen an? Melanie aber . . . Man muß weitere Nachforschungen — ich gehe zum Polizeipräsidenten, zum Oberbürgermeister . . . Nur meinen Rock und Hut — sogleich. (Ab nach rechts, die Thür bleibt offen.)

Hermine. Dahin ist's gekommen.

Melsingen. Dahin. O das — das! Es ist schrecklich.

Hermine. Geben wir noch nicht jede Hoffnung verloren. Melanie kann auch in der Verzweiflung nicht —

Gusseck (kehrt zurück, im Überrock, den Hut in der Hand). Sie begleiten mich, Herr Hauptmann — wenigstens bis vors Haus. Hier darf ich Sie keine Minute länger als nötig dulden. Ob Sie selbst noch weitere Recherchen anstellen wollen, bleibt Ihrem Ermessen überlassen. Ich . . . (er öffnet rasch die Mittelthür und prallt zurück) Melanie.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Melanie steht an der Thür, den Kopf gesenkt, die Arme gestrafft, die Hände gefaltet. In ihrer Kleidung zeigt sich eine leichte Unordnung.

Melsingen und **Hermine.** Melanie!

Melanie. Ich bin's. Das Haus stand offen — ich schleppte mich die Treppe hinauf . . . Hier an der Thür befiel mich ein Zittern, ob ich anklopfen dürfte . . . Nun will's der Zufall, daß du selbst mir öffnest. (Sie tritt ein.)

Hermine (eilt auf sie zu und umarmt sie). Du lebst — Du lebst! O wie dankbar ich dir dafür bin! (Zu Melsingen gewandt.) Sie lebt. Nun ist das Schlimmste abgewendet.

Melanie. Sollte ich nicht . . .? — Ich verstehe. — Du fühlst das Richtige, Kind: ich sollte nicht mehr leben.

Melsingen. Melanie — wenn eine unsinnige Befürchtung . . .

Melanie. Sie hier, Herr Baron? Das überrascht mich. Aber es ist gut — bleiben Sie nur. Sie sollen wissen, was ich meinem Manne zu sagen habe.

Melsingen. Ihrem Manne, Melanie?

Melanie. Meinem Manne.

Melsingen. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, Melanie — wie ich von diesem Manne —

Melanie. Still — still! Wir beide haben nichts mehr miteinander zu verhandeln, Herr Baron.

Hermine. Wenn jetzt Walter . . . Ich muß ihn fernzuhalten suchen — Gott mag's zum besten wenden. (Links ab.)

Gusseck (der seine Erregung niedergekämpft hat, nach einer Pause). Melanie — was willst du hier?

Melanie. Höre mich geduldig an. — Ich habe mich schweren Irrtums anzuklagen.

Gusseck. Irrtums?

Melanie. Irrtum des Herzens ist Schuld — die schwerste Schuld. Beim Weibe gewiß. Das Herz soll nicht irren. Ich liebte dich nicht und reichte dir doch meine Hand. Das war eine unverzeihliche Schuld und aus ihr erwuchs jede andere. — Dann aber war ich dein Weib — und wollte doch dein Weib nicht sein. Mein Herz — ich hätte es beruhigen sollen, und rief ihm doch unaufhörlich zu: empöre dich, brich den Zwang! Vielleicht — wenn ich dich mit Geduld hingenommen hätte, dir freundlich entgegengekommen wäre . . . es würde sich befriedigt haben. Und auch in deiner Brust hätte allmählich der Sonnenschein die eisige Kälte —

Gusseck (wehrt mit der Hand ab). Für deine Empfindung . . .

Melanie. Das Lächeln einer Frau kann so viel — und du sahst nie ein frohes Gesicht. Ich meinte dir nur immer zeigen zu müssen, daß ich dich nicht liebte, und zuletzt hätte ich's auch nicht mehr anders **können**: ich war, wie ich war. — Aber das befriedigte doch nicht. Und wieder irrte mein Herz verhängnisvoll. Freundschaft wollte es gewinnen und wußte nicht, daß die Frau, die sich unglücklich fühlt, **keinen** Freund haben darf als den Tröster im Himmel allein. Ich suchte ihn auf der Erde und fand — ihn da.

Melsingen. Melanie —!

Gusseck. Warum das alles in grausamer Selbstironie —? (Beiseite.) Wie schön sie in ihrem Schmerz ist!

Melanie. Es ist mir in diesen schrecklichen Stunden aufgegangen, und du sollst sehen, daß ich wenigstens vom Unglück gelernt habe. — Ich warf mich dem Freunde in die Arme — und er sagte mir, daß er **mich liebe**. Ich glaubte ihm, ich glaubte, daß ich selbst . . . Er forderte Leib und Seele —! Da wußte ich, daß mir Unleidliches zugemutet würde. Aus allen geträumten Himmeln war ich niedergestürzt — tiefer, viel tiefer, als ich mich je bei dir empfunden hatte. Da riß ich mich los, da raffte ich mich auf . . . zurück, zurück — zu meiner Pflicht!

Gusseck. Zu deiner Pflicht? Was nennst du jetzt noch deine Pflicht?

Melanie. Ich will nicht lügen — nein! ich kehrte nicht zurück zu meiner Pflicht — nicht gleich. Es war so furchtbar gewesen dieses Grauen vor sich selbst. In mir war nichts als Verzweiflung. Ich lief dem Fluß zu, auf dem Damm hinaus aus der Stadt, weit — weit! Und da war ich nun allein — weit und breit kein Menschengesicht — es konnte geschehen.

Gusseck (ergriffen). Melanie!

Melanie. Aber wie ich die Steine am Damm hinabstieg und auf dem vordersten stand, den schon das Wasser rings umspielte, und noch einen Blick zum Himmel aufwärts sandte — da war's, als ob eine zornige Stimme dicht an meinem Ohre flüsterte: kehr um, gieb dich nicht auf, kehr um! — Ich konnte weinen, so recht aus Herzensgrunde weinen — und da war mein Entschluß gefaßt. Zurück ins Leben, zurück zu — dir!

Melsingen. Nein, nein! Um alles in der Welt — nur nicht das.

Gusseck (erschreckt). Zu mir, Melanie! Wie willst du das — verstanden wissen?

Melanie. So ohne Hinterhalt, wie ich's sage. Ich habe dich tief, tief verletzt —

Gusseck. Ja — ja — ja!

Melanie. Und doch darf ich sagen: ich will mich demütigen; vergieb mir — nimm mich wieder auf, laß mich wieder dein Weib sein!

Gusseck. Du schwärmst. Nach dem, was geschehen ist —

Melanie. Was ist geschehen? Viel Beklagenswertes, Häßliches, Verwerfliches — aber nichts Unverzeihliches.

Gusseck. Wie? das könnte ein Mann von Ehre —

Melanie (eifrig). Ich stünde nicht hier, wenn ich dir bieten müßte, was ein Mann von Ehre nicht annehmen darf!

Gusseck (mit aufzuckender Freude). Melanie — Melanie!

Melanie. So wahr ein Gott im Himmel lebt, vor dem keine Unwahrheit besteht — ich habe nichts gethan, was ein Mann von Ehre seinem verirrten Weibe nicht verzeihen könnte. Glaubst du mir nicht?

Gusseck. O, das —! Ich glaube dir, Melanie.

Melanie. Du glaubst mir —? O, mein Gott . . Du glaubst mir —! (Ergreift seine Hand.) Ich wußte es —: klein hast du von mir nie gedacht. Du glaubst mir.

Gusseck. Und doch, Melanie . . . Was sage ich dir!

Melanie. Und doch —?

Gusseck. Hier darfst du nicht bleiben. Mein Weib kannst du nicht mehr sein.

Melanie. Als ich dort auf dem Stein stand — da prüfte ich meine Kraft, ob ich mir würde das Schwerste auflegen können, mein Recht ans Leben zurückzugewinnen, und was das Schwerste sei. Und es gab nur eins über allem: dich zu bitten, mich als dein Weib zurückzunehmen und dann —: dein Weib zu sein. Ich will's — ich kann's.

Melsingen. Du kannst?

Melanie. Gott wird mir Kraft geben.

Gusseck (mit sich kämpfend). Wie nun, Herr Baron? — Du zeigst mir da ein Glück, Melanie . . . Ah —! Daß ich nicht mit beiden Händen zugreifen kann. Ich wäre jetzt empfänglicher, dankbarer . . . Und doch darf's nicht sein, Melanie — es d a r f nicht!

Melanie. Wer könnte dich hindern?

Gusseck (trocknet die Stirn mit dem Tuch). Wenn ich allein zu verzeihen hätte! Melanie, man weiß, wessen ich dich beschuldigen mußte, du selbst hast mich gezwungen —

Melanie. Aber du glaubst mir!

Gusseck. Ich glaube dir. Ist das genug? Wer glaubt m i r, daß ich d i r g l a u b e?

Melanie. A . . . h!

Gusseck. Das ist's! Man wird es besser wissen. Wie kann man auch nach dem, was offenkundig . . . Und wenn nun der Mann die schuldige Frau wieder aufnimmt, wird man im Zweifel sein, w a s er zu verzeihen hatte? Was kein Mann von Ehre verzeihen kann. Wie vielen läßt sich's denn sagen: es ist nicht wahr? Und was wird die Antwort sein? Ein Achselzucken und Lächeln: man weiß es besser. Die schöne und liebenswürdige Frau, die sich verrechnet hatte . . . der gefällige Ehemann . . . man hat sich um jeden Preis versöhnt und möchte nun den Leuten Sand in die Augen streuen . . . Pah! Sie sind klug, sie wissen es besser.

Melanie. Die Leute — sie wissen es besser. Dann freilich . . . Aber nein! Ich kann so nicht wieder gehn — Ich flehe dich an — täusche mein Vertrauen nicht —

Gusseck. Melanie . . . wenn ich das alles vergessen könnte — täusche dich selbst nicht. Was kannst du mir ehrlich bieten? In Gegenwart dieses Mannes —? Kannst du dein Herz zwingen —

Melsingen. Verleugne dein Heiligstes nicht!

Melanie (zu Gusseck). Quäle mich nicht. Ich habe dir aufrichtig — alles gesagt. Mein tiefstes Gefühl . . . Wie kann ich ehrlich mehr versprechen? Aber es ist viel, es darf dir genügen.

Melsingen. Und sie liebt mich doch! (Zu Gusseck.) Sie dürfen dieses Opfer der Reue nicht annehmen.

Gusseck (schwer mit sich kämpfend). Darf ich nicht —? So steht's — so ungleich für uns. Und wenn ich die Arbeit eines ganzen Lebens umsonst gethan haben — das Ansehen eines unwandelbaren Ehrenmannes preisgeben — mein Amt quittieren wollte . . . (Entschlossen.) Ich bitte dich, steh ab, Melanie.

Melanie (resigniert). Vergebens.

Gusseck. Melanie — es hat mir doch sehr wohlgethan . . . Laß uns scheiden ohne Groll und Bitterkeit —

Melanie. Lebe wohl!

Gusseck. Es soll dir an nichts fehlen, wo du auch bist —

Melanie. Ich werde nichts brauchen.

Gusseck (erschreckt). Melanie — was hast du im Sinn?

Melanie. Fürchte nichts. Zum zweitenmale versuche ich Gott nicht. Ich wollte zur Sühne meiner Schuld den Rest meines Lebens füllen mit der aufopfernden Hingebung an den, dem ich's gelobte. Er weist mich zurück — ich muß es hinnehmen. Laß sehen, was ich mit meinen Kenntnissen und kleinen Talenten in der Fremde vielen sein kann, denen ich nichts schuldig bin. Nur noch ein paar Worte mit Hermine — (sie klopft an die Thür links).

Melsingen (faßt Gussecks Arm). Und so soll diese Frau von Ihnen gehn? Wenn nur ein Funke Menschlichkeit —

Gusseck (für sich, dumpf brütend). Und sie liebt ihn doch!

Siebenter Auftritt.

Gusseck, Melsingen, Melanie, Hermine von links.

Hermine. Tante Melanie, du wünschest? — Onkel — wie finde ich euch? . . .

Gusseck. Kann ich sie halten? Und das andre . . .

Hermine (zu Melanie). Du wolltest? . . .

Melanie. Es ist schon überwunden. Nur eine Bitte an dich. Ich schreibe dir, sobald ich selbst meinen Aufenthalt weiß. Schicke mir dorthin das Wenige, was mir gehört, auch meine Noten, Bücher, Zeichnungen. Und wenn du von mir noch Abschied nehmen willst — thu's gleich.

Hermine (sie umarmend, schmerzlich bewegt). Melanie, muß es denn sein?

Melanie. Das Scheiden beängstigt mich jetzt nicht mehr. Hoch trage ich wieder das Haupt und rein ist mein Gewissen. Das eine nur schafft mir Unruhe, daß du dem Herzen nicht sein Recht gegeben haben könntest, wie einst ich. Hermine, wenn dir Walter —

Hermine. Sei unbesorgt, ich gab ihm sein Recht. Und wenn wir erst . . . du kommst zu uns, versprich mir —

Melanie. Sei glücklich und — lebe wohl! (Sie geht nach der Thür.)

Gusseck (mit äußerster Anspannung). Melanie! —

Melanie (sich umwendend). Was willst du noch?

Gusseck. Dir sagen, daß ich die Klage, wie sie angebracht ist, zurückziehe, daß ich mich an dem Zerwürfnis unserer Ehe gleich schuldig bekenne, daß ich in ihre Lösung willige —

Melanie. Es hat mir keinen Wert mehr.

Gusseck. Sei aufrichtig, Melanie — so aufrichtig wie vorhin, als du mir gestandest, daß dein Herz mir nichts gewähren könnte. (Mit Überwindung, auf Melsingen zeigend) Liebst du — diesen — noch?

Melsingen. Melanie!

Melanie. O mein Gott! (Sich fassend) Darauf bin ich dir zu einer Antwort nicht mehr verpflichtet.

Melsingen. Sie hören es — er giebt großmütig Ihr Gewissen frei, wie Ihre Hand. Zögern Sie noch?

Melanie (ihre Erregtheit gewaltsam niederzwingend). Gusseck — Melsingen — wohin drängt ihr mich? Kann ich noch glücklich sein? Wie ich's bin ... Und wenn ich könnte, Melsingen, könnten Sie mit mir... Nein, nein! Wir dürfen nicht mehr zu einander — auch wir nicht. Es mag nicht Ihre Schuld sein. Ich liebte Sie nicht mit der ganzen Leidenschaft eines selbstvergessenen Herzens — nicht über alles, Melsingen... Sonst hätten Sie mich nicht beleidigt — sonst stünde ich jetzt nicht hier. Fühlen Sie das? Und so ein halbes Glück — aus der zweiten Hand — was könnte Ihnen das sein? (Zu Gusseck) Aber ich danke dir — ich danke dir aus bewegter Seele. Laß mich einsam... Ich kann's nicht sagen, die Brust ist mir übervoll. (Wendet sich.) Lebt wohl! — (Sie schwankt nach der Thür. Hermine folgt ihr, umarmt und stützt sie. Sie will sich sanft los machen, die Kraft versagt ihr. Plötzlich greift sie an die Brust und schreit zusammenbrechend auf:) Ach mein Herz —!

Hermine. Um des Himmels willen! Wie geschieht dir? (Sie kniet neben ihr nieder und hebt ihren Kopf auf den Arm.) Eine Ohnmacht?

Melsinger. Melanie — erwache! O das — ist keine Ohnmacht — das ist ...

Hermine. Ihr brach das Herz.

Melsinger. Melanie — Melanie —! Warum thust du mir das?

Gusseck (tief erschüttert). Ewige Barmherzigkeit, du kürztest gnädig ihr Leid. — Melsingen ... (reicht ihm die Hand) ihr ist wohl.

(Der Vorhang fällt.)



Zur Physiologie der Lyrik.

Von Prof. Dr. R. M. Werner in Lemberg.

Wir kennen die merkwürdigen Flüsse von Krain, welche nach einem kurzen Taglauf plötzlich spurlos im Erdboden verschwinden, um weit entfernt ebenso plötzlich wieder aufzutauchen. Der wissenschaftliche Erforscher des Erdinnern, der Geologe, sagt uns, wie das zugeht, er berichtet von Rissen im zerklüfteten Terrain, von unterirdischen Schachten und Gängen, von geheimnisvollen Höhlen und Grotten. Wir müssen ihm glauben, aber wie wenig befriedigt uns die Erklärung! Und wenn es uns gar, wie in Adelsberg, gelingt, dem verschwindenden Flusse zu folgen und einen Blick in seine Märchenwelt zu thun, dann staunen wir die Pracht an; gering erscheint, was die Sonne bestrahlt, gegen dies verborgene Leben, gegen dies Walten und Weben zauberähnlicher Kräfte.

Diesen Flüssen gleicht das Dichterwerk. Eine Strecke vermögen wir dem Laufe zu folgen, dann verschwindet es im Inneren des Dichters, um plötzlich vollendet vor unserem erstaunten Auge wieder zu erscheinen. Wir sehen, welchen Stoff der Dichter wählt, wie er ihn findet, oder zusammenträgt, dann erhalten wir das abgeschlossene Werk, das sich in der Phantasie des Dichters geheimnisvoll gestaltet hat. Und doch reizt es uns, zu erfahren, was in der Zwischenzeit vorging, wie der Dichter mit dem Stoffe rang. Leider sind wir meist auf Vermutungen angewiesen, nur selten reicht unser Blick bis hinab in die Tiefe.

Es sind zwei Möglichkeiten, die uns gestatten, das Kunstwerk im Werden zu belauschen. Bei gewaltigen Stoffen, wie etwa bei großen Dramen oder bei epischen Gebilden, wird der Dichter gleichsam vor unseren Augen zu schaffen beginnen. Wir sehen ihn vielleicht mit einem Napoleon beschäftigt, er „ringt" mit diesem „ungeheueren" Stoff, ohne mit ihm fertig zu werden. Da springt ihm eine merkwürdige historische Ähnlichkeit ins Auge: König Ottokar von Böhmen; ist der nicht ein Napoleon alter Zeit? Der Dichter sinnt weiter, immer deutlicher werden ihm die Berührungspunkte zwischen beiden Stoffen, immer mehr schiebt sich der leichter zu objektivierende fernere an die Stelle des näher liegenden; ohne daß er es vielleicht selbst weiß, beschäftigt sich seine Phantasie bereits nicht mehr mit einem Napoleon, sondern mit einem Ottokar. Eines „Gewaltigen Glück und Ende" hatte er in Napoleon gesehen, sieht er nun in Ottokar, und bald heißt es dann: „König Ottokars Glück und Ende". Zufällig sind uns nun die „Vorarbeiten" Grillparzers zu diesem Drama erhalten, wir können daran beobachten, wie die einzelnen Stücke ganz allmählich aneinander gerückt werden, wie sich aus dem Bunterlei der historischen Thatsachen die poetische Wahrheit erhebt, dann freilich verschwindet der Stoff im Dichter und das Drama steht geschaffen vor uns. Hier können wir Schlüsse ziehen aus dem Beginn der Arbeit auf ihren weiteren Verlauf, wenn sie vielleicht auch nicht das Richtige treffen. Alfred Klaar hat dies in einer interessanten Schrift (Leipzig 1885) versucht.

Die andere Möglichkeit gewährt uns Rückschlüsse, wenn wir zum Beispiel mehrere Versuche des Dichters vor uns haben, den Stoff zu bewältigen. Von Goethes Götz kennen wir außer dem Stoff, der „Lebensbeschreibung des Herrn Götzens von Berlichingen" zwei verschiedene Bearbeitungen, „die Geschichte Gottfriedens" und den „Götz", aus genauer Vergleichung der beiden Fassungen ergiebt sich eine Reihe von Beobachtungen, welche methodisch weiter zurückführen können und uns Goethes Art zu arbeiten kennen lehren. Sehr merkwürdig in dieser Hinsicht sind Studien, welche Schönbach an Nathaniel Hawthorne begonnen hat (Englische Studien 1884); wir vermögen bei dem amerikanischen Novellisten einem dichterischen Motive vom ersten Aufblitzen durch eine Reihe von Gestaltungsversuchen hindurch bis zu vollendeten Weisen zu folgen, bekommen

also einen höchst erwünschten Einblick in die Werkstatt des Dichters.

Am schwierigsten sind die Beobachtungen des lyrischen Schaffens, weil wir nur in Ausnahmsfällen den sinnlichen Anlaß, das ist hier der Stoff, entdecken können, und weil sehr häufig das geschaute oder erlebte Motiv erst später in einer anderen Situation vom Dichter ausgeführt wird. Wir können ganz fehl gehen, wenn wir einen Konner zwischen dem lyrischen Gedicht und der momentanen Lage des Dichters annehmen und darauf unsere Forschung gründen. Es ist ja möglich, daß er den Stoff lange mit sich herumtrug; Goethe gesteht ausdrücklich, er habe gewisse große Motive vierzig bis fünfzig Jahre lebendig in seinem Innern erhalten, so nennt er einige Balladenstoffe ausdrücklich. Auch vermögen wir bei ihm einigemale den sinnlichen Eindruck anzugeben, welchen er später zu einem Gedicht umgestaltete. Besonders interessant ist in dieser Beziehung der „Schatzgräber". Goethe sieht in einer deutschen Übersetzung Petrarcas eine Abbildung, „auf welcher ein Knabe einem aus einem Buche lesenden Manne, der links von einer Säule steht, eine Strahlen ergießende Schale bringt, während in der Mitte in Zauberkreisen Beschwörer stehen, von denen einer das Schwert gezogen, rechts von ihnen der Satan in schrecklicher Gestalt erscheint und höher hinauf Goldstücke aus der Erde genommen werden", so beschreibt Düntzer das Bild. In seinem Tagebuch notiert nun Goethe: „Artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt". Diese Notiz zeigt uns, daß Goethe bereits zu produzieren begann, denn er hat schon die „Idealisierung" des Stoffes in Angriff genommen: aus dem Mannigfaltigen des Bildes wird das Einfache des Gedichtes, die Beschwörer sind verschwunden und haben Einem Beschwörer Platz gemacht; die erscheinenden Goldstücke haben diesem Beschwörer den Charakter des Schatzgräbers beigelegt, und so ist das Rohmaterial des Bildes schon leicht bearbeitet. Der Dichter sucht sich die Situation deutlich zu machen, er versetzt sich in die Lage der abgebildeten Personen, und so entsteht allmählich — wie? können wir freilich nur ahnen — das Gedicht. So viel sehen wir, daß Goethe im ersten Teil desselben lebendig die geschaute Situation herbeizuführen sucht, er läßt einen Mann vor unseren Augen zum Schatzgräber werden, motiviert sein Thun und läßt endlich den Knaben mit der leuchtenden Schale erscheinen. Den Schluß macht der Versuch, die Situation poetisch zu erklären und symbolisch zu deuten. Wer weiß, ob diese Schale nicht auch die Schale des Faust veranlaßt hat?

Sehr reich ist auch in dieser Hinsicht die Ausbeute aus Hebbels Tagebüchern; hier können wir mitunter vom ersten sinnlichen Eindrucke bis zur schließlichen Gestaltung dem Werdeprozeß folgen. Ich greife nur weniges heraus.

So notiert Hebbel am 5. Januar 1843 „bei fallendem Schnee" einen poetischen Gedanken. „Nur so lange wir nicht sind, was wir sein sollen, sind wir etwas Besonderes, wie die Schneeflocke nur darum Schneeflocke, weil sie noch nicht ganz Wasser ist". Hier haben wir die Anschauung: den Schneefall; der Dichter sieht, wie die Schneeflocke zu Wasser wird, was sie eigentlich auch ist; erst dadurch, daß sie zergeht, tritt ihr inneres Wesen zu Tage, sie ist also nur dadurch ein besonderes, weil sie nicht ganz ist, was sie sein soll. Gerade so sind wir Menschen. Das Geschaute wird zum Vergleich, der sich sogleich als poetisch fruchtbar ergiebt. Hebbel skizziert ihn sogleich in Versen, aber schon hat sich das Ursprüngliche wieder anders gewendet:

Wir Menschen sind gefrorne Gott-Gedanken,
Die inn're Glut, von Gott uns eingehaucht,
Kämpft mit dem Frost, der uns als Leib umgiebt,
Sie schmelzt ihn oder wird von ihm erstickt —
In beiden Fällen stirbt der Mensch!

Was ist nun hier vorgegangen? Vor allem wurde der Vergleich fallen gelassen und zum Bild gemacht, das ist das poetischere, nur die Prosa verlangt für das Verglichene streng logische Verbindung. Also nicht wir Menschen sind wie die Schneeflocke, sondern: wir Menschen sind Schneeflocken. Aus welchem Stoffe sind wir aber zu Schneeflocken geworden, was entspricht in diesem Bilde dem Wasser, welchem die Schneeflocke entstammt? Das sind die Gedanken Gottes. Also: „Wir Menschen sind gefrorne Gott-Gedanken". Der Dichter denkt das Bild weiter, ganz nach Bauernfelds treffendem Epigramm über ihn:

Die Muse hat ihn reich beschenkt,
Sein Geist ist eigen eingerichtet,
Er ist ein Dichter, wenn er denkt,
Ein Grübler, wenn er dichtet.

Wir können seinen Gedankenwindungen genau folgen. Eine Schneeflocke ist das Resultat eines Kampfes zwischen Kälte und Wärme. Siegt die Kälte, dann wird aus dem Wasser die Schneeflocke, das Besondere; siegt dann wieder die Wärme, so schwindet das Besondere, die Schneeflocke wird wieder zu Wasser. Der Vergleich paßt ja immer noch auf den Menschen; auch der kann nur ein gefrorner Gott-Gedanke sein, wenn Wärme und Kälte im Kampfe liegen; die Wärme kann nur die innere Glut sein, das Göttliche im Menschen, dann muß die Kälte das Irdische sein: unser Körper. So entstehen, natürlich nicht infolge des von mir dargelegten streng logischen Gedankengangs, sondern infolge der angeregten Phantasiethätigkeit, die oben citierten Verse, deren Schluß schon in der Prosa vorgeahnt ist. Der Mensch hört auf ein Besonderes zu sein, wenn er seine Existenz verliert, psychisch oder physisch: „In beiden Fällen stirbt der Mensch!" Hier ist die Idealisierung, wie wir mit Schiller die Umgestaltung des Stoffes zum Kunstwerk nennen, noch nicht bis zu Ende geführt; es blieb noch zu viel Gedankliches, also Prosaisches.

Nun dichtet Hebbel am 17. Dezember 1843 in Paris seine Terzinen: „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter. Zu Weihnacht." Zum erstenmal versucht er sich hier in dieser Form, welche er „sehr lieb gewinnt" (II 49). Er strebt Elise zu trösten über den Verlust des Söhnchens Max, der ihm selbst so furchtbar nahe gegangen war; er hatte sich in den tief ergreifenden Klagen am 24. Oktober 1843 ausgetobt (II 9 ff), dann in dem Brief an Elise nach Fassung gerungen (II 13 ff) und „opferte jetzt seinen Schmerz" in gedankenschweren Terzinen, welche das Kind am Weihnachtsabend im Sinne des Vaters zu seiner Mutter spricht. Darin verarbeitet Hebbel die Klagenmotive des Tagebuches und des Briefes und läßt dann das Kind unter anderem sagen:

Wenn alles Leben ist gefrorne Liebe,
Bereifster Gottes-Hauch in tausend Flocken
Erstickt, und Zacken, drin er starren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechselkräfte stocken,
Im Tiefsten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken,
Bis er den Kreis, in dem er sich bewegte,
Den weitern Ring stets um den engern tauschend,
Zurück bis auf der Ringe letzten legte
Und nun, hinaus ins Unbegrenzte lauschend,
Dem Odemzug, durch den sich Gott die Wesen
Einst wieder mischt, in Ahnung sich berauschend,
Entgegen harrt, mit Guten und mit Bösen,
Die sich auf Erden darin unterschieden,
Daß jene, groß und klar, sich, als erlesen
Von Gott erkennend, ihm sich schon darnieden
Entgegen drängten aus der toten Zacke,
Wenn diese, dumpf und klein, zu ew'gem Frieden
Sich gern verschlossen hätten in die Schlacke,
Damit er, den sie nur mit Schauder ahnten,
Sie nicht, vorüber wandelnd, plötzlich packe!

Hier ist also das Schneeflockenmotiv nur mehr wie zufällig angeschlagen und die ganze Kraft auf die Ausführung des daraus erwachsenen Gedankens gewendet. Und im Schlusse dieses Gedichtes lugt unser Motiv noch einmal anders gedreht aus den Versen hervor: das Geheimnis der Menschenbestimmung werde sich offenbaren, wenn wir werden, was wir einst schon waren,

Den Tropfen gleich, die, in sich abgeschlossen,
Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für sich, als ganz mit ihr verflossen.

Hier ist das Bild ganz aufgelöst, man könnte sogar sagen: aufgehoben.

Ein anderes Beispiel findet sich aus dem Jahre 1856; am 10. November blättert Hebbel in der vierzigsten Auflage der Geibelschen Gedichte und findet diesen Erfolg ‚bei solcher Trivialität unglaublich'; wie muß das deutsche Publikum sich dabei haben: ‚Mich erinnert's an die Kranken, die Kalk und Raupen essen. Für die Nahrhaftigkeit des Kalks und der Raupen beweist es nichts, aber viel für den traurigen Zustand des Patienten.' Daraus ist das Epigramm ‚Auf einen viel gedruckten Lyrikus' geworden.

Wunderlich ist es, gewiß! Auch wird's die Geschichte verzeichnen,
Daß man so oft dich gedruckt, aber bescheide dich doch!
Kalk bleibt Kalk, er wird nicht darum von dem Gesunden
Mitgerechnet zum Mehl, weil ihn der Kranke verschlingt.

Wieder hat er das Motiv vereinfacht, den Vergleich zum Bild gemacht und im ersten Distichon jene Situation herbeigeführt, in welcher er den Einfall hatte; dabei wurde der Monolog zu einem Dialog mit verschwiegener Antwort, wie ich das nennen möchte.

Zu seinem in Neapel am 28. September 1845 gedichteten Sonett ‚Rechtfertigung' hat Hebbel den Anlaß wohl aus einem Gespräche geholt, denn am 13. Juli notiert er folgenden Dialog (II. 152): „Das Gold ist verächtlicher als selbst der Kot, den wenn diesen die Sonne bescheint und ein Samenkorn fällt hinein, so brütet er es aus, und ein Baum, eine Pflanze oder eine Blume entsteht, aber im Gold regt sich nie eine Spur des Lebens, kein Element kann es befruchten!" „„Das Gold hat seine Schuld ans Weltall schon bezahlt, es ist Erde, die schon alles gewesen ist!"" Im Gedicht wird ein Dialog zwischen dem Gold und den ‚andern Erden' daraus, welcher so ziemlich die Motive der Tagebucheinzeichnung verwendet; aus der Antwort des Goldes sei der letzte Satz citiert:

Von mir sind keine Früchte mehr zu lesen,
Weil ich schon frei im eignen Dasein glänze,
Drum blüht und duftet fort, mich zu erreichen.

Zwei Tage nach der Vollendung dieses Gedichtes fixiert Hebbel im Tagebuch einen weiterbildenden Einfall (II. 156): ‚Wenn das Gold einmal blüht, wie jetzt die Erde, wird es die Frucht der Unsterblichkeit liefern.' Man sieht, hier liegt im ersten Gedicht schon der Keim zu einem neuen, das aber Hebbel meines Wissens nicht ausgeführt hat.

Sehr interessant ist ein anderer Stoff, welcher zuerst als ‚Idee zu einer Tragödie' während der ersten Tage des Jahres 1845 auftaucht (II. 117). Ein wunderschönes Mädchen richtet durch seine Schönheit so viel Unglück an, daß es sich wieder ins Kloster zurückzieht, aus dem es ins Leben getreten war. Kurz darauf notiert Hebbel den Stoff (II. 118) umgekehrt als Erfahrung ‚Aus Hannover': Die Schönheit hat die traurigsten Folgen für das Mädchen selbst, nicht für andre, und treibt sie schließlich in den Tod. Hebbel hat diese Tragödie nicht geschrieben, aber in den beiden Gedichten ‚Das Mädchen im Kampf mit sich selbst' zeigt er uns ein Mädchen, welches seine Schönheit entdeckt und dadurch veranlaßt wird, ‚die verwandten Normen auch in ihre Seele zu drücken'

‚Und so wird ihr inn'res Leben
All die Harmonie erwidern,
Die sie mit geheimen Beben
Angeschaut in Leib und Gliedern.'

Und schon früher hatte er das Mädchen nachts vorm Spiegel vorgeführt und ähnliche Erfahrungen machen lassen. Hier wurde also ein zufällig gefundener Tragödienstoff zu einem lyrischen Gedicht umgestaltet.

Wenn ich zusammenfassen darf, so möchte ich folgende Punkte als wesentlich für die Entstehung lyrischer Gedichte bezeichnen. Zuerst kommt der lyrische Keim in Betracht, das ist ein erlebtes, erschautes, erdachtes oder erlerntes lyrisches Motiv. Derselbe wird nun wachsen. Vor allem dürfte er vereinfacht werden; dasjenige wird abgestoßen, was nicht notwendig ist, die Mannigfaltigkeit wird zusammengezogen, damit die ‚Idee' recht deutlich wird; das nennen wir Idealisierung. Häufig werden verschiedene lyrische Keime zu einem lyrischen Individuum verwachsen. Bei dem eigentlichen Geburtsprozeß des lyrischen Gedichtes werden wir häufig sehen, daß ein Teil des Gedichtes die Situation darlegen muß, in welcher das lyrische Motiv gefunden wird; es kann dann unwillkürlich eine Weiterbildung dadurch erfolgen, daß dem Motiv im Kontraste das entgegengesetzte beigesellt, daß aus dem Geschauten auf dem Weg über den Vergleich ein Bild gemacht wird. Es können ein oder mehrere Teile vergrößert und die andern zurückgedrängt werden, wodurch sich das Motiv verschiebt, vielleicht sogar umgestaltet. Und dann wird jedenfalls noch die Form Einfluß nehmen. Wir wissen jetzt, daß Hamerling sein ‚Schwanenlied der Romantik' zuerst in Kanzonenform, dann in Hexametern dichtete, bis er das Nibelungenmaß als die richtigste Form entdeckte; die Form aber bleibt nicht ohne Einfluß. Wird ein Einfall zu einem Epigramm, so dürfte jedenfalls mehr von ursprünglichem Gedankengehalte daran heften, als etwa bei einem Liedchen. Es wird also der lyrische Keim auf die

mannigfaltigste Weise aus- und umgestaltet, ehe das lyrische Gedicht entsteht.

Der Forscher darf diesem Übergang zu folgen suchen, ohne daß ihn der Vorwurf trifft, er habe den Schmetterling Schönheit zwar gefangen, aber das Hauptstück: das Leben, den Geist abgestreift, der alles schön macht. Goethe, welcher dies einmal zürnend von Mendelssohn gesagt hatte, war später selbst bemüht, die Schönheit theoretisch einzufangen.



Karl Beck.

Von Otto Hartung.

Am 9. April 1879 „Schlag zwölf um Mitternacht" ist Karl Beck zu Währing bei Wien gestorben. Seit neun Jahren ist nun der „fahrende Poet" tot. „Erst neun Jahre?!" — wie viele werden es ausrufen und wie wenige: „Schon neun Jahre?!" Das wissen auch wir; der helle Ruhmesglanz Becks, der vor nun fünfzig Jahren urplötzlich mächtig und blendend aufgeleuchtet, ist schon bei seinen Lebzeiten blasser geworden, und seit seinem Tode dürften nicht allzuviele mehr nach seinen Schriften gegriffen haben. Aber so wohl erklärlich die Thatsache ist, ein verdientes Los hat damit die Werke nicht getroffen. Im Gegenteil, wenn einer sich sagen durfte, daß die Welt sein minder gutes Teil erhoben, sein bestes und tiefstes aber lieblos und kalt hingenommen, so war es Beck, und mit doppelter Berechtigung dürfen es heute wir aussprechen. An Beck zu erinnern, ist nicht bloß ein Gebot der Pietät, sondern auch der Gerechtigkeit. Mag die laute Welt auch derzeit noch so wenig Sinn und Neigung für die Erfüllung solcher Pflichten haben, die stille Gemeinde, welche sich diese Zeitschrift zu erwerben verstanden, wird uns gewiß nicht schelten, wenn wir heute ein Beck-Heft in ihre Hände legen und den charakteristischen Darbietungen aus seinem Nachlaß eine Mahnung daran beifügen, daß und inwiefern der Tote auch heute noch als Lebendiger zu gelten verdient.

Wer gegen den Wind zu reden beginnt, spricht unwillkürlich lauter; vielleicht wäre da, wo wir so vieler Unterschätzung begegnen, die Überschätzung verzeihlich. Verzeihlich, aber nicht richtig, und dies ist ja der beste Prüfstein für eine gute Sache, daß sie die Wahrheit verträgt. Ein großer Dichter war Beck nicht, und nicht alles, was er uns hinterlassen, ist mit Unrecht verschollen, aber ein echter und interessanter Dichter war er, vielleicht am interessantesten da, wo er fehlte, und mancher geringere unter seinen Zeitgenossen steht heute in größerer Geltung als er. Dies ist, wiederholen wir, wohl erklärlich, nicht so sehr durch eine Reihe äußerer Momente, obwohl auch diese wesentlich dazu beigetragen haben, sein Bild zu verwischen, als vielmehr durch sein tiefinnerstes Wesen als Mensch wie als Dichter. Beide sind hier als Einheit zu fassen, so voll und ganz, wie nur in wenigen Fällen; wer den Menschen kennt, der wird nicht etwa bloß den Dichter leichter und bequemer verstehen, sondern hier ist das Verständnis der dichterischen durch die Kenntnis der menschlichen Persönlichkeit geradezu bedingt.

„Man kann," schreibt Beck einmal über sich selbst, „Sonntags, zudem in der glückverheißenden Walpurgisnacht Glock zwölf geboren werden und dennoch, gleich meiner Wenigkeit, dem ebenso tragischen als komischen Geschlecht der Schlemihls angehören." Wenn es mit Recht als reinstes und bestes Glück gepriesen wird, unter vollständig klaren, einheitlichen Einflüssen heranwachsen zu dürfen, dann hat dieses eigentümliche Schicksal Becks schon mit seiner Geburt begonnen. Er kam am 1. Mai 1817 zu Baja in Ungarn als der Sohn jüdischer Eltern zur Welt, und es hing vom Zufall, von der Erziehung ab, ob er der Nationalität nach ein Jude, Ungar oder Deutscher werden sollte. Zu allen dreien waren ihm die Brücken geschlagen, zum Judentum durch den Glauben und die Überzeugungen seiner Eltern, zum Magyarentum durch die Sprache und das Volksbewußtsein seiner Umgebung, zum Deutschtum durch das Nachwirken jenes josephinischen Geistes, welcher kaum ein Menschenalter vorher das gesamte Österreich energisch zu einem deutschen Kulturstaate umzuformen versucht. Sonst pflegte die Sprache der Schule in derlei Fällen den Weg zu weisen, den Ausschlag zu geben, aber am Gymnasium zu Baja, am Lyceum zu Pest wurde ja nur lateinisch gelehrt und gesprochen, und die ersten Gedichte des Knaben waren denn auch in der Sprache Virgils verfaßt. Daß Beck seine erste Bildung an diesen Anstalten erhalten, hat sein Leben lang in ihm nachgewirkt. Die ungarischen Schulen waren noch bedeutend schlechter als jene des vormärzlichen Österreich überhaupt. Wer die Grundlagen einer tieferen und umfassenden Bildung legen wollte, war völlig auf die eigene Kraft angewiesen, und der phantastische Sinn des Knaben neigte mehr zur Träumerei als zur Beschäftigung mit ernsten und trocknen Disziplinen. Aufs stärkste wurde zudem dieser angeborne phantastische Zug durch die Umgebung genährt und gefördert. So ziemlich alles, was der Knabe um sich sah, erwies sich nach dieser Richtung hin fruchtbar und anregend, das Gemisch der Nationalitäten und Volkstypen in der belebten Handelsstadt, das Verweilen auf den weiten Pußten des Alföld, der Einblick in das urwüchsige Leben des magyarischen Bauers und Hirten, nicht minder aber auch der geistige Hauch, der das Vaterhaus durchwehte. Noch war auch in diesem Hause die Bibel das erste und wichtigste, das täglich gelesene und fast stündlich citierte Buch, aber daneben wurden die Gedichte Schillers, die Schriften Mendelssohns, die von der Censur verpönten Aufsätze Börnes wie ein neues Evangelium verehrt; enthielten sie doch thatsächlich eine Heilsbotschaft für die Juden jener Zeit, die Verheißung ihrer Erlösung aus den Fesseln des Vorurteils, welche ihnen nur die Freiheit bringen konnte: gab es einmal überhaupt ein freies Menschentum auf Erden, dann durften wohl auch die Juden sich frei und als Menschen fühlen.

Man wird nie vergessen dürfen, daß es diese Gedanken und Bilder waren, welche den blutjungen, kaum siebzehnjährigen Poeten erfüllten, als er die Wiener Universität bezog, um Medizin zu studieren.

Der Vater hatte ungern seine Einwilligung dazu gegeben; er wollte seinen Erstgeborenen lieber zum Erben seines eigenen Geschäfts, eines Getreidehandels, heranziehen und gab nur nach, weil der Sohn versicherte, er werde sich zeitlebens unglücklich fühlen, wenn man ihn nicht studieren lasse. Nun stand aber einem Juden jener Zeit, wenn er nicht darauf verzichten wollte, das erworbene Wissen auch praktisch zu üben, kein anderer Weg offen, als das Studium der Medizin, und so mußte sich auch Beck dazu bequemen. Hiezu aber taugte der weiche, träumerische Jüngling wohl am wenigsten; schon der erste Tag im Seciersaal belehrte ihn darüber. Viel Anatomie hat Beck damals nicht gelernt, wohl aber zog ihn anderes an, was ihn in der schon früher eingeschlagenen Richtung bestärken mußte. Er lernte Lenau persönlich, die anderen Tendenzdichter jener Zeit aus ihren Werken kennen — „Freiheit! Freiheit!“ — er hörte, sprach und träumte von nichts anderem, kein Wunder, daß er davon auch zu dichten begann. Zu diesem Zwecke aber hatte ihn der Vater nicht nach Wien gesendet; der nun Achtzehnjährige wurde zurückberufen und als Lehrling in ein Pester Getreidegeschäft gesteckt. Wie unglücklich er sich fühlte, bedarf kaum der Ausmalung. „Wenn ich,“ hat er einige Jahre später an seinen einstigen Lehrherrn geschrieben, „die schweren Geldsäcke in die Ofener Bank trug, in brennender Sonnenglut, habe ich wohl oft auf dem Berge ausgeruht und von dort hinübergeschaut in meinen großen Kerker, den Tausende das schöne liebe Pest nannten; da habe ich hundertmal alle Kaufleute und mich verwünscht und alle Knoppernmagazine und alle Fruchtspeicher. Es war ein schwerer, böser Traum.“ Zum Glück ein kurzer —, schon im Herbste 1836 ging er gegen den Willen seiner Eltern nach Leipzig und inskribierte sich als Student der Philosophie, namentlich der Geschichte. Der zärtliche Vater zürnte nicht lange, er sandte dem Sohne Geld, so oft dieser darum schrieb, und Karl Beck schrieb oft, denn er war einer der flottesten Studenten, der wenig im Kolleg und viel auf der Kneipe zu sehen war. Daneben begann er seine früheren Gedichte drucken zu lassen und neue zu schreiben. Fast von dem ersten Wort ab, welches er veröffentlichte, wandte sich ihm die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu; kaum zwanzig Jahre alt war er bereits bekannt und geehrt. „Damals lernte ich,“ erzählt Gottschall, „Karl Beck persönlich kennen. Er imponierte mir sehr durch seine studentischen Allüren, seine Sporenstiefel, seinen magyarischen Schnürrock und seine Pfeife. Keineswegs verdarb die Persönlichkeit des Poeten bei mir den Eindruck seiner Verse, besonders imponierten mir seine oft gerühmten, wild-großen blauen Augen. Oft besuchte ich ihn auf seinem Zimmer, wo ich ihn in der Regel traf, auf dem Sopha liegend und die Pfeife rauchend, in eine Intuition vertieft, der er sich stundenlang hingeben konnte, auf dem Tische neben sich außer dem alten Testament höchstens ein Korrekturbogen seiner Gedichte. Er hatte von der Mission des Dichters die höchste Meinung, er faßte sie auf als ein alttestamentliches Prophetentum, welchem Gott in der Wüste die höchsten Offenbarungen spendete. Keine Studien, keine Bücher, nichts Ablenkendes, das führe nur zur Nachahmung, zu gemachten Werken, nichts von vielgeschäftiger Publizistik und Journalistik, der Dichter sollte einsam nur seinem eigenen Genius lauschen.“

Wer dieser Mitteilung eines guten Beobachters und der Einzelheiten, die wir über den Bildungsgang Becks gegeben, eingedenk bleibt, wird vielleicht sein Erstlingsbuch, die 1837 erschienenen Gedichte: „Nächte. Gepanzerte Lieder“ besser verstehen und gerechter beurteilen, als dies heute in der Regel geschieht. Man läßt die Pracht des Verses, die Trefflichkeit einzelner Bilder gelten, aber man tadelt die geringe geistige Tiefe, das Schwelgen in der Phrase, das Spiel mit hochtönenden Worten, bei denen man sich nichts Klares denken könne. Nun denn, es war ein zwanzigjähriger Student, der diese Verse geschrieben, der Sohn eines unterdrückten Stammes, eines unter hartem Drucke schmachtenden Staates, ein Jüngling, dessen Überzeugung war und sein mußte: „Heute, wo der politische Absolutismus, der Mammon, das Vorurteil regieren, ist alles schlecht; zerbricht die Freiheit diese Ketten, so wird alles besser.“ Freilich ist dies kein klares Programm, sondern eine naive Anschauung, aber welcher andere politische Dichter jener Zeit war um vieles klarer und positiver? Vielleicht Grün, der präzis auf österreichische Verhältnisse hinwies, vielleicht Herwegh, der zuerst den socialistischen Zug stark betonte; aber ganz abstrakt, als Heilsgöttin an und für sich, faßten auch diese Dichter die Freiheit nicht auf. Beck geht darin am weitesten. Vielleicht erklärt sich mit dadurch der ungeheure Erfolg, welchen diese Sammlung bei den Zeitgenossen fand; sie war aus dem Instinkt geboren und begegnete sich mit den Instinkten der Menge; jede schärfere und klarere Aussprache hätte den Dichter mit einem Teil seines Publikums in Widerspruch gebracht. Aber es wäre ungerecht, das Aufsehen, welches die „Nächte“ erregten, nur in diesem Grunde zu suchen, es liegt neben jenen Eigenschaften, von denen wir oben bemerkt, daß man sie auch noch heute gelten lasse, vor allem in der eigentümlichen Tonart der Gedichte, welche in der Verschmelzung biblischer Bilder und biblischen Hymnen-Schwungs mit den radikalen Schlagworten des Tages, in der Vereinigung eines elegischen Grundtons mit den Ausbrüchen eines wilden fremdartigen Temperaments besteht. Auf keinem dieser Blätter verleugnet es sich, daß es ein Unterthan des Metternichschen Regimes, ein Ungar, ein Jude war, welcher dem deutschen Volke das Evangelium der Freiheit mitverkünden half. Daß das Buch so rasch populär wurde, liegt mit in dem exotischen Reiz, das wesentlichste Moment aber, bei welchem sich Beck für seinen raschen, jungen Ruhm zu bedanken hatte, war doch sein Talent, welches ihn schon in der ersten Epoche seiner Entwickelung zu einigen Gedichten befähigte, die mit zu dem Trefflichsten gehören, was je auf dem Gebiete der politischen Tendenzdichtung in Deutschland geschaffen wurde. Wir erinnern nur an „Die Eisenbahn“, diesen Hymnus auf den modernen Geist, und das Gedicht: „Auf Börnes Tod“, dessen Schlußpointe durch ein Menschenalter in Deutschland ein geflügeltes Wort war:

> Ob auch die Himmel um ihn tagen,
> Ob auch ihr Thor geöffnet sei,
> Er wird den Gott zuerst befragen:
> Ist man in deinem Himmel frei?

Ein Erfolg, wie ihn Beck durch die „Gepanzerten

Du bist vermählt.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Ach, führt denn gar kein Weg,
Ach, führt denn gar kein Steg
Mich fort aus dieser, dieser Welt!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Ach, führt denn gar kein Weg,
Ach, führt denn gar kein Steg
Mich fort aus dieser, dieser Welt!

Karl Beck.

Lieder" errungen, wäre heute in Deutschland undenkbar, auch wenn uns ein neuer Goethe geboren würde. Das Publikum jauchzte ihm zu, die Wortführer des jungen Deutschland: Kühne, Mundt, Laube und Wienbarg, feierten ihn in kritischen Dithyramben, Gutzkow ernannte ihn zum „deutschen Byron" und Frau Ottilie von Goethe lud ihn ein, sein nächstes Werk im Goethe-Hause zu Weimar zu schreiben, weil dies allein die würdige Arbeitsstätte für das nächste Werk des jungen Genies sein könne. Beck folgte dieser Einladung; das nächste Buch des nun einundzwanzigjährigen Dichters, „Der fahrende Poet" (1838), ist thatsächlich unter diesem Dache geschrieben worden. Wäre es ein Rückschritt gegen das erste Werk, es könnte uns vom menschlichen Standpunkte wahrlich nicht verwundern. Daß es trotz alledem im Gegenteil einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, ist ein ehrenvolles Zeugnis für das Talent und das Streben des Dichters. Das Buch zerfällt in vier Gesänge: Ungarn. Wien. Goethes Haus. Die Wartburg. In allen waltet dieselbe ungestüme und wenig geklärte Begeisterung für die Freiheit, alle sind durch dieselbe Pracht des Verses, denselben Schwung ausgezeichnet, freilich auch bisweilen durch dasselbe Übermaß an Phrasen und gesuchten Bildern entstellt. Daß Beck ein Poet ist, dem alles durch die Sinne eingeht oder aus der Intuition emporkeimt und der von Büchern prinzipiell nichts wissen will, erweist sich übrigens auch hier. Am trefflichsten ist der erste Gesang, wo der Poet durchweg aus seinen Erinnerungen schöpfen, nach der Natur malen konnte. Auch die Genrebilder aus dem Wiener Leben stehen jenen aus dem Alföld nicht viel nach, viel schwächer ist schon der Goethe gewidmete Gesang und am schwächsten jener, welcher sich mit Luther beschäftigt, obwohl auch in diesen der Schwung der Begeisterung ein so echter und stürmischer ist, daß er uns selten darüber ins klare kommen läßt, wie wenig dem Dichter eigentlich die volle geistige Bedeutung seines Helden aufgegangen.

Auch „Der fahrende Poet" fand noch dieselbe begeisterte Aufnahme wie das Erstlingswerk. Weitaus geringeren Beifall hingegen fanden die „Stillen Lieder" (1840), und doch stehen sie an dichterischem Wert ungleich höher als die beiden lauten Bücher. Die Menge, welche dem Dichter gelauscht, der die dröhnende Tuba geblasen, verschloß ihm ihr Ohr, als er die Hirtenflöte an die Lippen setzte, und doch sang er süß und herzbezwingend. Beck hatte nun zum erstenmale auch die Schattenseiten eines durch sensationellen Effekt erworbenen Ruhmes zu tragen, und dies Schicksal der „stillen Lieder" war, wie wir sehen werden, vorbildlich für sein ganzes späteres Leben. Wir aber, die wir seine Tendenzgedichte so weitaus tiefer gestellt, als es das Urteil seiner Zeitgenossen gethan, müssen diese Gedichte wärmer anerkennen, als sie nach ihrem Erscheinen begrüßt wurden. Auch in den „Stillen Liedern" stört uns noch manches forcierte Bild, manche Strophe, die wunderschön klingt und doch keine genauere Prüfung verträgt, aber das meiste ist zart und sinnig, und einzelne der Gedichte gehören zu den echtesten und wertvollsten Perlen unserer Lyrik. (An der Donau. Sie sagten ihr

Glück nicht leise noch laut. Zur Nacht. Die Entsagende u. m. a.). Auch an social oder politisch gefärbten Genrebildern enthält das Buch einzelne prächtige, ja in ihrer Art mustergültige Stücke; „Das rote Lied“ und „Knecht und Magd“ sind mit Recht ein Schmuck unzähliger Anthologien geworden.

Im nächsten Jahre, 1841, trat Beck, der bisher nur als Lyriker und Epiker thätig gewesen war, zum Staunen des Publikums mit einer dramatischen Dichtung, dem Trauerspiel „Saul“ hervor. Das Staunen minderte sich, als man das Buch kennen lernte. Es ist dramatisierte Lyrik und Situationsmalerei, reich an einzelnen Schönheiten, aber ganz ohne dramatische Kraft, oder, wie dies Gustav Kühne ausgedrückt, „eine Oper, nur daß der Poet mit dem melodischen Zauber seiner Sprache selber die Musik dazu gemacht“. Ungleich höher steht der in demselben Jahre erschienen Roman in Versen „Janko“, eine in wechselnden Metren, aber mit stets gleichem Schwung und gleicher Pracht des Kolorits dahinflutende Improvisation — Beck hat das etwa 6000 Verse starke Gedicht in vier Wochen geschrieben. Freilich wird man nicht bezweifeln, daß er sich schon jahrelang vorher mit dem Stoffe beschäftigt, dies beweist die ganze vortreffliche, durchaus planvolle und wohlüberlegte Komposition. Ebenso wird ein Dichter Gestalten von solcher Lebensfülle und Lebenstreue, wie es der Roßhirt Janko, seine Geliebte, die Zigeunerin und die deutsche Wirtstochter Maria sind, sicherlich nicht vor uns hinzustellen vermögen, wenn er sie nicht vorher in langer, stiller Arbeit in sich hat ausreifen lassen und eine Fülle von Details zu ihrer Verlebendigung ersonnen. Wie nach diesen beiden Richtungen, so ist „Janko“ auch als treues Gemälde von Land und Leuten sehr hoch zu stellen. Ohne in der Schilderung des Fremdartigen übermäßig breit zu werden, ohne uns dieselbe irgendwie als Selbstzweck erscheinen zu lassen, giebt das Gedicht das denkbar treueste Bild des ungarischen Volkscharakters, wie des Lebens und Treibens im Alföld, und wird immer als ein hervorragendes Produkt der ethnographischen Dichtung in Deutschland gelten müssen. Die Art, in welcher sich Beck hier, und zwar in ungleich stärkerem Maße als im „fahrenden Poeten“, von jeder Verzerrung der Wirklichkeit durch willkürliche poetische Zuthaten fernhält, ohne doch jemals nüchtern zu werden und eine bloße Photographie der Wirklichkeit zu bieten, beweist seinen echten künstlerischen Instinkt; nur in der Form macht sich die überstürzte Niederschrift des Gedichts fühlbar, die Metren wechseln überaus oft und jäh, es giebt kaum eines, welches der Dichter nicht verwendet hätte; in einzelnen Abschnitten ist er sogar auf die Makame verfallen, anderen hat er eine dramatische, wieder anderen eine rein liederartige Fassung gegeben. All die Bewunderung für die Virtuosität in der Behandlung der einzelnen Metren und der Respekt für das Formgefühl des Dichters, mit dem er für jede der Situationen eine angemessene Form zu finden gewußt, vermögen uns doch nicht ganz über die Störung zu trösten, welche der fortwährende, zuweilen sehr jähe und selten ganz motivierte Wechsel der Form der Stimmung des Genießenden bereitet. Trotzdem vermöchte nur der Unverstand zu leugnen, daß diesem Roman in Versen in der epischen Produktion unseres Jahrhunderts für immer ein hervorragender Platz gesichert ist.

Immer und immer wieder hatte der Dichter in der Ferne seiner Heimat gedacht, sie im Liede gefeiert und erhoben und ihr dadurch die Sympathien Deutschlands zugewendet. Als er endlich 1841 nach sechsjähriger Abwesenheit dem Rufe der Eltern folgte und wieder nach Pest und ins Alföld kam, ward ihm ein anderer Lohn, als er mit Recht erwarten durfte. Das Magyarentum war zu vollem, ja übermütigem Selbstbewußtsein gelangt; daß Karl Beck das Lob Ungarns gesungen, bedeutete nun kein Verdienst, sondern im Gegenteil eine Versündigung, weil er es ja nicht in magyarischer, sondern in deutscher Sprache gethan. Bis dahin hatte der Dichter sich selbst nie die Frage seiner Nationalität klar und scharf stellen mögen, wohl fühlte er sich als Deutscher, aber seine Sympathien für das Magyarentum waren gleich lebendig; nun erst traf er seine Wahl, er verließ 1842 die Heimat, um nie wieder zu längerem Aufenthalt dahin zurückzukehren, und hat sich fortan stets nur als Deutscher gefühlt. In das nächste Jahr, 1843, fällt auch eine andere Wandlung; er trat, den Mahnungen seines Freundes Gustav Kühne folgend, zum Protestantismus über. Es geschah im Drange, sich seinen neuen Volksgenossen vollständig zu assimilieren, und weil er den Protestantismus für den nationalen deutschen Glauben erachtete. Jedenfalls war es eine That des reinen Herzensdranges, und Beck dachte dabei weniger an das Christentum der Gegenwart als an jenes Urchristentum, welches so recht eine Religion der Armen und Beladenen gewesen. Denn die socialistischen Ideen der Zeit beschäftigten ihn immer mehr und der lebhafte persönliche Verkehr mit Herwegh und Freiligrath bestärkte ihn in dieser Richtung.

Ein äußeres Zeugnis dieser neuen Gedanken und Empfindungen waren die 1846 zuerst erschienenen „Lieder vom armen Mann“. Sie fanden einen Erfolg, welcher selbst den der „Nächte“ weit überbot, und sind bis heute Becks bekanntestes Buch geblieben. Dieser Erfolg wird zunächst durch die Tendenz erklärlich. So scharf, energisch und rücksichtslos hatte bisher noch kein Poet das Schicksal der Enterbten und Bedrückten geschildert und für sie einen Platz an der Freudentafel der Welt gefordert, als es Beck hier that. Wieder, wie in den „Nächten“, stimmte der Instinkt des Dichters zu dem der Menge, und auch hier hätte jede genauere Ausmalung, jedes positive Programm einen Teil des Leserkreises kühler gestimmt und den Erfolg beeinträchtigt; auch hier also erklärte sich das Glück des Buches zum Teil auch aus der Unzulänglichkeit seines Gedankeninhalts. „Ihr Reichen habt es gut, die Armen haben es bitter schlecht, also haben die Armen ein Recht darauf, daß Ihr ihr Los verbessert,“ dies ist Becks ganzes sociales Programm. Aber ein noch ungleich größeres Unrecht als bezüglich der „Nächte“ würde es bezüglich dieses Buches begründen, wenn wir seinen Erfolg nur eben durch die Tendenz erklären wollten; es hat auch echt poetische Vorzüge und neben jenen, die wir im Vorstehenden Beck überhaupt nachgerühmt, auch ganz besondere: die Fähigkeit, nüchterne, ja häßliche Stoffe in die Sphäre des Poetischen zu erheben, ohne ihnen etwas von ihrer Wahrheit zu rauben, und ferner das wahre, echte, tiefe Mitleid eines erbarmungsvollen Dichterherzens mit der Not. Namentlich sind die socialen Genrebilder prächtig gelungen und unter diesen, ähnlich wie im „Fahrenden Poeten“, wieder jene, wo der Dichter aus eigener genauer Anschauung schöpfte (Der Trödeljude. Der un-

garische Geiger). Das beste Gedicht des Buches ist die Schilderung einer Verlorenen, „Anna Marie", ein nach Beck von unzähligen anderen behandelter Stoff, den doch niemand auch nur entfernt so schlicht, wahr und schön zu behandeln gewußt wie er, das schwächste die Apostrophe „An das Haus Rothschild", welche formell wie gedanklich gleich mißlungen ist.

Auch nach dem Erscheinen dieser Dichtung, welche seinen Namen wieder auf aller Lippen brachte, blieb Beck ein fahrender Poet oder wurde es vielmehr nun erst recht. Wir sehen ihn in den nächsten Jahren in allen Teilen Deutschlands, in Österreich und der Schweiz; auch in Ungarn taucht er ab und zu auf. Den Sturm von 1848 begrüßte er natürlich mit großer Begeisterung, aber je weiter sich die Dinge entwickelten, je mehr jene radikale Richtung, welcher er selbst das Wort geredet, zum Siege kam, desto sichtlicher wurde der Widerspruch zwischen dem träumerischen, zaghaften Temperament des Dichters und dem Rausch radikaler Verzückung, in welchen er sich hineingesungen. Es war eine durchaus naturgemäße Erscheinung, daß Beck nun verstummte oder, wenn er sang, den Gewalten der Straße entgegentrat, aber einen teilweisen Bruch mit seiner Vergangenheit bedeutete dies doch; namentlich in seinem Lied: „An den Kaiser Franz Joseph", in welchem er um Milde für die besiegten Revolutionäre bat, weckte einen Sturm der Entrüstung, und Moritz Hartmann warf in einem der kräftigsten Gesänge seines Pfaffen Mauritius dem scheinbar abtrünnigen Genossen den Fehdehandschuh hin. Man wird heute darüber richtiger und darum gerechter urteilen. Beck war kein Mann der That, und jene Praxis der Revolution, wie sie z. B. an dem verhängnisvollen 6. Oktober, dem Tage der Ermordung Latours, in Wien geübt wurde, entsprach auch nicht jener reinen, schwärmerischen Freiheitsbegeisterung, der er Ausdruck geliehen. Aber auch in das Lager der Sieger mochte er nicht übergehen, er hielt es für möglich, ein Vermittler zu bleiben, was nun freilich ein Irrtum war. Zwischen der Revolution und der Reaktion jener Zeit gab es keine Versöhnung, und wer sich zwischen beide stellte, mußte von beiden befehdet werden. Durch diese Erfahrung ungewarnt, lediglich dem eigenen Gemüt und der eigenen Überzeugung folgend, ließ Beck vier Jahre später eine ähnliche Gedicht-Sammlung folgen, die Gesänge „Aus der Heimat", welche den Kampf zwischen den Magyaren und den Kaiserlichen in objektiver Weise zu schildern, an beiden die rein menschlichen Vorzüge zu feiern bemüht sind. Gewiß eine Aufgabe, die eines Poeten wohl würdig ist, nur daß Beck sie leider zwanzig Jahre zu früh zu lösen suchte. Solange die Gefängnisse Ungarns mit „Hochverrätern" gefüllt waren, war es nicht an der Zeit, vom historischen Standpunkte aus das Recht des Siegers zu verteidigen. Was Beck im Schlußgesang dieser Dichtung ausspricht:

Das Lied, es ist des Herzens Brot,
Wir können es nicht missen,
Am Sarg und an der Wiege nicht,
Es ist der Welt Gewissen —

darf als Motto der Dichtung gelten. Des Dichters Gewissen gebot ihm Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin. An geistiger Bedeutung überragt dieser Standpunkt natürlich weitaus jenen, auf dem wir Beck früher erblickt. Auch die Form erscheint in diesem Buche reiner gehandhabt, die Sprache korrekter; gleichwohl wollte das Publikum wenig davon wissen.

Ein ähnliches Los hat fast alle folgenden Werke des Dichters getroffen. Wohl ward ihm noch ab und zu ein bescheidener Erfolg zu teil, wohl gewann er immer mehr die Sympathie des wahrhaften Litteraturfreundes, aber die Menge hat er nie wieder so zu fesseln und festzuhalten gewußt, wie mit seinen ersten Gedichten. Jeder Schriftsteller muß selbst einen verdienten, geschweige denn einen nicht ganz verdienten Erfolg später auf Heller und Pfennig bezahlen; dies trifft auch bei Beck zu, und doch, wie hoch steht seine Lyrik im Nachmärz an dichterischem Werte über seinen vormärzlichen Erzeugnissen. Wie prächtig in der Form, wie edel im Inhalt sind seine Elegieen „Täubchen im Nest" (1868). Schönere Distichen sind selten in deutscher Sprache geschrieben worden, und der an sich alltägliche Stoff erscheint durch die gemütreiche Behandlung, durch die gedankliche Vertiefung in das Bereich echter Poesie gehoben. „Wohlgefeilte, sinnlich traute Kabinettslyrik" nennt ein hervorragender Litterarhistoriker dieses Büchlein; wir möchten es höher stellen, ja zuhöchst unter den Schöpfungen Becks, wenn wir nicht seiner letzten Sammlung „Still und bewegt" (1869) diesen Ehrenplatz einräumen müßten. Wer diese Dichtungen mit den Erstlingswerken Becks vergleicht, wird seinem künstlerischen Gewissen das ehrenvollste Zeugnis ausstellen müssen. Wie hatte er, nachdem ihn der Erfolg verlassen, seine ganze Kraft angespannt, denselben voll und ganz zu verdienen! Da findet sich auch keine Spur von Schwulst und Geschmacklosigkeit mehr, an die Stelle der Phrase tritt der klare Gedanke, und statt dem Dienst des Tages zu huldigen, besingt der Poet die ewigen Stoffe, die immer jung bleiben, solange es Menschen und Dichter auf Erden giebt: die Liebe, die Freundschaft, die Schönheit der Natur, die Freuden, welche die Kunst gewährt. Wohl ist der Schwung nicht mehr derselbe, hier und da stört uns auch eine allzu gekünstelte, ja gezierte Wendung, gleichwohl gehört dies Buch zu jenen, welche, wenn es mit rechten Dingen zuginge, jedem Leser dieser Zeilen bekannt und vertraut sein müßten, wie nur irgend ein andrer seiner Lieblinge. Wir setzen als Probe der lyrischen Gedichte das kürzeste hierher:

Wo Tauben sind.

Laß mich mit meinem Weh,
Laß mich mit meiner düstern Glut:
Ich wäre nur der Tropfen Blut
Auf reinem Schnee.

Dich sucht, was fromm und lind,
Was fromm und lind, das suche du:
Denn sieh, es fliegen Tauben zu,
Wo Tauben sind.

Es ist wohl das kürzeste, keineswegs das beste Gedicht, und ebenso finden sich unter den Balladen dieses Buches einige, die mit zu dem Besten gehören, was die moderne Dichtung in diesem Genre geschaffen (Loos. Drei Perlen. Getauft u. v. a.).

Nicht dasselbe hohe Lob können wir den epischen Dichtungen Becks aus dieser zweiten, stilleren Epoche seines Schaffens widmen, doch würden auch sie ein besseres Geschick verdienen. Es sind deren zwei, das in Polen spielende Gedicht „Jadwiga" und das unvollendet gebliebene Epos „Meister Gottfried." Wohl steht „Jadwiga" an Glut und Schwung der Sprache, an Reich-

tum der Erfindung hinter dem „Janko" zurück, aber in der Charakteristik ist es ihm ebenbürtig, und einzelne Schilderungen, so die Flucht der Heldin vor den Wölfen, die ihren Schlitten umgeben, gehört bei allem Maß, welches der Dichter eingehalten, mit zu dem Erschütterndsten, was er geschaffen. Von „Meister Gottfried", dessen einzelne Gesänge an verschiedenen Orten gedruckt sind, (den besten hat Franzos in seinem Dichterbuch aus Österreich mitgeteilt), können wir nur sagen, daß das Gedicht reich an schönen und fesselnden Schilderungen ist; das geistige Band fehlt uns leider; der Dichter ist über der Vollendung hinweggestorben.

Hatte sich Beck in den Tagen seines jungen Ruhms vom Erfolg berauschen lassen und zuweilen flüchtiger produziert, als er künstlerisch verantworten konnte, so darf man ihm nachsagen, daß er sein Unglück würdiger ertragen als sein Glück. Still schuf er weiter, wie ihm sein Gott gebot, ohne den Beifall der Menge zu suchen, ohne ihn durch Leistungen in früherem Stil erzwingen zu wollen, ja scheinbar ohne ihn zu entbehren. Daß er dies vermocht, darf um so mehr als ein Ehrenzeugnis für ihn gelten, weil auch über den Menschen nach kurzer Glückszeit eine lange Dämmerung der Vereinsamung und der Not hereingebrochen war. Von 1850 ab, wo er sein junges, angebetetes Weib nach sechsmonatlicher Ehe verloren, bis zu seinem Tode, durch nahezu dreißig Jahre hat Beck hart und schwer um das tägliche Brot ringen müssen, und nichts, was einen Poeten behindern, seinen Flug lähmen kann, ist ihm erspart geblieben, er hat Krankheit, Mangel, Anfeindung und Vereinsamung ertragen müssen. Wohl versuchte er es bisweilen, sich durch literarische Tagesarbeit über Wasser zu halten, aber diese Bemühungen scheiterten, nicht an seinem Wollen, sondern an seinem Können. Was andere weitaus geringere Geister wie im Spiele leisten, kostete ihm saure Mühe und war doch nicht recht brauchbar. Auch seine Versuche in der epischen Prosa-Dichtung sind wenig gelungen; weder sein Roman „Mater Dolorosa", noch eine oder die andere Prosa-Skizze stehen auf der Höhe seiner metrischen Dichtungen. Auch die Erkenntnis dieser Mängel lastete schwer auf ihm und verdüsterte seinen Lebensabend, in welchen nur noch ein voller Schein des Glücks hereinbrach, als er sich die Liebe eines jungen Mädchens erwarb, welche ihm 1876 zum Traualtar folgte. Sie ist ihm eine liebevolle Gattin, eine aufopfernde Pflegerin gewesen.

Schon seit den fünfziger Jahren beschäftigte sich Beck mit dem Plane, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu redigieren. Er konnte das heiß ersehnte Ziel äußerer Hindernisse wegen nicht erreichen. Noch auf dem Totenbette beschäftigte ihn dieser Gedanke und er beauftragte einen Freund, auszuführen, was er nun selbst nicht mehr vermochte. Ob derselbe irgend welche Schritte hiezu gethan, wissen wir nicht, aber auch heute noch wäre es dazu nicht zu spät. Zu jenen Autoren freilich, von welchen jedes Blättchen gesammelt zu werden verdient, gehört Beck nicht und hat sich auch selbst nie dazu gezählt, aber eine wohlgesichtete Gesamtausgabe des Besten, was er geschaffen, wäre nicht bloß ein Werk der Pietät, sondern auch der Gerechtigkeit. Könnten diese Zeilen dazu anregen, so wäre ihr Zweck erfüllt.

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867

Nach ungedruckten Quellen.

I. Ernst Raupach.

„Vorred bricht Nachred", mahnt ein oberdeutsches Sprichwort, und so sei diesen Aufsätzen vorangeschickt, was sie bieten wollen und was man andrerseits nicht in ihnen zu finden erwarten darf. Eine pragmatische Geschichte jener Bühne, welche zwar nicht immer, aber doch während des größten Teils ihres Bestehens die erste Deutschlands war und noch heute ist, ist bekanntlich noch nicht geschrieben, denn selbst die wertvollste Arbeit dieser Art, das Buch von Laube, ist im Grunde besehen doch nur eine geistreiche, in einzelnen Partieen flüchtig behandelte Parteischrift. Diese Lücke auszufüllen, erhebt unsere Arbeit keinerlei Anspruch, sie will nur einzelne Momente aus der Geschichte des Burgtheaters näher beleuchten, und zwar lediglich nur so weit, als dieselben für die Geschichte der dramatischen Produktion in Deutschland und Deutsch-Österreich bezeichnend sind. Eine weitere Schranke, welche sich diese Darstellung steckt, besteht darin, daß sie nur jene Thatsachen und Verhältnisse darlegen will, auf welche durch das uns vorliegende handschriftliche, bisher nicht verwendete Material neues und klares Licht fällt. Dieses Material besteht aus einer Reihe von Briefen, welche die Direktoren Schreyvogel, Deinhardstein, Holbein und Laube an hervorragende Bühnendichter gerichtet haben, sowie andrerseits aus Briefen der letzteren, welche an die genannten vier Adressen gerichtet sind. Unsere Beiträge umfassen demnach den Zeitraum vom Jahre 1814, wo Schreyvogel sein Amt antrat, bis 1867, wo Laube es niederlegte, also ziemlich genau ein halbes Jahrhundert, welches die stärksten Gegensätze in sich vereint: Zeiten der höchsten Blüte wie des tiefsten Verfalls, sowohl der dramatischen Produktion in Deutschland wie des alten ehrwürdigen Musentempels am Michaeler Platz zu Wien. Der Rang, welchen das Burgtheater unter den deutschen Bühnen einnimmt, die Bedeutung, welche es stets für unsere dramatische Produktion gehabt, geben diesen Aufsätzen die äußere, und die Qualität des Materials, welches sie mitteilen können, die innere Berechtigung. Wir eröffnen dieselben mit der Darstellung der Beziehungen des fruchtbarsten deutschen Dramatikers dieses Jahrhunderts, Ernst Raupach, zur Wiener Hofbühne.

*

Seit sich „der Müller und sein Kind" nicht einmal mehr am Allerseelentage auf dem Burgtheater zu Tode räuspern dürfen — die Absetzung des Rührstücks, welches von 1830 ab etwa 115 Male an dieser Bühne aufgeführt worden, war eine der ersten Regierungsthaten Wilbrandts — ist Ernst Raupach völlig aus dem Wiener Burgtheater verschwunden. Auch anderwärts geht es mit seinen Stücken nicht anders. Der Dichter, der Jahrzehnte hindurch das deutsche Repertoir höherer Richtung beherrscht wie kein anderer vor oder nach ihm, darf heute nur am Tage der Toten und selbst da nur an Bühnen niederen Ranges noch einmal das Wort ergreifen. Auch dies ereignet sich von Jahr zu Jahr seltener, und der tote Mann wird bald nicht einmal am Gespenstertage wiederkehren dürfen.

Ein hartes Geschick, über dessen innere Berechtigung die Akten noch lange nicht geschlossen sind! Wie Raupach bei seinen Lebzeiten, nur seine Blütezeit bis 1830 ausgenommen, zu jenen Autoren gehörte, welche täglich in gleich gewichtigen Stimmen schärfste Verurteilung und wärmste Anerkennung erfahren, so setzt sich der Kampf auch heute noch in der Litteraturgeschichte und Dramaturgie fort, und wenn man die Stimmen nicht zählt, sondern wägt, so darf sich Raupachs Schatten über ungerechte Behandlung seitens der Nachwelt nicht beklagen — ist doch zuletzt ein Litterarhistoriker wie Goedeke, ein Dramaturg wie Laube für ihn eingetreten. Freilich erinnert dieser Kampf um den dichterischen Wert und die Lebensfähigkeit der Arbeiten Raupachs an jenen, den nach der germanischen Sage die toten Helden nach ihrem Ableben in den Wolken weiter ausfechten. Die Bühne kümmert sich nicht darum, das Publikum nur so weit, als es für die Geschichte unseres geistigen Lebens Interesse hat — zum Leben auf der Erde ruft das Getöse in den Lüften den Dichter nicht mehr wach. So hat denn auch die nachfolgende Darstellung lediglich einen historischen Wert, aber Raupach selbst hat dafür gesorgt, daß ihr daneben der psychologische Reiz nicht fehlt, ja sogar ein pikanter Beigeschmack. Ein pikanterer vielleicht, als seinem Nachruhm gut sein mag.

Raupachs erstes Debut am Burgtheater fällt in die Ära Schreyvogel. Es war dieser verdienstvolle und unbefangene Dramaturg, welcher am 21. Oktober 1819 Raupachs fünfaktiges Trauerspiel „Die Fürsten Chawansky" in sorglichster Inscenierung auf die Hofbühne brachte. Das Stück hat sich ziemlich lange erhalten, es verschwand erst 1836 vom Repertoir, allerdings erlebte es in den 17 Jahren bloß 22 Aufführungen. Es ist die Erstlingsarbeit des Dichters, ein wild bewegtes Sensationsstück, welches in den zahllosen dramatischen Reminiscenzen an Shakespeare und Schiller den Anfänger, aber in der Kraft der Charakteristik und dem Geschick des Aufbaues den geborenen Dramatiker verrät. Dies letztere wird man um so mehr gelten lassen müssen, wenn man erwägt, daß es sich um die Arbeit eines 26jährigen Mannes handelte, welcher selbst in seiner Jünglingszeit niemals Gelegenheit gehabt, eine gute Bühne genauer kennen zu lernen, und in den letzten Jahren von aller Welt abgeschnitten seine Tage als Erzieher auf einem Gute im Innern Rußlands zugebracht hatte. Schreyvogel lernte die Arbeit kennen, als sie acht Jahre nach ihrer Abfassung, 1818, endlich im Druck erschien, und das Burgtheater war die erste bedeutende Bühne, die sich demselben öffnete. Erst der Wiener Erfolg verhalf dem Trauerspiel genau ein Jahr später zur ersten Aufführung am Berliner Hoftheater. Wie sich das Schicksal dieses Stückes und damit jenes des Dramatikers Raupach ohne das Entgegenkommen Schreyvogels gestaltet hätte, mag eine offene Frage bleiben. Ohne Zweifel wäre ja Raupach später einmal und mit einem andern Werke durchgedrungen. Daß ihm das schon so früh gelang, daß dem fruchtbarsten deutschen Dramatiker Jahre vergeblichen Ringens erspart blieben, gehört unzweifelhaft mit zu jenen unzähligen Verdiensten, welche sich Schreyvogel um die dramatische Produktion seiner Zeit erworben.

Wie er der erste war, welcher auf Raupach hingewiesen, so blieb Schreyvogel auch in der Folge ein warmer Förderer des neuen Talents. Ein vollständiges Verzeichnis der Raupachschen Stücke, soweit sie unter Schreyvogels Leitung am Burgtheater aufgeführt wurden, liegt uns nicht vor, doch wiederholt sich bezüglich jener Stücke, deren Aufführungstermin aus den uns vorliegenden Quellen ersichtlich ist, das sicherlich charakteristische Moment, daß dieselben fast regelmäßig in Wien eher zur Aufführung gelangten als in Berlin, wo der Dichter seinen Wohnsitz hatte. So kam „Die Tochter der Luft", eine fünfaktige mythische Tragödie nach Calderon, im Burgtheater bereits am 21. August 1826, am Königlichen Schauspielhause in Berlin hingegen erst im darauf folgenden Jahre zur Aufführung. Das Jahr 1827 brachte für Wien die Trauerspiele „Isidor und Olga", mit Korn und Sophie Müller in den Titelrollen, und „Vormund und Mündel". Beide Stücke hatten durchschlagenden Erfolg und derselbe erwies sich auch als nachhaltig; das erstere wurde bis 1868 40mal, das letztere bis 1815 32mal gegeben. Auch eine Fortsetzung des Trauerspiels „Vormund und Mündel", welche Raupach unter dem Titel „Vater und Tochter" als fünfaktiges Schauspiel bearbeitet hatte, mochte Schreyvogel nicht zurückweisen, obwohl er den Mißerfolg des sehr schwachen Stückes voraussah. Dasselbe erhielt sich gleichwohl, da das Publikum allmählich vor dem Namen Raupachs großen Respekt gewonnen, etwa 7 Jahre auf dem Repertoir. Glänzend hingegen gestaltete sich die Aufnahme des Trauerspiels „Der Nibelungen Hort", welches am 29. Dezember 1828 in Wien zum erstenmale über die Bretter ging, nachdem es schon ein Jahr vorher in Berlin geradezu enthusiastische Aufnahme gefunden. Es ist wohl das beste Stück Raupachs, ja vielleicht das wirksamste Theaterstück überhaupt, welches jemals aus dem unvergänglichen Stoffe geformt worden. Das wirksamste Theaterstück, aber nicht die gewaltigste Dichtung, und wenn Goedeke, nachdem er die Schwächen des Dramas scharf erörtert und insbesondere mit Recht hervorgehoben, daß von einer inneren Verschlingung der im Stoff liegenden Fäden, von einem aus den Situationen oder Charakteren entwickelten Gesamtwillen hier nicht die Rede sein könne und fast alles von außen her veranlaßt erscheine, gleichwohl mit dem Urteil schließt, daß Raupachs Stück noch immer besser sei als das „crüde Puppenspiel" Hebbels, so gehört dieses Urteil mit zu jenen, bei welchen man, wie z. B. auch bei der Verurteilung Heines durch Goedeke, die peinliche Empfindung hat, einen sonst ausgezeichneten Kritiker hier und da nicht mehr ernsthaft nehmen zu können. Viel eher können wir uns schon mit Laubes Urteil befreunden. „Raupachs ‚Nibelungen-Hort' hat," berichtet er, „ein paar Jahrzehnte standgehalten; das dem

Theaterpublikum neue Thema des vaterländischen Epos war sehr deutlich und wirksam dramatisiert, und die Liebesscenen boten einen starken theatralischen Reiz in ihrer sehr ansprechenden Naivetät. Hätte Raupach mit Siegfrieds Tode geschlossen, das Stück wäre wohl dauernd auf dem Repertoir geblieben. Die kurze schließliche Erledigung der „Nibelungen Not“, welche viel breitere Ausführungen braucht und auch in einer solchen für das Theater mißlich ist durch das massenhafte Morden, entzog dem Stücke die künstlerische Geschlossenheit. Das Bleigewicht am Ende riß das wohlgeformte Bild mit sich herab. Die erste Besetzung der Hauptpersonen (Kriemhild — Sophie Müller, Siegfried — Löwe, Brunhild — Schröder, Hagen — Anschütz) hatte der Einführung die besten Dienste geleistet.“ Auch dieses Urteil ist übrigens kein ganz unbefangenes, sondern durch die bekannte Antipathie Laubes gegen Hebbel getrübt. Als Laube erfuhr, daß sich auch Hebbel mit dem Stoff beschäftige, versuchte er noch in den fünfziger Jahren Raupachs Drama zu neuem Leben zu erwecken. Es war vergeblich, der Aufführung vom 28. März 1857, welche spärlich besucht war und das Publikum kalt ließ, konnte keine andere mehr folgen.

Die zwanziger Jahre sind in jeder Beziehung die beste Zeit Raupachs, er schuf seine wertvollsten Stücke und hatte die größten äußeren Erfolge. Daran zu zweifeln, daß er der bedeutendste Dramatiker Deutschlands sei, und etwa Grillparzer gegen ihn auszuspielen, fiel damals den wenigsten bei, allerdings, wie wir später sehen werden, nicht gerade den unbedeutendsten. Schreyvogel selbst zog solche Parallelen nicht; wie liebevoll er auch das vornehmere Talent Grillparzers pflegte, so war ihm doch jede Novität von Raupach willkommen, und derselbe begann von 1829 ab immer mehr auch das Wiener Repertoir zu beherrschen. Im November 1829 kam sein einaktiges Schauspiel „Der Bettler“, welches sich bis in Holbeins Direktionszeit erhalten und 36 Aufführungen erlebte, am 27. Januar des nächsten Jahres sein vieraktiges Lustspiel „Die Schleichhändler“ zur Aufführung. Erst Laube hat das Stück vom Repertoir abgesetzt, es ist bis zum 13. Februar 1853 67mal über die Wiener Burgbühne gegangen, und diesen Erfolg als gänzlich unverdient hinzustellen ist einer späteren Zeit vorbehalten geblieben, welche sich an den beiden Haupttypen des Raupachschen Lustspielhumors, dem Schelle und dem Till, bereits durch die zahllosen Wiederholungen in den späteren Arbeiten des Dichters Ekel gesehen und auch an der parodistischen, gegen die Ausländerei und namentlich gegen den maßlosen Walter Scott-Kultus gerichteten Tendenz des Lustspiels kein aktuelles Interesse mehr nehmen konnte. Schon zwei Monate später, am 30. März 1830, sollte Raupach einen neuen, noch größeren Erfolg erringen. Es war die Première von „Der Müller und sein Kind“. Ein Prolog von Schreyvogel ging voraus. So groß und fast unbestritten Raupachs Ruf in jenen Tagen war, und so genau das Stück dem damaligen Zeitgeschmack entsprach, hatte der feinfühlige Schreyvogel gleichwohl die Empfindung, daß die Aufführung dieses Stückes an jener Bühne, auf welcher er die vornehmsten Dichter aller Zeiten heimisch gemacht, einer Art Entschuldigung bedürfe. Er gab sie durch einen Prolog, der mit den Worten begann: „Dem unbefangenen Sinn muß es gefallen.“ In der That hat sich diese Prophezeihung für etwa drei Jahrzehnte als gültig erwiesen.

Schlag auf Schlag hatte Raupach drei große Erfolge errungen, obendrein noch auf drei verschiedenen Gebieten: als Tragiker, als Lustspieldichter und als Verfasser des wirksamsten Volksdramas. Solchen Ruf und Ruhm zu erschüttern, war nun keiner seiner Gegner mehr im stande. Es gab nur noch einen Mann, der Raupach gefährlich werden, ja der ihn zu Grunde richten konnte, und das war er selbst. Leider gelang ihm dies auch durch seine Vielschreiberei und die Folgen, welche die Flüchtigkeit und Massenhaftigkeit der Produktion auf deren inneren Wert üben mußte. Sein letzter bedeutender Erfolg unter Schreyvogels Leitung war das Trauerspiel „Enzio“, welches am 24. Januar 1832 zur ersten Aufführung kam und sich bis zum Beginn der vierziger Jahre auf der Bühne erhielt. Andere Stücke, so das Trauerspiel „Schuld und Buße“, tauchten nur auf, um rasch zu verschwinden. Daß Schreyvogel auch diese gab, wird man nicht verwunderlich finden; wie Raupach ihm, so war er Raupach zu Dank verpflichtet; eine Reihe der erfolgreichsten Novitäten seiner Theaterleitung war ihm von jenem Dichter gekommen, dessen erstes Trauerspiel er einst als der erste aufzuführen gewagt.

Als Deinhardstein am 1. Juni 1832 sein Amt antrat, mußte ihm die Frage, welche Haltung das Burgtheater fortan gegen Raupach einzunehmen habe, als eine der wichtigsten erscheinen. Er durfte nicht vergessen, wie schwer Raupachs Name bei dem Publikum des Burgtheaters wog, aber er mußte sich auch andererseits darüber klar sein, daß er nicht mehr gleich Schreyvogel einem Dichter, sondern nur noch einem Dramen-Fabrikanten gegenüberstehe. Wie sehr Raupach nur noch diesen letzteren Namen verdiente, beweist in der denkbar drastischesten Weise der erste Brief, welchen er an den neuen Leiter des Burgtheaters richtete. Derselbe lautet:

Hochverehrter Herr!

In den mancherley lästigen Beschäftigungen, die Ihnen Ihr neues Amt unfehlbar zuwege bringen wird, gehört auch die, dann und wann einen Brief von mir lesen zu müssen, wenn Sie es anders für zuträglich halten, daß die Verbindung zwischen dem K. Hoftheater und mir fortbestehe. Um Sie für diesen Fall nicht gleich zum Anfang zu erschrecken, will ich sofort medias in res eingehen.

Ich habe im Winter dem K. Hoftheater vier Mannscripte zugesendet, zwey Lustspiele — „Der weibliche Bruder“ und „Das doppelte Rendezvous“, und zwey Schauspiele — „Die Frauen von Elbing“ und „Robert der Teufel.“ Was die beiden Erstern betrifft, so liegt mir nicht viel daran, ob sie zur Aufführung kommen oder nicht, um so weniger, da das eine streng genommen nicht meine Arbeit ist. Hinsichtlich des dritten bin ich schon mit Ihrem Vorgänger über eingekommen, daß es nicht aufgeführt werden soll, weil es sich nach seiner Meinung für das Burgtheater und überhaupt nicht für Wien eignet.

Sehr angenehm aber würde es mir sein, wenn das vierte, „Robert der Teufel“ bey Ihnen gegeben werden könnte. Sollte der Titel Anstoß erregen, so könnte man das Stück z. B. „Robert von der Normandie“ oder etwa „Robert und N. N.“ [den Namen

der Prinzessin, den ich in diesem Augenblick vergessen habe] nennen. Was im Stücke selbst etwa der Censur wegen geändert werden müßte, würden Sie, als ehemaliger Censor, am besten beurtheilen können.

Sie werden ferner noch zwey Stücke durch Herrn Castelli erhalten, ein Trauerspiel „Kaiser Friedrich II und sein Sohn", und ein Lustspiel „Hahn und Hektor" nicht von mir, sondern von einem jungen Manne, der unter meiner Leitung arbeitet und von dem ich mir etwas verspreche. Bei der Aufführung auf dem hiesigen Theater hat die letzte Hälfte etwas gedehnt geschienen, und deßhalb hat der Verfasser die letzten Akte in einen zusammen gezogen, von dem Ihnen Castelli ebenfalls eine Abschrift zustellen wird. Könnten Sie das Stück brauchen, so wäre es mir sehr lieb.

Herr Härlng (Wil. Alexis), der vor einigen Tagen von Wien zurück gekommen, hat mir erzählt, daß er kurz vor seiner Abreise ein neues Lustspiel von Ihnen gesehen, das mit großem Beifall aufgenommen worden sey. Werden Sie es uns denn nicht schicken? wir leiden so sehr Mangel an guten Lustspielen. Ich thue wenig mehr in diesem Fache; man ist seit einiger Zeit sehr ängstlich geworden, und dadurch ist der Gattung der Komischen, die mir zusagt, der Boden entzogen. —

Nun will ich damit schließen, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen, nämlich Ihnen zu Ihrem neuen Posten — nicht zu gratuliren, sondern Glück zu wünschen im buchstäblichen Sinne des Ausdrucks. Ich habe zwar nie einem solchen Posten vorgestanden, kenne aber die Sache hinlänglich, um zu wissen, daß es vielleicht keinen schwierigeren auf der Welt giebt, weil der Kampf für die Sache gegen die Persönlichkeiten wohl auf keinem andern Felde so anhaltend und heftig ist.

Hochachtungsvoll
Ew. Wohlgeboren
ergebenster Diener
Berlin am 30. Juny 32. E. Raupach.

Man gestatte uns, ehe wir dem Inhalt dieses Schreibens einige Bemerkungen beifügen, eine Abschweifung, die uns nur scheinbar von demselben ablenkt. Als 23jähriger Mann schrieb Friedrich Halm 1829 ein dramatisches Gedicht „Schwert, Hammer, Buch", einen flammenden Protest gegen die triviale dramatische Produktion seiner Zeit, welcher bis heute ungedruckt geblieben ist. Nur einige wenige Scenen sind in dieser Zeitschrift (Band I, Heft 2) mitgeteilt worden, darunter eine, in welcher sich die Dichter Parze, Sempermann und Raupe (Grillparzer, Immermann und Raupach) über ihre Werke unterhalten. Der Leser gestatte, daß wir ihn an einige Hauptstellen erinnern. „Könnt ihr uns", fragt Sempermann den Kollegen Raupe, „nicht Euer Arcanum mitteilen, wie Ihr es anfangt, so unerhört schnell zu arbeiten?" Worauf Raupe antwortet:

„Nun seht, da sind verschiedene Hausmittel! das hauptsächlichste ist, sich nicht lange mit der Erfindung von Stoffen zu quälen; das nimmt den Kopf ein und führt zu keinem Ende! Nimm alte, bereits zu Stücken verarbeitete Stoffe, stürze und wende sie, wie man alten Röcken thut, backe vorn einen verzwickten Titel an, richte das Ganze sauber in fünf Akten an und setze dem Publikum die neue Speise vor. Oder: Nimm ein Heldengedicht oder einen vergessenen Roman, zerstückle das Ganze in fünf gleiche Teile, thue überall am Schluß einen Knalleffekt hinzu, und das Ding ist fertig und wird gefallen. Ich pflege nach dem Muster des größten Briten mich vorzüglich an die letzte Art zu halten, aber es ist nicht so leicht, und mein Wort zum Pfande, es geht oft schief!

Parze. Ist es nicht jammerschade, daß Ihr Euer Genie auf ein Heer von geringfügigen Arbeiten zersplittert, statt es in einen Brennpunkt zusammenzudrängen? Wie viel gewänne die Kunst, wenn die Anzahl Eurer Stücke sich verminderte!

Raupe. Mein werter Parze, Ihr scheint mir besonders verblendet zu sein, daß Ihr nicht einseht, was alle Welt einsieht, was die ganze Spree-Stadt zu den Wolken jubelt, daß alle meine Arbeiten, alle sage ich, ohne Ausnahme vortrefflich sind, daß die Kunst durch ihre Anzahl gar nichts verliert. Wenn es aber möglich wäre, daß die Kunst gewänne, wenn ich langsamer arbeitete, so erlaubt mir zu bemerken, daß ich dabei verlöre. Kunst als Kunst betreiben, heißt verhungern, aber Kunst als Handwerk betreiben, das ernährt seinen Mann. Wo wäre der höchstselige Kotze (Kotzebue) hingekommen, wenn er immer die Kunst im Auge gehabt hätte. Er hatte aber das Geld im Auge und so hat er Geld erworben.

Parze. Lebt wohl, Herr Raupe! Wir wollen nicht stören, unsere Anwesenheit könnte Euch leicht um ein paar Thaler bringen."

Gewiß eine scharfe, treffende, witzige Satire und dennoch, ist nicht jenes Schreiben, welches wir oben mitgeteilt, nicht noch treffender und charakteristischer? Könnte jemand, welcher eine Parodie auf einen Raupachschen Geschäftsbrief schreiben wollte, eine komischere Wirkung erzielen, als sie jener höchst ernsthaft gemeinte Brief auf den Leser übt? Wie köstlich klingt in demselben Schreiben, welches — als Ausbeute eines einzigen Jahres! — drei neue Lustspiele anbietet, die Stelle: „Wir leiden so sehr Mangel an guten Lustspielen" und „ich thue wenig mehr in diesem Fache." Thäte der Dichter so viel wie bisher, so wären es allerdings nicht drei, sondern zehn geworden. Und kann man einen Vielschreiber besser persiflieren, als es Raupach selbst thut, indem er zugesteht, den Namen der Heldin eines vor wenigen Monaten vollendeten Stückes, auf welches er großes Gewicht legt, nicht mehr zu wissen. Auch die Anordnung nach Kategorieen kann heiter stimmen: mit berechtigter Fürsorge giebt der Dichter dem Direktor einige mnemotechnische Hilfsmittel an die Hand, auf Grund deren er sich in dem Heer von Manuskripten leichter orientieren kann. Vier hat er noch an Schreyvogel gesandt, zwei sind durch Castelli, den Herausgeber des Jahrbuchs „Huldigung den Frauen", an welchem Raupach eifrig mitarbeitet, an Deinhardstein gelangt. Drei dieser Dichtungen sind Lustspiele, drei andere Stücke ernsterer Richtung. An drei Stücken ist dem Dichter nichts gelegen, die drei andern jedoch wünscht er jedenfalls aufgeführt zu sehen. Endlich sind vier Stücke von ihm und zwei von anderen. „Der weibliche Bruder" ist „streng genommen" nicht seine Arbeit und „Hahn und Hektor" ist „von einem jungen Mann, der unter seiner Leitung arbeitet." Dies aber ist nicht richtig und damit berühren wir ein Kuriosum, wie es die Litteraturgeschichte selten verzeichnet. Daß ein Dramatiker von großem Namen und weitem künstlerischen Gewissen auch die Arbeiten anderer unter seiner Flagge in die Welt sendet, ist oft dagewesen, wir erinnern nur an Scribe; der Fall aber, wo ein Autor selbst so viel produziert, daß er, um dem Fluch der Lächerlichkeit zu entgehen, genötigt ist, den Leuten fälschlich vorzuspiegeln, als ob er stille Mitarbeiter

hätte, ist wohl bis auf diesen einzigen Fall anderweitig nicht vorgekommen. Hier liegt er thatsächlich vor. Das Lustspiel „Hahn und Hektor“ ist nicht von einem „jungen Manne“, sondern von Raupach selbst. Es wurde von ihm unter seinem Namen am 23. Mai 1832 in Berlin zur Aufführung gebracht und ist von ihm als sein Originalstück im 19. Bande des „Jahrbuchs für Bühnenspiele“ (1840) publiziert worden. Ebenso ist „Der weibliche Bruder“ nur Raupachs Erzeugnis.

Dieses letztere Stück war an dem Tage, an welchem Raupach seinen Brief an Deinhardstein schrieb, nicht bloß bereits aufgeführt, sondern auch schon beinahe wieder vom Repertoir abgesetzt. Die Première, welche zwei Tage vorher, am 28. Juni, stattgefunden, war ein so entschiedener Mißerfolg, daß Deinhardstein Mühe hatte, die drei obligaten Aufführungen durchzusetzen. Es war ein schlimmer Anfang, den er als Direktor mit Raupach machte, und die Fortsetzung nicht um vieles erfreulicher. Deinhardstein hat deshalb manchen Angriff zu erdulden gehabt, und zwar, unseres Erachtens, unverdienter Weise. Die Kritik der Zeitgenossen: „Schreyvogel war ein geschickter Direktor und erzielte mit Raupachs Stücken glänzende Erfolge, Deinhardstein ist ein ungeschickter und seine Regiekunst bringt selbst Raupachsche Stücke zu Falle“, ist nur in ihrem ersten Teil berechtigt, denn man vergißt, daß Schreyvogel von den Erzeugnissen der Vollkraft des Dichters Gewinn ziehen durfte, während Deinhardstein nur eben jenem Raupach gegenüberstand, dessen Laufbahn, um ein Laubesches Wort zu gebrauchen, „in Fabrikation trockner Lustspiele und in dürrer Dramatisierung der Hohenstaufen“ niedergegangen war.

An gutem Willen fehlte es auch Deinhardstein Raupach gegenüber nicht. Schon als zweite Novität seiner Direktion, unmittelbar nach seinem „Garrik in Bristol“, hatte er ja eines der sechs Stücke Raupachs zur Aufführung gebracht, und der Mißerfolg war nicht seine Schuld — von dem „Weiblichen Bruder“ wollte man auch anderwärts nichts wissen. Kein Wunder aber auch, daß er sich nun mit den fünf andern Novitäten Raupachs nicht sehr beeilte. Doch suchte er sich mit dem berühmtesten Dramatiker seiner Zeit, der zudem auf die Berliner Bühne, an welcher Deinhardstein seiner eigenen dramatischen Arbeiten wegen sehr viel liegen mußte, großen Einfluß übte, wenigstens in der Form so gut als möglich zu stellen. Schonend teilte er ihm den Mißerfolg mit, und da Raupach selbst ihn, wie wir aus dem ersten Schreiben ersehen, eingeladen, seinen „Garrik in Bristol“, von dem Willibald Alexis Raupach erzählt, in Berlin aufführen zu lassen, so folgte er mit Freuden dieser Einladung und bat Raupach, das Stück einzureichen. Dieser that es denn auch, und zwar mit Erfolg; das Lustspiel wurde sofort angenommen und aufgeführt. Während es jedoch bis dahin in Deutschland sehr freundliche Aufnahme gefunden, behandelte man es in Berlin mit großer Kälte. Deinhardstein schob dies mit einigem Rechte auf die schlechte Besetzung, sowie auf einige Abänderungen, die man willkürlich an seinem Stücke vorgenommen, und beschwerte sich hierüber bei Raupach. Gleichzeitig teilte er demselben mit, daß er von zweien der eingesandten Stücke („Frauen von Elbing“ und „Das doppelte Rendezvous“) keinen Gebrauch machen könne, hingegen wolle er das Drama „Robert von der Normandie“ geben. Über das Lustspiel „Hahn und Hektor“ sprach er sich nicht aus, über das Trauerspiel „Friedrich der Zweite“ behielt er sich die Entscheidung vor. Hier Raupachs Antwort:

Hochverehrter Herr und Freund!

Sie erhalten diesen Brief durch Mdlle. Fournier nebst einem Packete, das zwey Manuscripte enthält „Jakobine von Holland“ und „Das Märchen im Traume“. Sehen Sie zu, ob Sie davon für Ihre Bühne Gebrauch machen können; wo nicht, so haben Sie die Güte, die Manuscripte zu vernichten, denn das Zurücksenden macht nur Kosten, und gewöhnlich kommen die Manuscripte zu spät an, um sie noch zu gebrauchen. Mein seeliger Freund Schreivogel (sic!) pflegte sie in diesem Falle ad acta zu legen; allein ich habe später erfahren, daß doch damit Mißbrauch getrieben worden ist; also ist gänzliche Vernichtung besser.

Mdlle. Fournier sagt mir, daß Robert d. T. nächstens gegeben werden soll, der ist also glücklich durch; desto mehr fürchte ich für meinen Friedrich, und seine Verwerfung würde mir um so weher thun, da gerade dieses Stück sowohl hier als auch in Hamburg und Weimar einen tiefern Eindruck gemacht hat als irgend ein anderes von mir. Ich habe noch ein Stück bei Ihnen „Hahn und Hektor“ Lustsp. in 3 Acten, zwar von einem Andern ausgeführt, aber doch meinem Schutze anvertraut: was ist denn daraus geworden?

Ihr „Garrick in Bristol“ ist hier allerdings sehr schlecht besetzt worden, besonders war die Rolle des Mädchens in so schlechten Händen, daß man sich unmöglich für dieses Wesen interessiren konnte, was natürlich dem Ganzen bedeutend schadete. Wenn Sie uns wieder ein Stück zuschicken, so überlassen Sie die Besetzung doch mir. Hinsichtlich der Abänderung, die man sich erlaubt hatte, und von der ich bis zur ersten Vorstellung nichts wußte, habe ich zwar den Herren Abänderern Ihre und meine Meinung zu erkennen gegeben; doch so sehr unvortheilhaft habe ich sie nicht gefunden. Wahr ist es, indem nun Garrick selbst die Rolle des Bedienten spielt, geht das Komische verloren, daß der Schauspielerfeind Hild selbst Schauspieler werden muß; dafür wird aber eine nicht kleine Unwahrscheinlichkeit vermieden, und der längst vorhergesehene Schluß rascher herbey geführt, was beim Lustspiel und besonders bei unserem höchst ungeduldigen Publicum immer ein Gewinn ist. Doch bleibt es immer ein unstatthaftes Verfahren, dergleichen Aenderungen ohne Beistimmung des Dichters vorzunehmen. Mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund

Berlin am 24. Januar 1833. Raupach.

Wie man sieht, ist Raupach an dem Lustspiel des „jungen Mannes“ sehr gelegen, denn er erkundigt sich danach auf das angelegentlichste; auch für sein Hohenstaufen-Drama ergreift er noch einmal warm das Wort. Über die beiden abgelehnten Stücke hingegen läßt er auch nicht eine Silbe fallen, sondern ersetzt sie stracks durch zwei andere, von denen uns das eine, das „Märchen im Traum“, noch wiederholt beschäftigen wird. Die Überbringerin des Pakets, Mademoiselle Antonie Fournier vom Berliner Schauspielhause, debutierte damals als tragische Liebhaberin am Burgtheater und wurde engagiert. Älteren Wiener Theaterbesuchern dürfte sie als Frau Kronser noch in Erinnerung sein; sie ist 1871 als Pensionärin

aus dem Verbande dieser Bühne geschieden. Der übrige Inhalt des Schreibens ist eine Begütigung der wohlbegründeten Empfindlichkeit Deinhardsteins über die Behandlung seines Stückes am Berliner Hoftheater, für welche Raupach freilich eine offizielle Verantwortung nicht trug.

So liebenswürdig der Brief war und so schätzenswert insbesondere dem Dramatiker Deinhardstein das Anerbieten Raupachs, in künftigen Fällen sich persönlich seiner Stücke anzunehmen, sein mußte, ein Antwort erhielt er nicht, was freilich durchaus keinen besonderen Grund hatte. Briefe nur im äußersten Notfalle zu schreiben, gehörte nun einmal zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten“ Deinhardsteins. Hingegen hielt er sein Wort und brachte Raupachs „Robert von der Normandie“ am 23. März 1833 zur ersten Aufführung. Auch dieser zweite Versuch scheiterte kläglich, was allerdings wieder nicht Deinhardsteins Schuld war. Zwei andere Bearbeitungen des gleichen Stoffs, Meyerbeers Oper und Holteis Volksdrama hatten der Fabel des Stückes den Reiz der Neuheit vorweg genommen, und seine eigenen dichterischen Vorzüge waren zu gering, als daß es sich hätte behaupten können. Schon vier Tage nach der Première ging es zum dritten- und letztenmal über die Bretter. Kein Wunder, daß Deinhardstein zunächst den Mut verlor, es wieder mit einem Raupachschen Stücke zu versuchen. Dieser aber fuhr rastlos mit seinen Einsendungen fort; zunächst bot er Deinhardstein das Trauerspiel „Tassos Tod“, dann das Schauspiel „Corona von Saluzzo“ an, aber wer kein Sterbenswort erwiderte, war abermals Deinhardstein. So riß denn Raupach endlich die Geduld, und nach monatelangem Harren ließ er einen gekränkten Mahnbrief folgen. Derselbe lautet:

Verehrtester Herr und Freund!

Es sind nun drittehalb Monate, seit ich Ihnen mein Schauspiel „Corona von Saluzzo“ mit einem ziemlich langen Briefe geschickt habe, und noch habe ich keine Zeile Antwort von Ihnen erhalten. Es ist zwar ein mißliches Ding, seinen eigenen Werth abzuwägen; doch sollte ich glauben, einiger Worte möchte ich doch wohl werth sein. Ich weiß zwar, daß Sie viel Geschäfte haben; doch weiß ich auch, daß auch bey der gehäuftesten Arbeit zehn Minuten für einen Brief leicht erübrigt sind. Es ist wohl wahr, daß in meinem Briefe großtentheils nur von meinem Interesse die Rede war; doch möchte es wohl verzeihlich seyn, wenn ich zu wissen wünsche, was aus meinen fünf Stücken, die zum Theil schon über Jahr und Tag in Wien liegen, geworden ist, oder etwa noch werden kann.

Auch hatte ich Ihnen von einer Sache geschrieben, die mich nicht betraf, auf die mir also ein Wort der Entscheidung desto wünschenswerther gewesen wäre, ich meine das Gastspiel der M. Wolff. Ich würde nicht einmal wissen, daß Sie mein Packet erhalten haben, wenn ich nicht durch Raumer erfahren hätte, daß Sie den Inhalt meines Briefes, soweit er Dlle. Fournier betraf, derselben mitgetheilt haben. Ich weiß wohl, daß Sie nicht jedem, der Ihnen ein Stück zusendet, den richtigen Empfang desselben melden können; aber ich weiß nicht, warum ich mir eingebildet hatte — es kommen Einem manchmal seltsame Grillen — daß Sie mit mir einmal eine Ausnahme machen würden. Wenn es aber auch nur eine Grille war und ist; so bleibt es dennoch wahr, daß Sie durch eine gelegentliche Antwort sehr erfreuen würden

Ihren

Berlin am 30. Jan. 34. achtungsvoll ergebenen

Raupach.

P. S. Sollten Sie Tasso's Tod jemals geben wollen, so würde ich Ihnen ein anderes Manuscript zuschicken; denn ich habe bei der Aufführung auf der hiesigen Bühne mancherley Veränderungen und Abkürzungen angebracht. (Schluß folgt.)



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Romane und Novellen.

Von den mir heute vorliegenden Büchern ist: Das Geheimnis. Doppel-Novelle von Robert Waldmüller (Berlin, Verlag der Album-Stiftung 1887), meines Erachtens in erster Reihe zu nennen. Aus zwei zusammenhängenden Novellen unter den Einzeltiteln ‚Blanche‘ und ‚Balsamo‘ setzt sich das Buch zusammen. Die Verbindung wird durch die Hauptperson beider Novellen, einen zu namhaftem Rufe gekommenen Bildhauer und Professor seiner Kunst hergestellt, welcher beidemale als Gast einer auf ihrem Landschlößchen im Tirol residierenden Familie der Mentor und Leiter der ganzen Entwicklung wird, und zwar so, daß diese im ersten Stücke sich wesentlich um sein persönliches Schicksal dreht, im zweiten um dasjenige der gastlichen Familie. Die erste Novelle führt einen recht einfachen Konflikt vor, — der Professor verliebt sich in das überaus reizende französische Kammerfräulein der Fürstin, verlobt sich mit ihr, findet aber nach argem Skandal in ihr die Verführte des fürstlichen Halbbruders, eines heruntergekommenen Spielers und Säufers; natürlich macht er rasch ein Ende. Um so verwickelter ist die Handlung der zweiten Novelle, welche die gesuchte Lösung eines schon in der ersten eingeleiteten Konfliktes bringt. Bei einem originell erdachten, aber unglücklich auslaufenden Fest ist das im Säuglingsalter stehende Zwillings-Kinderpaar des Fürsten unter einer großen Schar andrer so verwechselt worden, daß niemand mehr die Identität feststellen konnte; nun handelt sich's um die eines Untersuchungsrichters würdige und mit allen Mitteln des Geldes und der Kunst fast zwei Jahrzehnte hindurch verfolgte Aufgabe, die zweifellosen Fürstenkinder wieder zu finden. Die Geschichte ist eigentümlich erfunden und spannend bis zu Ende, die Sprache gemessen, die Charaktere heben sich klar ab und sind ebenso mannigfach abgestuft wie bedeutsam.

Auch Breide Hummelsbüttel, ein Roman von Detlev von Liliencron (Leipzig, Friedrich 1887) ist eine originell erfundene und gut durchgeführte Geschichte. Die kurz und energisch gehaltene Erzählung berichtet das an den überraschendsten und gewaltsamsten innern und äußern Wechseln überreiche Lebensschicksal eines freiherrlichen Paares, das aus dem Reichtum und Luxus in die Armut und zwingende Arbeit hineingeworfen, jedoch durch den furchtbaren Schlag geläutert und gehoben wird. Aber auch die andern entscheidend in dieses Geschick eingreifenden Personen, denkbar verschiedensten und wandelbarsten Charakters, verdienen Aufmerksamkeit. Das Buch hält sich von dem gewohnten abgeschliffenen Romanton frei; es ist eine eigne Weise, die der Autor angeschlagen. Sein Hauptverdienst ist entschieden die energische Charakterzeichnung.

Ein recht kurioses Buch ist hingegen das folgende: Die Edingshausens, Zeitroman aus unsern Adelskreisen von Alexander von Degen (Berlin, Verlag der Album-Stiftung 1887). Hundert gegen eins, wenn es dem gewandtesten Leser nach genauer erstmaliger Durchsicht dieses Opus gelingt, irgendwie Rechenschaft zu geben über die Masse der darin genannten und ordnungslos durch einander geworfenen Personen oder ihre gegenseitigen Beziehungen! Da werden vor uns drei Generationen, von der Großmutter bis auf das 10jährige Backfischchen herunter, Amerikaner und Norddeutsche, Gutsbesitzer und Hofleute untereinander gerüttelt, daß uns übel wird; natürlich alles Herren und Damen „von“, ohne daß wir von einer einzigen Figur klar und einfach bezeugen könnten, wie wir eigentlich zu ihrer Bekanntschaft kommen! Alles in der Welt hat seine Grenzen, und die Zumutung, die ersten nichtssagenden 60 Seiten dieser konfusionären Welt zu verdauen, geht über das anständige Maß des Erlaubten hinaus. Hiezu kommt die Art des Stils, partienweise der unerquicklichste und denkbar unklarste, Perioden, vor denen wir ein Kreuz schlagen (beispielsweise sei nur einer auf Seite 53 aus nicht weniger als 13 Sätzen aufgebauten gedacht). Aus der ganzen hier abgewickelten Familiengeschichte klug zu werden ist unmöglich und auch wahrlich, so weit wir's übersehen können, nicht der Mühe wert. Kurz, etwas Ordnungs- und Planloseres als diese Adelsgeschichte mag schwer zu finden sein; es ist, als hätte sich der Autor förmlich vorgesetzt, oon Anfang bis zu Ende mit seinen Lesern Versteckens zu spielen; und die Sprache ist nicht viel besser, der Inhalt überwiegend ordinär. Wir sollten denn doch meinen: wer als Schriftsteller auftreten wolle, der müsse vorher die Elementarbegriffe der Komposition können.

Das letzte Buch, das uns für heute oorliegt: Auf treuer deutscher Wacht. Eine Erzählung aus dem nationalen Leben der Deutsch-Böhmen. 2 Bände (Leipzig, Oskar Leiner 1886) ist der ausgeprägteste nationalpolitische Tendenzroman, welcher den traurigen Kultur- und Sprachenstreit in Böhmen behandelt. Sollen wir nur nach dem Geist und Zweck urteilen, so werden wir das Werk höchlich loben: es ist treue Begeisterung für deutsches Wesen darin, in kräftigen Worten ausgesprochen und durch sympathische Gestalten beleuchtet. Anders steht es, sobald wir nach dem litterarisch-ästhetischen Werte fragen; da ist viel zu tadeln. Erstlich ist das Ganze gerade um die Hälfte oder mehr zu groß; es macht Mühe, diese 750 Seiten großen Formats und engen Druckes durchzulesen, welche eigentlich 4 gewöhnliche Bände füllen würden. In einem solchen Bilde ganze Dörfer mit allen irgendwie sich abhebenden Gestalten und Ständen vorzuführen — eine derartige Komposition muß den Eindruck des Zerstückelten und Willkürlichen machen. Dazu kommen endlose Wiederholungen, namentlich von Kraftaussprüchen und oolltönenden Reden fürs Deutschtum, wohl gemeint, aber, weil hundertmal wiederkehrend, schließlich herzlich langweilig. Durch die unausstehlich wirkende Überfülle hat der Autor sich selbst und seinem Zweck geschadet.

Zürich. **J. J. Honegger.**

Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld. Geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1887.

Man weiß, daß die mächtige Umwälzung, welche die Befreiungskriege auf politischem und socialem Gebiete hervorgebracht, auch die bildende Kunst nicht unberührt ließen. Nach dem tiefen Niedergang, den dieselbe erfahren, hatte sie sich zuerst wieder durch das Zurückgreifen auf die Antike emporgehoben, zu welcher für die Malerei oor allem Asmus Carstens die Bahn brach. Doch nicht lange sollte sie auf diesen Pfaden verweilen. Der frische Odem nationaler Begeisterung, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz Deutschland durchwehte, fachte das Verlangen nach nationalen Stoffen an, und aus diesem heraus, im Anschluß an die dichterische Schule der Romantiker, entstand auch eine solche in der Malerei. Freilich nicht in Deutschland selbst wurde sie geboren. In Rom, der altheiligen Stätte der Kunst, fand sich eine Schar junger Deutscher zusammen, die durch ihre Schöpfungen eine neue Epoche deutscher Kunst begründeten. Um sie her gruppierten sich warme und echte Freunde der Kunst, die ihren Bestrebungen fördernd zur Seite standen, so u. a. der preußische Konsul Bartholdy, Felix Mendelssohns Oheim, der seine Wohnung am Monte Pincio mit Fresken schmücken ließ und dadurch einer Reihe von Malern Gelegenheit gab, sich in diesem halbvergessenen Zweige der Kunst zu versuchen.

In dieser glücklichen Epoche des Werdens und Schaffens kommt auch der junge Schnorr von Carolsfeld nach Rom. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt, durchglüht von Begeisterung für das Schöne, ein tiefgläubiges Gemüt. Er hat bereits in Wien, wo er längere Zeit verweilte, begonnen, sich frei zu machen von den „Schäferbildchen“, die er anfangs malte, und ist zu religiösen Motiven übergegangen. Nun betritt er Italien, das Land seiner heißen Sehnsucht, und saugt seine Schönheit ein. Er hängt aber so fest an Deutschland und an seiner eigentümlichen Natur, daß ihn das Zauberland nicht auf einmal gewinnt, sondern ihm erst nach und nach alle Sinne gefangen nimmt; doch wie sehr er es auch lieben lernt, sein Herz gehört seinem Vaterlande und wankt in den zehn Jahren seiner Abwesenheit keinen Augenblick in seiner Treue. Und wie in diesem Gefühl ist der Mann echt und fest in all seinem Thun und Denken. Allen Versuchungen und Verlockungen widersteht er und bringt sich und seine Liebe dem Mädchen, das er als zehnjähriges Kind verließ und das er als erblühte Jungfrau wieder findet, rein zurück, obwohl sie nie ein Wort des Einverständnisses oder Verlöbnisses getauscht. Und so ist er auch ein warmer Freund, der hilft, soweit ihm die Kräfte reichen, und neidlos jedes Verdienst und jeden Erfolg anerkennt. Das ist vielleicht der schönste Zug an diesem edlen Charakter: die schrankenlose Bewunderung alles Guten und Schönen und dabei das ruhige und maßvolle Verdammen des Niedrigen und Schwachen, gegen das er ein derbes Manneswort nicht verschmäht. Schnorr ist ein echter Künstler und ein echter Christ, das geht aus jedem der vorliegenden Briefe hervor. Er ist, trotz seiner Jugend, in sich klar und gefestigt und schreitet in Kunst und Glauben ruhigen Schritts dahin; und wie er sich nicht irre machen läßt in dem, was der Kunst not thut, so läßt er nicht ab von seinem Glauben, obwohl alles aufgeboten wird, ihn zum Katholizismus zu bekehren, wozu in Rom alles lockt und ihn umschmeichelt — er bleibt sich und seinem evangelischem Glauben treu.

Aber außer seinem eigenen edlen Bild treten aus den Schnorrschen Briefen, die den Zeitraum der zehn Jahre, den er in Rom verlebte, umfassen, noch die einer Reihe anderer interessanter und berühmter Persönlichkeiten hervor. Das ganze bewegte Leben und Treiben, das damals in Rom unter den deutschen Künstlern herrschte, rollt sich mit lebensvoller Frische auf, und Namen wie Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck und Veit leuchten daraus auf. Daneben sind die Freunde und Gönner der Kunst, oor allem Quandt, Schnorrs Freund und Beschützer, an den ein großer und zugleich der interessanteste Teil der Briefe gerichtet ist, und der ihn und andere mit Geld und Aufträgen unterstützt, dann der Marchese Massimi, der seine Villa mit Fresken ausschmücken läßt, klar und liebevoll geschildert.

Die Übernahme der Ausmalung eines Saales in der Villa Massimi hielt Schnorr länger in Rom, als ursprünglich geplant war; das meisterhafte Gelingen dieser Arbeit war grundlegend für seine Berühmtheit und verschaffte ihm die Bewunderung des nachmaligen Königs Ludwig I. von Bayern, der ihn, zur Regierung gelangt, nach München berief. Aber außer den Genannten ist es noch eine Schar oon berühmten Menschen, Malern, Dichtern, Diplomaten und bedeutenden Frauen, deren Bild uns aus diesen Briefen mit ungemeiner Deutlichkeit entgegen tritt. So ist die Veröffentlichung dieser Briefsammlung eine durchaus dankenswerte That, denn das Buch ist nicht nur höchst interessant und anregend als ein Beitrag zur Geschichte der Kunst, sondern es wirkt auch erhebend in rein menschlicher Beziehung als das edle Bild eines edlen Menschen.

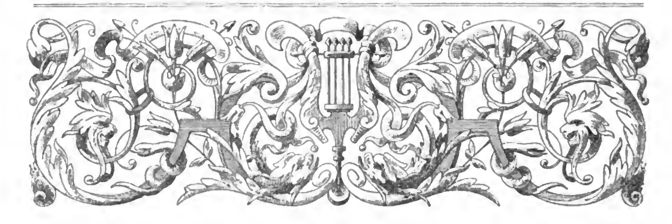
Wien. **G. Weiß.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Januar 1888.





Gedichte

von

Julius Rodenberg.

Herbstlieder.

I.

Pflückt mir keine Rosen mehr,
Ach, der Garten ist bald leer.
All des Frühlings holde Pracht
Hat der Sommer gleich gemacht.

Blauer Flieder, Silberbaum,
Alles, alles war ein Traum!
Wo die Nachtigall einst sang,
Ist jetzt dünn der Heckengang.

Wo gegrünt die junge Saat,
Schnitter mit der Sense naht,
Und noch einmal fühlt die Brust,
Wie so kurz, so kurz die Lust;

Wie, je mehr es vorwärts drängt,
Unser Herz an gestern hängt
Und der Freud' sich fast entwöhnt,
Die den Augenblick verschönt,

Zitternd, daß auch der enteilt,
Wenn wir kaum uns mitgeteilt —
O wie kurz des Lebens Rest,
Und wer hält, wer hält es fest.

II.

Die Sonne leuchtet, mein Herz ist schwer,
Mein Herz ist schwer beim Scheiden;
Es schimmert der Wald so golden und hehr,
Und der Bach rauscht unter den Weiden.

Rausch Bächlein dahin, rausch Bächlein daher,
Wir wandern hinunter, wir beiden,
In den Strom des Lebens und dann ins Meer,
Die Sonne leuchtet, mein Herz ist schwer,
Denn was wir suchten und liebten so sehr,
Das müssen wir lassen und meiden.

III.

Wie freundlich blickt noch die Natur,
Wie grüßt die Wiese mich, die Flur,
Gewebt in einen Schleier ein
Aus Nebel und aus Sonnenschein.
Röttlich gefärbt und golden bald,
Taucht noch einmal empor der Wald,
Und aus des Laubes dunst'gem Meer
Weht eine linde Luft daher
Und trägt mit sich aus Busch und Strauch
Den letzten, süßen Blumenhauch,
Und zaubert in das Herbstgefild
Des Sommers lieblich Abschiedsbild,
Und weht und geht und ruft mir zu:
Leb wohl, leb wohl, leb wohl auch du!

Widmung

Nun ist der Sommer bald verflossen,
Und ach! noch eben war er jung;
Was mir von seinem Duft genossen,
Wird langsam schon Erinnerung.

Wohl beßre Stunden, schön're waren,
Als erst sich fügte Ring an Ring,
Als es in unsern frühen Jahren
Von Tag zu Tag noch aufwärts ging.

Jetzt wird die Dämmerung schon länger,
Der Pfad scheint endlos ausgedehnt;
Und manchmal fragt das Herz sich bänger,
Wars das, wonach du dich gesehnt?

Bricht noch einmal der Jugend Schimmer
Durch Glutgewölk u. strömt der Quell
Des Lieds, bevor er stockt für immer,
Noch einmal aus den Tiefen hell?

Ich weiß es nicht; doch hab' empfinde,
Doch selten fühl' ich, was es heißt,
Wenn dir ein Gott die dunkle Binde
Noch einmal von den Augen reißt.

Zwar wenig hab' ich Dir zu geben,
Und was ich geben, war schon Dein:
Es soll ein ungetheiltes Leben,
Und noch zuletzt ein „Aufwärts" sein.

Julius Rodenberg

Für ein Buchhändler-Festmahl.

O welch ein herzerquickend Bild,
Des deutschen Geistes Pfleger
So fröhlich bei der Arbeit zu sehn,
Sortimenter und Verleger!

Sie denken an die Krebse nicht —
Mag sie der Teufel holen! —
Sie trinken den lieblichen Trank des Mai's
Aus ungeheuren Bowlen.

Sie denken auch an die Autoren nicht —
Gott mag es ihnen vergeben! —
Sie zechen von Mittag bis Mitternacht,
Und wir — wir lassen sie leben!

Einer schönen Wienerin,

die mir ihr Album nach Berlin geschickt hatte.

Woher, du kleines Buch? — Aus Wien,
Aus Wien am Donaustrande.
So mußtest du wohl lange ziehn
Durch winterliche Lande?

— Durch winterliche Lande? Nein;
Denn wo ich bin gegangen,
Da kam sogleich der Sonnenschein
Und hat mich warm umfangen.

Und starrten an den Bergen rings
Nicht schneebedeckte Stellen?
— Nein, ich vernahm nur rechts und links
Das Rauschen muntrer Quellen.

Und war der Wald nicht öd' und leer
Und finster noch umzogen?
— Nein, nein, ein ganzes Lerchenheer
Ist mir vorauf geflogen.

Und schnob dir recht ins Angesicht
Der Nordwind nicht entgegen?
— Nein, Veilchen und Vergißmeinnicht
Die sproßten allerwegen.

Willkommen denn! Auf Schritt und Tritt
Quoll's um dich her wie Wonne;
Grüß Gott, du bringst den Frühling mit,
Gesang und Grün und Sonne.

— Und was denn, nun ich wieder geh',
Die Herrin zu erreichen?
Bring ihr dies Liedlein von der Spree
Als erstes Frühlingszeichen!

Die Schiedsprecherin.

Von Wilhelm Jensen.

Zwei Frauengestalten trafen sich im Wald,
Der bunt von tausend Wunderkelchen prangte.
Nach ihrer Art und Neigung hatten sie
Damit geschmückt sich; denn die eine trug
Schneehellen Kranz von Blumen auf der Stirn,
Und diesem gleich war glanzweiß ihr Gewand,
Das festgeschlossen, reichen Faltenwurfs
Vom Nacken ihr zur Sohle fiel. Ihr Antlitz
War holdgewinnend, sanften Blicks und zart
An Form und Färbung; doch ein Bildnis mehr
Von Künstlerhand erschien's, als Fleisch und Blut.
So ging sie, sinnend, sittig, kleinen Schritt's,
Ein halbes Kinderlächeln um den Mund.
Die Keuschheit war's.
Erschreckt nun hielt sie an,
Denn ihr entgegen trat ihr Widerspiel,
Das andre Weib. Kaum, daß man gleicher Art
Sie glauben konnte; blickberauschend stand
Die zweite da, ein blühend Körperbild
Der Schönheit und der Lebenskraft. Es hielt
Die dranggeschwellten Glieder ein Gewand
Aus Schleierflören los umhüllt; doch sprach
Ihr Schwellen, widerwillig trügen sie
Im Zwang des Brauchs die leichte Fessel nur
Und würfen, eignem Antrieb folgend, kühn
Sie von sich ab. Des Busens Hälfte that's
Und hob sich frei mit schnellem Atemzug
Aus lässigem Saum empor. Ein Blendungsglanz,
Von rosigem Schimmer leise nur gedämpft,
Floß rieselnd um sie aus der nackten Pracht
Der weißen Arme. Drüber goß Geleucht
Ein Augensternpaar, funkelnd wie Demant,

Mit jedem Blick ein andres Zauberlicht
Aus heißer Tiefe werfend. Nun ein Glimmern,
Geheimnisvoll umschleiert; nun ein Glühn,
Verheißend, schmachtend, brennend; nun ein Sprühn
Wie Flammenausbruch mächtigen Vulkans,
Mit trunkenen Funken in den Himmel irrend.
Und gleich den schwellend roten Lippen schlang
Ein Kranz von Purpurblüten, glutdurchwirkt,
Sich um ihr üppiges Gelock.

So traf
Ihr stolzbewußter, sieggewisser Blick
Der stillen Keuschheit ins Gesicht, die schen
Befangen fragte, wer sie sei. Nun hob
Die andere gleich einem Herrscherstab
Den weißen Arm: Ich bin, die alles schafft,
Der alles Leben unterthan, die Wollust!

Entsetzt trat jähen Schritts die Keuschheit fort:
So bist die Feindin du, die mehr als Tod
Verhaßt mir ist! Und du vermißt dich frech,
Ich sei dir unterthan? — Mit spöttischem Klang
Gab ihr die Lust zurück: So sei's allein
Von allen nicht! Das frag' ich wohl. — Doch floh
Die Anfangsschen nun aus der Keuschheit Brust
Vor hohem Mädchenmut, sie sagte stolz:
Die Schlechten sind dir unterthan, ich weiß
Und laß sie gern dir. Denn was gut und schön,
Gehört mir an. — Die Schlechten nur? Müßt's sein,
Doch lieber als die Dummen. — Beides ist,
Wer dir gehorcht! Ich bin's, die glücklich macht,
Und Weisheit strebt darum nach mir. — Du Einfalt!
Was weißt du denn von mir und von dir selbst?! —
Ich weiß, du bist gemein. —

So zankten sie
Nach Weibesart mit Trumpf und Gegentrumpf
Geraume Zeit noch fort. Da kam vom Rand
Des Waldes her, wo rot das Abendgold
Vom Himmel fiel, noch eine Frauengestalt.
Ein Schleier, wie Gewirk aus Sonnenluft,
Umfing ihr Antlitz, und zugleich doch auch,
Als sei aus Blüten er gewebt, denn Duft
Floß von ihm her. Und eilend traten nun
Aus ihrem Zwist die beiden auf sie zu
Und riefen ihren Schiedspruch an. Sie hieß
Den Streit erörtern; so geschah's.

Und ihr
Erkennt in mir die Richterin und fügt
Euch meinem Urteil? — Beide sprachen rasch,
Sie müßten erst zuvor das Angesicht
Der Fremden schau'n. — So thut's! Sieh du zuerst! —
Sie lüftete, der Keuschheit zugewandt,
Den Schleier, und die letzte sah erstaunt,
Als ob im Spiegel ihr das eigne Bild
Zurückgestrahlt, sich selbst. Sie rief: Gewiß,
Dein Spruch ist Wahrheit! — Lüstend neigte drauf
Der andern ihr Gesicht die Fremde dar,
Und ganz im trunken süßen Augenglanz,
Mit weicher Lippe schwellend feuchtem Rot
War's nun des schönen Weibes Wiederbild,
Daß auch die Lust vertrauend rief: Gewiß,
Dein Spruch ist wahr!

So reicht nach ihm, den Zwist
Versöhnend, euch die Hand! Denn Schwestern seid
Aus einem Schoß ihr, du die jüngere,
Die ältre du; doch beide gleich an Recht,
Und schöner, besser keine. Schmäht ihr euch,
So unverstanden thöricht ist's, als höb'
Ich selber wider mich die eigne Hand.
Thut denn nach dem Geheiß!

Sie zauderten.
Da warf die Richterin den Schleier ab,
Und seltsam ineinander fließend sahn
In ihrem Antlitz beide nun zugleich
Sich selbst und auch die Gegnerin. Vom Mund
Entflog es ihnen: Wundersame du,
Wer bist du, die zu hohem Bund in dir
Die Feindschaft unsrer Wesen hold vereint? —
Und lächelnd Antwort gab das Doppelbild:
Nur durch euch beide bin ich, und durch mich
Seid auch ihr beide nur. Ich bin die Liebe.

Winter im Walde.

Wald, wie rauh der stürm'sche Segen
Deines Frühlings mich umfing!
Wald, wie trüb der Blätter-Regen
Deines Herbstes niederging!

Erst seit Winter dich begraben,
Seit du tonlos ruhst im Schnee,
Scheint dich bis ins Mark zu laben
Wonne, die ich nicht versteh'.

Von den Raben selbst gemieden,
Atmest du, seit Leben schwand,
Einen sel'gen Todesfrieden,
Den kein atmend Herz je fand.

Anders wird's bei Frühlings Nahsein!
Angst durchstürmt dich stöhnend gleich,
Und du bebst dem neuen Dasein
Wie ein Mensch dem Todesstreich.

Wald, ich fühl' es, dich umschweben
Umgewandelt Lust und Not:
Ist der Todesfriede Leben?
Ist der Lebenskrieg der Tod?

Hieronymus Lorm.



Meine Braut.

Novelle von J. Very.

(Fortsetzung.)

IV.



Die Sonne schien schon glorreich, als ich am andern Morgen erwachte. Flink kleidete ich mich an und trat ans Fenster. Vor mir lag im Morgensonnenschein der Weg oder vielmehr nur der mutmaßliche Weg nach Ridnitz wie ein guter verlockender Lebensweg. Ich eilte in den Hof hinunter, ließ mir ein gutes Reitpferd satteln — mein Freund hatte einige gute Pferde im Stalle — und sprengte im scharfen Galopp zum Thore hinaus. Ich ritt die Fortsetzung der Chaussee, über welche wir gestern, vom Bahnhof kommend, gefahren waren. Pappeln umsäumten den Weg, dazwischen blühten Holundersträucher, hie und da ein wilder Birnbaum. Mein Pferd flog nur so dahin, kaum konnte ich es zum Stillstehen bringen. „Wohin führt dieser Weg?“ fragte ich einen herankommenden alten Bauer in böhmischer Sprache. „Ich küss' die Hand ergebenst, nach Ridnitz, ich küss' ergebenst die Hand,“ sagte er und riß hastig die Mütze von seinem grauen Kopfe. Fast that ich einen Freudenschrei, trotzdem setzte ich meinen Weg in langsamerem Schritt fort. Eine Art Bangigkeit überkam mich, ich glaube zum erstenmal in meinem Leben. In der Ferne sah man schon das einfache zweistöckige Herrenhaus, abseits davon das Dorf mit der Kirche, alles inmitten von Rüben- und Kornfeldern. Jetzt lenkte ich in eine von junggepflanzten Kastanienbäumen gebildete Allee, welche an einer langen Gartenmauer vorüber zum Schloßthor führte, und im nächsten Moment befand ich mich in dem gepflasterten Hofraum. Ich schwang mich aus dem Sattel, übergab mein Pferd einem herbeieilenden Stallknecht und fragte nach dem Hausherrn.

„Der Herr Graf ist noch bei seiner Toilette und das gnädige Fräulein promeniert im Parke.“ Und dabei machte der Kerl ein Gesicht, als sei man hier auf Empfang von Gästen durchaus nicht eingerichtet. Ich wollte den Herrn Grafen nicht stören und darum in den Park gehen, sagte ich und schritt nach dem Gartenthor. Der etwas verblüffte Bursche ergriff das Pferd beim Zaum und führte dasselbe im langsamen Schritt den Hof entlang.

Ich schweifte, Gertrud suchend, durch die weiten waldartigen Anlagen. Die Vögel schmetterten über meinem Haupte, doch ich hörte sie nicht, ebensowenig sah ich die Bäume und Sträucher, welche mich wie ein grünes, aus tausend Blüten duftendes Mauerwerk umschlossen. Schon wollte ich ihren Namen rufen, da erblickte ich am Ende einer langen Allee eine helle Gestalt, welche mir rasch entgegenschritt — und nun stand sie mir gegenüber, wie ich sie in meinen Träumen gesehen: stolz und schön. Das dunkle, in schweren Flechten herabwallende Haar ließ die lieben ausdrucksvollen Züge noch jünger, das lange faltige Morgenkleid die schlanke Gestalt noch größer erscheinen. Auch schien mir, als sei sie etwas stärker geworden. Ich streckte ihr beide Hände entgegen, sie starrte mich verwirrt an wie eine Geistererscheinung. Ja, sie war wirklich verlegen, meine stolze Cousine, — und ich Narr habe das damals zu meinen Gunsten gedeutet!

„Sie haben mich wohl nicht erwartet?“ begann ich, unwillkürlich im Flüstertone redend.

„Nein! Das heißt — ich wußte es schon — ich ahnte vielmehr,“ stotterte sie. „Wie wird sich mein Vater freuen! Wir wollen gleich zum Vater.“

Sie nahm meinen Arm und führte mich ins Haus, in eine Art Gartensalon, wo sie mich allein ließ. Nach einer Viertelstunde ungefähr erschien sie mit ihrem Vater. Der alte Herr war natürlich sorgfältig gekleidet und mit einer bedeutenden Menge Rosenbouquet — immer den Blumen des jeweiligen Monats entsprechend — besprengt. Zitternd und weinend fiel er mir in die Arme. „Hohe Zeit,

daß du kamst! Hohe Zeit, daß du kamst!" Das war alles, was er hervorbrachte.

Wir setzten uns an den Frühstückstisch. Mein Oheim betrachtete mich mit glücklichen Blicken, welche mich ausholen zu wollen schienen. Gertrud hatte beständig ein flüchtiges verlegenes Lächeln auf den Lippen. Sie schien wie verwandelt, seit ich sie das letzte Mal gesehen. Ihre Haltung war nicht mehr so selbstbewußt, ihr Blick innig träumerisch, ja schmachtend. Die herbe Mädchenhaftigkeit, welche mich einmal zu gleicher Zeit angezogen und abgestoßen hatte, war verschwunden. Weich und lässig war ihr ganzes Wesen und eben darum voller Hingebung.

Als sie später „häuslichen Geschäften nachging," faßte mich der Alte feierlich bei der Hand und wiederholte kopfschüttelnd: „Hohe Zeit, daß du kamst!" Ich entnahm aus diesen Worten einzig und allein seine väterlichen Wünsche. Was hätte ich mir sonst auch dabei denken sollen? Der gute Papa! Ja, auf einmal empfand ich eine ernstliche Zuneigung für den alten Mann und erklärte ihn im Herzen für einen ausgezeichneten Menschen, völlig vergessend, daß ich ihn erst vor kurzem als einen hohlen Patron verlacht hatte.

Ich sah Gertrud erst beim Mittagessen wieder. Sie trug jetzt ein knappes, lichtgraues Kleid, die Flechten über die Schläfe gelegt, sah etwas älter, gemessener, aber ungemein lieblich aus und versah graziös die Pflichten der Hausfrau. Nach aufgehobener Mahlzeit bat sie ihr Vater um ein Lied. Ich hatte dieses Talent bei ihr niemals vermutet, um so begeisterter erfaßte ich den Vorschlag. Auf dem offenen Piano lagen Musikstücke durcheinander, ich legte das erste beste Blatt, welches mir in die Hände geriet, auf den Notenpult, Gertrud setzte sich ergebungsvoll ans Klavier, schlug die ersten Töne an — und hielt sogleich inne. Sie sah betroffen bald nach mir, bald in das Notenblatt, lächelte dann eigentümlich und begann entschlossen, mit weicher, nicht besonders umfangreicher Altstimme zu singen. Es war ein Lied von Kücken:

„Ich flüstre deinen Namen in dunkler Nacht,
Ich flüstre deinen Namen so leis und sacht,
Denn keiner darf es wissen, wie weh mir ist,
Wie meinem armen Herzen du teuer bist."

War es Gertruds schlichter, zurückhaltender, fast trotziger Vortrag oder das Lied an sich, dessen Text ich ohne weiteres auf mich bezog, kurz ich war entzückt, selig und gab in abgerissenen Worten meiner Rührung Ausdruck. Sie blickte mich ernst und verwundert an und starrte dann nachdenklich vor sich hin. Mein Onkel hatte das Zimmer verlassen. Sie saß noch immer regungslos. Ich stand erwartungsvoll da, als sei es an ihr zu reden.

„Gertrud," begann ich endlich, langsam nähertretend.

Sie fuhr erschrocken auf, sagte dann jedoch rasch in bestimmtem Ton, gleichsam als lauten Abschluß ihrer Gedanken: „Verzichten Sie niemals auf Ihre Freiheit. Ich zweifle daran, daß das Glück, welches man durch diesen Verzicht erringt, des Verzichtes wert ist."

Diese seltsamen Worte erinnerten mich an einen anderen Ausspruch, den ich gestern von meinem Freunde gehört. „Verkehren Sie viel mit dem Grafen Wick?" fragte ich unwillkürlich, ihr, ohne eigentlich zu wissen warum, scharf in die Augen blickend. In der That erbleichte sie sichtlich, erwiderte jedoch ruhig meinen Blick, indem sie entgegnete:

„Gar nicht. Papa führt ja Prozeß mit ihm."

Ich atmete auf. Wie kann man nur solchen Wahnsinn denken! sagte ich mir. Klar und offen war ihr Blick, frisch und unbefangen ihre Stimme: „Wie kommen Sie denn darauf?"

Ich konnte mich kaum halten vor überströmendem Gefühl, und bloß um meine Bewegung mit jener Frage in Einklang zu bringen, erwiderte ich: „Nur darum, weil ich Ihre Ansicht gerade durch das Beispiel meines Freundes berichtigen möchte."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Rudolf ist bereits seit anderthalb Jahren verheiratet," fuhr ich fort. „Sehen Sie den Mann an, er führt ein beneidenswertes Leben! Glauben Sie mir, Gertrud, es muß ein seliger Tausch sein, für die Einschränkung seiner Freiheit in den unumschränkten Besitz schönsten Glückes zu gelangen. Das Glück hat keine Form, doch wenn ihm eine solche zuerkannt werden soll, so ist und bleibt eine aus edlen Motiven geschlossene Ehe die würdigste und heiligste Form dafür. Mir bleibt die Gruppe unvergeßlich, als ich gestern abend Mann und Frau mit glücklichen Gesichtern über ihr Kind gebeugt sah."

Gertrud war aufgestanden. Ich erfaßte ihre Hand. In mir stürmte es in unbändiger Leidenschaft.

„Verstehst du mich, Gertrud?"

„Ich verstehe! ich verstehe!" rief sie, riß sich von mir los und floh aus dem Zimmer.

Nach einer Weile erschien sie wieder und reichte mir wie um Verzeihung bittend die Hand. Ich berührte das frühere Gespräch nicht mehr; mir war, als bedürfe es nicht erst der Worte. Wir gingen abermals in den Park. Die Sonne schien hell und warm und der Wind bestreute mit frischen Baumblüten unsern Weg. Ja, jener Maitag war schön, und inhaltsreich, und köstlich erschien mir die Welt!

Ins Haus zurückgekehrt, zeigte mir Gertrud „Papas Musterwirtschaft“, wie sie es schalkhaft nannte. Der große Wirtschaftshof war allerdings sauber, aber still und verlassen wie eine riesige Reitschule; die Stallungen, die Remisen, der Hühnerhof — alles befand sich in vornehm-verwahrlostem Zustande. Selbst das Hauptgebäude mit seiner altmodischen, wenig behaglichen Einrichtung bildete einen Beweis dafür, daß es von seinem Herrn schon seit langem nicht zum Wohnsitz benützt worden sei. Bei unserer Wanderung gerieten wir auf die Dorfstraße. Männer und Frauen, welche soeben von der Arbeit kamen, verneigten sich vor Gertrud wie vor einer Majestät. „Das engelgleiche hochgnädige Fräulein“, hörte man von allen Seiten. Ein altes Weib, welches noch zu Lebzeiten der Gräfin Küchenmagd im Schlosse gewesen, rief mit zusammengeschlagenen Händen: „Jesus, Maria und Josef, das ist also der Erwählte des hochgnädigen Fräuleins!“

Die Sonne war schon im Untergehen, als wir ins Schloß zurückkehrten. Mein Oheim kam uns, auf seinen Stock gestützt, entgegen und klagte scherzend über die Vernachlässigung. Gerne wäre ich noch geblieben, allein Gertrud drängte zum Aufbruch.

„Ich werde keine Ruhe haben, bis ich Sie zu Hause weiß,“ sagte sie, während ich mein Pferd bestieg, und sah dabei wirklich ganz besorgt und ängstlich drein. Weiß Gott, wenn in mir noch ein Zweifel gewesen wäre, diese Sorge hätte ihn vollends vernichtet.

Meiner Sache gewiß und erfüllt vom Glück ritt ich heim. In einer halben Stunde war ich wieder in Polomit. Ich gab mein Pferd im Hofe ab und eilte hinauf. Ein Diener kauerte in dem spärlich erleuchteten Vorsaal. „Die Herrschaften haben sich bereits zurückgezogen“, berichtete er. Mir war das durchaus nicht unangenehm. Trunken vor Freude, wie ich war, sehnte ich mich nach Einsamkeit. Gott weiß, wie lange ich am nächsten Morgen geschlafen haben würde, hätte mich nicht der laute Ruf meines Namens geweckt. Rudolf schalt vom Hofe herauf auf den Langschläfer, und ich beeilte mich daher herunterzukommen. Es war ein duftiger Sonntagsmorgen, alles lebte und lachte, selbst mein launenhafter Freund machte eine vergnügte Miene. In dem lichten Frühjahrsanzug mit den glänzenden schwarzen Augen in dem blassen Gesicht sah er wirklich prächtig aus und führte seine kleine Frau — wie immer in einem weißen Negligé mit unbegreiflicher Schleppe — am Arme. Mit zarter Teilnahme erkundigte sie sich nach dem Verlauf des gestrigen Tages, mein Freund blinzelte mich schmunzelnd von der Seite an. „Bei Gott, ich könnte eifersüchtig werden,“ versetzte er, „wüßt' ich nicht, daß sie ganz andere Absichten mit dir hat.“ Er blickte bald mich, bald seine über und über errötende Frau mit gutmütiger Schelmerei an und brach dann in ein schallendes Gelächter aus.

Den ganzen Vormittag verbrachte ich in ihrer Gesellschaft, nachmittags ging ich auf mein Zimmer, um an meine Mutter zu schreiben. Der Brief enthielt nur Andeutungen, meinen Entschluß erwähnte ich mit keiner Silbe.

Bei Tisch sah ich die Freunde wieder. Auch der Pfarrer ihres Dorfes war zugegen, aber er störte wenig, denn man behandelte ihn wie einen, den man allerdings zum Essen geladen, dem gegenüber man jedoch keine sonstigen Verpflichtungen habe. Wir waren in der aufgeräumtesten Stimmung, zumal der Hausherr. Meine Gedanken schweiften nach dem Nachbarschlosse. „Ich wundere mich, daß Ihr mit Ridnitz keine Anknüpfungen sucht,“ sagte ich.

Rudolf wurde ernst. „Du hast vielleicht noch nicht von dem langweiligen Prozeß gehört,“ sagte er auf einmal mißgestimmt. „Der Alte ist eben unzugänglich.“

„Was ist das für ein Prozeß?“ fragte ich.

„Die Sache ist die,“ begann Rudolf, allein die Gräfin rief mit komischem Entsetzen: „Um Gottes willen! Alles, nur nichts von diesem dummen Prozeß!“ und bedeckte die winzige Ohren.

„Das ist wirklich auch Nebensache,“ sagte lächelnd mein Freund, „doch ich bin nun einmal Egoist und ein passionierter Anhänger des zurückgezogenen Lebens geworden, und das ist die Hauptsache. Du kannst das eben nicht begreifen,“ setzte er zu mir gewendet hinzu.

Seine Frau sah ihn stolz und glückselig an, er füllte sein Glas und leerte es auf einen Zug. Überhaupt bemerkte ich, daß er dem Hochheimer mehr als nötig zusprach. Als ich nach aufgehobener Tafel das Zimmer verlassen wollte, um wieder für mich allein zu sein, schlich er mir bis zur Thüre nach und sagte leise, wie es mir schien, mit gehässigem, widerlichem Gesichtsausdruck: „Man prahlt nicht mit dem Glücke Anderer, Freund. Das macht einen schlechten Eindruck.“ Ich war starr. Plagte ihn ein toller Spuk? Was wußte er von meinem gestrigen Gespräche mit Gertrud? . . . Oder, dachte ich mir, stand er vielleicht im Bunde mit meiner Mutter — und wollte mich nur aufstacheln, baldigst mein eigenes Glück zu begründen?

Auch heute ging man früh zur Ruhe, um zehn Uhr lag das Haus bereits in tiefem Schlafe. Bloß

ich saß noch lange bei meiner Lampe und betrachtete ein Miniaturbild Gertruds, welches ich vor einem Jahr aus unserem Familienalbum heimlich an mich genommen, ohne daß es meine gute Mutter zurückgefordert hätte, obwohl sie sonst ziemlich genau in diesen Dingen war.

VI.

Wer am andern Morgen wiederum in Ridnitz angeritten kam, war ich. Der Diener führte mich in den bekannten Gartensaal, wo ich fast eine volle Stunde allein blieb. Ich wurde schon ernstlich ungeduldig, als endlich mein Oheim eintrat — in wahrhaft rosiger Laune. Wo ich denn gesteckt habe? Ich solle täglich kommen, am besten mich gar nicht wieder entfernen und dazwischen wieder mit bedeutungsvoller Miene, wie Warnung und Zurechtweisung zugleich: „Hohe Zeit, daß du da bist!“

Indessen erschien auch Gertrud. Sie bat um Entschuldigung, sie habe sich verschlafen, und sah dabei frisch und blühend aus wie der junge Tag.

„Die Hufe Ihres Pferdes weckten mich,“ sagte sie zu mir gewendet. „Was trieben Sie gestern? Sie amüsierten sich wohl mit Ihren Freunden? Was glauben Sie, daß ich gethan habe?“

„Ei, was denn?“

„Ich habe geschlafen. Wirklich, den ganzen Tag. Fragen Sie Papa!“

Sie reichte ihrem Vater die schmale Hand, welche dieser galant an die Lippen führte, setzte sich auf einen Stuhl uns gegenüber und blickte mir eine Weile ruhig ins Gesicht. „Was jetzt beginnen?“ fragte sie träumerisch.

Ich machte verschiedene Vorschläge, allein sie war weder gelaunt zu promenieren noch zu reiten und am wenigsten zu singen. „Ich muß wohl noch müde sein von gestern,“ sagte sie tief aufatmend, „ich muß ausruhen.“ Sie stand auf und wandte sich zur Thüre.

„Gertrud, was thust du?“ rief mißbilligend der Vater.

Sie blieb einen Moment zaudernd stehen, sah mich bittend an und verschwand aus dem Zimmer. Unwillig schaute mein Oheim ihr nach und dann auf mich mit einer Miene, welche ausdrücken sollte: Nun, was habe ich dir gesagt? Habe ich recht oder nicht?

Was mich betraf, so fand ich diese kleine Caprice, wie eben alles an dem schönen eigenartigen Mädchen, reizend und streifte später geduldig im Parke auf und ab, unweit von ihren Fenstern, welche ich zufällig von einem Gärtnerburschen bezeichnet erhalten. Sie habe die Zimmer erst vor vierzehn Tagen bezogen und früher im ersten Stock gewohnt, schwatzte der Bursche. Die Fenster befanden sich im Parterre, fünf Fuß über dem Erdboden, so daß ich bequem meinen Arm hätte auf die Brüstung legen können. Jetzt waren sie dicht verschlossen.

Niemand war froher als ich, als man sich zum Mittagessen begab, schon darum, weil ich Gertrud wieder zu sehen bekam. Sie trug das Haar hochfrisiert und war wieder in jedem Zug die Dame von Welt. In ihrem Gürtel war eine halbaufgeblühte Tearose befestigt. Als wir nachmittags auf der nach dem Dorf führenden Terrasse saßen, Gertrud mit einer Stickerei beschäftigt, ich plaudernd ihr gegenüber, bildete diese Blume den steten Zielpunkt meiner Blicke. Gott weiß, warum ich nicht darum bitten mochte.

Gleich nach Sonnenuntergang ritt ich zurück auf die besondere Bitte Gertruds. Sie hatte mir mit bewegter Stimme „gute Nacht“ gesagt und ihr schönes Gesicht glühte dabei wie in stiller Sehnsucht.

Am folgenden Morgen erschien mein Freund mit einer Rose im Knopfloch zum Frühstück.

VII.

Bei Gott, es war dieselbe Tearose, welche ich gestern bei Gertrud gesehn! Ich traute meinen Augen nicht. War das Zauberei? Er sah, daß die Blume meine Aufmerksamkeit erregte — meine innere Aufregung hatte er nicht bemerkt — zog sie hervor, roch darnach und steckte sie dann gleichmütig in das Haar seiner Frau.

Ich mußte mich halten, um nicht aufzuschreien, und starrte fragend auf die Gatten. Aber da saß die Gräfin mit ihrem ewig seligen Lächeln auf den Lippen zur Rechten ihres Mannes, welcher sich gerade mit seinem Kind zu schaffen machte. Ein Familienbild, wie man es schöner nicht erfinden kann! Er würdevoll und liebreich, sie sicher und glückstrahlend und der Sprößling zwischen beiden, gleichsam wie das unlösbare Siegel des lebenslänglichen Vertrags . . . Wahnsinn! Wahnsinn! wiederholte ich leise wie damals, als mich jener Gedanke das erste Mal in Gertruds Gegenwart gleich einem Blitze gefaßt hatte. Warum sollte auch der Gärtner in Polomit nicht dieselben Rosen züchten wie derjenige in Ridnitz?

Der Diener brachte die eingelaufenen Briefe und Zeitungen. Mit brennenden Augen durchflog ich die Schriftzüge meiner Mutter. „Du warst immer mein Stolz, mein guter, geliebter Sohn,“

las ich, „dein Glück ist dein gebührender Lohn und unser aller Glück. Mit tausend Freuden will ich deiner herrlichen Gertrud Mutter sein, welche das teuere Kind so lange entbehren mußte . . .“

Deiner herrlichen Gertrud! . . . Ich sprang heftig vom Stuhle auf. Es half nichts, das Gift saß mir einmal im Leibe, es fing schon an zu wühlen, zu verwüsten.

„Was giebt's denn?“ fragte der Hausherr.

„Eine unaufschiebbare Nachricht für meinen Onkel,“ sagte ich, mich mühsam bezwingend, „ich muß auf der Stelle nach Ridnitz!“

Er schellte und befahl dem eintretenden Diener, geschwind ein Pferd satteln zu lassen. Noch einmal ruhte mein forschender Blick auf Mann und Frau. Rudolf reichte mir zum Abschiede die Hand. „Komme noch vor Abend zurück!“ bat er.

„Verlaß dich drauf, ich werde frühzeitig genug hier sein!“ antwortete ich, ohne seine Hand zu berühren.

Wild stürmte ich über die Chaussee, noch schneller als vor drei Tagen, als mich Glück und Hoffnung jagten. Die Zügel meines Pferdes hingen lose herab, ich konnte sie nicht festhalten, ebensowenig wie die meiner Leidenschaft. Was wollte ich thun? Noch wußte ich's nicht.

„Melde mich dem Fräulein!“ befahl ich dem Diener, als ich im Ridnitzer Schloßhofe vom Pferde sprang und mich in den Gartensaal begab.

In wenigen Augenblicken erschien Gertrud. „Da bin ich, Cousin!“ sagte sie hell und klangvoll, doch nachdem sie mein verstörtes Wesen bemerkt, fuhr sie in besorgtem Ton fort: „Wie sehn Sie aus? Ist ein Unglück geschehen?“

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte ich und trat dicht an sie heran.

Sie war schöner als jemals, und ihre großen, grauen Augen richteten sich ruhig auf mich.

. . Es ist nicht möglich! rief es in mir. Sie ist keiner Gemeinheit fähig! So sieht eine Heilige aus! . . . Mein Zorn war verflogen. Eine wohlige Schwachheit bemächtigte sich meiner. Fast wär' ich vor ihr niedergekniet.

Sie faßte teilnahmsvoll meine Hand. „Was ist Ihnen?“

„Nichts. Der scharfe Ritt hat mich erhitzt, das ist alles.“ Ich küßte ihre Hand, doch wagte ich ich nicht sie anzublicken. Wo hatte ich nur meine Sinne, daß ich auf einen geringfügigen, lächerlichen Zufall hin mich zu diesem fürchterlichen Verdacht hatte hinreißen lassen! Schon war ich daran, ihr ein reuiges Sündenbekenntnis abzulegen, allein ich schämte mich. Ich war wieder wie neubelebt, namentlich als wir später unter den alten Bäumen des Parkes saßen und die frische Luft uns umwehte. Gertrud hielt den Brief meiner Mutter, den sie soeben gelesen hatte, noch in ihren Händen und sah in Gedanken vertieft schweigend vor sich hin.

„Es ist nur allzuwahr,“ versetzte sie dann traurig, „jedes Mädchen ist zu beklagen, das ohne Mutter aufwächst. Es hat nur halbes empfangen und kann demnach nur halbes geben . . . Ich will an Ihre liebe Mutter schreiben, sie ist wirklich eine verehrungswürdige Frau und ich bin ihr herzlich zugethan. Hier, Cousin.“

Sie gab mir den Brief zurück. Eine unerklärliche Scheu hielt mich ab, eine offene Frage an sie zu richten. Sie hatte sich gegen den Inhalt nicht gesträubt, dachte ich, das heißt so viel, als ihn anerkannt.

Nachmittags fuhren wir, Gertrud, ihr Vater und ich, in das Nachbardorf Luhanetz, um dort den alten, sterbenskranken Schullehrer zu besuchen. Natürlich war das ganze kleine Dorf im Aufruhr, als die Kalesche vor dem niedrigen Schulhause hielt. Nur Gertrud war ausgestiegen, sie kam nicht mit leeren Händen und wurde wie eine himmlische Erscheinung begrüßt. Auf der Rückfahrt saß ich, in ihren Anblick vertieft, still ihr gegenüber, indem ich nun wieder dachte: Wenn sie wüßte, welchem Argwohn du heute in deinem Herzen Raum gegeben! Wenn sie nur eine Ahnung davon hätte! Und dieses Mädchen konntest du anklagen, diese stolzen Lippen? diese geistsprühenden Augen? diese klare Stirne? Und wessen hast du sie angeklagt? Ja, was war es nur? Ich mußte mich besinnen, staunte dann, zürnte mir selbst und schämte mich.

VIII.

Als ich gegen Abend in Polomit ankam, fand ich im rückwärtigen Schloßhof drei oder vier Bauern, welche den Verwalter laut redend umstanden. Neugierig trat ich zu ihnen. Ihre Felder, klagten sie, würden seit einigen Tagen zerstampft, was nur von einem gewissenlosen Menschen herrühren müsse, welcher aus dem Schlosse käme. Der Gutsherr, der mich von einem Fenster aus erblickte, kam herunter und befahl den Bauern kurz und energisch, zu gehen, was diese mit eingezogenen Hälsen und unzufriedenen Mienen thaten. Mir rief er heiter zu: „Brav, daß du Wort gehalten, das freut mich wirklich!“

Sein ganzes Gesicht strahlte. Ich mußte ihm wohl glauben, daß ihm sehr viel daran gelegen sei,

mich zu Hause zu wissen. Und von neuem beschlich mich bei seinem Anblick jener unselige Verdacht. Ich wurde unruhig, nervös. Die fröhliche Harmonie, welche mir heute wie immer am Familientisch entgegentrat, machte mich ungeduldig. Müdigkeit vorschützend, eilte ich auf mein Zimmer. Ich fühlte, daß jener Gedanke mich wahnsinnig machen könnte, und versuchte zu schlafen. Allein ich schloß kein Auge. So stand ich denn wieder auf, kleidete mich mechanisch an und riß die Fensterflügel auf.

Der Mond beleuchtete jeden Baum, jeden Stein auf der Chaussee. Totenstille herrschte im Hause, nur die Dorfhunde bellten. Auf einmal vernahm ich das leise Knarren einer Thür im Korridor, dann war alles wieder still. „Das ist er," sagte ich mir; „er schleicht sich jetzt aus dem Hause — und zu ihr!" Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren und spähte gierig nach der Chaussee — .. Doch niemand und nichts war sichtbar. Da plötzlich erinnerte ich mich an den Vorfall im Hofe, an die zerstampften Felder der klagenden Bauern . . . Er ging über die Felder! Es war klar, er wählte diesen Weg, um nicht bemerkt zu werden. . . Im Nu hatte ich meinen Mantel umgeworfen und eilte, den Hut in die Stirn gedrückt, auf den Korridor. Ich mußte mich erst besinnen, fand endlich die Treppe und schlich mich hinunter wie ein Dieb. Das Gitterthor war offen. Auf der Dorfkirche schlug es halb zwölf. Wie toll lief ich über die Straße, bis ich endlich an einem Kreuzweg stehen blieb. Hier endigte das zu Polomit gehörige Gebiet. Eine kleine Kapelle befand sich seitwärts, beschattet von den blühenden Zweigen einer uralten Linde. An den Baumstamm gelehnt, stand ich da und lauerte — fast zwei Stunden hindurch. Meine Zähne klapperten, mich fror, ich konnte mich kaum aufrecht halten. Endlich hörte ich feste Männertritte in kurzer Entfernung und im nächsten Moment stand ich dem Grafen Wick gegenüber. Der Mond beschien seine breitschulterige Gestalt, sein erschrecktes Gesicht — es war bleich wie der Tod.

„Was soll das?" stieß er wütend hervor und schien nicht übel Lust zu haben, mich augenblicks niederzuschlagen. Ich gestehe, daß mir ebenso zu Mute war.

„Wo warst du?" schrie ich und faßte ihn am Arm.

„Was kümmert's dich?" Er wollte mich zur Seite stoßen, doch ich war ihm gewachsen.

„Wo warst du?" wiederholte ich.

„Wozu diese nächtliche Spionage?" gab er zurück.

„Sie hatte einen Zweck, der erreicht ist," sagte ich jedes Wort betonend. „Wo warst du?"

„Teufel, ich bin mein eigener Herr und kann, denk' ich, auf meinem Grund und Boden zu jeder Zeit umherspazieren, wo und soviel es mir beliebt!"

„Auf deinem eigenen Grund allerdings," rief ich mit fliegendem Atem, „aber nicht auf fremdem Boden. Du warst in Ridnitz!"

„Warum nicht gar," lachte er, mir frech ins Gesicht starrend. „In Ridnitz! Unsinn! Etwas weiter mit deiner Erlaubnis. In Ridnitz! Warum gerade in Ridnitz? Morgen meinetwegen will ich mich dir zur Verfügung stellen," fügte er hinzu, „jetzt sei so gut, laß mich los und zerdrück mir nicht den Arm."

„Du lügst!" schrie ich und hielt ihn noch fester.

Wir sprachen bisher im Tone höchster Erregung, was jetzt folgte, konnte nur ein Zweikampf sein und hätten auch Stöcke die Waffen ersetzen müssen. Die Regeln des Anstandes waren vergessen, im nächsten Augenblick standen wir vielleicht wie die erstbesten Bauernbursche im Faustkampfe einander gegenüber, schon erhob ich den Arm, um auszuholen . . . Da verzerrte sich sein bleiches Gesicht krampfhaft, er ergriff meinen Arm, legte seine Hand begütigend auf meine Schulter und sagte nicht hastig und aufgeregt, sondern ganz gelassen und mit cynischer Vertraulichkeit:

„Sind wir doch Narren! Aber du bist der größere! Nun ja, wenn du willst, ich war auf einem Liebesabenteuer — dieses Geständnis ist für einen Ehemann nicht gerade angenehm. Doch was weiter? Gleich siehst du Gespenster. Die neue Wirtin in Ridnitz, ein Teufelsweib . . . Du siehst, ich bin leider noch immer der Alte. Doch wirst du reinen Mund halten? Versteht sich! . . . Und nun laß uns nach Hause gehen. Komm! Man muß wirklich Mitleid mit dir haben."

Ich ließ seinen Arm los und stand betäubt ihm gegenüber. Wie ich wieder ins Schloß und auf mein Zimmer kam, weiß ich nicht mehr; ich erinnere mich nur, daß ich am andern Morgen angekleidet auf meinem Bette lag.

IX.

Ich wusch mir das Gesicht mit kaltem Wasser und rief mir die Vorfälle der Nacht langsam in die Erinnerung zurück. So war's, ich hatte die Überzeugung erlangt und wurde von neuem belogen. Jener Mann hatte gelogen! Lüge war alles, was mich umgab. Gertruds jungfräuliches

Gesicht, dieses ganze zärtliche Ehegetändel — nichts als Lüge und Verstellung!

Es klopfte an der Thür. Der Diener meldete, daß mich die Frau Gräfin im Salon erwarte. Ich begab mich zu ihr.

Ihr langes Kleid mühselig hinter sich herschleppend, wankte sie mir entgegen. Ihr zartes Gesicht, welches ich bisher nur lächelnd gesehen, war blaß und thränenüberströmt. Bewegt reichte sie mir die Hand, zog sie wieder weg, um ihr Schnupftuch ans Auge zu bringen, reichte mir sie nochmals hin und führte mich feierlich ans Sofa, wo sie sich ermattet niederließ. Ich nahm an ihrer Seite Platz. Ich dachte nicht anders, als daß sie mit der Mitteilung eines schrecklichen fait accompli kommen würde, allein sie berichtete bloß:

„Denken Sie sich, Rudi hat Migräne! ... Ich war soeben auf seinem Zimmer und fand ihn im Bette liegend. Er ist in fürchterlicher Laune! Auch habe ich schon in die Stadt um den Arzt geschickt. Helfen Sie! Raten Sie! Was — was soll ich thun?"

Sie rang verzweifelt die Hände. Enttäuscht schwieg ich eine Weile. „Leidet er oft daran?" fragte ich endlich mit der Miene eines diagnoszierenden Arztes.

„Aber nie — niemals!" versicherte sie. „Heute zum erstenmal seit unserer Verheiratung. Gewiß, er muß sehr gefährlich krank sein, weil er ja doch nicht einmal mich um sich haben will ... Gott im Himmel, was fang' ich nur an?" Und die Gräfin faßte sich zitternd an die Stirne.

„Seine Rasse wird ihn schon aufhelfen," tröstete ich, noch immer dieselbe sachverständige Ruhe zur Schau tragend — „allerdings ist gute Pflege vonnöten und sorgsame Bewachung, namentlich während der Nacht!" Wenn dich, dachte ich, bloß eine angebliche Migräne so außer Fassung bringt, wie würde dir erst geschehn, wenn du sein wahres Übel erfahren würdest?

Endlich trocknete sie ihre Thränen.

„Sie haben recht," versetzte sie, das gewohnte Lächeln bereits wieder auf den Lippen. „Wie thöricht von mir, mich so zu ängstigen! Und dennoch ... wenn Sie wüßten, wie unmenschlich ich ihn liebe! wie unaussprechlich! Sie kennen ihn, Sie müssen mich verstehen. Wär's anders auch möglich? Er ist mein ganzes Leben, er und unser Kind! Richtig, Graf," setzte sie hinzu und war wieder ganz und gar die lebenslustige, lebhafte Frau. „Ich höre ja, Sie hätten sich auch endlich bekehrt, sind schon entschlossen ... Das ist schön, das laß ich mir gefallen! Sie müssen zugeben, das größte Glück auf Erden ist doch dasjenige, welches man in der Ehe findet, ich, ja ich kann es bestätigen! ... Leider kenne ich Komtesse Gertrud nicht, aber sie muß wohl eine ausgezeichnete junge Dame sein, wenn sie imstande war, Sie zu bekehren. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber ich wünsche Ihnen alles, alles Glück! Sie sind es wert. Und wissen Sie was? Bringen Sie einmal Ihre Braut zu uns — wir Frauen prozessieren ja nicht, Gott sei Dank! — wer weiß, als erfahrene Ehefrau kann ich vielleicht der jungen Braut eine ratende Freundin sein. Wollen Sie? Und nun adieu! Wir beide müssen fort, Sie zu Ihrer ungeduldigen Braut und ich zu meinem kranken Manne. Armer Rudi!"

Sie winkte mir noch einmal freundlich zu und rauschte aus dem Zimmer. Mit Teilnahme sah ich ihr nach. Sie erschien mir auf einmal so verehrungswürdig, die kleine Hausfrau, doch zugleich auch so hülflos und schutzbedürftig! Waren wir ja Schicksalsgenossen! Sie war belogen und hintergangen wie ich, von denselben Personen wie ich, unverantwortlich frech und schimpflich wie ich! Ja, ich war entschlossen, ihr Hilfe und Rettung zu bringen — ihr und mir!

Mein erster Gedanke war, ihn sofort zu fordern und niederzuschießen. Allein ich kam davon ab. Er mußte ja leugnen, so viel Ritterlichkeit mußte er noch haben, um zu leugnen! ... Besser also, ich wende mich gleich an sie. Denn ist sie auch für mich und überhaupt verloren, so ist sie doch wahr, sie wird gestehen. Also noch einmal, zum letztenmal hinüber!
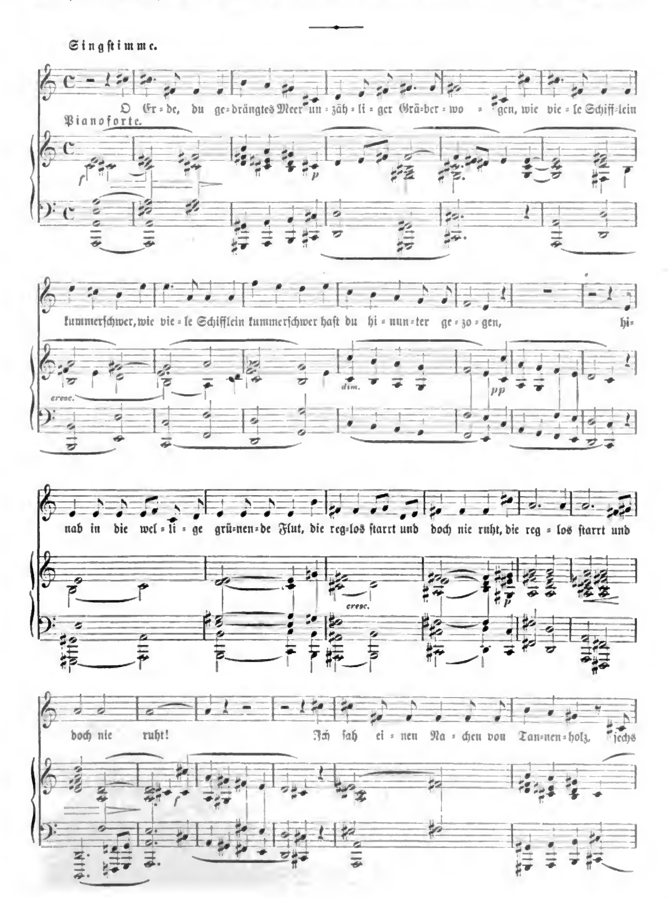
So ritt ich denn abermals die Straße dahin, welche ich schon so oft in so verschiedenen Stimmungen zurückgelegt. Als ich die Stelle bei der Kapelle passierte, bekreuzigte ich mich unwillkürlich. Ich war bei weitem nicht so erregt als tagsvorher, im Gegenteil körperlich ganz ruhig, aber um so erbarmungsloser den Peinigungen meiner Gedanken preisgegeben. Nicht etwa der Schmerz über die erlittene Täuschung — ich glaubte ja jetzt, sie nie geliebt zu haben — aber eine stille, heftige Wut wegen der Verletzung meiner Ehre, wenn man haben will, meiner Eitelkeit verzehrte mich.
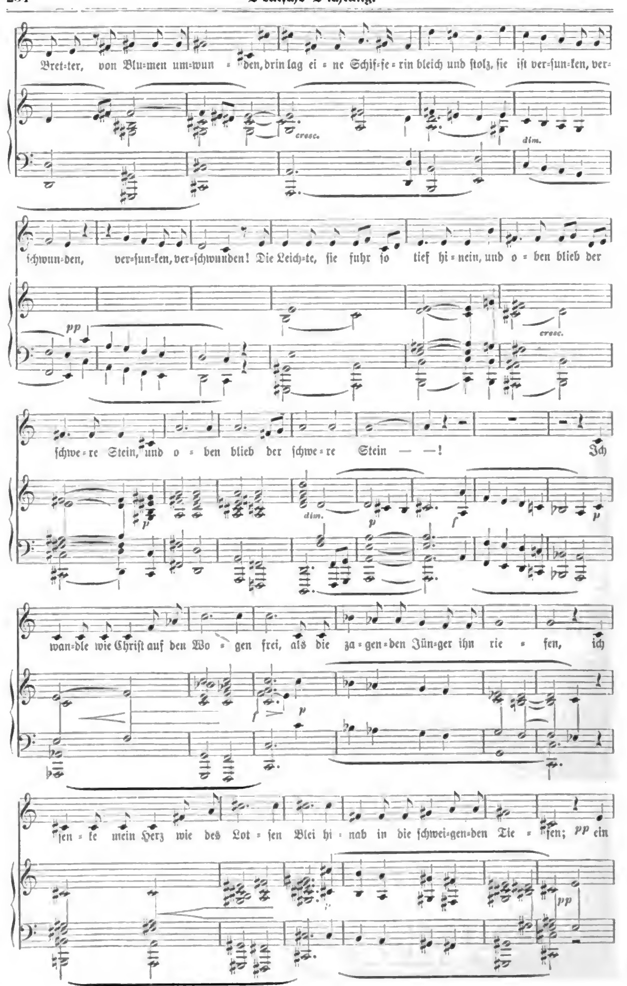
(Fortsetzung folgt.)
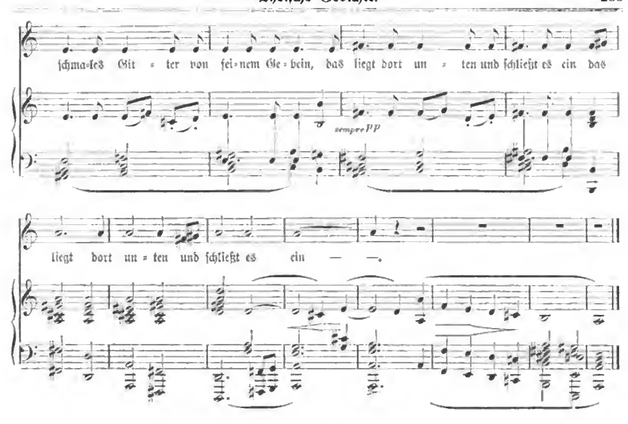


Trauerweide.

Gedicht von **Gottfried Keller**. Für eine tiefe Stimme komponiert von **Bernh. Scholz**.




Bret-ter, von Blu-men um-wun - den, drin lag ei - ne Schif-fe - rin bleich und stolz, sie ist ver-sun-ken, ver-
schwun-den, ver-sun-ken, ver-schwunden! Die Leich-te, sie fuhr so tief hi - nein, und o - ben blieb der
schwe - re Stein, und o - ben blieb der schwe - re Stein — —! Ich
wan-dle wie Christ auf den Wo - gen frei, als die za - gen - den Jün-ger ihn rie - fen, ich
sen - ke mein Herz wie des Lot - sen Blei hi - nab in die schwei-gen-den Tie - fen; pp ein



Trübe Tage.

Wie lieb' ich diese Tage,
So trüb und schwermutbang,
Dies Trauern ohne Klage,
Dies Sterben ohne Klang,
Wenn tief die Nebel sanken
Herein auf Berg und Thal,
Die Blätter fallend schwanken
Durch Lüfte grau und fahl!

O wie dies müde Schweigen
Zu meinem Innern stimmt,
So wunderseltsam, eigen
Mein Herz gefangen nimmt!
Ich weiß nichts mehr zu sagen,
Ich sprach mein letztes Wort.
Mein Lied aus Jugendtagen —
Die Winde trugen's fort.

Ernst Rauscher.

Was der Kamin sang.

Ueberm Kamin der Nachtwind sang,
Sang eine Weise, die keiner gekannt;
Und das Weib, die ihr Kind in der Wiege schwang,
Gedachte des andern, verloren lang,
Und sprach, wie die Thränen sie niederzwang:
Ich hasse den Wind im Kamin!

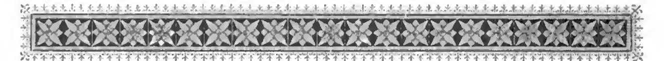
Überm Kamin der Nachtwind sang,
Sang eine Weise, die keiner gekannt;
Und die Kinder drängten sich dichter zu Hauf:
Eine Hexe fliegt durch die Nachtluft auf,
Ein Zauberhorn klingt und der Elf spielt drauf,
Und wir fürchten den Wind im Kamin.

Überm Kamin der Nachtwind sang,
Sang eine Weise, die keiner gekannt;
Und der Mann, der saß an dem Feuerschein,
Sprach zu sich: Es wird sicher schnei'n,
Das Holz ist teuer, der Taglohn klein,
Ich verstopfe den Sprung im Kamin.

Überm Kamin der Nachtwind sang,
Sang eine Weise, die keiner gekannt;
Doch lächelnd lauschte der Dichter hin
Mit Mannes-, Weibes- und Kindessinn:
Es ist Gottes Stimme von Anbeginn
Der Wind, der singt im Kamin.

Aus dem Englischen des Bret Harte von Karl Schenk.





Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867

Nach ungedruckten Quellen.

I. Ernst Raupach.

(Schluß.)

Als Kuriosum sei an diesem Briefe hervorgehoben, daß Raupach selbst nicht genau weiß, wie viel Stücke er noch unerledigt am Burgtheater liegen hat. Er meint, es seien deren fünf, doch war es damals wieder ein halbes Dutzend: Kaiser Friedrich II. und sein Sohn, Hahn und Hektor, Jakobina von Holland, Das Märchen im Traum, Tassos Tod und Corona von Saluzzo. Aber auf ein Stück mehr oder weniger kam es ja Raupach nicht an, und dem armen Deinhardstein, welcher sich nun zweimale an Raupachschen Novitäten die Finger verbrannt hatte, noch viel weniger. Doch wollte er es natürlich dennoch mit Raupach nicht verderben, und da der Wunsch desselben, über das Schicksal seiner Stücke Auskunft zu erhalten, in der That ein verzeihlicher war, so griff der schreibfaule Mann diesmal doch zur Feder. Das „Lustspiel des jungen Mannes“ und die Jakobina von Holland lehnte er nun endgültig ab, die beiden letzten Einsendungen hingegen acceptierte er, und über die beiden restlichen Stücke, „Märchen im Traum“ und „Kaiser Friedrich“, versprach er in Bälde definitiven Bescheid. Das war zwar nicht viel, aber doch mehr, als Raupach erwartet, und so ließ er denn flugs seinen Dank folgen:

Dresden den 1. July 34.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe Ihren letzten Brief richtig erhalten, und danke Ihnen für die meine Stücke betreffende Mittheilung. Ich finde es gut, daß Corona von Saluzzo dem Tasso vorangehe. Haben Sie denn die zweite Abschrift von Tasso erhalten? M. Wolff sollte sie mitnehmen, und hatte sie vergessen; ich schickte sie also mit der Post.

Daß Korn den Tasso spielen soll, wundert mich, da Löwe den Goetheschen spielt, und wir vollkommen einig waren, daß er auch den meinigen spielen solle. Dringen Sie nur darauf, daß er nicht den fünften Akt als Kranker und Sterbender, sondern, einige Stellen ausgenommen, mit zum letzten Male aufflammendem Leben spielt; thut er dies nicht, so wirft er mit dem letzten Akt das ganze Stück um.

Was die Rolle der Corona betrifft, so würde ich kein Bedenken getragen haben, sie Dlle. Fournier zuzutheilen, wenn der vierte Akt nicht wäre, der mir außer ihrer Sphäre zu liegen scheint; da ich aber auch Dlle. Peche in dieser Hinsicht nicht kenne, so könnte ich, auch wenn es mir zuständе, keine Wahl zwischen ihnen treffen. Wird mein „Märchen im Traume“ nicht daran kommen? man hat mir gesagt, daß Grillparzers ähnliches Stück gegeben werden solle.

Haben Sie die Güte, mich Sr. Ex. dem Herrn Oberstkämmerer unterthänigst zu empfehlen, und erhalten Sie Ihr freundliches Wohlwollen

Ihrem

hochachtungsvoll ergebenen

Raupach.

Von dem Plane, das Schauspiel „Corona von Saluzzo“ vor „Tassos Tod“ zu geben, kam Deinhardstein wieder ab und ließ das letztere Stück am 4. November 1834 zuerst in Scene gehen. Es ist eines der wenigen, an sceníschen Effekten armen Stücke Raupachs, und was seinen dichterischen Wert betrifft, so wird dieser durch die Parallele mit Goethe total erdrückt. Trotz der liebevollen Inscenierung, welche das Burgtheater an das Drama wandte, trotz der im ganzen nicht ungünstigen Haltung der Kritik vermochte sich „Tassos Tod“ nur mühsam zu behaupten und hat im ganzen bis 1840 bloß 8 Wiederholungen erlebt. Es entsprach Deinhardsteins Art, daß er dem Dichter den schwachen Erfolg in möglichst günstiger Weise darzustellen suchte, wie wir aus nachstehendem Schreiben Raupachs ersehen:

Berlin am 3. Dcbr. 34.

Verehrter Herr und Freund.

Ich habe Ihren Brief vom 23. v. M. nebst der Beilage erhalten, und sage Ihnen für Beides aufrichtigen Dank.

Von dem Erfolge meines Tasso's war ich schon durch Freund Castelli und durch einige Recensionen, die man mir zugeschickt, unterrichtet. Daß das Stück nicht für die Menge geschrieben sey, und nicht volle Häuser machen werde, wußte ich, und ersehe ich nun sowohl aus Ihrem Briefe, als auch an dem Betrage des Honorars, das gegen andere, z. B. für Enzio 250 fl. und für die Nibelungen sogar 275 fl., bedeutend zurücksteht.

Ich wünsche, daß Corona v. Saluzzo der Menge annehmlicher sein möge! Hier ist es recht gut damit gegangen, wiewohl ich die Titelrolle der Hagn, die für das Tragische weder die Übung noch den Glauben des Publicums besitzt, anvertrauen mußte. Die rechte Darstellerin fehlte hier, wie sie, nach Ihrem eigenen Geständnisse, bey Ihnen fehlt.

Wie steht es nun mit dem „Mährchen im Traume“? Das Grillparzerische Stück, das der Aufführung im Wege stand, ist ja nun gegeben, und hat seinen Weg gemacht. Das meinige wird doch nun auch an die Reihe kommen, wie ich hoffe, und hoffen darf, da, wie mir

scheint, die Direction es sich selbst und mir gewissermaßen schuldig ist. Dann wäre nichts mehr von meiner Arbeit in Ihren Schränken, das der Auferstehung harrte, denn Kaiser Friedrich und Cromwell habe ich zu den Ewig-Todten gelegt, da ich wohl sehe, daß man damit nicht hat durchdringen können.

Lassen Sie Ihrem fernern freundschaftlichen Wohlwollen empfohlen seyn

Ihren

hochachtungsvoll ergebenen

Raupach.

Man sieht, Raupach gehörte zu jenen Glücklichen, welche aus jeder Blume ihren Honig zu ziehen wissen. Hatte Tasso nicht gefallen, so lag die Schuld eben nur an dem Publikum, für welches das Stück zu gut war. Höchstens schmerzte es ihn ein wenig, daß das Honorar des Burgtheaters, welches damals bekanntlich noch keine Tantièmen zahlte, sondern jedes Stück durch eine nach dem voraussichtlichen Erfolge bemessene Summe ein für allemal erwarb, gering ausgefallen. Auf die Stelle bezüglich des Grillparzerschen Stückes, — es ist natürlich „Der Traum ein Leben" gemeint, — kommen wir noch später zurück. Hier verzeichnen wir nur, daß die Zahl der unerledigten Stücke durch das Hinzutreten des Cromwell wieder auf drei gestiegen war, von denen Raupach freilich zwei selbst zu den Ewig-Toten legt, (teilweise mit Unrecht, wie wir später sehen werden), und ferner, daß das Schauspiel „Corona von Saluzzo", welches am 16. Dezember 1834 seine erste Aufführung erlebte, den Direktor des Burgtheaters seine erste, wenn auch nicht übermäßige Freude mit Raupach erleben ließ. Das Stück hatte immerhin guten Erfolg und konnte bis 1847, wo es vom Repertoir verschwand, 28 mal wiederholt werden. Die Recensionen freilich waren wenig günstig, wie wir auch aus dem nachstehenden Schreiben Raupachs ersehen, mit dem er Deinhardsteins Mitteilung über die erste Aufführung der Corona und Zusendung des Honorars für das Schauspiel beantwortete:

Berlin 7. Januar 1835.

Verehrter Herr und Freund!

Meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief, und die Inlage, und damit verbunden meinen ebenso aufrichtigen Glückwunsch zum neuen Jahr; möge es für Sie reich an Freuden sein! Ich hoffe wenig von ihm; krank habe ich es begonnen und wie ich es enden werde, weiß Gott. Ich nehme immerwährend schon seit dem Frühjahre an Fleisch und Kräften ab; die Ursache davon weiß ich nicht, und die Ärzte scheinen sie ebenso wenig zu wissen. Ja nun, wenn die Lampe kein Öl mehr hat, geht sie eben aus.

In unserer Zeitung habe ich gelesen, daß Corona bey Ihnen nicht angesprochen habe. Warum denn nicht? Haben die Wiener den Stoff nicht nach ihrem Geschmacke gefunden, oder was sonst? An der Vorstellung wird es doch nicht gelegen haben, wenn Sie auch früher äußerten, daß Ihnen die rechte Person für Corona fehlte?

Nach dem was Sie über das Honorar sagen, scheint es, daß Sie die darauf bezügliche Stelle in meinem letzten Briefe unrecht ausgelegt und geglaubt haben, ich wäre mit dem Honorar für Tasso nicht zufrieden gewesen. Das ist nun keineswegs der Fall; ich bin kein Mensch, der ungebührliche Ansprüche macht und dieß sind die ersten Worte, die ich seit 8 Jahren mit der Direction des Burgtheaters über das Honorar wechsele. Jene Äußerung hat keinen andern Sinn, als den in den Worten klar ausgesprochenen, daß nämlich Tasso für die Kasse nicht so vortheilhaft gewesen sein müsse, als z. B. König Enzio, weil das Honorar geringer war.

Von dem ungewöhnlichen Erfolge des Grillparzerschen Stückes habe ich gehört. Was ist der Grund? Nicht der poetische Werth, denn weder Sie, noch der Herr Oberstkämmerer hatten Lust es zu geben. Drey Gründe sind es meiner Ansicht nach. Erstens die Vorliebe der Wiener für alles Einheimische, zweitens die Neuheit der Idee für die Wiener, die meine schon ältere Ausführung desselben nicht kennen und drittens, daß es ein Spektakelstück ist, also im Burgtheater etwas neues. Nehmen Sie sich übrigens in Acht, auch Ihrem wahrhaft jungfräulichen Theater diese Buhlerrichtung zu geben, die unausbleiblich zum Verderben führt. Wer weiß, ob nicht mein Tasso vollere Häuser gemacht hätte, wenn nicht dieses Spektakelstück vorangegangen wäre?

Daß Sie nun mit meinem Märchen im Traume noch einige Zeit, bis etwa Anfang März, warten wollen, ist ganz recht. Wenn Sie es geben, so haben Sie doch die Güte, es auf irgend eine Weise vorher ins Publikum zu bringen, daß mein Stück das beiweitem ältere ist, denn eine frühere für das Theater nicht geeignete Bearbeitung wurde schon 1821 in den Rochlitzischen Mitteilungen gedruckt. Die erste Idee gehört also mir, von mir hat sie wahrscheinlich Grillparzer entlehnt, und suum cuique. Erhalten Sie, so lange ich noch mitzähle Ihr freundliches Wohlwollen und glauben Sie an die gleiche Gesinnung

Ihres

hochachtungsvoll ergebenen

Raupach.

Wahrlich ein interessantes und für Raupach charakteristisches Schriftstück, das freilich nicht gerade seinen Ruf als Mensch und Dichter zu erhöhen geeignet ist. Natürlich interessiert uns zunächst das Urteil Raupachs über Grillparzer, ein Urteil, wie es gehässiger, schiefer und thörichter selten ein Dichter über den andern gefällt haben mag. Raupach erhebt gegen Grillparzer die Anklage, daß er ihm eine Idee gestohlen, die Idee zu einer der schönsten und wertvollsten Dichtungen, welche wir dem vornehmsten österreichischen Dramatiker danken. Die Sache ist wichtig genug, um des näheren erörtert zu werden.

Raupach stellt es als absolut erwiesen hin, daß sein Stück das ältere sei. Die Thatsachen sprechen durchaus nicht dafür; Wahrheit ist nur, daß Raupach früher auf dem Markte erschien als Grillparzer. Das Stück des Berliner Autors ist bereits am 4. Oktober 1832 zum erstenmale in Berlin aufgeführt worden, während die Première der Grillparzerschen Dichtung erst am 4. Oktober 1834, also durch eine kuriose Laune des Zufalls auf Tag und Stunde g a n z g e n a u z w e i J a h r e s p ä t e r in Wien stattfand. Noch viel bedeutender hat der Berliner Dramen-Verfertiger den österreichischen Poeten in der Raschheit der Verwertung für den Druck übertroffen; soweit es sich um das g a n z e Stück handelt. Die Angabe Raupachs über den ersten Abdruck seines Stückes ist durchaus korrekt; „Das Märchen im Traum" erschien

thatsächlich bereits in Rochlitz' jährlichen Mitteilungen für 1822, welches Taschenbuch im Herbste 1821 ausgegeben wurde, Seite 105—182 unter dem Titel: „Der Traum ein Märchen oder das Märchen ein Traum. Eine dramatische Phantasie," während Grillparzers „Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen" erst 1840 im Buchhandel (Wien, Wallishauser) ausgegeben wurde. Aber damit ist noch nichts für die faktische Entstehungszeit der beiden Werke bewiesen, noch immer ist die Annahme wohl möglich, daß beide gleichzeitig entstanden, ja daß Grillparzer seine Idee früher gefaßt als Raupach, und dies letztere läßt sich sogar aktenmäßig und unwiderleglich beweisen. Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, ohne von Raupachs Beschuldigung zu wissen, schlichtweg der Wahrheit gemäß, daß er sein Stück „Der Traum ein Leben" schon in seiner frühesten Zeit begonnen, aber weggelegt habe, „weil der mit der Rolle des Zampa beteiligte Schauspieler statt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte." Zu Ende geführt habe er das Stück jedoch erst nach Vollendung des Ottokar, also im Jahre 1825. „Als ich," erzählt er weiter, „mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war nicht gut darauf zu sprechen, er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war. Hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, da vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogel die erste Idee mitteilte, er davon ganz entzückt schien." Eine Jahreszahl giebt Grillparzer, wie man sieht, nicht an und wenn auch diesem wahrheitsliebendsten aller Menschen gegenüber ein Unbefangener jeden Zweifel fahren lassen wird, so wäre doch damit allein noch nicht erwiesen, daß Grillparzer thatsächlich sein Stück früher ausgedacht als Raupach, wenn nicht zwei andere Beweise hiefür vorlägen. Daß er den zweiten Akt von „Traum ein Leben" bei der Rückkehr von seiner ersten italienischen Reise 1819 geschrieben, steht positiv fest (Goedeke, Grundriß, Bd. III., Seite 388). Aber noch mehr; der erste Akt des Stückes wurde sogar bereits 1820 gedruckt, allerdings unter einem andern Titel „Des Lebens Schattenbild" und an einer sehr entlegenen Stelle, in Lemberts „Taschenbuch für Schauspieler" für das Jahr 1821, welches im Herbste 1820 zur Ausgabe gelangte. Grillparzer hat also einen Teil seines Stückes, aus welchem der Gang der Handlung und die Erfindung des Ganzen bereits unzweifelhaft zu erkennen ist, genau ein Jahr früher veröffentlicht als Raupach.

Wir könnten nun den Spieß umdrehen und fragen: war nicht Raupach vielmehr ein Plagiator an Grillparzer? Aber dagegen spricht schon das psychologische Moment. Welche Vermessenheit und Schlechtigkeit würde dazu gehören, nicht bloß selbst ein Plagiat zu begehen, sondern auch, um dies zu verdecken, hinterdrein den rechtmäßigen Eigentümer des Plagiats anzuklagen? Und wenn sich auch solche Fälle thatsächlich begeben haben, so liegt in Raupachs Charakter, so unlöblich sich uns auch derselbe durch den eben mitgeteilten Brief darstellt, doch nichts, um dessentwillen man ihn einer so groben Unanständigkeit für fähig halten könnte. Der wichtigste Grund aber, welcher dagegen spricht, ist die Thatsache, daß hier überhaupt von gar keinem Plagiat gesprochen werden kann. Beide Dichter sind durch Calderon angeregt worden. In dem Stücke des Spaniers „Das Leben ein Traum", welches am Ausgang der zwanziger Jahre durch Schreyvogels Bearbeitung in Deutschland bekannt geworden war und auch heute noch vielfach aufgeführt wird, wird bekanntlich der Held durch die Vorspiegelung, daß er seine früheren Thaten bloß im Traume begangen, zu einer Änderung seines Charakters bestimmt. In Raupachs Drama ist das Traummotiv stärker ausgeführt und in Wirklichkeit auf die Bühne gebracht, aber zugleich sehr ins Triviale gezogen. Ein Herzog in Italien, Umberto, verbietet seiner Frau, an den Belustigungen des Karnevals teilzunehmen. Darüber aufs höchste erzürnt, zieht sich die Eigensinnige in der Absicht ins Schlafgemach zurück, sich dann heimlich davon zu machen und die Feste zu besuchen. Die Ausführung dieser Absicht, welche sich vor den Augen der Zuschauer vollzieht, bringt sie in eine Reihe der schlimmsten Händel und führt sie tief in Wirrnis und Schuld. Als ihre Verzweiflung und Reue aufs höchste gestiegen, erwacht sie in ihrer Schlafkammer, welche sie nie verlassen, verspricht dem Gatten, ihren Eigensinn aufzugeben, und wird ein gehorsames Weib. Wie nahe es lag, Calderons vorgespiegelten in einen wirklichen Traum zu verwandeln, erweist der Umstand, daß auch Voltaire in der Erzählung „Le Blanc et le Noir" bereits ein gleiches gethan. Ein orientalischer Fürst, Rustan, liebt eine Prinzessin von Kaschmir und stürzt sich in tolle Abenteuer, um sie zu erringen. Durch einen schlimmen Zufall ersticht sie ihn, dann in Verzweiflung hierüber sich selbst. Als Rustan im Sterben liegt, geben ihm jener weiße und schwarze Genius, nach welchem die Erzählung betitelt ist, Aufklärung hierüber, wie sich alles zugetragen. Vergeblich versucht der Sterbende, sie zu verstehen, reckt sich noch einmal, um sie besser zu hören, und erwacht aus seinem Traum. Mehr als Calderons Drama hat nach Grillparzers eigenem Bekenntnis diese Erzählung Voltaires ihn zu seiner Dichtung angeregt. Neben dem Namen des Helden hat er für sein Drama auch einige äußerliche Züge aus derselben entlehnt, und dennoch darf dasselbe den Vorgängern gegenüber in jeder Beziehung als ein selbständiges Werk gelten. Dies weiß der Leser, und unsere Behauptung durch die Erzählung des Inhalts und eine kritische Analyse der Dichtung zu erhärten, wäre überflüssig. Gegenüber diesem herrlichen Schauspiel, in welchem das Motiv des Ehrgeizes so tief und originell gefaßt ist, erscheint Raupachs triviale Mär' vom Eigensinn, um ein treffendes Wort Goedekes zu gebrauchen, „wie das Werk eines Dilettanten gegenüber dem eines Meisters."

Ein Plagiator an Grillparzer war Raupach nicht, aber schwer trifft ihn der Vorwurf, völlig grundlos, nur eben aus hämischem Neid gegen den edlen Dichter die falsche Anschuldigung in so positiver Form erhoben zu haben. Ob er sie selbst geglaubt oder nicht, ist fast gleichgültig. Auch in ersterem Falle darf man gegen ihn die Anschuldigung erheben, daß er, ohne Grillparzers Stück zu kennen, bloß auf Zeitungsberichte über dessen Inhalt hin die Anklage formuliert. Und so handelt nur Leichtfertigkeit oder Größenwahn. Die oben mitgeteilte Korrespondenz aber macht es sogar wahrscheinlich, daß Raupach selbst von der Wahrheit seiner Behauptung gar nicht so fest überzeugt gewesen. Charakteristisch ist hiefür schon die Art, wann er sein Stück einreicht und wie er es ein-

begleitet. Obwohl dasselbe bereits 1821 geschrieben, zehn Jahre später umgearbeitet war, sendet er es gleichwohl erst im Januar 1833 an das Burgtheater zur selben Zeit, wo über das dieser Bühne eingerichtete Grillparzersche Stück die ersten Zeitungsnachrichten erscheinen. Hätte Raupach selbst an das Plagiat geglaubt, so wäre doch bei dieser Gelegenheit ein Hinweis auf diesen schwerwiegenden Umstand unumgänglich gewesen. Der betreffende Brief enthält jedoch, wie wir wissen, keine Zeile darüber. Auch der nächste schweigt davon, und erst ein halbes Jahr später knüpft er an die Frage, ob sein „Märchen im Traum" nicht drankomme, die flüchtige und scheinbar harmlose Bemerkung: es sei ihm zu Ohren gekommen, daß Grillparzers ähnliches Stück gegeben werden soll. Der Inhalt desselben ist ihm also bereits bekannt, und glaubt er an das Plagiat, so müßte er doch, wenn nicht früher, so jetzt wenigstens Lärm schlagen, sein Recht reklamieren, die Aufführung des Plagiats zu verhindern suchen. Von alledem steht, wie gesagt, kein Wort in dem Brief. Aber noch mehr! Selbst das nächste Schreiben am 3. Dezember berührt diesen Punkt sehr verblümt; er meint, daß die Direktion sich selbst und ihm nun die Aufführung seines Stückes gewissermaßen schuldig geworden. Erst nachdem ihm die Zeitungen den geringen Erfolg seiner „Corona von Saluzzo" melden, während über Grillparzers Stück durch ganz Deutschland Lobeshymnen erklingen, übermannt ihn der hämische Neid und er tritt mit seiner Anklage hervor. Uns scheint es nach alledem zweifellos, daß Raupach an seine Räuberhistorie selbst nicht recht geglaubt, und so muß seine Handlungsweise doppelt verurteilungswert erscheinen.

Aber auch Deinhardsteins Benehmen bei diesem kuriosen Handel ist just kein besonders schönes. Wie bemerkt, war Raupachs Stück wenige Wochen nach jenem Tage eingereicht worden, an welchem Grillparzer sein Manuskript zum zweitenmale (das erste Mal war es ja bereits in der Ära Schreyvogel geschehen) dem Burgtheater überreicht hatte. Daß er das Raupachsche Stück unter allen Umständen nicht werde geben können, sofern er korrekt handeln wollte, mußte Deinhardstein klar sein. Kam Grillparzers Stück vorher zur Aufführung, so konnte dem Publikum unmöglich nach der echt dichterischen die trivial handwerksmäßige Ausführung eines ähnlichen Grundgedankens zugemutet werden; wurde das später eingereichte, schwache Stück früher ausgeführt, so mußte sich Deinhardstein auf die schärfsten Angriffe der Kritik gefaßt machen. Gleichwohl behielt er Raupachs Stück und, ohne es ausdrücklich zu acceptieren, nahm er doch andrerseits dem Verfasser nicht die Hoffnung einer Aufführung. Dieses Benehmen wird überhaupt nur durch die Annahme erklärlich, daß Deinhardstein b l o ß Raupachs Stück habe geben wollen. Gar zu wohl gesinnt war ja Deinhardstein dem einheimischen Dichter überhaupt nicht, schon deshalb, weil dieser zu Schreyvogels wärmsten Freunden und Bewunderern gezählt. Zu dieser Absicht stimmt es auch, daß Deinhardstein zunächst Raupach die Tröstung zukommen ließ, daß Grillparzers Stück gar nicht gegeben werden solle, weil weder er noch der Oberstkämmerer, Graf Czernin, Lust dazu hätten. In der That erzwang bloß die öffentliche Meinung dem Grillparzerschen Stücke die Aufführung.

Die wüsten Schimpfereien, mit welchen Raupach in seinem oben mitgeteilten Schreiben seine Verleumdung begleitet, bedürfen keiner ernsthaften Widerlegung. In der That wirkt es komisch, wenn der von häßlichem Neid erfüllte Dramenverfertiger eine Dichtung wie diese ein „Spektakelstück" nennt, von einer „Buhlerrichtung" spricht, welche das Burgtheater durch die Aufführung desselben eingeschlagen, und schließlich sogar die Meinung ausspricht, dasselbe habe den Geschmack des Publikums so sehr verdorben, daß dieses für den edlen Genuß des Raupachschen „Tasso" nicht mehr empfänglich gewesen. Auch der Hinweis auf die Vorliebe der Wiener für alles Einheimische muß jedem, der das geistige Leben dieser Stadt in Vergangenheit und Gegenwart kennt, ein Lächeln abnötigen. Nirgendwo hat der einheimische Poet einen härteren Stand als in Wien, und Grillparzer hat dies in seinen besten Jahren ausgiebigst erfahren. Daß der achtzigjährige Geburtstag des müden Greises in geräuschvollster Weise gefeiert worden, ändert nichts an der leidigen Thatsache.

Dieses Stück Raupachs kam natürlich niemals auf dem Burgtheater zur Aufführung, und Deinhardstein hatte die Folgen seiner „Diplomatie" zu tragen: Raupach zürnte ihm ernstlich und der Briefwechsel brach ab. Auch eine andere Erscheinung, die Gleichgültigkeit, mit welcher die Berliner Hofbühne zu jener Zeit den Stücken Deinhardsteins zu begegnen begann, wird wohl nur in dieser traurigen Märchen-Historie ihren Grund haben. Vergeblich versuchte der Wiener Direktor den Zürnenden zu begütigen; anläßlich des Gastspiels der Crelinger ließ er den Raupachschen „König Konradin" am 21. Mai 1835 aufführen, doch vermochte sich das Stück bloß durch die glänzende Darstellung der Titelrolle seitens der Gastin zu erhalten und verschwand mit ihr. Durch volle drei Jahre kam nun, eine für jene Zeit unerhörte Erscheinung, kein neues Stück von Raupach mehr auf die Wiener Burgbühne. Erst am 23. August 1838 wurde sein fünfaktiges Schauspiel „Die Geschwister" aufgeführt, jedoch wie überall, so auch hier unter dem Pseudonym Em. Leutner. Raupach hatte guten Grund zu dieser Maske, das Stück war gegen die durch die Jung-Deutschen vertretenen Tendenzen gerichtet, gegen deren Auswüchse, den Weltschmerz und die Blasiertheit, es vom Gesichtspunkte einer trivialen, hausbackenen Moral zu Felde zog. „Wenn das Stück," urteilt Gottschall, „auch die Verirrungen der Jung-Deutschen nicht als Auswüchse eines notwendigen geistigen Entwicklungsprozesses der Zeit, nicht als die Flegeljahre des m o d e r n e n G e i s t e s von einem würdigeren Standpunkte dieses Geistes aus geißelte, sondern das ganze Streben der Zeit wegen dieser unklaren Gärungselemente verwarf, so war doch die dramatische Beweisführung an sich klar und einleuchtend, und die Appellation an die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und gegen sich selbst jedem einzelnen schon durch den Katechismus geläufig." Das Stück hat sich seltsamerweise gerade in Wien, wo die jungdeutschen Tendenzen starken Anklang gefunden, länger gehalten als anderwärts; es ist erst 1855 vom Repertoir verschwunden. Auch das sieben Jahre vorher eingereichte Trauerspiel „Cromwell", welches Raupach selbst für Wien zu den „ewig Toten" gezählt, ließ Deinhardstein am 29. Juni 1839 über die Bretter gehen. Auch dieses Stück hat sich etwa zwanzig Jahre erhalten. Erst jetzt brach Raupach sein Schweigen:

Verehrtester Herr Regierungsrath!

Ich habe Ihren Brief nebst dem inliegenden Wechsel erhalten und sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Beides, besonders aber dafür, daß Sie meinen Cromwell nicht vergessen, sondern ihn nach 7 Jahren von den Todten auferweckt haben. Es schlafen noch zwey meiner Stücke bei Ihnen, denen ich wohl eine ähnliche Auferstehung wünschte: Friedrich und sein Sohn und die Schule des Lebens; letzteres hat mir immer für Ihr Publicum passend geschienen. Hat man Ihnen nicht meine Adelheid von Burgund und meine Maria, Königin von Schottland zugeschickt? Das Lustspiel „Vor hundert Jahren“ hat man wahrscheintich zurückgehalten, weil der alte Dessauer bey Ihnen keine historische Figur ist, wie bey uns; Sie sollen aber, sobald ich nach Berlin zurückkehre, eine Abschrift davon erhalten, wie auch von den Lebensmüden, wenn Sie davon noch keine haben.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren

Von meiner Villa ergebenster
am 10. Octbr. 39 Raupach.

P. S. Werden Sie denn Gutzkos Richard Savage aufführen? Das junge radikale Deutschland will das Theater zu seiner Rednerbühne machen. Jetzt kommt es noch in Schafskleidern; zur Zeit wird es wohl den Pelz von sich werfen.

Wie aus dem Postskriptum zu ersehen ist, setzt Deinhardstein seinen Kampf gegen die Jung-Deutschen auch auf privatem Wege fort, wie er irgend kann. Nebenbei bemerkt ist Gutzkows „Richard Savage“ nicht mehr unter Deinhardstein, sondern unter seinem Nachfolger Holbein 1842 gegeben worden. Die vorletzte Première unter Deinhardsteins Führung, der Ende März 1841 seines Amtes enthoben wurde, war wieder ein Raupachsches Stück, wie einst „Der weibliche Bruder“, verhängnisvollen Angedenkens, die zweite Première seines Regimes gebildet. Der Titel der Novität „Die feindlichen Brüder“, einer vieraktigen Posse, erinnerte an jenes ominöse Stück und ebenso ihr Erfolg. Die am 8. Februar 1841 gegebene Posse bildet insofern fast ein Unicum in der Geschichte des Burgtheaters, als die erste Aufführung zugleich die letzte war. Einen so kläglichen Mißerfolg hatten nur wenige Stücke in der nun mehr als hundertundzehnjährigen Geschichte dieser Bühne erlitten. Leider liegt uns ein darauf bezüglicher Brief von Raupach nicht vor. Vielleicht machte er auch diesmal den Erfolg einer Grillparzerschen Dichtung für den Mißerfolg seiner Posse verantwortlich.

Auch die Korrespondenz zwischen Raupach und Deinhardsteins Nachfolger Holbein liegt uns leider nicht vor; nur aus dem Repertoire des Burgtheaters vermögen wir den Schluß zu ziehen, daß es Holbein mit Raupach noch viel schlechter erging. Bereits am 15. Dezember 1841 kam das fünfaktige Raupachsche Lustspiel „Die Lebensmüden“ zur ersten Aufführung, verschwand jedoch schon nach der vierten wieder vom Repertoire. Kurz entschlossen lehnte Holbein alle weiteren eingereichten Stücke Raupachs ab. Von da ab ist keine Novität, die seinen Namen trägt, über die Bretter der Wiener Hofbühne gegangen. Daß sich einzelnes noch lange auf dem Repertoire erhalten, wissen wir. Nur einige der Stücke wurden bereits von Holbein abgesetzt, die meisten von Laube, der Rest von Dingelstedt, bis endlich Wilbrandt, wie bereits in den Eingangszeilen dieses Aufsatzes berichtet, auch das letzte Drama von den Brettern der Hofbühne verbannte.

Julius Rodenberg.

Von **Karl Frenzel.**

Wie so gar nicht hängt der poetische Stimmungsgehalt und Ausdruck einer Zeit von ihren politischen und socialen Verhältnissen, ihrem größeren oder geringerem Wohlstand oder Wohlbehagen ab. Herrlich ist der sehnlichste Wunsch des deutschen Volkes, an dessen Verwirklichung seine ganze Zukunft, ja seine Freiheit und Unabhängigkeit hing, in Erfüllung gegangen: es hat seine Einheit errungen und sein altes Reich fester und stolzer neu gegründet. Dem Ansehen nach außen entspricht der Aufschwung im Innern in allen Künsten und Erfindungen des Friedens. Schneller und prächtiger, als sonst kaum in Menschenaltern, hat sich in den letzten fünfzehn Jahren der Anblick und die Wohnlichkeit unserer Städte und Häuser gewandelt. Aber auf diese machtvolle Entwicklung haben die Dichtkunst und die Musik, wenn man nicht auf die einzelne Stimme, sondern auf den Grundaccord hört, nur mit der Betonung und Verherrlichung des Pessimismus geantwortet. Das junge Geschlecht unserer Schriftsteller, soweit seine Talente über das Mittelmaß hinausreichen, hat sich der pessimistischen Weltanschauung und der realistischen Kunstform zugewandt und steht in einem schneidenden Gegensatz zu seinen Vorgängern, zu uns Alten, die wir vor mehr als dreißig Jahren die Flügel zu regen begannen.

Niedergeschlagen waren alle Hoffnungen, zertrümmert alle Luftschlösser des tollen Jahres, eine öde und geistlose Reaktion hatte nicht nur die Blüten vom Freiheitsbaum herabgerissen, sondern suchte auch die neuen Keime unserer Dichtung zu ersticken. Die Unruhen und Aufstände der Zeit, die Ungewißheit der Zukunft hatten den Wohlstand geschädigt, den Unternehmungsgeist gelähmt, langsam arbeitete sich das deutsche Volk aus dem alten Betriebe seiner Gewerbe zur Fabrikthätigkeit und Maschinenindustrie empor, noch spielte es auf den Weltausstellungen in London und Paris eine mehr als bescheidene Rolle. Gegenüber dieser Verkümmerung unserer Zustände und der Verdüsterung vieler, erhob sich unsere lyrische Dichtung wie Lerchengesang, der den Frühling verkündet. Nach den politischen Sturmgesängen Herweghs und Freiligraths mochten die Gedichte Oskars von Redwitz, Otto Roquettes und Julius Rodenbergs den Älteren harmlos erscheinen, aber den Jungen gaben sie die tröstliche Kunde, daß unsere Leier noch klang, auch wenn man ihre politische Saite zerschnitten. Aus dieser Empfindung heraus nannte Robert Prutz in

seinen Vorträgen über die moderne deutsche Litteratur, die er im Winter 1868 in Berlin hielt, jene Poeten die Dichter der Jugend. Aber nicht sowohl ihre Jugend und Naivetät — ihre optimistische Weltanschauung ist es, wenn man sie im Zusammenhange unserer Litteratur betrachtet, die ihrem Schaffen das bestimmte, unterscheidende Kennzeichen verleiht.

Ich wenigstens könnte mir die menschliche und litterarische Persönlichkeit Julius Rodenbergs nicht ohne diesen halb schwärmerischen, halb elegischen Zug ins Blaue denken: er durchklingt sein Wesen, wie er seine Schriften durchzieht. Ebenso charakteristisch ist er für den Jüngling, der seinen ersten Reiseherbst in den Thälern, auf den Wiesen und Bergen von Wales verbringt, wie für den gereiften Mann, der sinnenden Geistes in den Ruinen des alten Berlin umherwandert, sie betrachtend und in seinen Schilderungen festhaltend, ehe sie für immer von dem Erdboden verschwinden sollen. In Julius Rodenberg haben sich zwei Elemente innig vereinigt, das romantische, aus seiner Heimat, der ersten Bildung und lebhaften Jugendeindrücken her, und das ethnographische, das seine Reisen, seine Lust am Schildern, seine Beobachtung des Landschaftlichen und Volkstümlichen ausgebildet haben. Zu Rodenberg, einem kleinen Städtchen in dem schmalen, zwischen Westfalen und Hannover gelegenen Streifen des ehemaligen Kurfürstentums Hessen geboren am 26. Juni 1831, ist Julius Rodenberg ein engerer Landsmann und der unmittelbare Nachfolger in der Lyrik von Franz Dingelstedt. Seine Jugend steht unter dem Zeichen der Romantik und jener tiefgehenden Sehnsucht, die von der Julirevolution bis zu den Märztagen des Jahres 1848 in der deutschen Volksseele als treibende Kraft waltete. Die Erziehung und Schulbildung, die er von 1846 bis 1851 auf dem Klostergymnasium zu Rinteln, der alten Gelehrtenschule der Grafschaft Schaumburg, empfing, trug das ihre dazu bei, die poetische Neigung und den romantischen Sinn des begabten Knaben zu entwickeln. „Der mittelalterliche Charakter," erzählt er selbst in seinen „Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker" von dieser Schule, „war von der Universität, die Graf Ernst von Schaumburg in dem ehemaligen Cisterzienser-Nonnenkloster im Jahre des Heils 1621 errichtet, auf das Gymnasium übergegangen; der Klosterhof und der Klostergarten, die Aula und die Kreuzgänge, die Klassenzimmer und das Karzer waren fast unverändert noch, wie sie vor zwei-, vor dreihundert Jahren gewesen .. Oftmals habe ich einen alten Lehrer erzählen hören, wie die Disputationen und akademischen Feierlichkeiten in der Klosterkirche abgehalten worden und unsere Aula das Refektorium gewesen .. Dämmrig war es in den steinernen Gängen, dämmrig in den Klassen, den alten Auditorien .. Unter den Fenstern floß still zwischen Weidengebüsch ein kleines Wasser, die Exter, zur nahen Weser; und im oberen Stockwerk, aus den alten Nonnenzellen, hatte man die Wohnung des Direktors und des Ordinarius von Prima gemacht. Jahrelang — und glückliche Jahre waren es! — habe auch ich dort oben gewohnt, in zwei Zimmerchen, jedes mit einem Fenster, lang, schmal, eng, und oft darüber nachgedacht, wer die Nonne gewesen und wie sie ausgesehen, die vor mir hier in den Klostertagen gewohnt. Über den Wall und Gärten hinweg ging der Blick auf die Berge; hinter hohen Pappeln sah ich die Sonne niedergehen, und oft in der Märznacht hörte ich die Weser rauschen . ."

Aus zwei Gründen habe ich die Stelle abgeschrieben: sie zeigt uns zugleich, wie tief die Jugendeindrücke in Rodenbergs Gemüt und Phantasie wurzelten, denn sie ist dreißig Jahre nach jenen Schülertagen niedergeschrieben, und wie groß mit einfachen Mitteln die Kunst seiner Schilderung ist. Die Idylle, die ihn dort in Rinteln umgab, die Verbindung zwischen einer lieblichen, bescheidenen Natur und gelehrten Studien, zwischen dem Leben unter Büchern und dem Leben in der Landschaft, hat es ihm angethan, in dem Lärm und Wirrwarr der großen Stadt sehnt er sie wie ein verlorenes Glück herbei, und wenn in seinem Roman „Die Grandidiers" der alte Hutmacher ein kleines, gartenumhegtes Haus an der oberen Spree, mit dem Blick auf den still dahingleitenden Strom und die binsenumstandenen Ufer, sich als Ruhesitz auswählt und ausschmückt, so verwirklicht er nur den geheimen Wunsch des Poeten. Die Liebe zu den Büchern und der Sinn für landschaftliche Schönheit begleiten den Jüngling von der Schule auf die Universität. In Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin widmet er sich eifrig der Rechtswissenschaft; Heidelberg hat in seinen wie in Scheffels Liedern, die lustige, sonnige Zeit in Marburg in seinem ersten Roman, „Die Straßensängerin von London", eine breite Spur hinterlassen. London — da hab' ich das Zauberwort für den jungen Rodenberg ausgesprochen. Was einem früheren Dichter- und Künstlergeschlecht Rom gewesen, das ist ihm die Weltstadt an der Themse geworden. Denn nach Abschluß seiner juristischen Studien durch ein glänzendes Doktor-Examen hatte der Poet in ihm über den angehenden Rechtsgelehrten gesiegt, fortan gehörte er ausschließlich der Litteratur an. Ein dunkler Drang führte ihn nach England, als müsse er in dem englischen Leben und Treiben, in der englischen Landschaft und Geschichte, der englischen Lyrik und Romandichtung etwas seinem Wesen Wahlverwandtes finden. Die Stimme des Herzens sollte ihn nicht täuschen. Wie er in London die mannigfachsten Anregungen erfuhr, wurde er in jenen Jahren, 1856—1862, nicht müde, es bei Sonnenschein und Nebel, im Lampen- und Gaslicht des Abends, in der Morgendämmerung zu schildern. Wenn er London auch nicht für die deutsche Litteratur entdeckt hat, darf er doch für den ersten hervorragenden Maler der Riesenstadt unter uns gelten. Er hat uns mit ihren Straßen und Plätzen, ihren Palästen und Tavernen, ihren majestätischen Brücken und den Wiesengründen und Baumgärten ihrer Parks vertraut gemacht. Eine Fülle gefälliger Genrebilder, zwischen Scherz und Ernst, Rührung und Humor wechselnd, beseelt die Schilderung und läßt auf dem Hintergrund der Landschaft und der Architektur menschliches Glück und Weh an uns vorübergleiten. Aus der Stadt flüchten wir mit ihm auf das Land, in die alten Herrensitze, im farbigen Herbst nach Wales, im sonnigen Sommer nach der grünen Insel jenseits des St. Georgskanals. Mit einem Jugendfreunde, Emanuel Deutsch, einem Beamten des Britischen Museums, hat Rodenberg die „Pilgerfahrt durch Irland" unternommen. Wenn durch Londons Gassen Boz sein unsichtbarer Begleiter war, so umklingen ihn in Irland, wie Ariels Musik aus den Lüften, Thomas Moores Melodien. Die schönste Erinnerung und Blüte dieser Pilgerfahrt ist das reizende Idyll „Die Myrte von Killar-

ney", nicht die bedeutsamste, aber die anmutigste, alle Strahlen seines Talentes, all die menschlich liebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens in einem Brennpunkt vereinigende, in sich abgerundetste seiner Schöpfungen: ein Werk, so duftig und launisch, so lebenswahr und phantastisch, wie es nur die Jugend zu schaffen vermag.

Aus diesen Anfängen, diesen Elementen seiner Begabung, seiner Reisen und Studien hat sich der Schriftsteller Rodenberg entwickelt. In dem Jahrzehnt seiner Wanderjahre sind die Keime aller seiner zahlreichen Schöpfungen zu suchen. In seinem Fortgange ist nichts Sprunghaftes. Zur vollen Kraft und Schönheit anschwellend, erhebt sich der Ton, der anfangs leise und bewegt einsetzte. Rastlose Arbeit hat die Naturanlage immer feiner und sicherer ausgebildet, mancherlei Erfahrungen, eine reiche Belesenheit haben den Kreis seiner Anschauungen erweitert. Leicht lassen sich die Fäden aufzeigen, die Rodenberg auf der einen Seite mit Byrons Childe Harold und Heines Reisebildern, auf der andern mit Boz und Thackerays Skizzen und Schilderungen verbinden. Wanderlust und poetisches Empfinden wirken und weben ineinander; der Gefahr, die dem weichen, zärtlichen Gefühle und der romantisch gestimmten Phantasie drohen mochte, sich in eine unbestimmte, verschwommene Idealität zu verlieren, begegnet zur rechten Zeit der englische Realismus, die Neigung zur geschichtlichen Forschung. So optimistisch Rodenberg die Welt und die Dinge betrachtet, so gern er sie auf einem hellfarbigen Grund erscheinen läßt und über den Graus des Unwetters den Regenbogen spannt — überall tritt uns die Wirklichkeit in festen Formen, der Mensch in seiner Eigenart entgegen. Im Gedicht wie in der Schilderung bevorzugt er das Schlichte und Anmutige vor dem Mächtigen und Erhabenen, das Liebenswürdige vor dem Feierlichen. Frühlingsgewitter und Meerstürme sind seiner Empfindung nicht fremd, Schlachten und Staatsaktionen nicht seiner Phantasie, aber heimisch fühlt er sich in der Nähe dieser Gewalten nicht, in dem Epos wie in dem Trauerspiel des Lebens weiß er der Idylle einen Platz zu sichern. Nur durch das Anschauen vieler Bilder wird man, auch wenn man durch die Güte der Natur Sinn und Verständnis für die malerische Darstellung empfangen hat, ein Kenner der Kunst, so hat Rodenberg durch seine Reisen im Auslande, in England und Belgien, in Frankreich und Italien sein Auge in der Beobachtung des Fremdländischen für die scharfe und doch liebevolle Betrachtung des Heimatlichen geschult und geübt. Wien und besonders Berlin sind jetzt seine Lieblingsschauplätze geworden, und die glänzende Bilderreihe, die mit Londoner Schilderungen anhob, schließt sich mit den „Bildern aus dem Berliner Leben", die nicht nur die Kunst des Schriftstellers durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, durch die mit Boz wetteifernde Sorgfalt und Farbenfrische ihrer Kleinmalerei auf der Höhe, sondern auch durch den Ausdruck herzlicher Güte für die Kleinen und Armen und den Wiederklang einer gehobenen patriotischen Stimmung sein Gemüt in all seiner Wärme, Hingabe und Freudigkeit zeigen. Geradeso hatte der Poet, von seinen Fahrten heimkehrend, das Glück des eigenen Herdes und den Erntesegen redlicher Arbeit, nach den Schauern und dem Sonnenschein des Frühlings den milden Herbstabend und den schönsten der Sterne — „der du zuerst mit bläulichem Gefunkel an jedem Abend strahlst aus sel'ger Ferne" — besungen. — Aus Jugenderinnerungen, aus historischen Studien, in erster Reihe aus der Lektüre französischer und englischer Memoiren, aus Pariser und Londoner Eindrücken ist Rodenbergs Romandichtung entsprungen. Ansätze zu Erzählungen sind schon vielfach in dem „Alltagsleben in London" und in der „Pilgerfahrt durch Irland" verstreut zu finden. Ganz noch im Banne der lyrischen Empfindung, unter dem Einfluß der englischen Vorbilder, steht der erste Roman „Die Straßensängerin von London" (1863), eine frei erfundene Geschichte, die abwechselnd in London und Marburg spielt und neben dem, was der Dichter gefühlt und geschaut, auch manches, was er erlebt, in leichter Verschleierung enthält. Noch überwiegt die Schilderung, die bald dithyrambisch, bald elegisch dahinflutende Schwärmerei der Jugend die eigentliche Fabel und die schärfere Charakteristik der Figuren. In dem wundersamen Spiel der Lichter und Schatten, in der leidenschaftlichen Darstellung, in dem unausgeglichenen Gegensatz zwischen dem Realismus der Straßen- und Schenkscenen und der getragenen Empfindung des Helden und der Heldin kennzeichnet der Roman den jugendlichen Dichter, den gärenden Most. Die Breite des Stoffes hat das Werk um jene harmonische Abgeschlossenheit gebracht, welche die „Myrte von Killarney" auszeichnet: gekeimt sind beide Schöpfungen aus derselben Wurzel. Ruhiger, epischer ist der Verlauf des zweiten Romans: „Die neue Sündflut" (1865). Schon der historische Untergrund — das Londoner Leben und Treiben in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und die Tragödien der französischen Revolution — giebt der Erzählung Halt und Festigkeit. Die Größe der Thatsachen und die Menge der geschichtlichen Persönlichkeiten, die dargestellt werden wollen, gestatten dem Dichter nicht mehr, in Betrachtungen und Gefühlen zu schwelgen; dagegen kommt eine andere Seite seines Talents, die malerische Schilderung bedeutender Begebenheiten, hervorragender Männer und Frauen, zur freiesten Entfaltung. Die Heldin, Lady Grace Dalrymple Elliott, ist ihm durch den bei allem Leichtsinn ihrer Lebensführung sentimentalischen Zug ihres Wesens wie durch ihre Schicksale sympathisch und giebt sich ihm willig zu romantischen Erfindungen her. Für den Leser verschwindet sie nun freilich mehr, als es der Dichter ahnen konnte, in dem Strudel der Ereignisse; je kraftvoller und glühender, in breiter Alfreskomalerei, Rodenberg die Scenen der Revolution uns vorführt, desto blasser wird die Heldin. Die Schwierigkeit des historischen Romans besteht keineswegs in der Verknüpfung der dichterischen Erfindung mit den überlieferten Thatsachen und Charakteren, denn diese bieten überall und immer eine Lücke, in die der Poet seine Figuren und Abenteuer einschieben kann, sondern in der geschickten, künstlerischen Abwägung des Helden, seiner Thaten und Leiden auf der einen und der Größe und Bedeutung der geschichtlichen Begebenheit auf der andern Seite; den Helden mitspielen zu lassen, ist nicht schwer, daß ihm die Mitspieler und die Ereignisse nicht über den Kopf wachsen; das ist die Hauptsache. Von der französischen Revolution wandte sich Rodenberg in seinem dritten Roman „Von Gottes Gnaden" (1870) der englischen zu, mit kühnem Griff machte er den Erreger und Beschwichtiger des Sturms, Cromwell, zu dem eigentlichen Helden der Dichtung. Sie ist in ihrer Form und in der Wahrheit und Treue ihrer Charakteristik die

bedeutendste und gehaltvollste seiner Schöpfungen, wie die lebendigsten und am feinsten abgewogenen und abgetönten Schilderungen enthält sie auch die reifsten Gedanken des Erzählers. Aus einer bis in alle Einzelheiten hinabreichenden Kenntnis der Zeit und des Landes, der Menschen und der Dinge hervorgegangen, giebt sie ein umfassendes Lebensbild des gewaltigen Mannes. Die Erfindung schmiegt sich mehr der Geschichte als Arabeske an, statt mit ihr innerlich zu verwachsen; schon die Länge der Periode, 1643—1658, in der sich die Erzählung abspielt, gebot eine stärkere Betonung der historischen Momente und des Zuständlichen gegenüber der Fabel und dem Abenteuer. Neben Walter Scotts „Woodstock" ist Rodenbergs „Von Gottes Gnaden" die beste Schilderung Cromwells und Englands während der großen Revolution im Rahmen einer romantischen Erzählung. Die Heimkehr aus der Fremde in das Vaterland, von den historischen Stätten in das eigene Haus, die wir schon in den Gedichten und Skizzen Rodenbergs bemerkten, vollzieht sich auch in den Erzählungen; sein letzter und anheimelndster Roman, „Die Grandidiers" (1878), ist eine Familiengeschichte aus der Berliner französischen Kolonie. In den Gegensatz zwischen Vater und Sohn, zwischen Handwerk und Kunst, spielen die Ereignisse des französischen Krieges, die Aufrichtung des Reichs und die Wiedereroberung des Elsaß, die Verwicklung lösend, hinein. Hier ergeht sich der Erzähler am behaglichsten; liebevoll kann er sich in das Berliner Kleinleben versenken und dem Ganzen doch den weiten historischen Horizont in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsahnung bewahren.

Absichtlich bin ich ausführlicher auf Rodenbergs Romandichtung eingegangen, sie wird nach meinem Gefühl von den meisten in seiner vielseitigen Thätigkeit unterschätzt. Denn noch mehr als seine Bücher hat der Mensch sein Schicksal. Seit vierzehn Jahren ist Julius Rodenberg in der Schriftstellerwelt, über unsere Grenzen hinaus, als der kluge und feinfühlige Herausgeber der „Deutschen Rundschau" bekannt und geehrt, als der Mann, dem es mit der Hilfe einer im großen Stil geleiteten Verlagsbuchhandlung gelungen ist, den Deutschen eine Monatsschrift zu geben und zu erhalten, die den englischen und französischen Revuen in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. So bedeutsam ist diese Arbeit, so unablässig fordert sie die ungeteilte Aufmerksamkeit des Schriftstellers, so weit in das Publikum und in die Litteratur bringen die von ihr ausgehenden Strahlen, daß sich die Wertschätzung und Gleichstellung des Redakteurs Rodenberg mit dem Dichter leicht erklärt. Sie sind in Wahrheit auch nicht zu trennen, einer trägt den andern, nicht nur der eigene trauliche Herd, den er sich seit fünfundzwanzig Jahren in Berlin gegründet, auch die „Deutsche Rundschau" ist ein Ideal seiner Jugend. In doppelter Beziehung hat er so unserer Dichtung und unserem Journalismus gehalten, was er ihnen zu leisten sich und dem Freunde dereinst gelobt.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen.

Ein „stenographisches Lustspiel" — so bezeichnet Wilhelm Wagner seine einaktige Posse „Hinterm Vorhang" (Elberfeld, Joh. Faßbender) — ist wohl etwas Neues; um so älter ist der Inhalt. Der Vater will der Tochter nicht die Verlobung mit dem Geliebten gestatten, dieser findet aber durch seine stenographischen Kenntnisse ein verborgenes Testament und — sie kriegen sich. Eine harmlose Plattheit, während das Originallustspiel von Louis Mario „Jungfrauen und Junggesellen" (Wien 1883) wie eine verunglückte Satire des seit Benedikt und Beatrice so oft mißbrauchten Motives der Umwandlung eines Ehefeindes erscheint; freilich hat der Autor an keine Satire gedacht, sondern in gutem Ernste eine Todsünde an Musen und Grazien begangen, der durch Erwähnung bereits zu viel Ehre geschieht. Um so freudiger begrüßen wir G. E. Walters treffliches „Schauspiel aus der Gegenwart" Der Hermes des Praxiteles (Baden-Baden, Aug. Weber 1887). Ein Professor wird wegen eines Artikels über Mißbräuche von seinen Kollegen zu stürzen gesucht, im rechten Augenblicke jedoch wird, wie im Tartüffe und in Lessings Minna, durch einen Brief, der hier die Ernennung zum vortragenden Rat im Kultusministerium bringt, der Knoten gelöst. Das Ganze ist gewandt und stellenweise mit poetischer Kraft in Versen geschrieben. — Die Walter gebräuchliche Form „hören" für „gehören" ist freilich anstößig; — die Führung der Handlung ist etwas schwerfällig und die an sich höchst lobenswerte Tendenz tritt zu aufdringlich hervor. Konsistorialrat Finsterbuch reiht sich würdig den vorzüglichen Schilderungen der „modernen Dunkelmännerbriefe" an. Talent und Mut, Mißstände der Gegenwart der Komödie als dankbaren Stoff unterzulegen, sichern Walters Arbeit, so viel ihr auch noch fehlt, verdiente Anerkennung. Möchten wir dem Autor öfters auf gleichem Pfade begegnen, nachdem er gelernt, das Stoffmäßige noch mehr dramatisch zu verarbeiten. Der Komödie aus dem Leben der Gegenwart stellen wir Anton Edels historisches Trauerspiel „Maria von Brabant" (Würzburg, A. Stuber 1888) gegenüber. Die blutige That der Eifersucht des bayrischen Herzogs Ludwig der Strenge an seiner Gemahlin ist im Ritterdrama des vorigen Jahrhunderts des öfteren behandelt worden, unbeholfener und in plumperer Nachahmung des Shakespeareschen Othello wohl niemals als in Edels schlecht gebauten Jamben.

Von diesem neuesten Versuche im historischen Trauerspiele wenden wir uns einem Dichter historischer Trauerspiele zu, dessen Werke zwar vor geraumer Zeit bereits erschienen sind. Peter Lohmanns „dramatische Werke" (Leipzig, J. J. Weber 1875. 3 Bde.) enthalten sechs Trauerspiele, zwei Dramen — „Wider den Stachel" und „Gegen den Strom" — und das Schauspiel „Der Schmied von Ruhla". In den beiden, höchst undramatischen Dramen ergeht sich der Dichter in Schilderung des Gegensatzes eines freisinnigen Kronprinzen zu seinem von Geistlichen geleiteten Vater, respektive zu seiner Mutter; irgend welchen poetischen oder philosophischen Wert kann man beiden seltsamen Machwerken nicht zuerkennen. Die Volkssage vom thüringischen Landgrafen Ludwig dem Eisernen hat im Schmied von Ruhla eine völlig verfehlte Behandlung erlitten. Die historischen Trauerspiele Lohmanns zerfallen der Form nach in zwei Gruppen. In Blankversen sind Appius Claudius (Virginia), die letzten Mauren und die beiden Teile Karl Stuarts I. abgefaßt; in Prosa Masaniello, Essex und Savonarola. Die Mehrzahl derselben hat Lohmann nach ihrem ersten Erscheinen einer einschneidenden Umarbeitung unterzogen, ohne daß es ihm gelungen wäre, lebensfähige Dramen zu gestalten. Wir haben es in den besten Fällen mit einzelnen poetisch gelungenen Reden zu thun; ein Drama aufzubauen, einen Charakter scharf und klar uns vor Augen zu stellen, versteht der zwischen Shakespeare und Schiller haltlos hin- und herschwankende Dichter nicht. Alle seine Histories leiden unter einer jede Wirkung aufhebenden Unklarheit. Wir sehen in Lohmann eines der in unserer Litteratur so zahlreichen Beispiele, welche beweisen, wie wenig poetischer Sinn und Liebe zur Geschichte genügen, um historische Tragödien zu schaffen.

Marburg. **Max Koch.**

Episches und Lyrisches.

Es ist eine ziemlich bunte Gesellschaft, über die ich diesmal zu berichten habe; recht verschieden an Wert und Richtung, so daß es schwer hält, die einzelnen Erscheinungen in Gruppen zu fassen. Gemeinsam ist mehreren derselben leider fast nur eine recht bedenkliche Nachlässigkeit der Form und eine unglückliche Hast, mit noch unreifen Erstlingen hervorzutreten: Fehler, vor denen man unsere jungen Dichter nicht genug warnen kann. Sie scheinen zu vergessen, wie schwer es in unsern Tagen selbst dem Gediegenen und Reifen wird, sich in der Masse Geltung zu verschaffen, und daß sie auf diese Weise ihren etwaigen späteren, gereifteren Leistungen selbst ein nicht immer leicht zu besiegendes Vorurteil bereiten.

Den Vortritt lassen wir billig einer älteren Arbeit, die bereits in zweiter Auflage vorliegt. Es ist das die kleine epische Dichtung „Reinold. Ein Bild aus den Karpathen von Gustav Schuller“ (Wien, C. Gräser). Das Versmaß, viertaktige reimlose Trochäen, und die stellenweise hervortretende humoristische Färbung verraten die Schule Scheffels. Eine zweite „revidierte“ Auflage hätte allerdings noch manche Härte und ins Prosaische fallende Wendung beseitigen, auch der Komposition durch rechtzeitige Vorbereitung des jetzt entschieden verspäteten Motivs (Reinold als Maler) leicht aufhelfen können. Nichtsdestoweniger wird man die anspruchslos und frisch erzählte Geschichte des Klosterschülers der Abtei Karz und des Bürgermeisterstöchterleins von Hermannstadt, die durch die Türkenkämpfe der wackeren Siebenbürgersachsen im fünfzehnten Jahrhundert ihren bedeutenderen Hintergrund erhält, nicht ohne Vergnügen lesen.

Auch bei Arnold von der Passer greife ich gern auf die ältere, schon 1883 erschienene Sammlung „Gedichte“ (Innsbruck, Wagner) zurück, der jetzt „Neue Gedichte“ (Meran, S. Pötzelberger) folgten. Mit jener hatte sich der Verfasser nicht unvorteilhaft eingeführt. Die Technik war wohl noch vielfach unvollkommen: bald störte ein nicht glücklich gewählter, auch wohl gesuchter Ausdruck, bald eine metrische Härte oder ein böser Reim, ein andermal wünschte man einheitlicheren Charakter; aber dafür erfreute doch auch wieder manch hübsches Bild oder ein nicht ganz gewöhnlicher poetischer Gedanke, und nicht bloß im einzelnen, auch als Ganzes war manches dieser „tannenduftigen“ Wald- und Liebeslieder wohl geraten und verriet ein frisches, der Pflege nicht unwertes Talent. Der kleinen neuen Sammlung, die neben Liebesliedern auch eine Abteilung „Vermischtes“ bringt, wüßte ich aber kaum einen andern Fortschritt als reinere Form nachzurühmen, und an das Beste der ältern reicht schwerlich eins der „Neuen Gedichte“.

G. Schleusner hat gleichfalls schon wiederholt kleine Proben seiner politischen Lyrik geliefert. Ich kenne aber nur die zuletzt erschienenen „Sechs Zeitgedichte zur Weltgeschichte“ (Wittenberg, P. Wunschmann), deren Verdienst in ihrer reichstreuen, männlichen Gesinnung und Sprache und einer im ganzen korrekten Form besteht; als Poesien freilich wiegen sie nicht allzuschwer.

Ein wirkliches, aber noch nicht durchgebildetes Talent scheint sich in Adolf Schafheitlins Dichtungen „Visionäre“ (Zürich, Verlags-Magazin) anzukündigen. An Gehalt steht diese Gedichtsammlung so ziemlich obenan unter allen, von denen ich zu sprechen habe. Der Dichter führt uns in der ersten Abteilung eine Reihe größtenteils historischer „Gestalten“ vor und ringt mit den höchsten Fragen der Menschheit, durchweg aber „der Hoffnung fromme Zuversicht“ festhaltend. Denn wenn er auch u. a. „die Communards“ besingt und in dem besser gedachten als ausgeführten Gedichte „Kapitolinische Nacht“ an die zerstörenden Mächte der Geschichte erinnert und der hingesunkenen Antike den „ersten Kommunisten der Welt“ entgegenstellt, durch seine ganzen Dichtungen geht doch ein unverkennbarer positiver Zug. Den „Gestalten“ folgen „Hellenische Sonette“ und „Lieder des Südens.“ Überall begegnen wir Spuren des Talentes, nur schade, daß die Wirkung so vielfach beeinträchtigt wird durch eine noch sehr mangelhafte Technik. Nur zu oft stören verfehlte Bilder, Unklarheiten des Ausdrucks und der Anschauung und manchmal statt Sprachgewalt Vergewaltigung der Sprache; hie und da würde auch eine Kürzung nicht schaden. Die wohlwollendste Kritik kann dem Dichter nach dieser Richtung nur strengste Selbstzucht empfehlen.

Erfreulich hebt sich von solcher Formlosigkeit die sorgfältigere Behandlung der Form in zwei andern unter einander wieder sehr verschiedenen Gedichtsammlungen ab. Zu der einen „Jung-Wupperthal. Ein Blütenstrauß aus der Heimat, herausgegeben von Albert Herzog“, (Barmen, A. Röder) haben außer dem Herausgeber noch drei Dichter beigetragen. Obwohl keiner der viere eine hervorragende Originalität der Auffassung zeigt, auch alle vorwiegend das Lied pflegen und gerne Natur und Liebe besingen, fehlt es den einzelnen doch nicht an mehr oder weniger individueller Färbung: frische Jugendlichkeit, die bald noch ein wenig mit Romantik spielt, bald burschenhaft und spielmannmäßig gebart, bei Rudolf Herzog; gehaltenere und wohl gehaltvollere Innerlichkeit bei Arthur Strauß und B. Walter, bei jenem auch manchmal religiös, aber nicht konfessionell gestimmt; kräftigere Töne sucht der Herausgeber selbst anzuschlagen, der auch sichtlich in Form und Motiven nach größerer Vielseitigkeit strebt; er versucht sich auch in antiken Maßen, führt poetische und historische Gestalten vor und bringt sogar ein kleines Dramolett „Kurbrandenburg zur See“, das sich als Festspiel recht gut eignen würde. Überhaupt wird man bei jedem der vier Ansprechendes finden, wobei man mit Vergnügen verweilt. Als ein formgewandtes Talent und im Gegensatz zu den vorwiegend ernsten Physiognomien der bisher erwähnten Erscheinungen als ein lustiger Geselle der feucht-fröhlichen Richtung erweist sich Gottfried Schwab in seinem unter dem Titel „Allerlei Bergfahrten“ erschienenen Gedichten (Stuttgart, A. Bonz). Der Dichter ist ein Freund der Bergeshöhe, aber mindestens ebensosehr der Gebirgsschenken, in denen „Jung-Mägdlein“ saitenspielend und kannenfüllend waltet, und er erzählt gern in kleinen Liedercyklen bald von glücklicher Genesung von schwerem Liebesweh in der Schenke „zur Walserschanze“ und der zechlustigen Erbauung dieser Schanze selbst, bald von der Quellennixe oder dem Schimmelreiter, den ein junges Schwabenblut mit Hilfe Jung-Mägdleins bezwungen; dazwischen und am Ende finden wir auch einiges Lyrische, worin zum Teil etwas tiefere Töne angeschlagen worden. Daß ein junges Talent sich einer augenblicklich beliebten Richtung anschließt, ist nur natürlich und nicht zu tadeln. Aber man sollte nachgerade meinen, daß in dieser nicht mehr ganz originalen Richtung große Lorbeern kaum noch zu holen wären und daß sie auf die Dauer eher in Niederungen der Poesie als auf weitschauende Höhen führen müsse. Wir möchten dem Dichter daher gern wieder begegnen, auch auf fröhlichen Bergfahrten, nur aber in einer selbständigeren und gehaltvolleren Richtung.

Die „Asteroïden“ von Rudolf Freiherrn Procházka (Leon Elms. — Prag, H. Mercy) sind nicht schlechter, aber auch nicht besser als so viele Erstlinge: vereinzelt vielleicht sogar ein ansprechender Gedanke, der aber in der Ausführung verunglückt, alles aber lange nicht gut genug, um ein wirkliches Talent zu bekunden. Noch weniger kann davon die Rede sein bei den alle Augenblick in platte Prosa fallenden, „Naturkinder“ genannten Gedichten und der übrigens alles epischen Gehalts entbehrenden Legende „Maria“ von Margot Werner (Hamburg, J. F. Richter). Die namentlich in letzterer sich aussprechende Gesinnung in Ehren; aber die fehlende Poesie kann sie nicht ersetzen. Vollends unbegreiflich ist es, wie eine in jeder Beziehung so schülerhafte Leistung, wie die „Dichtungen“ von Karl Schottelius (Hameln, Th. Fuendling), ein kleines Epos in Hexametern, in welche der Platensche Holzklotzpflock als Daktylus ganz vortrefflich hineinpassen würde, mit einem „Vorspiel“ und „Gedichten“ als Anhang gedruckt werden konnte. „Es ist so leicht nicht, mir zu dienen,“ läßt dieser Dichter selbst die Poesie sagen. Ganz richtig! Wozu also die unfruchtbare Mühe?

Prag. H. Lampel.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Februar 1888.





Gedichte

von

Joseph Viktor von Scheffel.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Philosophische Poemata.

Besonders mit Erfolg des Abends nach 11 Uhr zu recitieren.
Mel.: „In des Waldes finstern Gründen.“

I.

Des Begriffs Entstehung.

Aus des Seins geweihter Erde,
Wo die Kluft des Nichts ergähnt,
Durch des Werdens zarte Triebkraft
Sproßt des Daseins Blume auf.

Doch noch schwärmt in Kinderspielen
Das Gefühl als nackter Junge
Und schlägt seine Purzelbäume
Von der Kunst zur Religion hin.

Da erbeben die Gebirge,
Aus des Denkens tiefsten Höhlen
Künden altgigant'sche Seufzer
Des Begriffs Entstehung an.

Kühn, ureigen kommt der Gottmensch
Und nimmt das Gefühl gefangen,
Um's am Spieß der Gegensätze
Als Identität zu braten.

Denn im Tod nur des „An sich“ seins
Weitet sich des Geists Retorte
Zu dem Thron der Weltvernunft aus,
Und die Schöpfung ist vollendet!

Darum ist der Weltgeschichte
Faustisch-prometheisch Ringen
Nur ein Funke aus dem großen
Lavastrom des Absoluten!

II.

Der Weltgeist als Philosophie der Geschichte.

An des Nils und Ganges Ufern,
In der Küstenpalmen Schatten
Hat der Weltgeist seine ersten
Morgenträume süß geträumt.

Doch in substantieller Einheit
Blieb er der Natur verwachsen,
Seine Ruhe war Versteinrung
Und verschlang das Subjektive.

Darum hat er sich in Hellas
Aus sich selbst herausgerungen:
— Aufflammt das Subjekt zur Freiheit,
Und die Sphinx ist Mensch geworden.

Mensch! — Doch nur in Form des Staates,
Und wenn auch das Allgemeine
Sich zum plast'schen Kunstwerk rundet:
Unversöhnt blieb das Besondre. —

Erst in Rom schwang seine Fahnen
Das abstrakte Selbstbewußtsein
Und beherrscht das Universum
Von dem Throne der Cäsaren.

Doch im Sturm der Willkürherrschaft
Ging der Geist sich selbst verloren,
Und in ungeheurem Schmerze
Brach die alte Welt zusammen.

Der Germane fand ihn wieder
Und hat ihn mit zarter Sehnsucht
Als unendlich Positives
Seinem Innern eingepflanzt.

Hier hat Glaube, Lieb' und Hoffnung
In dem logischen Prozesse
Mit der objektiven Wahrheit
Sein Versöhnungsfest gefeiert.

Drum, für immer sind des Weltgeists
Wahrste Träger wir Germanen, —
Drum sind seine liebsten Kinder
Wir Berliner Philosophen! —

III.

Elegie.

Wehe! Wehe diesen Zeiten!
Nicht des Seins und nicht des Werdens
Zarte Frühlingskraft durchwärmt sie:
Nur des Nichts Sumpfblumen blühen.

Denn im Hohn der Gegensätze
Fehlt der Balsam der Vermittlung,
Und an dialekt'schem Krampfe
Kranket jetzt das Universum.

Statt mit vollem Zug zu schlürfen
Von des Absoluten Äther,
Drohn im primitiven Urschlamm
Die Subjekte zu versinken.

Und ob sie das Objektive
Auch mit Karst und Spat zerhacken:
Keinem neigt die Wünschelrute
Zu dem Erz sich des Begriffes.

An der Zukunft Horizont drum
Glühn nur wilddramat'sche Flammen,
Denn in Kirche, Staat und Leben
Ist das Ethos jäh verduftet.

— Dies erwägend lenkt der Denker
Seine Schritte stumm zur Schenke,
Und er trinkt im trüben Pathos
Ob der Zeit chaot'schem Wimmeln.

Und begrifflich säuft er weiter,
Und wenn er im schiefem Gang dann
Basislos und krumm herumwankt,
Spiegelt sich in ihm das Weltall!

IV.

Zur Phänomenologie des Geistes.

Von der Sinnenwelt, der Heimat,
Ging der Geist als Handwerksbursche
Auf die dialekt'sche Wandrung,
Um als Meister heimzukehren.

Und er hat sich durchgefochten
Durch konkrete Einzelheiten,
Durch das Dunkel bloßen Meinens
Zum vernünft'gen Selbstbewußtsein.

Hart war oftmals sein Marschieren,
Dürre Kost und schlechte Herberg,
(Schuftige Kategorieen!)
Bis er in die Residenz kam,

In die Hauptstadt des Begriffes,
Wo die sittliche Substanz sich
Flüssig ausstrahlt in die Dingheit
Und das Fürsichsein verschwindet.

Wo in selbstlos freiem Denken
Das Extrem der Gegensätze
Zur Identität sich auflöst,
„Schäumt ihm die Unendlichkeit“.

Aber das Gesetz des Herzens
Sprengt den Rhythmus log'schen Baues,
Aufbäumt sich das Sein des Erdgeists,
Und der Geist bekommt ein Heimweh.

Furchtbar Heimweh nach realem,
Primitivem Einzelleben,
Aus dem farblos grauen Nebel
Der Begriffsverwirklichung.

O, es wird so walдursprünglich
Sehnsuchtsvoll dem armen Geiste, —
Eines schönen Morgens schnürt er
Heimlich sich den Kalbfellranzen,

Brennt aus des Begriffes Hauptstadt
Durch und prügelt noch zum Abschied
Mehrere Kategorieen,
Die ihm auf dem Weg begegnen.

Ab streift er den Denkermantel
Und das logische Bewußtsein,
Reflektiert sich zu dem alten,
Instinktiven Jugendleben.

In der Heimat sitzt er wieder
Furchtbar primitiv im Wirtshaus,
— Ellenbogen auf dem Tische —
Bei des Branntweins heil'gem Kultus.

Stolz aus primitiver Pfeife,
Die fast pöbelhaft zu nennen,
Bläst er Wolken eines himmel-
Schreiend primitiven Knellers.

Sein germanisch spitzer Frack erst
Und sein kühn formierter Filzhut
Überschreitet fast die Grenze
Selbst des primitiv Erlaubten.

Statt auf des Begriffes Leiter
Zu des Absoluten Äther,
Steigt auf primitivem Tannsproß
Er zum Fenster seines Maidlis.

Statt des schlechthin Allgemeinen
Faßt er ihre schlanke Hüfte,
— O welch primitive Schönheit
Liegt in diesem Einzelwesen!

Das spezifisch Himmelblaue
Strahlt aus diesen frommen Augen,
Dieses rote Mündlein ist ein
Plastisch schöner Organismus.

Primitiv ist ihre Haube,
Primitiv das enge Mieder
Samt der schwindelnd hohen Taille,
Primitiv sind beide Zöpfe.

Und vom Primitivsten schweig' ich,
Doch im Dunkeln hör' ich leis ein
Krampfhaft primitives Küssen! —
— Sonderbar verrückter Standpunkt! —

Der wahre deutsche Kaiser.

Herr Wenzeslaus von Böhmen, der war ein wackrer Mann,
Er saß beim Rheinweinfasse vom frühsten Morgen an,
Und war ihm das langweilig, so ging er auf die Jagd:
Aus den Regierungssorgen hat er sich nichts gemacht.
Sankt Nepomuk, der Fromme, der predigte ihm Buß',
Herr Wenzel sprach mit Lachen: „Man werf ihn in den Fluß!
Das helle Moldauwasser wird ihm gedeihlich sein:
Bleib jeder bei seinem Leisten, ich bleib' bei meinem Wein!"
Ein Herold kam geritten und bracht' die schlimme Mär,
Daß er von Stund des Reiches und Thrones verlustig wär'!
Herr Wenzel strich den Schnurrbart und sprach: „Das ist mir Wurst!
Ich bin ein Mensch vor allem, drum hab' ich immer Durst.
Und soll ich den nicht stillen von wegen meiner Kron',
So mag der Teufel holen den deutschen Kaiserthron!
Viel lieber ein Privatmann beim vollen Fasse Wein,
Als ein geplagtes Lasttier, ein deutscher Kaiser sein!"
Er ließ sich pensionieren und trank dann frisch und froh,
— Und wenn ich Kaiser werde, so mach' ich's ebenso!

Schottische Ballade.

„Was haben sie dir denn zu leid gethan,
Alter Duncan von Leed,
Daß deine Faust sich krampfhaft ballt
Und grimm dein Auge drein sieht?

Wo hast du die viersaitige Fiedel dein,
Die den Pibroch spielte so zart?
Wo hast du, o alter Duncan von Leed,
Deinen langen, weißgrauen Bart?

Wo hast du den farbig gewürfelten Plaid?
Und wo dein fuchsbraunes Pferd?
Wo hast du, o alter Duncan von Leed,
Dein zweischneidig Hochländer Schwert?"

(Duncan von Leed spricht mit Würde:)

„Es ist die viersaitige Fiedel mein
Stückweis an die Wand hin geflogen.
Es haben die bösen Mac Ioor von Skye
Zertreten den Fiedelbogen.

Sie haben zerrissen den farbigen Plaid,
Zerrissen den linnenen Kragen,
Sie haben den großen Steinkrug mit Gin
Auf meinem Schädel zerschlagen.

Sie haben mein braves, fuchsbraunes Pferd
Aus dem Stalle böslich geritten,
Sie haben — dem alten Duncan zum Hohn
Demselben den Schweif abgeschnitten.

Sie haben den Bart mir ausgerauft
Und gezerrt mich unter die Bänke,
Sie haben zuletzt an die freie Luft
Hinaus mich gesetzt vor die Schenke.

Auch haben sie mir vor der Nase weg
Meine Hammelkeule gefressen,
Doch eines hat die verteufelte Brut
In ihrem Frevel vergessen!" —

Alt Duncan sprach keine Silbe mehr,
Sein Schlachtschwert hat er geschwungen,
Das pfiff gar scharf durch die Luft einher:
— — „Weh euch, ihr Hochländer Jungen!"

Serbisch.

Auf der Wiese von Kameka
In dem Duft der Thymiankräuter,
In dem Duft der wilden Rosen
Lag Held Milosch Fedorowitsch.

Kummer furchte seine Stirne,
Und sein blaues Auge zuckte
In dem Duft der Thymiankräuter,
In dem Duft der wilden Rosen.

Und an Milosch' Seite graste
Traurig seine weiße Stute
Mirjam, Serbiens bestes Rößlein,
Mirjam, Milosch' beste Freundin.

Wie ein Pfeil, entschnellt dem Bogen,
Flog sie durch die weite Haide,
Schnaubend gleich dem Wind des Nordens,
Wenn sie ihren Milosch trug.

Aber jetzo stand sie traurig
Auf der Wiese von Kametza,
Achtend nicht die Thymiankräuter,
Achtend nicht die weißen Rosen.

Und zu Milosch sprach die Freundin:
„Warum liegt mein Herr und Meister
Thatlos in dem Strahl der Sonne
Auf der Wiese von Kametza?

Ist's der Gram um Anna Kjotvoes,
Jene schlanke Ungartochter,
Der so oft in Debreczin wir
An dem Haus vorbeigeritten?

Ist's der Gram um Kniczanin den
Tapfersten von Serbiens Söhnen,
Den der Türke schnöd erschlagen
An dem Paß von Demir Kapi?

Milosch, Milosch, mein Gebieter,
Scheuch den Gram von deiner Stirne,
Laß uns reiten nach Semendria
Oder nach Kragujewatz.

Anna Kjotvoes liegt im Grabe,
Tot ist Kniczanin, der Alte,
Aber dir wohnt edles Leben
Noch im Baue deiner Glieder.

Auf drum, schwing dich auf den Rücken
Deines treuen Rosses Mirjam:
Auf der Wiese von Kametza
Ist kein Feld für Milosch Thaten.

Serbiens Jugend harrt auf Milosch,
Daß er sie zum Kampfe führe,
Und Konowas Mägdlein sehnen
Sich nach Milosch Fedorowitsch."

— Also sprach die treue Stute.
Doch der tapfre Milosch seufzte,
Gähnend reckt er seine Glieder,
Legt sich auf die andre Seite.

Kummer furchte seine Stirne,
Und sein blaues Auge zuckte
In dem Duft der Thymiankräuter,
In dem Duft der wilden Rosen.

„Mirjam," sprach er, „treues Rößlein,
Milosch Fedorowitsch dankt dir,
Doch mit teilnamvollen Reden
Laß mich gütigst ungeschoren,

Denn was heute mir die Sehnen
Meiner Glieder krampfhaft lähmet
Und was mir im Schädel tobet,
Ach, das kannst du nicht begreifen!

Nicht ist's Gram um Anna Kjotvoes,
Jene schlanke Ungartochter,
Der so oft in Debreczin wir
An dem Haus vorbeigeritten,

Nicht ist's Gram um Kniczanin, den
Tapfersten von Serbiens Söhnen,
Den der Türke schnöd' erschlagen
In dem Paß von Demir Kapi.

Nein, es ist ein ander Leiden,
Das in Milosch' Nerven wütet,
Das in Milosch' Schädel tobet,
's ist ein schnöder Katzenjammer!

Sieh, da saß ich beim Tokayer
Gestern in dem Heldensaale
Mit den weisesten des Landes,
Mit den greisen Hospodaren.

Tapfer trank der alte Schabacz,
Tapfrer Lazarus Brankowitsch,
Doch der tapferste der Trinker
War i ch, Milosch, dein Gebieter.

O Tokayer, edler Glühwein,
Den der Heidenkaiser Probus
Einst als Würze seines Frühstücks
Auf Majariens Berge pflanzte!

Was den Türken nie gelungen
In der Schlacht bei Kibilitschik,
Wo ich dreizehn Stunden kämpfte, —
Das hast du mir angethan.

Schnöd' hast du uns hingeschmettert,
Wie der Blitz die Königseichen,
Untern Tisch des Heldensaales
In dem Schlosse von Kametza.

Dröhnend fiel der alte Schabacz,
Dröhnend Lazarus Brankowitsch,
Doch am dröhnendsten von allen
Fiel ich selbst unter die Bänke.

Ja das war ein Trunk, wie niemals
Vater Noah ihn getrunken,
Und ob diesem lieg' ich jetzo
Auf der Wiese von Kametza,

Lieg' wie ein totmüder Löwe,
Bleischwer sind mir alle Glieder,
Bleischwer ist mir auch der Schädel,
Bleischwer auch die Kraft des Denkens.

Und am liebsten möcht' ich schlafen,
Schlafen möcht' ich, liebe Mirjam,
Drum — mit teilnamvollen Reden
Laß mich gütigst ungeschoren."

— Sprach's der edle Fedorowitsch,
Gähnend reckt er seine Glieder,
Legt sich auf die andre Seite,
Und in kurzem tönt ein Schnarchen
Auf der Wiese von Kametza
Durch den Duft der Thymiankräuter,
Durch den Duft der wilden Rosen.

Schnarchen, wie es nie geschnarcht ward,
Nicht im Feld von Kragujewatz,
Nicht auf Arganlakas Bergen,
Nicht im Thale der Morawa.
Und das treue Rößlein Mirjam
Wandt' sein Haupt in stiller Trauer,
Aus den klugen Augen flossen
Thränen, groß wie Enteneier.
Traurig neigten sich die Gräser,
Traurig rauschten alle Fichten,
Traurig dufteten die Rosen,
Traurig auch die Thymiankräuter.
Traurig sangen alle Lerchen,
Traurig zirpten alle Grillen,
Traurig quakten alle Frösche
Auf der Wiese von Kameha
Um des Milosch Fedorowitsch
Ungeheuren Katzenjammer!

Karneval.

Von Hermann Lingg.

I.

Augen stolze, deren Schimmer
Meiner Nächte Dunkel bannt,
Sapphos Augen hab' ich immer,
Schöne Flammen, euch genannt.

Konnt' ich mich so lang getrauen,
Eurem Zauber nah' zu sein,
Stets in diesen Himmel schauen
Und nicht wünschen, wär' er mein?

II.

Dunkles lieb' ich, dunkle Nacht,
Dunkler Blicke scheu' Verlangen,
Erste Liebe, halb erwacht,
Noch verhüllt und schlafumfangen.

Locken lieb' ich, schwarzgewellt,
Die das Herz in Fesseln schlagen,
Die uns wie die Geisterwelt
Etwas von der Zukunft sagen,

Die so reizend unbewußt
Schon das Bild vor mir erschließen,
Wie sie aufgelöst umfließen
Alles Glück an deiner Brust.

III.

Kein Wunder wär's, es würde frommer,
Wer tief in deine Augen schaut,
In diesen warmen, schönen Sommer,
Wo lauter Lust und Liebe blaut.

Kein Wunder, würde zum Verschwender,
Wer deine Lippen fühlt im Kuß,
Denn die sind solche Feuerspender,
Daß alles Flamme werden muß.

Kein Wunder, würd' er auch zum Diebe,
Zum Räuber, nähm' dir Herz und Hand
Und gäbe sich an deine Liebe
Gefangen ohne Widerstand.

IV.

In dem dicht'sten Maskenschwarme
Sucht' ich dich, und siehe da,
Plötzlich schwebst du mir am Arme,
Warst mir unerkannt so nah.

Vor einander uns maskieren
Können wir ja wunderbar!
Ach ich fürchte, wir verlieren
Uns zuletzt noch ganz und gar.

V.

Treulos war sie jeden Tag,
Liebevoll zu jeder Stunde,
Ganz so, wie man fühlen mag
In der Wasser kühlem Grunde.

Erst Sirene, dann Vampyr;
O, die kleine Nixenseele
Sann beständig, wie sie mir
Aus dem Leib mein Herzblut stehle.

Gern verzieh' ich all die Qual,
Wenn sie wieder mich betröge,
Wenn sie noch ein einzig Mal
An ihr falsches Herz mich zöge!





Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Säckinger Episteln.

Von

Joseph Viktor von Scheffel.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir freuen uns, unseren Lesern hiemit eine Gabe aus dem Nachlasse Scheffels bieten zu können, welche sich dem Besten, Frischesten und Humorvollsten anreiht, was wir an kleineren Prosaarbeiten aus seiner Feder besitzen, und bei der es wahrlich keine Verschiedenheit der Ansichten darüber geben kann, ob sie den Druck verdient. Wohl aber bedarf es im Gegenteil der ausdrücklichen Versicherung, daß diese Aufsätze nicht für den Druck bestimmt waren, daß sie nichts weiter sind als eine wörtliche und unverkürzte Wiedergabe jener Briefe, welche der junge, damals 24jährige Rechtspraktikant Joseph Scheffel an sein Elternhaus in Karlsruhe, an Vater, Mutter und Schwester, geschrieben. Man wird uns dies höchstens bei der ersten „Epistel" noch glauben wollen, kaum bei der zweiten und vollends nicht bei den späteren, die nicht bloß durch die humoristischen Inhaltsangaben, mit denen sie Scheffel eröffnet, sondern auch in jeder Beziehung, in Form und Inhalt, den Eindruck wohl ausgefeilter Druckmanuskripte machen — und dieses Moment ist mit das bemerkenswerteste an diesen Aufsätzen. So groß war der Trieb nach künstlerischer Gestaltung in diesem jungen Rechtspraktikanten, welcher ein Maler werden wollte, daß ihm die einzigen schriftlichen Arbeiten, zu denen ihm sein Amt Zeit ließ, die Briefe an seine Lieben daheim, zu Kulturbildern wurden, wie wir ihrer nicht allzuviele in unserer Litteratur haben, besonders was die plastische Darstellungsweise und den Humor betrifft! Welcher autobiographische Wert diesen Aufzeichnungen aus einer Zeit zukommt, in welcher unserem Dichter zuerst der Gedanke zu dem populärsten epischen Gedicht unserer Litteratur, dem „Trompeter" aufstieg, bedarf nicht erst der Hervorhebung; von dem Plan ist freilich nirgendwo ausdrücklich die Rede, aber die Beziehungen ergeben sich in Hülle und Fülle. Das Hauptgewicht aber liegt auf dem Inhalt an sich, der uns ein merkwürdiges Stück deutscher Erde so überaus lebensvoll vor Augen stellt.

Erste Epistel in die Heimat.

Säckingen, den 6. Januar 1850.

Also in Säckingen! — Heute vor 8 Tagen um Mitternacht habe ich meinen Einzug gehalten; nachdem ich Sonnabend in Offenburg beim wackern Alexander, dem aber die Einquartierung und die Steuerlast schwer auf dem Herzen liegen, Mittag gemacht und abends von Langendenzlingen aus nach Waldkirch hinübergefahren war, wo ich schöne Simonswälder Strohhüte und Taillen, gutes Bier und den Rechtspraktikant Kamm*) antraf, der mich mit germanischer Gastfreundschaft aufnahm, brachte mich der letzte sonntägliche Bahnzug durch die in trüber Schneebeleuchtung sich im Rheine spiegelnden Isteiner Felsen nach Efringen, und von da ward ich — ohne zu wissen wie — in verschiedenen Omnibus und Eilwagen nächtlicherweise nach Säckingen befördert und in mitternächtiger Stunde auf der Landstraße vor dem Postgebäude an die Luft gesetzt. Das erste Wesen, was ich allhier ansichtig wurde, war ein biederer Hausknecht, der sich nach einigen Pausen meiner erbarmte und mich mit dem Koffer in die Stadt Säckingen herein auf den Marktplatz vor das Gasthaus zum „Chnopf" führte.

Hier hatte ich ebenfalls wieder eine Zeit in frischer Luft zu stehen, bis des Knopfes Pforten sich öffneten. Während dieser erwartungsvollen Pause erschien, nachdem von den Glocken der Stiftskirche der zwölfte Stundenschlag dumpf erklungen war, das zweite Wesen, das ich allhier erblicken sollte, — der schnöde Nachtwächter.

„Loset, was i Euch will sage!
D'Glocke hat zwölfi g'schlage,"

sang derselbe krähend; oder krähte derselbige singend (ich lasse euch vollkommen freie Wahl), aber den schönen Zusatz

„Un wo no in der Mitternacht
E Gmüeth in Schmerz und Kummer wacht,
Se geb der Gott e rüehige Stund
Un mach di wieder froh und g'sund,"

diesen sang der schnöde Nachtwächter nicht; er schien ihm nicht in sein System zu passen; was ich ihm sehr verübelte. Allmählich fand sich auch noch ein ferneres Wesen, was mir ein kühles Gastzimmerchen im Knopf zur Verfügung stellte. Wenn einer einen Tag lang bei schneidender Kälte und vielem Schnee teils Eisenbahn-, teils Omnibusweise in der Welt herumgefahren ist, dann weiß er den tiefen Zauber des Spruches, den Marie*) leichtsinnigerweise auf den Oberflächen weißer Zipfelkappen anbringt, zu würdigen: — „Schlafe, was willst du mehr!" — Ich that's.

Geträumt habe ich übrigens sowohl das erste Mal dahier als seithero lediglich nichts; ist auch gar nicht nötig, hab' ich doch seit dem März 1848 so viel geträumt, daß ich noch geraume Zeit an dem Vorrat zu zehren haben werde. Wenn ich hier ein Tannenbaum wäre, in diesem ungeheuerlichen Schnee, dann würde ich es sehr passend finden, von einer Palme zu träumen im heißen Morgenland. — —

Nach dieser unjuristischen Abschweifung vom Träumen komme ich in die realste Wirklichkeit zurück, nämlich aufs Amtshaus zu Säckingen. Dorthin verfügte ich mich am Montag Morgen, ward vom Oberamtmann, meinem Herrn und Meister, günstig aufgenommen und gleich in meinen

*) Ein Mitschüler und Freund Scheffels, derzeit Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe.

*) Des Dichters Schwester.

Geschäftskreis eingewiesen, den übrigen Beamten vorgestellt, bestehend aus einem Assessor Losinger und einem vorsündflutlichen uralten Rechtspraktikanten Gamber, der einmal hier vergessen worden und seitdem auf der Amtsstube stehen geblieben ist; übrigens ein treffliches Gemüt; — den Neujahrs-Abend brachte ich sang- und klanglos bei den Honoratioren aus dem Leseverein zu und zog mich bald in meine Stube zurück, und las noch im alten Hebel, der mir überhaupt noch manchmal eine Medizin sein wird.

Von Freud' und Becherklang ist, glaube ich, in ganz Säckingen nicht viel die Rede gewesen am Neujahrstag, die Schlußrechnung fürs Jahr 1849 war zur Hervorbringung anderer Stimmungen viel geeigneter. Den 1ten Januar 1850 ist Neujahr gewesen. An diesem Tag hab' ich mir eine Wohnung gesucht und selbe auch beim Bürgermeister Leo dahier gefunden, und ist sie auch kein Salon, so kostet sie hiergegen auch nur 4 fl. monatlich und ist, wie ich von allen Seiten versichert worden, eines der „nobelsten" Zimmer dahier. Alsdann hab' ich ein paar Besuche gemacht, — unter andern auch beim Posthalter Malzacher, der sich Vater bestens empfiehlt, — und nachmittags in Begleitung mehrerer Biedermänner und deren Gemahlinnen einen ehrsamen Spaziergang nach Steinen in der Schweiz unternommen, der zu allgemeiner Befriedigung ausfiel. Seit Mittwoch sitze ich nun „festgemauert in der Erden," d. h. in meiner Amtsstube, und helfe mit an der Weltverbesserung durch Vermehrung der Akten-Fascikel, und wenn mir hie und da ein Skrupel kommt, so denke ich an das alte Lied:

Vorm Schreiber muß sich biegen
Oft mancher stolze Held
Und in den Winkel schmiegen,
Ob's ihm gleich nicht gefällt

und schreibe wieder weiter und weiter im Gefühl meiner Würde, daß die Feder knarrt und das Papier rauscht und braust. In diesen Mittelpunkt meines hiesigen Lebens, in diese Schreibstube, wo alle Wurzeln meiner Kraft liegen, muß ich Euch aber noch des nähern einführen. Gebt mir also Euern Arm und folgt mir.

Seitab vom Marktplatz von Säckingen, von der Kirche weg nach dem Rhein hin, steht eine Reihe hochgiebliger alter Gebäude mit spitzbogigen Thüren, vergitterten Fenstern ꝛc. In diesen haust der *Staat*, das heißt: das Amtsrevisorat, die Bezirksforstei und das Bezirksamt. Das stattlichste der Gebäude, ein dreistockiges Haus, ist das Amthaus. Durch eine alte Bogenthüre tritt man ein in die Vorhalle, die, mit Gewölbestellungen versehen und auf zwei Säulenpfosten ruhend, den Weg nach den verschiedenen Amtsstuben eröffnet. Wir gehen aber nicht so schnell weiter, sondern verweilen eine Zeitlang bei den sinnigen Inschriften der Halle. Bei den Türken ist's eine schöne Sitte, die Wände der Moscheen und öffentlichen Gebäude mit Sprüchen aus dem Koran zu versehen. Der deutsche bureaukratische Staat kennt nur einfach geweißelte Wände. Aber der biedere Sinn des Volkes hat hier ergänzend gewirkt und mit zarten Sprüchen aus dem Hauensteiner Koran die kahlen Mauerwände geschmückt.

Ich setze einige bei, wie ich sie aus der bunten Sammlung noch im Gedächtnis habe. Also z. B.:

„Wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das ganze Amtshaus verschlüge!" oder

„Allmächtiger Vater, schenk doch den Amtsherren einen besseren Verstand, daß sie die bürgerliche Rechtspflege besser führen!" oder

„Lange warten müssen macht zornig" — oder

„Heute ist Johannes N. von Herrischried hier gewesen und hat dem Amtmann tüchtig die Wahrheit gesagt!" — oder

„Eine Republik wär' halt doch das allerbeste!" — oder

„Wenn sich alles von selbst erledigte, dann wäre gut Oberamtmann sein!" u. a. m.

Nachdem wir den Duft aus diesen Blüten des Volksgeistes eingesogen, treten wir links zur zweiten Thür ein. (Die Damen werden gut thun, beim Eintritt ihren Flacon vorzuhalten.) Hier ist *meine* Höhle. Aber ich hause nicht allein in ihr. Das Bez. Amt Säckingen hat sich jene Hauptregel der Historienmalerei, nämlich die möglichst „ökonomische Verteilung der Figuren im Raume" gründlich zu eigen gemacht. In dieser Stube gehört nur ein Schreibtisch, ein Aktenfach und ein geringer Flächenraum mir. In einem andern Drittel der Stube haust der eigentliche Herr und Gebieter derselben, der Amtsdiener, und im Reste derselben halten sich in Winterszeit die vorgeladenen Parteien auf, die Gerichtsboten gehen ab und zu, die Gendarmen pflegen der Privatunterhaltung mit Seiner Hochwürden dem Amtsdiener — kurz es geht hie und da äußerst gemütlich zu. Ich bin eigentlich mehr geduldet, als daß ich etwas zu befehlen habe; im Volksbewußtsein ist der Amtsdiener der Haupt-Insasse. Wenn einer hereinkommt, so heißt es zuerst mit einem Bückling „'fel mich Ihnen, Herr Hauser, wie geht's?" u. s. w. Dann noch so beiläufig zu mir und dem Aktuar: „Guten Morgen, ihr Herren." Das ist übrigens von jeher die sociale Position des Säckinger Rechtspraktikanten gewesen — warum sollte ich's anders verlangen? Im Frühjahr hat mir der Herr Oberamtmann eine Übersiedelung versprochen; bis dahin thut mir's vielleicht leid, auszuziehen; denn die Gewohnheit bringt ja dahin, daß einer in einer Mühle Pandekten studieren kann und daß ihm etwas fehlt, wenn er das Geklapper der Räder nicht hört. Ebenso bin ich jetzt schon so vollständig in meine Umgebung eingebürgert, daß ich meine, es könne gar nicht anders sein. Dazu hat nicht wenig der Grundsatz des Aktuars beigetragen, den ich mir alsbald angeeignet habe. Der pflegt nämlich zu seiner Beruhigung bei jeder Tageszeit und bei jeder Gelegenheit, mag er nun ein und dieselbe Verfügung 33 mal abzuschreiben haben, oder mag ihm ein biederer Gastfreund eine Flasche Rheinwein anbieten, den Spruch anzuführen: „*Sei mir heute nichts zuwider!*" und mit dieser Probe habe ich denn auch beschlossen, mich frisch und unbeirrt durch alles Liebsame und Unliebsame durchzuschlagen.

In dieser Höhle nun pflege ich der Kriminal- und Polizeijustiz und sitze des Tags meine 7—8 Stunden, und wenn eine Untersuchung einzuleiten ist, weil einer sein Brod um 2 Lot zu leicht gebacken oder schnöder- und unbefugterweise in stiller Verborgenheit Schnaps ausschenkt — oder wenn einer seinen Hund ohne Maulkorb laufen ließ, so denke ich: Sei mir heute nichts zuwider! und untersuche frisch darauf los, als wenn sonst die Welt aus ihren Fugen gehen müßte. — —

Ist dann das Tagewerk vorüber, so geht die arme Seel ins Gasthaus zum Knopf zu Herrn Broglie, trinkt ruhig ihr Bier aus, und wenn die octroyierte Polizeistunde um 10 Uhr abends eingebrochen ist, so geht sie mit ihrem

Hausherrn, dem jungen Bürgermeister nach Haus und legt sich aufs Ohr, um morgen da fortzufahren, wo sie heute stehen blieb.

Von Elementen der Gesellschaft habe ich bis jetzt entdeckt: einen Assessor, einen preußischen Offizier, einen Advokaten, einen Bürgermeister und ein paar Schweizer Kaufleute, die hier eine Fabrik haben. Anderes bleibt vielleicht noch fernerer Entdeckung vorbehalten. Von Politik habe ich noch kein Sterbenswörtchen reden hören, es denkt hier wohl mancher dabei: „Vorüber, ihr Lämmer, vorüber, dem Schäfer wird's gar zu weh!" und schweigt. Dagegen bringt hie und da einer oder der andere Hebels Gedichte oder den rheinländischen Hausfreund mit, und dann wird ein Tisch an den Ofen gerückt, und alles lauscht den prächtigen allemannischen Weisen oder lacht sich bei den Zundelfrieder- und Zirkelschmieds-Geschichten den Buckel voll, so daß sich der alte Hebel im Grab noch vor Freude umdrehen würde, wenn ihm eine Portion des unsterblichen Gelächters daselbst zu Ohren käme.

Das Amthaus und der Gasthof zum Knopf sind bis jetzt die beiden Pole gewesen, um die sich meine hiesige Existenz drehte; — daß ich noch nicht weiß, wie es 100 Schritte von Säckingen in der Welt aussieht, das habe ich diesmal nicht mir selbst, sondern dem ungeheuerlichen Schnee zuzuschreiben.

Wenn ich neue Entdeckungen an Land und Leuten gemacht haben werde, dann schreib' ich Euch meine zweite Epistel. Für heute ist der Stoff erschöpft. Ich hoffe, daß Ihr mir bald einen schriftlichen Gruß sendet und alle Briefe, die etwa an mich angekommen sind, vor allem aber die Münchener.*) Sodann bitte ich, für den langen Braun**) eine italienische Empfehlung auszuwirken.

Ich selbst bedarf vor der Hand hier nichts weiters, als dessen, was ich mitgebracht habe, und erlasse Euch jede weitere Zusendung von Kleidern und ähnlichem.

Das ganze Haus wolle sich als herzlichst von mir gegrüßt betrachten. Ich schließe mit der Versicherung meiner unveränderten Hochachtung und einem einfachen: Leben Sie gefälligst wohl!

In treuer Liebe

Joseph.

Zur Nachricht für den Vater diene, daß ich die Eilwagenfahrt von Lörrach hieher mit Herrn Ingenieur Stimpf von Waldshut gemacht und mich gut mit ihm unterhalten habe.

Zweite Epistel in die Heimat.

Säckingen, den 13. Januarii 1850.

(Wie der Doktor Scheffel seine erste Ausfahrt in den „Wald" gehalten und dabei den Balthes Ricker, mehrere Schneelandschaften und andere Hauensteiner Biedermänner, sowie den „Mensenharts Joggele" kennen gelernt hat.)

Heute ziehen wir ein doppeltes Paar wollene Socken an und suchen unsere wärmsten Handschuhe vor und leihen bei der Kellnerin im Knopf ein Paar Salbandüberschuhe, und der Amtschirurg Vogelbacher setzt seine alte Pelzkappe auf und zieht die großen Pelzohren daran herunter; — denn es ist giftig kalt, und das Amt muß in den Wald fahren.

Bekanntlich hat das Sprichwort „Laßt die Toten ruhen" keine juristische Bedeutung, im Gegenteil, wenn einer nur ein wenig auf abnorme Weise das Zeitliche gesegnet hat, so kommt er nicht eher zu seiner Grabesruhe, als bis Amt und Physikat ein riesenhaftes Protokoll über ihn aufgenommen haben, denn wozu wäre denn das viele Papier auf der Welt, wenn es nicht verschrieben werden sollte?

Diesmal war einem armen jungen Burschen von Schweighof, der von einem weiten Weg bei Nacht und Nebel nach Haus wollte, auf der Günnenbacher Höh' oben der Lebensgeist und die Kraft zum Weitermarschieren ausgegangen, und er hatte sich aufs Ohr in den Schnee gelegt, um nimmer wieder auf zu wachen.

Deswegen standen mittags 12 Uhr die Schlitten vor dem Amthause, leichte zweisitzige Fahrzeuge, und den einen bestieg das Bezirksamt, nämlich ich und mein schnöder Aktuar, und den andern bestieg eine große Pelzkappe, ein Mantel und ein paar Wasserstiefeln, und das war das Physikat, nämlich der Amtschirurg Vogelbacher. (Dieser Biedermann würde eigentlich eine besondere Abhandlung verdienen; — z. B. hat derselbe die Bedeutung eines guten Schnapses zu jeder Tageszeit so tief erfaßt und den Kultus des gebrannten Geistes so andächtig getrieben, daß auf 6 Stunden im Umkreis der durstigste Mensch, wenn ihn Kälte oder Überzeugung zu einem ähnlichen Schritt veranlassen, nicht mehr sagt: „Bringt mir einen Schnaps!" sondern, was zugleich viel plastischer klingt: „Bringt mir einen Vogelbacher!")

Und bald knallten die Peitschen und rasselten die Schellen, und fort sausten Amt und Physikat durch die glatte Schneebahn; und fuhren den Rhein entlang bis Obersäckingen, und dann ging's links ab bergan in den Wald hinauf, und noch ein paar schöne Durchblicke durch die Baumgruppen nach dem Rheinthal und den glatt abgeschnittenen Schweizerbergen gab's; dann fuhren wir einem duftigen Nebel entgegen, und bald war die Ferne verhüllt, und das Auge sah nur noch die weiten Schneeflächen, die unvermerkt und ohne bestimmbare Grenzlinie in den Horizont übergingen (— ganz dasselbe Bild in Weiß und Grau gemalt wie bei Meer und Himmel in Blau), und nur hie und da ragten ein paar schweigsame Tannen, deren Nadeln vom Reife so fein beeist waren, wie der Bart meines Aktuars, zwischen durch, oder es tauchte ein einsam zugeschneites Strohdach auf, um zu erinnern, daß außer den Füchsen, Raben und Rehen, an die uns die Fußspuren im Schneefeld gemahnten, auch noch der homo sapiens Linnei in diesen Gefilden existiere. So ging's durch Rippolingen und Harpolingen nach Willaringen.

Dort stund ein stattlich Wirtshaus und „Balthes Ricker baut mich" über der Thür geschrieben, und heraus trat er selber, der alte Balthes, eine Gestalt wie aus Erz gegossen, in dem roten, mit Sammet ausgelegten Hauensteiner Tschoben, mit dem feingefältelten Hemdkragen, kurzen Hosen, und Strümpfen und breiten geschnallten Schuhen. Und er lupfte sein schwarzes Käpplein und fragte nach der Herren Begehr.

Und als wir uns des Wegs nach dem Schweighof befragten, um den in sein elterliches Haus verbrachten Verunglückten dort zu besichtigen, — da lächelte der alte Balthes und sprach: „Da hätten die Herren früher kommen müssen, heut früh hat ihn der Pfarrer von Rickenbach be-

*) Dort hatte Scheffel studiert, auch später oft verweilt und besaß daselbst zahlreiche Freunde.

**) Der nachmalige Kunstschriftsteller Julius Braun.

graben.“ Und der Stabhalter von Willaringen bestätigte es. Da wurde denn hier Halt gemacht und dem Stabhalter die Weisung erteilt, den Bürgermeister von Schweighof und die Angehörigen des Verunglückten hieher bestellen zu lassen. Wir traten in die Wirtsstube. Nach altem Brauch kam der alte Balthes zu jedem heran, schüttelte ihm kräftig die Hand und sprach: „Willkommen!“ und das kam mir so herzlich vor, daß ich mich fast veranlaßt fand, es mit dem herzlichsten Gruß aus meiner Sammlung, nämlich einem kräftigen „Leben Sie gefälligst hoch!“ zu erwidern; ich bedachte mich aber zu rechter Zeit, daß diese germanische Redensart vielleicht ebensowenig Anklang finden würde als der griechische Gruß Χαῖρε, den jener Storch auf dem Halsband geschrieben dem Schwarzwälder in Nordamerika zubrachte, und den dieser als „Kaibe“ interpretierte.

Und dann stand das „dunderschießige Maidle“, das am Fenster beim Spinnrad saß, — des alten Balthes Tochter, auf und kam ebenfalls mit „Gottwilche!“ zu fragen, was uns gefällig sei; — und wenn sie auch nicht sylphidenartig durchs Zimmer schwebte, sondern handfest auftrat, und wenn auch ihres Mieders Taille keineswegs, um mit Dahlmann zu reden, „auf Grund und Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“,*) sondern viel zu hoch war, so war doch die kurz aufgeschürzte Erscheinung mit ihren zwei langen kastanienbraunen Zöpfen so ansprechend, daß selbst Vogelbachers, des Amtschirurgen Antlitz sich verklärte, als wenn er ein altes Kirschenwasser von 1822 vor sich geschaut hätte.

Nachdem eine Herzstärkung genommen und mit dem alten Balthes mancherlei über schlechte Zeiten und Kriegsläufte und Schneebahnschlitten gesprochen worden war und sich dabei herausgestellt hatte, daß er kein leidenschaftlicher Verehrer der Gothaer Partei und ihm der Reichstag zu Erfurt ziemlich „Wurst“ war, — kamen durch den Schnee die anher vorgeladenen Männer anmarschiert; die Gäste verzogen sich aus der Stube, das Maidle nahm sein Spinnrad und verzog sich auch, und das Verhör begann.

Zuerst der Bürgermeister von Schweighof. Er hatte es so natürlich gefunden, daß man einen Toten auch begrabe und nicht zu warten brauche, bis Amt und Physikat ihn besichtigt haben, — er kannte weder die betreffenden Ministerialverfügungen im Regierungsblatt vom so und so vielten noch die einschlagenden §§. aus Mettigs Polizeigesetzgebung, die das Gegenteil vorschrieben, daß alle Versuche, ihn eines Unrechts zu überzeugen, an ihm abprallten. Alter Bürgermeister, wenn du gewußt hättest, wie groß meine Freude über deine Gesetzesübertretung war, und was du mir damit selbst für einen Gefallen erwiesen, — der amtliche Verweis, den ich erteilen mußte, hätte noch einige Lot von seinem ohnedies nicht schweren Gewicht bei dir verloren!

Dann der alte Vater des Verstorbenen. Sein Bub war fortgegangen, um die in anderen Ortschaften wohnenden Mitglieder der Familiensippschaft zum Begräbnis eines Verwandten einzuladen, — denn das Unterbleiben dieser Einladung auch an den Entferntesten gilt im Hauenstein als ein großer „Affront“, und wie er am selben Abend noch mit den Eingeladenen heimgehen wollte, verließen ihn die Kräfte oben auf der Höh' bei Egg, und er blieb im Schnee liegen, und ehe seine Begleiter mit dem Schlitten zu Hülfe kamen, war er schon erstarrt. 's war ein braver Bursch von 24 Jahren, und dem Alten rann manche Thräne die Wange herunter, bis er die Geschichte zu Ende erzählt hatte.

Dann die übrigen Angehörigen desselben.

Nachdem ich sie mit gutem Trost und Zuspruch entlassen hatte, wurde beschlossen, die Untersuchung in Egg fortzusetzen, wo die Leute waren, die den Erstarrten vom Berg herabgeholt und wieder zu beleben versucht hatten. Und der alte Balthes Ricker meinte, wann ich wieder einmal zu ihm komme, dann werden die Matten grüner und die Einquartierungssteuern kleiner sein, und dann werde mir's besser im Wald oben gefallen. So hab' ich auch gedacht; — aber der Mensch denkt und der Mensenharts Joggele lenkt!

An letzteren hatten wir beide nicht gedacht.

Und wieder fuhren die Schlitten in gutem Trabe des Weges weiter und durch Duft und Nebel und weite Schneefelder in den alten Willaringer Tannenwald; das war eine Waldeinsamkeit, der Boden hoch mit Schnee bedeckt, und die Schwarzwaldtannen, gebückt und traurig unter der Schneelast, ließen ihre Äste hängen, und man sah's ihnen an, daß sie einen schweren Traum träumten, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich ein paar Minuten so ins innere Mark einer Tanne hätte hineinschauen und die Gedanken, die da langsam auf- und niedersteigen, herauslesen und entziffern können. Es muß eine eigene Welt sein, so ein „harziges Tannenbewußtsein“. — Ob der Amtschirurg Vogelbacher, als wir durch den Willaringer Tannenwald fuhren, dieselben Wünsche und Gedanken gehegt wie ich, habe ich nachmals nicht in Erfahrung gebracht. —

In Egg ließen wir ihn ruhig weiter fahren und stiegen zur Fortsetzung der Untersuchung im Wirtshaus des Fridolin Thoma ab, wo die Eiszapfen Mann an Mann vom Dache bis auf den Boden herabhingen. Es ließ sich jedoch Bahn durch dieselben brechen, und die warme Wirtsstube nahm uns auf. Hieher wurde nun männiglich vorgeladen, wer über den Unglücksfall Auskunft geben konnte, und ein paar Stunden inquiriert. Dann blieb ich noch eine gute Zeit bei den Leuten sitzen und trank und sprach mit ihnen über dies und das. Es war eine Hauensteiner Stube wie auf dem Kirnerschen Bilde, um den großen Porzellanofen eine Ofenbank, die man sonderbarerweise „Kunst“ nennt, und die auch während der Winterszeit den Mittelpunkt der Thätigkeit manches Biedermannes bildet, indem er darauf den edlen und freien Künsten des Schnapstrinkens und Schlafens gleichmäßig obliegt.

Darauf saßen nun die Mannen, die Ellenbogen kräftig auf den Tisch gestützt, und erzählten mir, „dem Herrn Amtmann“, allerlei Geschichten, und es sprach sich ein so inneres mit sich und der Welt Imreinensein in allem aus, daß mir's recht behaglich zu Mut wurde. So viel ward mir ebenfalls klar, daß wenn Proudhon oder Leroux oder irgend ein anderer Apostel des Socialismus in eine Hauensteiner Stube einträten, sie fünf Minuten später Bomben ähnlich wieder hinaus fliegen, beziehungsweise gefuhrwerkt würden. Zum Entsetzen für jeglichen Humanisten stellte einer von den Leuten den Satz auf: „Bei uns hat's eigentlich der Bettler am allerbesten, er braucht für

*) Anspielung auf den Titel des Dahlmannschen Werks: „Politik, auf den Grund in das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“ (1835).

nichts zu sorgen, geht durch alle Weltläufte ohne Furcht, etwas dabei zu verlieren; wo er hinkömmt, kriegt er ein Obdach und dort wieder eine Speckseite oder einen Schnaps, und wenn's ein alter Knabe ist, von dem man weiß, daß er sein Teil Leben schon gelebt hat, so genießt er noch hohe Achtung und sein Rat wird von alt und jung gesucht."

Ein anderer erzählte, wie er einmal in Basel bei einem reichen Herrn gewesen und habe einen schweren Kartoffelsack in den Keller getragen, und da sei er ihm gefallen und er habe den Herrn gebeten, ihm den Sack aufzulupfen, und da sei dieser so krumm und schwach und steif gewesen, daß er sich kaum habe bücken können, und habe vergeblich an dem Kartoffelsack sich abgezappelt, und da habe er zu dem Kaufherrn gesagt: „Ihr seid ein armer Mann und ich bin ein Freiherr!!"

Solche und ähnliche Ketzereien wurden vielfach aufgestellt, und es wurde mir dabei klar, daß man nicht nöthig hat, mit Fallmerayer bis auf den Berg Athos zu gehen, um bei den Hagion Oros-Mönchen Friede und Weltüberwindung zu finden; — daß dies auch noch anderswo als „hinterwärts von Trapezunt" gefunden werden kann. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung war natürlich der im Schnee Verunglückte, und da erzählten sie mir, daß es vielfach vorkomme, daß einer bei Nacht im Schnee aus der Bahn verlaufe und so lang herum irre, bis er liegen bleibe; — und daß es auch sonst passiere, daß einer auch ohne getrunken zu haben eine ganz falsche Wegrichtung einschlage und hie und da, wenn er drei oder vier Stunden gelaufen, wieder da ankäme, von wo er ausgegangen — ohne zu wissen, warum und wie. Das habe aber seinen Grund gewöhnlich darin, daß es an solchen Orten „nit sufer sei" und dort „Einer umgoht". In der Nähe von Egg geht auch so ein Geist um, der die Leute irreführt.

Da dies unbefugte Irrführen von Leuten im Polizeistaat unmöglich geduldet werden kann, so inquirierte ich alsbald genauer in betreff dieses in meinem Amtsbezirk umgehenden Geistes, konnte aber nur soviel erfahren, daß derselbige den geisterhaften Namen „Meysenharts Joggele" führe, und daß seine amtliche Stellung im Geisterreiche darin bestehe, mit den Leuten von Egg und Umgegend — um einen Stettenschen Ausdruck zu gebrauchen — „Schindluder zu treiben." Derselbe scheint also in der nämlichen Branche angestellt zu sein, wie der Poppele von Hohenkrähen und der Rübezahl in Schlesien — ob er aber Unterstaatssekretär oder bloß vortragender Rat oder gar nur Assessor oder Volontär in diesem Departement ist, und woher er überhaupt stammt und warum er seine sociale Position gerade dahier gefunden hat, darüber schwieg die Geschichte. —

Gegen 8 Uhr abends nahm ich von den Hauensteinern unter Versicherungen gegenseitiger Hochachtung Abschied. Der Schlitten fuhr lustig von dannen; kurz vor Egg rasselten wir zwar an einen Feldstein an und brachen ein Stück von der Deichsel entzwei, allein das war bald repariert, und ich sah es als einen Tribut für den Meysenharts Joggele an.

Allein das war dem schnöden Geist nicht genug. — Immer weiter fuhr der Schlitten in die nebelgraue Schneenacht hinein, und immer ging's gleichmäßig eben fort, und der Postillon meinte, es gehe etwas lang, bis die Straße bergabwärts nach Säckingen führe, — und immer geisterhafter ragten die Tannen da und dort und knarrte die Schneedecke, aber es ging immer noch nicht bergabwärts und Säckingen erschien nicht. Und immer kälter pfiff die Abendluft, und selbst dem Postillon ward etwas problematisch zu Mut, wie jenem Mann an der Kanderer Straße:

„Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bin i achterst woni sott?"

und ich selber dachte verdammt wenig mehr an Elfen und Schneegeister und an das Rauschen der Schwarzwaldtannen und die Poesie einer nächtlichen Schlittenfahrt, sondern vielmehr an ein warmes Nest und einen Schluck Vogelsbacher zum Schutz gegen Erkältung. Und nach beinahe zweistündiger Fahrt war's noch immer nicht bergab gegangen! Endlich schimmerte ein fernes Licht. Columbus kann nach der Küste von San Salvador nicht sehnsüchtiger geschaut haben als wir nach dem Licht. Wir kamen vor der Behausung an, der Postillon trat heraus und randalierte, und wer kam hervor? Wer frage ich! Das war der nämliche rote Tschoben und die nämliche Gestalt wie heute mittag, — das war der ganze leibhaftige alte Balthes Ricker von Willaringen; und wir hatten durch gütige Vermittelung des Meysenharts Joggele das Kunststück aufgeführt, von Egg in einem weiten Umkreis statt nach Säckingen wieder nach Willaringen zu fahren, und die Matten waren noch nicht grüner und die Steuern noch nicht kleiner geworden, als uns der alte Balthes sein zweites „Willkommen" entgegen brachte.

Mir aber war's, als ob der Meysenharts Joggele mit stillem Gekicher sich auf der Deichsel unseres Schlittens aufrichtete und folgende Standrede an uns hielte: Ersehet hiemit, hochweiser und gelahrter Doktor, wie weit ihr Menschen-Geziefer mit all eurer Weisheit kommt; da kutschiert ihr mit aller Sicherheit durchs Leben, und nach langer Irrfahrt kommt ihr doch wieder dort an, von wo ihr ausgegangen seid; da macht ihr Revolutionen, aber während das Ziel gerade vor euch liegt, fahrt ihr den Weg links, und nach ein paar Jahren Irrfahrt seid ihr wieder am alten Fleck und habt euch höchstens noch eine gelinde Erkältung zugezogen. Ersehet hieraus ferner, daß es noch viel zwischen Himmel und Erde giebt, wovon nichts in euren Kompendien steht, z. B. mich, den Meysenhart Joggele, — und wenn euch eure Lebensbahn, was noch öfter vorkommen wird, wieder einmal ganz anders wohin verschlägt, als wohin euer Dichten und Trachten war, so denkt an mich und an die Logik von uns kleineren Geistern und jungen Teufeln, die auch ihre Berechtigung hat. Im übrigen nehmt jetzt ein Glas Kirschenwasser zu euch und gehabt euch wohl, Herr Doktor!"

Ich meinerseits ließ mich auf den ersten Teil dieser Meysenhart Joggeleschen Standrede im Gefühl meiner Souveränität nicht weiter ein, fand jedoch seinen schließlichen Rat so vernünftig, als wenn ich mir ihn selbst erteilt hätte, trank in stillem Grimm einen Bittern, sagte dem Bürger Postillon noch einige Grobheiten, ließ mir vom alten Balthes noch den germanischen Trost erteilen, daß es so trotz alledem besser gegangen sei, als wenn der des Weges unkundige Postillon uns den Berg hinab nach Säckingen gefahren hätte, da er auf der neuen Straße noch leichter hätte aus der Bahn kommen und uns das Vergnügen eines Sturzes in die Tiefe bereiten können; — und nach kurzem gedachte ich der weißen Zipfelkappe

und des „Schlafe, was willst du mehr?", legte mich samt dem Actuario aufs Ohr und entschlummerte.

Des andern Morgens fuhren wir dann bei guter Stunde wieder weiter, mußten abermals zum Erstaunen unserer Freunde von gestern abend durch Egg, fanden diesmal den rechten Weg und hielten wohlbehalten nach herrlicher Bergfahrt unsern Einzug in der „getrewen und festen Waldstadt Säckingen."

Wie wir aber des Abends im Wirtshaus zu Säckingen unsere Irrfahrten erzählten und sämtliche Gäste einverstanden waren, daß das lediglich dem Bürger und Geist Meysenhart Joggele zuzuschreiben sei, da schmunzelte der Amtschirurg Vogelbacher, der trotz seines Kultus der gebrannten Geister ein großer Rationalist ist, pfiffig und sagte: „Ach was Joggele! Was den Herrn Rechtspraktikanten nach Willaringen zurückgeführt hat, heißt nit Joggele, sondern Vreneli, und ist dem alten Balthes seine Tochter. Er hat die am Mittag schon mit so großen Augen angeguckt, samt ihren kastanienbraunen Zöpfen, — mir geht ein Licht auf wie eine Pechfackel. Herr Knopfwirt, noch ein Gläslein!"

Und seit der schnöde Amtschirurg diese Hypothese aufgestellt hat, mag ich sagen, was ich will, so giebt's allerhand Biedermänner, die mit schlauem Lächeln die Achseln zucken, wenn von der Doppelfahrt nach Willaringen die Rede ist.

Auch daran ist noch der Meysenharts Joggele schuld! —

Dritte Epistel in die Heimat.

Säckingen, den 2. Februar 1850.

(Wie der Doktor Scheffel auf die Entdeckung eines Vetters, beziehungsweise einer Cousine auszog, selbe aber für diesmal nicht finden konnte. Ein Kapitel, worin auch einiges von sauren Gurken und von Jena vorkommt.)

Wenn der Mensch so eine Woche lang nicht aus seiner Höhle herausgekommen ist, in welcher er zur Ehre des modernen Staates Polizei- und Kriminal-Akten zusammenschmiert, so stellen sich hie und da ganz seltsame Gedanken bei ihm ein, die kommen unangeklopft und ohne daß ihnen der Amtsdiener Hauser ein Herein! zugerufen; und es steht von ihnen weder im badischen Strafedikt noch in Rettigs-Polizeigesetzgebung eine Silbe.

So sitz' ich neulich bei meinen Akten und denk' über einen schweren Fall von Zolldefraudation nach, und wie ich weiter denke, wird mir selber irgend ein fremdes Bündel Gedanken in den Schädel eingeschmuggelt, und wie ich recht umsehe, denk' ich nimmer an Zoll und Accise, sondern an meine verschiedentlichen Cousinen! Und da dacht' ich mit sonderbarer Hochachtung an die blonde Dame von Paris, der ich am Wolfsbrunnen zu Heidelberg im Rauschen des Quells und der Linden erklärt hatte, was das germanische Gemüt sich unter dem Begriff „träumen" für eine unendliche Welt vorstelle, und die mir darauf höchst naiver Weise geantwortet: „oh que je pourrais rêver avec vous!" und dachte ferner an die kleine Cousine Ida mit den großen blauen Augen und so weiter und hätte schließlich beinahe folgenden Beschluß zu den Akten geschrieben:

„In Erwägung, daß in Großlaufenburg ein Onkel meiner Cousine Ida wohnt; — in Erwägung ferner, daß dieser Biedermann zwar Fürsprech und Großrat, mir aber völlig unbekannt ist; — in Erwägung jedoch, daß dieser Mann notwendigerweise eine schöne Tochter besitzen muß; in Erwägung, daß die Bekanntschaft dieser Tochter, die derselbe notwendigerweise besitzen muß, wesentlich zur Erweiterung meines Cousinensystems beitragen wird: beschließt der Respicient für Kriminalsachen, heute nachmittag nach Großlaufenburg zu gehen, um die Tochter zu entdecken, die der Fürsprech Heim notwendigerweise besitzen muß."

Dieser Beschluß wurde alsbald ausgeführt. Es wölbte sich gerade ein prächtiger, dunkelblauer Himmel über Berg und Thal und wehte ein halbes Frühlingslüftlein, daß selbst der gestrenge Oberamtmann die Versäumnis der Kanzleistunden für entschuldbar fand. Ein Begleiter war auch bei der Hand, nämlich der rotbärtige Militärarzt aus Westphalen, und also wanderten wir am Mittag des „schmutzigen Donnerstags" über die alte hölzerne Rheinbrücke hinüber gen Großlaufenburg, er um chirurgische Instrumente zu kaufen, und ich, um eine helvetische Cousine zu suchen; — und marschierten frisch zu, durch allerlei Maskenspuk im Dorfe Sisslen und durch einen großen Tannenwald, und sprachen allerlei über deutsche Politik, wobei sich herausstellte, daß unsere Ansichten so gleichartig waren wie die Zwecke, die uns gen Laufenburg führten! Und nach zwei Stunden hatten wir die Türme des Städtleins vor uns, und liegt dasselbe gar stattlich in der Höhe des Rheinstrudels und bietet mit der alten gotischen Kirche oben auf dem Felsen und einem alten Stadtwall und mehreren Thortürmen einen gar stattlichen Anblick, von dem sich mein Skizzenbuch seinerzeit eine Abschrift nehmen wird.

Nun haust aber in Großlaufenburg außer den mir unbekannten Größen auch noch eine mir bekannte, nämlich der Professor an der Realschule, Clemens, mit dem ich so manches Stübchen Lichtenhainer in Jena getrunken, und der ein so lammfrommes Gesicht machen kann, daß ihm's niemand ansieht, daß er der Verfasser der famosen „Geschichten, wie man sie in Thüringen erzählt" in den Fliegenden Blättern ist. Diesen wollt' ich zuerst aufsuchen, auf daß er mir wie ein Johannes in der Wüste die Wege bahne zum Herren Fürsprech. — Einen Biedermann, der drei Jahre in Jena studiert hat, sucht man, und wenn er in dem entferntesten Nest von Europa wohnte, am sichersten zu jeder Tageszeit im besten Wirtshause dieses Nestes auf. Ich dämmere also in die Post. Richtig sitzt mein Krauskopf Clemens hinter seinem Schoppen. Ich stelle mich vor ihn hin und sehe ihn ruhig an, da macht er zuerst sein ernstes, lammfrommes Gesicht, als wenn er einen Generalsuperintendenten vor sich hätte — aber die Mienen ziehen sich immer normaler und juristischer und jenischer und zuletzt schüttelte er mir mit einem herzlichen: „Ach so, d u bist's, alte Jacke? wo führt dich der Teufel her?" die Hand.

Und nun ging's los, und war ein förmliches Feuerwerk von Frag' und Antwort, und mußte mancher Schoppen den Weg seiner Bestimmung wandeln, und wer das alte Lied einmal gesungen hat:

Nichts Schönres kannst du haben
Und was das Herz mehr freut,
Als wenn zwei alte Knaben
Sich seh'n nach langer Zeit!

der weiß, wie's uns zwei beiden zu Mut war. O Lichtenhain und Jena, o Zeiten wundersam! wer einmal auf

dieses Thema kommt, der verläßt es so bald nicht mehr, und wenn ein Faß Bier in der Nähe steht, wo zwei Gesellen von Jena sprechen, da hat selbiges Bierfaß hundert Prozent mehr Wahrscheinlichkeit leer zu werden, als voll zu bleiben; zumal, wenn die Gesellen von dem Schlag sind wie der biedere Klemens, von dem die Sage geht, daß er einstmals auf dem Markte zu Jena mit nur einem Genossen sich ein Fäßlein Rudolstädter Braunes angeschrotet hatte und einem unschuldigen Füchslein, das auch um einen Schluck bat, zur Antwort gab: „Geh zum Teufel, Fuchs; siehst du nicht, daß wir hier schon zu zweien sind?" — Da stieg sie wieder auf in ihrer alten Pracht, die Zeit burschenschaftlichen Schwärmens und zertrümmerter Staketen, die Zeit der Bummellieder und geraubter Gänse, die Zeit riesenhafter Entwürfe und noch riesenhafteren Durstes; und eine stille Wehmut, die aber dennoch ein solides Trinken nicht ausschloß, stellte sich ein beim Gedanken: wo sind die hingeweht vom Sturm der Zeit, all die stolzen Himmelsstürmer, die damals den Schläger und den Steinkrug schwangen? — Die einen, die weinen; die andern, sie wandern; die dritten, noch mitten in strudelnder Flut; — und manche gestorben, und manche verdorben! — — Ach, lieber Gott! und auch er war gestorben, Zottel, der Teutonenpudel, der so stolz einst auf dem Markte zu Jena seinem Herrn die Pfeife nachtrug und mit den Hunden der Corpsburschen sich herum biß; — und auch ihm weihten wir ein stilles Glas! — Und kaum waren wir über die ersten Einleitungen hinaus, und kaum hatten wir der Erinnerung an Jena nur das geringste Maß von pietätvollem Tribut gezollt, als schon die Sternlein am Himmel aufzogen, und wie mir allmählich der ursprüngliche Zweck der Laufenburger Fahrt wieder aufdämmerte und ich dem Bürger Klemens sagte, er solle mich jetzt zum Fürsprech heimführen, und den Rheinwirbel wolle ich auch noch sehen, da machte er wieder sein lammfrommes Gesicht und sprach: „Dies kommt später!" Und der Orion war schon ziemlich hoch über der Rheinbrücke und der große Bär trieb sich auch schon am Himmelszelt seit geraumer Zeit herum, als wir die Post verließen. „Jetzt gehen wir zum Fürsprech Heim," sprach Klemens, „dort gilt keine Viertelstunde, — aber vorerst muß ich dir meine Bude zeigen." Und wie ich mit ihm heraufstieg, da war ein Tischlein in seiner Behausung gedeckt, und paradierte darauf ein germanischer Schwartenmagen und zwei große Flaschen Rotwein und — was bei einem spezifischen Jenenser Frühstück nie fehlt, aber auch außerhalb dieses Kultus nicht in Deutschland vorkommt — ein paar kürbisartige, riesenhafte, eingemachte Wassergurken. Wassergurken! „'s ist das einzige Trümmerstück Jenaischer Kultur," sprach Klemens, „was ich nach der Schweiz verpflanzt habe. Lichtenhainer giebt's nicht, Köstritzer giebt's nicht, — da hab' ich wenigstens eine Erinnerung groß gezogen und mir ein Quantum Wassergurken nach jenaischen Rezepten eigenhändig eingemacht."

O diese Wassergurken! es lag ein weltgeschichtlich erschütternder Inhalt in diesen Wassergurken. —

Was blieb übrig, als in stiller Rührung dieses jenaische Frühstück zu verzehren; — denn wer auf dortiger Hochschule seine Studien gemacht, der frühstückt zu jeder Tageszeit —; — und der Rotwein lag auch nicht überzwerch in den Flaschen und wieder stieg die Zeit von Jena in ihrer alten Pracht auf, und mit verhülltem Antlitz entflogen die verschiedentlichen Cousinen aus den Prachtsalons meiner Gedanken. —

Wie wir aber endlich wieder hinabgestiegen waren, da sprach der wassergurkeneinmachende Klemens ganz trocken: „Wenn es dir jetzt genehm ist, so will ich dich zu deinem Fürsprech führen." Aber da kamen mir die Häuser so wacklig und der Boden so sonderbar vor, und der Mondschein war so grell und der Rhein rauschte bergan und jene Stettensche Stimmung, wo dem Menschen klar wird, daß es keine Ideale giebt, bum! bum! ergoß ihren Zauber über mich, so, daß ich erwiderte: „Dies kommt später! vorerst führ mich nach Kleinlaufenburg zum Militärarzt mit dem roten Bart, und führe mich sorgsam, mein Sohn Hadubrand, und halt in allem Wechsel der Zeiten nur das eine fest, daß der „Weltgeschichte faustisch prometheisch Ringen nur ein Funke aus dem großen Lavastrom des Absoluten ist!" —

Der wassergurkeneinmachende Klemens führte mich treu und sorgsam zu meinem Reisegefährten, der inzwischen einen Leiterwagen behufs der Heimfahrt aufgetrieben hatte. Wie's aber ans Abfahren ging und die Peitsche des schnöden Kutschers knallte, machte Klemens wieder sein lammfrommes Gesicht und sprach: „'s ist übrigens ein Glück für die schöne Tochter, die der Fürsprech Heim notwendigerweise besitzen muß, daß er keine hat, denn in deinem absoluten Zustand heut abend hättest du ihre Eroberung doch schwerlich gemacht. Auf Wiedersehen!" —

Und also rasselte ich im Leiterwagen durch die mondhelle Nacht über Rhein und Murg nach Säckingen zurück und hatte zwar keinen Vetter, aber doch auch keine Cousine entdeckt. Der rotbärtige Militärarzt aus Westphalen aber, der in seinen Mußestunden Hebels Schatzkästlein zu lesen pflegt, sprach im Ton des rheinländischen Hausfreunds:

Merke erstens: Du mußt in der Schweiz keine schöne Cousine aufsuchen, wenn keine da ist.

Merke zweitens: Wenn du sie aber, trotzdem sie nicht existiert, doch aufsuchen willst, so besuche vorher keinen alten Bekannten, mit dem du in Jena studiert hast, zumal, wenn selbiger eingemachte Wassergurken besitzt.

Merke drittens: Ein Glas frisch Wasser morgen beim Aufstehen wird gut für den Katzenjammer sein! —

Vierte Epistel in die Heimat.

Säckingen, den 14. Februar 1850.

(Wie der Doktor Scheffel nicht von Amts wegen, sondern vergnügungshalber nach Herrischried in Wald gefahren und was mancherlei Gestalt von Vergnügen er dabei zu genießen bekommen.)

In der Fastnachtszeit treibt der Mensch allerhand Absonderliches und meint, es sei ein Vergnügen; — das Säckinger junge Volk treibt sich in einem von Kunst wie von Schönheit gleichmäßig entfernten Maskenkostüm in den Straßen herum; der Honoratior wandelt bedachtsam nach Obersäckingen zum herkömmlichen Schinkenfestessen, arbeitet sich durch riesenhafte Barrikaden von Kalbskeulen, Zungen und Schinken durch, singt mit hundertfachen Variationen neben, unter und auf dem Tisch das Lied „Freut euch des Lebens" und begräbt die Sorge um Belagerungszustand und um den nahen Krieg mit der Schweiz im Grenzacher und Markgräfler Weißen.

Ich meinerseits war durch all diese Herrlichkeiten noch nicht vollständig beruhigt und beschloß deshalb, mit einer amtlichen Kommission, die am Fastnachtsdienstag weit hinten auf dem Wald zu Rütte nach ein paar Biedermännern fahnden wollte, die dem Staat bei dem schweren Geschäft des Münzprägens in liebevollem Anteil durch eigene Arbeit nachgeholfen hatten, als Volontär zu fahren.

Also saßen des Morgens um acht Uhr wir drei, der Amtsverwalter Gamber, der Aktuar Steinmann, der den Spruch: „Sei mir heute nichts zuwider!" erfunden hat, und ich im großen Eliaswagen und fuhren waldeinwärts. Der Eliaswagen ist unter seinen Mitwägen seiner Abnormität halber fast ebenso berühmt wie der Amtschirurg Vogelbacher unter seinen Mitmenschen. Bei der Konstruktion anderer Equipagen geht der sachkundige Meister von dem Grundsatz aus: das Fahren ist die Regel, das Umwerfen ist die Ausnahme. Der Erbauer des Eliaswagens aber, der wohl wußte, welcher Unterschied zwischen einer Kunststraße im Berliner Tiergarten und den Vizinalwegen im Wald besteht, baute seinen Wagen nach dem Grundsatz: das Umwerfen ist die Regel, das ungehinderte Fahren nur Ausnahme. Deswegen legte er als Gegengewicht gegen das Umwerfen alle Schwere in die Axe und die Räder des Wagens, und damit kein Gewicht von oben drücke, spannte er seitwärts und oben nur ein Spritzleder über und des Gleichgewichts halber richtete er keine gewöhnlichen Sitze ein, sondern versah ihn mit einem sattelförmigen Bock, auf dem die Insassen des Wagens wie die vier Haimonskinder sitzen können.

Wer einmal zwischen Merseburg und Treuenbrietzen, oder bei Zwickau in einer Extrapostchaise gefahren, kann sich von der sonstigen eleganten Ausstattung unseres Eilwagens eine annähernde Vorstellung machen.

Durch diese lobenswerten Eigenschaften aber hat sich der Eliaswagen den Ruhm erworben, daß, wie der Postillon sagte, zehntausend Teufel ihn nicht „umkeien" können.

In sothanem Wagen ging's also waldeinwärts, und zwar zuerst den alten Weg nach Willaringen, und nach der ersten Viertelstunde wurde das Wetter so gemütlich, daß wir sämtliche Spritz- und andere Leder aufzogen und wie die Familie Noah durch die sündflutlichen Regen weitersteuerten.

Vor Willaringen war mir's fast, als sei der Mensenharts Joggele unter einer Tanne gesessen und hätte gekichert: „Wart, du vermaledeiter Doktor, wenn du dir einen Fastnachtsspaß machst, so mach' ich mir auch einen; — und mit dir habe ich ohnedies noch darüber abzurechnen, daß du mir in deiner Epistel II so viel Spott angethan und mich beim Karlsruher Stadtvolk ins Geschwätz gebracht hast. Und trotzdem daß dir dein biederer Vater, der mich übrigens auch nicht umsonst ins Lateinische übersetzt und den daemonibus malignoribus beigerechnet haben soll, einen vermeintlichen Schutzpatron gegen mich übersendet, werd' ich heut noch in der Zukunft ein Wörtlein mit dir reden."

Diesmal fuhren wir aber, ohne uns um den Mensenhart und meinen Freund Balthes und sein Vreneli zu kümmern, weiter und erst in Rickenbach ward Halt gemacht. Und hat mir's allda schier noch besser gefallen wie beim Balthes; denn der Rößlewirt von Rickenbach schüttelte uns grad so freundlich zum „Willkomm" die Hand, hatte aber andrerseits nicht nur e i n Maidli im Haus, sondern drei, und war das Kostüm vons Balthes Tochter ohne konstitutionelles Gleichmaß, so war es das vons Rößlewirts Maidlin noch viel weniger. Die waren nämlich schon im Ballanzug. Der bestand aus einem schwarzen Pechkäppli als Haube, einem gestickten kurztailligen Mieder und einem ins unendliche gefalteten Rocke, der aber den roten Strümpfen noch so viel Raum zu selbständiger Entwickelung gestattete, daß daraus hervorging, wie der Begriff eines „Volants" noch nicht nach Rickenbach gedrungen sei. Dazu kam ein System von unendlich aufgebauschten reichfaltigen Ärmeln bis an den Ellenbogen, die wie eine Vaubansche Sternschanze den übrigen Arm deckten.

Durch die Anerkennung dieses Kostüms habe ich Unglückseliger mir leider keine Lorbeern erworben. Wie ich in wohlgesetzter Rede das eine Maidli um die Ehre ersuchte, mein Skizzenbuch durch eine getreue Abschrift ihrer ganzen Erscheinung bereichern zu dürfen, und noch zufügte, es geschehe dies meiner Schwester zu lieb, die weit hinten am Landgraben wohne und heute wahrscheinlich auch tanzen werde, damit sie ersehen könne, wie man im Wald zu Balle gehe, da fielen die Aktien meines Kredits unter Null. Das gute Kind glaubte, ich wolle sie verspotten, und als ich ihr mein Skizzenbuch zeigte, in welchem bis jetzt leider nur ein slowakischer Mausfallenhändler, ein baßgeigenspielender Bürgermeister und zwei Bettelbuben paradieren, wurde diese Überzeugung noch befestigt, und nachdem die sämtliche Damenwelt im Rößle noch einen Kriegsrat in der Küche gehalten, wurde einstimmig beschlossen: „Es sei sothanes Gesuch des Doktor Scheffel angebrachtermassen zu verwerfen."

Nachdem ich hier auf dem Weg Rechtens abgefahren, fuhr der Eliaswagen auf dem Weg nach Hottingen allmählich auch wieder ab. Mühsam zogen uns die zwei Füchse und das Schimmele, dem der Postillon aus der reichhaltigen Registratur seiner Kernflüche die liebevollsten angedeihen ließ, noch die Hottinger Steige hinauf. Dort oben aber hieß es immer mehr und mehr, wie einst der hauptumwickelte Phylax gesungen: „Schwieriger stets wird der Weg, und in der That choleratisch". Da lag noch ein fußtiefer Schnee, und an manchen Stellen war er ganz mauerartig zusammengeweht, und war öfters nur noch ein Tannenreis ausgesteckt, um anzudeuten, wo in andern Zeiten ein Fahrweg geführt; und oftmals wurde das Verhältnis des Eliaswagens zur Erdoberfläche noch viel schiefer als das des Königs von Preußen zur Demokratie. Wie's nun so mühsam durch den Totenbühl nach dem Wirtshaus zum dürren Ast hinging — für einen soliden Nebel und Schneegestöber hatte der Mensenhart Joggele auch gesorgt — vergaß der Eliaswagen auf einmal, daß er uns nicht, wie weiland den Propheten, gen Himmel, sondern vorderhand nur nach Herrischried führen sollte — er wandte sich, er knarrte, — ein Fluch des Postillons, — pladderadautsch! lagen wir seitabwärts im Schnee und der Eliaswagen wie ein toter Wallfisch auf dem Rücken. „Sei mir heute nichts zuwider!" sprach zuerst der Aktuarius und schüttelte sich auf, und allmählich sammelten wir andern unsere Knochen auch wieder zusammen — und der Postillon zählte die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlte kein teures Haupt, selbst der Pfeifenkopf des Amtverwalters war ganz geblieben; — und es war uns so pudelwohl, daß der Mensenhart Joggele an unserem homerischen Ge-

lächter wohl ersehen konnte, wie wir an seiner Fastnachtsbescherung selber unser Wohlgefallen hatten. In einer halben Minute war der Eliaswagen wieder auf die Beine gebracht; aber der Meysenhart Joggele dachte, „wenn die Herren noch nicht genug haben, können sie's noch besser bekommen; mir kommt's nicht darauf an" und setzte sich an den Kreuzweg beim dürren Ast und deckte den Weg nach Herrischried zu mit seinem Nebel, und allmählich gerieten wir nach Segeten statt nach Herrischried, und allmählich saß der Wagen in pfadlosem Felde fest, und mochte der Postillon auch die saftigsten Flüche aus seiner Registratur hervorholen, es half nichts mehr; er mußte zurückfahren, und wir mußten zu Fuß nach Herrischried hinüber. Das Vergnügen dieses kleinen Spaziergangs war aber wirklich ein ausgesuchtes. 3000' über der Meereshöhe am Fastnachtsdienstag pfeift die Natur eine andere Melodie als im kühlen Thal. Vor uns eine Schneefläche, ins Gesicht ein mit Regen untermischtes Schneegestöber, dazu ein Sturmwind, der ganz katzenmusikalisch in den Tannen herumheulte, — der Meysenhart Joggele hatte seine Satisfaktion, trotzdem der Aktuarius den Hebelschen Vers sang:

„Minen Auge g'fallt
Herrischried im Wald.
Woni gang, so denk i dra,
's chunt mer nüt uf d' Gegnig a
Z' Herrischried im Wald."

Ich vergaß bei diesem Spaziergang wirklich, daß ich mich „vergnügenshalber" auf dem Wald befand; auf die Gegend kam mir's ohnedies nicht mehr an, und die Gedanken schweiften ganz polizeiwidrig nach dem goldnen Knopf zum warmen Ofen und herzstärkenden Wein des braven Herbergvaters Broglie.

Item, die Füße trugen uns noch über hohe, hohe Berge und tiefe, tiefe Thäler und durch allerhand Schnee- und Bergwasser erfüllte Matten bis nach Herrischried. Dort aber „imme chleine Hus, wandlet i und us" — nicht wie beim Hebel ein wundernettes Maidli, denn auf eine solche wäre es unseren Augen so wenig als auf die schönste Gegend damals irgendwie angekommen, sondern ein fürtrefflicher Pfarrer, dem dereinsten vergolten werden wird, was er an uns Geringen dieser Erde gethan hat. Neben der im März vorigen Jahres abgebrannten Kirche, die jetzt als Ruine dasteht, erhebt sich das Pfarrhaus, und als wir die hohe Steintreppe, die ebenfalls mit fußtiefem Schnee zugedeckt war, mehr hinaufkrochen als schritten und ich zuletzt noch, vergessend des Burgfriedens um den geweihten Ort, meinen Dankbarkeitsgefühlen gegen die Herrischrieder Natur mit einem Fluch Luft machte, der unserem Postillon zur Ehre gereicht haben würde, erschien das hochwürdige Pfarramt an der Thüre und nahm uns mit einer Gastfreundschaft in seiner Behausung auf, wie sie nur auf germanischem Boden vorkommt. Da ersetzte des Pfarrers Schlafrock den durchnäßten Mantel des Amtsverwalters; und des Pfarrers Pantoffeln traten an die Stelle der ketzerischen Stiefel des Rechtspraktikanten, und der große Steinkrug mit Bier, den der Pfarrer aus seinem Keller holte, und der den Gästen und dem Gastwirt gleich trefflich mundete, war ein Symbol dafür, daß es Punkte im Absoluten giebt, in welchem sich die feindlichen Kategorien von Kirche und Staat auflösen und ihr Versöhnungsfest feiern.

Über die Schwelle des geweihten Pfarrhauses hatte der böse Meysenhart Joggele keine Gewalt mehr, — und wenn er durchs Fenster hereingeschaut hat, mit welcher Behaglichkeit das Bezirksamt Säckingen sich beim Pfarramt Herrischried atzte und labte, so sind ihm gewiß in seinem Geisterschädel verschiedene Skrupel darüber aufgestiegen, ob er seinen Zweck, „uns einen Tuck anzuthun," auch wirklich erreicht habe. — Nach erfolgter Auffrischung der Lebensgeister fuhr die amtliche Kommission noch nach Rütte und brachte natürlich nichts heraus. Ich aber verblieb in traulichem Gespräch beim gastlichen Pfarrer, und bei der Erinnerung an seinen warmen Ofen und an seine warmen Pantoffeln und seinen noch mehrmals gefüllten Steinkrug mit Bier wird mir's so behaglich zu Mut, daß ich gar nicht mehr beschreiben mag, wie auf unserer nächtlichen Heimfahrt der Meysenhart Joggele abermals einige Veranlassung zu zufriedenem Kichern fand; wie wir im Rennschlitten bei Nacht und Nebel nach Hottingen fuhren, wie der Eliaswagen vom dürren Ast bis Hottingen, aber ohne uns, die wir schon beim Kienspanfeuer des Accisors in Hottingen saßen, noch zweimal umwarf; wie es unterwegs einmal scharf am Horizont geblitzt hat, und wie wir über Hännen und Laufenburg endlich müd und durchfroren nachts um ½11 Uhr in Säckingen ankamen.

Darüber, daß ich in selber Nacht trotz alledem und alledem noch in Frack und Handschuh auf den großen Ball im Schützen ging und mit Sr. Wohlgeboren des Herrn Amtsrevisors Gemahlin pflichtschuldigst eine Polka getanzt, schweigt ohnehin die Weltgeschichte. —

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Sei, willst du unter Menschen gehn,
Mit geist'gem Kleingeld vorgesehn.
Gedanken tief und groß und stark
Laß lieber ganz zu Haus:
Auf einen Schein von tausend Mark
Giebt niemand gern heraus.

*

Zu lautrer Quelle wird nur kommen,
Wer wacker gegen den Strom geschwommen.

Freund, eitel sind die Frauen alle;
Doch einer klugen sag, sie sei
Erhaben über Schmeichelei;
Das schmeichelt ihr in jedem Falle.

*

Ja, wenn die Welt gescheiter wär',
Dann ging's dem Teufel schlecht;
Die Dummheit ist von alters her
Der Bosheit Henkersknecht.

Ludwig Fulda.



Meine Braut.

Novelle von J. Pery.

(Fortsetzung.)



Von der Gartenmauer des Ridnitzer Schlosses sah ich in der Ferne ein weißes Tuch wehen, näherkommend gewahrte ich über der Brüstung derselben einen lichten Strohhut, und noch bevor ich mich besann, trat aus einer kleinen in der Mauer befindlichen Eisenthür — Gertrud mir entgegen.

Sie trug ein leichtes gelbliches Satinettekleid, eine lose in der Taille abgegürtete Bluse mit bis an die Ellenbogen reichenden Ärmeln, welche die Achseln fest umspannend die schlanken Unterarme bloßließen. Ein breiter Strohhut beschattete die weiße Stirne bis an die dunklen Brauen, unter denen die blauschimmernden Augen zerstreut und schelmisch seitwärts blickten. Ich hatte sie noch niemals so jugendfrisch, so kindlich schlicht und bezaubernd gesehen. Verwundert starrte ich sie an. Ein schmales rotes Sammtband umschloß gleich einem Blutstreifen ihren weißen Hals ... Ich zitterte. Auf einmal wurde ich verwirrt, zaghaft und feige.

„Bon jour, cousin!“ sagte sie mit ihrer weichen, etwas lässigen Stimme, den Hals meines Pferdes streichelnd, „da sitze ich schon die längste Zeit und spähe in die Richtung nach Polomit. Schön, daß Sie endlich kommen. — Aber was haben Sie denn schon wieder?“

Mir war, als müßte ich die Hand ausstrecken, um mich an irgend einer Stütze zu halten. Ihre Augen leuchteten im feuchten zündenden Glanze und waren, während sie sprach, groß und verheißungsvoll auf mich gerichtet ... Es konnte nicht sein! nein! nein! Ich war abgestiegen und schritt, das Pferd am Zaume führend, an ihrer Seite dem Schloßhof zu. Ihr Gang war leicht und sicher, ihre Haltung stolz und selbstbewußt. Allerdings konnte ich in ihren Bewegungen, wie sie sich bald mir zu-, bald von mir abwandte, eine flüchtige Unruhe bemerken, und selbst ihr Lächeln — sie lächelte beständig, was sonst nicht ihre Gewohnheit war — erschien mir als ein Zeichen von Verlegenheit, aber gerade diese Unruhe und diese Verlegenheit dünkten mir wiederum wie eine frohe Ankündigung und rührten mich.

Ich kam mir vor wie ein Verbrecher, ein Unglücklicher, der mit einer bösen Krankheit behaftet war.

Plötzlich faßte sie mich bei der Hand und sagte mit veränderter Stimme: „Was ist Ihnen? Sie beunruhigen mich. Sie verheimlichen mir etwas, was Sie bedrückt, jawohl, ich bemerkte es schon gestern. Was ist's? Sagen Sie es mir! Ich möchte Ihnen helfen!“

War das die Sprache einer Schuldigen? Nein und tausendmal nein! Ich fühlte, wie der schmerzhafte Druck von Brust und Schläfen wich und meine Augen sich erhellten. Wo war meine Entrüstung, meine Entschlossenheit geblieben? .. Sie gängelte mich wie einen willenlosen Knaben.

Nachdem ich mein Pferd im Hofe abgegeben, folgte ich Gertrud in den Obstgarten. Es war ein sonniger Vormittag und bereits etwas schwül. An der Breitseite der Gartenmauer stand eine Jasminlaube in voller Blüte. Dorthin flüchteten wir uns vor der Sonnenglut, und Gertrud bot mir die ersten Kirschen, welche sie eigenhändig gepflückt. Ich lehnte sie ab. Brütend saß ich an ihrer Seite. Ich sah ihre feinen interessanten Züge, die breiten glänzenden Flechten im Nacken, die weiche Rundung ihres Armes ... Die erlittene Qual, sie verloren zu haben, verwandelte sich in die nicht minder große Qual einer unbefriedigten Sehnsucht, und die Leidenschaft brach um so gewaltiger hervor, da sie bisher nur allzukräftig zurückgehalten worden war. Ihre Hand in der meinen preßend, versenkte ich mich stumm in ihren Blick ... Errötend wandte sie sich ab. Die reine, unberührte Kinderseele! dachte

ich. Ja, wenn von jener tötlichen Befürchtung noch etwas in meinem Herzen zurückgeblieben war, so war es einzig und allein das Verlangen nach sicherem, ungefährdetem Besitz.

„Machen Sie meiner Pein ein Ende!“ bat ich. „Diese Verbindung ist von Gott und unsern Angehörigen beschlossen und ein Ziel meines Lebens geworden. Zögern sie nicht länger mit dem Jawort.“

Ich hielt ihre Hand in meinen beiden Händen, sie entzog sie mir nicht, wurde jedoch ernsthaft und lehnte ihr Haupt nachdenklich zurück. Lebhaft richtete sie sich dann wieder auf, und indem sie mir auch die andere Hand reichte, sagte sie bewegt:

„Sie sind so gut! so edel! ein Mann in des Wortes ganzer Bedeutung. Sie nehmen es mit allen auf! Und dann sind Sie auch mein Freund, nicht wahr? mein wohlmeinender, uneigennütziger, treuer, aufrichtiger Freund?“

„Bei Gott, das bin ich!“

„Ich denke oft daran,“ fuhr sie sinnend fort, indem sie mich seltsam anblickte, „ich bin kein Kind mehr und kenne so ziemlich die Anforderungen, welche das Leben an uns stellt. Sie bieten mir Ihre Freiheit, Ihr Vertrauen, Ihr ganzes Leben! Das ist keine Kleinigkeit, das ist unermeßlich viel von einem Manne wie Sie! — Glauben Sie übrigens, ich hätte die freundliche Gesinnung Ihrer Mama nicht schon längst erkannt? Mein Vater — nun ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie der über die Sache denkt.“ Sie lachte leicht. „Mein Gott, alle Welt scheint sich dafür zu interessieren und wäre sicherlich sehr enttäuscht, wenn . . . . Sagen Sie, wie lange waren Sie denn im ganzen abwesend?“ fragte sie plötzlich leichthin.

„Ein Jahr,“ erwiderte ich etwas kleinlaut.

„Hm, eine geraume Zeit!“ versetzte sie in einem Tone, welcher mich befremdete.

„Und ob!“ rief ich. „Eine endlose Zeit und so bedrohlich lang, daß wenn ich andererseits nicht hinlänglich eines Bessern belehrt worden wäre, ich mich ernstlich gefürchtet haben würde, zu spät heimzukehren.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie rasch, „und wer hat Ihnen denn eigentlich über mich berichtet?“

„Meine Mutter und — ein inneres Gefühl, welches mich am meisten beruhigte.“

„Nun sehen Sie!“ sagte sie heiter.

„So bin ich also nicht zu spät gekommen?“

„Wer wird denn nur so sprechen?“ zürnte sie.

„Sie haben recht, wir wollen nicht weiter diskutieren! Jetzt ist nicht die Zeit dazu, denn nun heißt es sich verloben!“ rief ich überglücklich. „Also ja? Ja?“ drängte ich und die leise gesprochenen Worte versengten mir fast die Lippen.

Um ihren Mund zuckte es, als wollte sie reden und könnte es nicht. Ich lag vor ihr, sie fuhr mit ihren schlanken Fingern spielend durch meine Haare.

„Wenn erst der Mai vorüber wäre,“ bat sie, „in wenigen Tagen!“

Man zählt nicht nach Tagen, wenn es sich um die Ewigkeit handelt. Allein waren ihre Worte auch erfreulich für mich, so lag dennoch etwas Unverständliches in ihnen. Den ganzen Tag hindurch blieb sie still und insichgekehrt und vermied ein Alleinsein mit mir. Warum? fragte ich mich, warum ist sie so niedergeschlagen? und was liegt nur Seltsames in ihrer Stimme, selbst wenn von alltäglichen Dingen die Rede ist? . . .

Mit der ganzen Kraft der Verzweiflung bekämpfte ich den neuaufsteigenden Verdacht. Als ich abends Ridnitz verließ, war ich wieder wohlgemut. Ich erinnere mich, daß, als ich vom Tische aufstand, um mich zu verabschieden — ich hatte ausnahmsweise dort gegessen — Gertrud sichtlich zusammenfuhr.

Ich hatte bereits mein Pferd bestiegen und die Zügel erfaßt, als sie mir nachgeeilt kam und mir noch einmal hastig die Hand drückte.

„Auf morgen!“ rief ich mit dankbarer Rührung.

Sie nickte stumm und ging langsam ins Haus zurück.

In Polomit empfing mich der Diener mit der Mitteilung, daß der Hausherr noch immer das Bett hüte und die Gräfin mich daher um Entschuldigung bitten lasse. Das kommt von deinen nächtlichen Ausflügen, Unverbesserlicher! lachte ich. Was kümmerte mich nunmehr mein Freund, seine Ehe- und Liebesgeschichte? Gott sei Dank, das Gespenst war verscheucht, vor mir schwebten die sieghaften Züge meiner Braut.

X.

Allein darüber wurde Nacht und der Mond war wieder voll aufgestiegen. Derselbe Mond beschien auch die Vorgänge der gestrigen Nacht . . . Sein Anblick erzeugte Fieber in mir — ich glühte am ganzen Körper. Feigling! leichtgläubiger Narr! lächerlicher Narr! schrie es um mich her, weißt Du denn nicht, daß diese Krankheit ebenfalls bloß Verstellung ist, um seine Umgebung, vorzugsweise aber, um dich irre zu führen? Er schleicht zu ihr! Während du hier für dich dein künftiges Glück in schönen Farben

ausmalst, schwelgt er in dem verbrecherischen Genusse desselben. Er empfängt ihre Blumen, welche sie dir vorenthält, er küßt ihren Mund, welchen sie dir spröde versagt. Ihr träumerisches Thun tagsüber gehört ihm, wie ihre Nacht, und wenn du noch rechtzeitig hinübereilend die Gartenmauer ersteigst, kannst du ihn unter ihren Fenstern überraschen. Ärgsten Falls ertappst du ihn wie gestern auf dem Rückwege und er kommt dann von ihr — von ihr!

Auf dem Nachttische lag mein sechsläufiger, geladener Revolver, ich steckte ihn zu mir, nahm Hut und Mantel und trat abermals meine nächtliche Wanderung an. Mich trieben Geister des Zweifels, Furien der Eifersucht. Halb besinnungslos erreichte ich das Nachbarschloß. Mitternacht war längst vorüber. Ich mußte gar nicht einmal das halsbrecherische Wagestück ausführen, über die hohe Mauer zu klettern, denn die kleine Eisenthür, welche ich heute morgen zum erstenmal bemerkt hatte, war nur angelehnt. Wohl auch nach Übereinkunft! Ohne nur einen Augenblick zu überlegen, trat ich in den wohlbekannten Park. Meine Gestalt warf einen langen Schatten über den Kiesweg, daß ich selbst davor erschrak. Leise auf den Zehen ging ich nach dem rückwärtigen Trakt des Hauses, wo ihre Zimmer lagen. Das ganze Gebäude war dunkel, nur zwei Fenster im Erdgeschoß strahlten hell — es waren ihre Fenster! So vorbereitet ich auch war, diese Thatsache traf mich niederschmetternd. Hart an die Mauer gedrückt schleppte ich mich weiter bis unterhalb jener Fenster . . . War sie allein? Ich lauschte. Kein Laut war vernehmbar.

„Gertrud!" flüsterte ich. Ein Stuhl wurde drinnen weggerückt, dann beugte sich jemand vorsichtig zum Fenster hinaus — sie war es.

„Gott im Himmel! Heinrich! Wie kommen Sie hieher?" rief sie leise und erschreckt. War sie allein?!

„Durch die kleine Eisenthür des Parkes," sagte ich gleichfalls mit unterdrückter Stimme, indem ich gespannt ins Innere des Zimmers spähte, „die Thüre war offen, fürchten Sie nichts, es hat mich niemand gesehen."

„Aber — was ist geschehen?" fragte sie zitternd. „O Gott, was werd' ich hören? Warten Sie, ich komme sogleich!"

Sie verschwand vom Fenster. Ich blieb unbeweglich stehen. Zwei Thüren hörte ich leise öffnen und schließen, und im nächsten Augenblick stand Gertrud vor mir.

Sie war vollständig angekleidet. Bis auf den schmalen weißen Halskragen und die Manschetten war sie in Toilette. Ja, sie trug sogar ein anderes Kleid als das, in welchem ich sie abends verlassen, ein einfaches, dunkles, knappes Straßenkleid. Auch die Haare waren frisch gemacht. Sie hielt ein Schnupftuch in der Hand, sie schien geweint zu haben. Trotz meiner übermenschlichen Aufregung bemerkte ich auf den ersten Blick diese Einzelheiten. Sie faßte mich heftig bei der Hand.

„Was führt Sie also her? — Es ist ein Unglück! So sprechen Sie doch!"

„Durchaus nicht," sagte ich kalt, „mich hat ein Zufall hiehergeführt."

„Ich verstehe Sie nicht — was ist vorgefallen?"

„In Polomit?"

„Dort oder anderswo, was weiß ich? Reden Sie! Spannen Sie mich nicht auf die Folter!"

„Nun, falls dort drüben wirklich etwas Bemerkenswertes geschehen wäre, so müßten Sie es ja doch bereits erfahren haben."

„Wie meinen Sie das? Reden Sie offen! Haben Sie Mitleid mit mir!"

„Also kam niemand . . .?"

„Sie sprechen in Rätseln."

„So, also wahrhaftig nicht? Nun denn ja, es hat sich drüben allerdings etwas ereignet, was Sie jedoch kaum interessieren dürfte. Wieso auch? Also Herr Graf Rudolf Wick hat" — ich zögerte einen Moment, um sie zu beobachten, sie starrte mich gespannt an — „. . . Migräne."

„Das ist alles?!"

„Jawohl, beruhigen Sie sich also, es wird kaum von Bedeutung sein, und wenn dem auch so wäre, seine Frau ist ihm eine treue Pflegerin."

Sie atmete auf und griff nach dem Herzen. Man sah durch das Kleid, wie sie an allen Gliedern zitterte. Einer Ohnmacht nahe erfaßte sie meinen Arm. Ich führte sie an eine nahegelegene Bank und ließ sie behutsam niedergleiten. Tiefe Stille herrschte ringsum, nur der Wind rauschte in den Bäumen. Langsam erholte sie sich, entfernte sanft meinen Arm von ihrem Leib und fiel erschlafft zurück.

„Gertrud, Sie leiden," sagte ich.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „O nicht doch, nur die Angst, der Schrecken!" Sie berührte meine Hand und blickte schwach lächelnd zu mir empor.

„Seien Sie offenherzig!" sagte ich, „was war die Ursache Ihrer Angst?"

Sie schwieg.

„Wie Sie fragen!" versetzte sie nach einer Weile, „Sie kommen zu dieser Stunde, und da staunen Sie noch, wenn ich darüber erschrecke. Ich glaubte nicht anders, als daß etwas Entsetzliches geschehen

sei ... Sie hatten ein so seltsames Aussehen — Ja, was ist Ihnen nur eingefallen, jetzt zu kommen, wo die ganze Welt im Schlafe liegt?"

„Sie haben nicht geschlafen."

„Ich konnte nicht."

„Was hinderte Sie daran?"

„Sie sollten am wenigsten darnach fragen. Es giebt Vorkommnisse, welche ein Mädchen leicht um ihre Nachtruhe bringen können."

„Sie meinen wohl Ihre bevorstehende Verbindung?"

„Was denn sonst?"

„Warum dann das Licht in Ihrem Zimmer? Die geöffneten Fenster zur Nachtzeit?"

„Ich vergaß das Licht auszulöschen und öffnete die Fenster, weil mir frische Luft Bedürfnis war."

„Aber — Sie sind ja in völliger Toilette!"

„Wahrhaftig! Ich wollte noch spät am Abend eine kleine Spazierfahrt machen mit Papa, allein wir blieben zu Hause."

„Haben Sie nicht jemanden erwartet?"

„Ob ich ...? Wo denken Sie hin! Konnt' ich nur im Traume denken, daß Sie kommen würden?!"

Dieses Gespräch wurde rasch geführt und entbehrte nicht der feindseligen Spitze. Trotz ihrer klug bemessenen Antworten sah man ihr an, daß sie erregt und das Sprechen für sie eine Qual war.

„Ich bitte, dieses ungebührliche Examen zu verzeihen," sagte ich so ruhig, als es mir nur möglich war, „ich will Ihnen auch sofort eine Erklärung geben, warum ich mich um diese Zeit hier einzudrängen wagte. Sie haben recht, es giebt Dinge, die einen nicht ruhen lassen. Auch ich wachte diese Nacht und beschäftigte mich in Gedanken mit Ihnen. Wie Sie wissen, habe ich Ihnen heute meine Bewerbung in aller Form dargelegt, allein Sie gaben mir nur unbestimmte Antwort. Ich aber liebe die Gewißheit, Zweifel ist mir unerträglich. So komm' ich denn trotz Nacht und Schicklichkeit, um Sie um eine raschere Entscheidung zu bitten. Wollen Sie meine Frau werden, ja oder nein?"

Sie zitterte von neuem. „Das soll ich hier sagen und auf der Stelle?"

„Ich bitte Sie darum."

„Ob ich Ihre Frau werden will?"

„Nur das Eine."

„Und dann wollen Sie wieder heimkehren und schlafen?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Auch würden Sie vorläufig Stillschweigen beobachten gegen jedermann?

„Wenn Sie es ausdrücklich wünschen, gewiß."

„Nun denn, ja, ich will Ihre Frau werden; hier meine Hand, mein Wort zum Pfande."

„Sie machen mich sehr glücklich. Thun Sie es auch aus freien Stücken?"

„Ganz aus freien Stücken."

„Ich danke Ihnen. Demnach darf ich also hoffen, daß Sie mich — lieben?"

„Ich liebe Sie."

„Nur mich allein?"

„Sie ganz allein."

„Dann will ich Sie nicht weiter stören, sondern zurückkehren und schlafen," sagte ich bitter. Ich war aufgestanden, verbeugte mich vor ihr und ging.

Während der ganzen Scene ließ ich mich von einer wilden, mir selbst unklaren Stimmung fortreißen. Jetzt, da all das hinter mir lag, wußte ich erst, daß es eine Art Wollust gewesen, diese widerliche Komödie bis auf den letzten Akt auszuspielen. Die Beschimpfung, welche mir auf den Lippen schwebte und die ich nur mühsam unterdrückt hatte, die aber unvermeidlich kommen mußte, wollte ich ihr als meiner Braut ins Gesicht schleudern. So entsetzlich mein Zustand auch war, so hatte ich doch das Bedürfnis, ihn in seiner Abscheulichkeit noch zu steigern. Nur etwas Unerhörtes konnte diesem ekligen Handel einen würdigen Abschluß bereiten, das fühlte ich und das war ich mir auch schuldig. Wut und Rachsucht tobten in mir.

Allein so elend ich auch war, ihr mußte noch ärger zu Mute sein. Sie mußte wissen, daß ich alles durchschaut, sie mußte die Beleidigung, den Schimpf meines Antrages verstehen. Aber warum schlug sie denselben dann nicht aus? Aus Feigheit? Aus einer Art selbstauferlegter Sühne? Sie wußte genau, daß diesem Verlobungsakt nur ein beispielloses, vielleicht blutiges Nachspiel folgen müsse. Sollte sie gleich mir auf dieses hinarbeiten? Das unglückliche Weib zitterte vielleicht nach meiner Rache.

Wiederum befand ich mich unter freiem Himmel. Nach Polomit zurückkehren konnte ich nicht, hier im Schlosse durfte ich auch nicht übernachten, ebensowenig wie auf der Landstraße. Halbverloren schlich ich durch die Gäßchen von Ridnitz. Im Wirtshause brannte noch Licht — ich trat ein.

Eine kleine, mit einem Blechschirme versehene Petroleumlampe erhellte düster das niedrige, dunstige Gastzimmer. In einer Ecke saßen um einen runden Tisch rauchend und diskutierend ein alter Musikant, ein langer Handelsjude und ein verlotterter Bauer. Dieser hatte ein noch halbvolles Branntweinglas

vor sich stehen, der Musikant ein bereits geleertes, der Jude nichts. Ich setzte mich zu ihnen und ließ die Wirtin herbeiholen.

Das hübsche Gesicht dieser Bäuerin überraschte mich. Trotz ihrer Leibesfülle war sie gelenkig, lebhaft und frisch. Ihre roten fleischigen Arme waren sauber, gleichsam wie gescheuert, und ihr flachsfarbenes fettiges Haar glänzend über die Schläfen gekämmt. Nun, der Gutsherr von Polomit hatte geschickt gelogen! Dieses Weib war sogar kokett und schien einem Liebeshandel gar nicht abgeneigt zu sein. Als sie mich auf mein Verlangen in eine abgesonderte Schlafkammer führte, sandte sie mir beim Weggehen einen ermunternden Blick zu. Am Ende log er gar nicht und kam wirklich von ihr. Warum sollte er auch schließlich nicht einen kleinen Abstecher gemacht haben bei dieser appetitlichen Wirtin, nachdem er das Schloßfräulein besucht hatte?

XI.

Ich löschte die Kerze aus und warf mich angekleidet auf das hohe Federbett. Wachend erwartete ich den ersten Morgenstrahl. Endlich dämmerte es. Ich stand auf, legte eine Fünfguldennote auf den Tisch und schlich mich durch die Schenkstube, wo der Jude und der Musikant auf schmalen Bänken noch ausgestreckt schnarchten, aus dem Wirtshaus hinaus. Hie und da hörte man einen Hahn krähen, nichts sonst regte sich im Dorfe. Mich berührte dieser Morgen, so frisch und tauig er auch war, unangenehm und trübe. Über zwei Stunden streifte ich auf den Feldern umher, dann begab ich mich ins Schloß. Mir dünkte, als ob selbst der Bursche, welcher mich empfing, ein übernächtiges, zerstörtes Aussehen hätte. — Wie es scheint, lebt man nur des Nachts in diesem Hause! dachte ich bitter, als ich, unwillkürlich leise auftretend, in den gewohnten Gartensalon ging und mich auf ein Ruhebett warf. Von Müdigkeit überwältigt, schlief ich dort ein. Mir träumte, daß ich mit Gertrud Kirschen äße in der Jasminlaube. Als ich die Augen aufschlug, sah ich das bekümmerte Gesicht meines Oheims über mich gebeugt. Er trug eine schön geschlungene Krawatte und war mit — Eau de Jasmin parfümiert.

„Was hast du denn in der Nacht getrieben?“ fragte er kopfschüttelnd.

„Was denn? Was hätt' ich denn treiben sollen?“ brummte ich, indem ich mich aufrichtete.

„Schöne Dinge, ich muß schon sagen. Verbringst deine Nächte in Spelunken und Gott weiß wo und kommst dann her, dich auszuschlafen. Da sitz' ich schon eine volle Stunde und bewache deine Atemzüge. Bist du vielleicht krank?“

„Ich glaube nicht.“

„Dann bist du verrückt. Verzeih, daß ich's dir offen heraus sage, aber ich bin ärgerlich über dich. Teufel auch, was soll draus werden, wenn du ewig schläfst oder Dummheiten machst? Kocht das Wasser allzulang, wird Dunst daraus. Heinrich, mein Freund, mein Lieber, wann wirst du einmal der Sache ein Ende machen?“

„Der Sache ein Ende machen?“ wiederholte ich langsam, „nun wer sagt, daß ich nicht schon daran gedacht habe?“

„Du — du hast dich erklärt?“

„Jawohl.“

„Nun also . . . sie hat doch —“

„Natürlich!“

„Wirklich? sie hat Ja gesagt?“

Hm, warum sollte sie denn nicht Ja gesagt haben? Wie er staunt! Spürt wohl auch schon den Luftzug, der alte Schwachkopf! dachte ich.

„In der That? wirklich? . . . Mein Sohn! mein teurer Sohn!“ wiederholte er, indem er mich flüchtig umarmte und dann wie toll im Zimmer hin und herlief, bis er schließlich die Thür gewann.

„Halt da! wohin?“ rief ich.

„An den Schreibtisch! Ich muß nach allen Richtungen telegraphieren und zwar sofort! Das ist eine Nachricht, welche man nicht geheim hält!“

„Indes wünscht Gertrud gerade, daß sie vorläufig geheim gehalten werde.“

„So? warum wünscht sie denn das?“

„Wer kann's wissen?“ sagte ich ruhig, „sie wird wohl ihre Gründe haben, denk' ich.“

„Paperlapapp! ich habe die Dummheiten schon satt bekommen! ich gehe telegraphieren.“

„Nicht doch, denn auch ich bestehe darauf, daß dies nicht geschehe,“ sagte ich fast zu ernsthaft.

Der Alte sah mich mißtrauisch an.

„Wie, hast du vielleicht auch deine Gründe?“

„Die triftigsten von der Welt,“ sagte ich.

„Nun das ist eure Sache, thut was ihr wollt! Ich bin immerhin ein glücklicher Mensch. Mein Sohn! mein Sohn!“ sagte er mechanisch vor sich hin, als ob er ein schweres Wort einübte, und lief zur Thür hinaus, wahrscheinlich um seine Tochter aufzusuchen.

Ein Diener brachte mir ein Frühstück.

„Ist das Fräulein schon auf?“ fragte ich ihn.

„Nein, sie schläft noch,“ lautete die Antwort. Es war bereits zehn Uhr morgens. Eine Stunde später wollte ich mich ihr wieder melden lassen, allein

es hieß, daß ihre Thüre noch immer verschlossen sei. Ich ging in den Park hinunter und setzte mich auf die Bank, auf welcher ich mit ihr in der vorigen Nacht gesessen.

Auf dieser Stelle hatte sie mir vor wenigen Stunden „aus freien Stücken und aus Liebe" ihr Jawort gegeben und sonderbar! — während ich dieses Ereignis, welches noch vor kurzem den Höhepunkt meines Glückes bedeutet haben würde, in mein Gedächtnis zurückrief, überlegte ich kaltblütig das Gelingen meiner Rache. Die Umrisse eines Planes dämmerten in mir auf. Mittags endlich öffnete sich ihre Thür und sie beschied mich zu sich.

Ich erschrak bei ihrem Anblick. Ihr Gesicht war eingefallen und fahl, so gewiß zugespitzt, ihre halbgeschlossenen grauen Augen hatten einen scheuen, lauernden, katzenartigen Ausdruck und schienen näher aneinandergerückt. Sie trug noch dasselbe Kleid wie in der Nacht, nur ihre Haare hatten sich losgelöst und fielen in zwei Teilen über Rücken und Hüften herab.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht," begann sie heiser, indem sie mich mit einer Handbewegung Platz nehmen hieß.

Wir befanden uns in demselben Zimmer, dessen Fenster nach dem Park hinausgingen. Es war ein in lichten Farben gehaltenes, geschmackvoll eingerichtetes Boudoir, aber infolge der noch immer verschlossenen Fensterläden herrschte Halbdunkel und eine etwas dumpfe Atmosphäre.

„Ja, ich habe eine Bitte an Sie," sagte ich, „doch muß ich fürchten, Sie nicht disponiert zu finden."

„Ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen zu dienen."

„Sie sind sehr gütig. Worum ich Sie also bitten möchte, ist dies: kommen Sie mit hinüber nach Polomit! Die Gräfin, eine sympathische kleine Frau, hat mich erst gestern ersucht, Sie dazu zu bewegen. Ein freudiger, ehrender — Empfang wird Ihnen vorbereitet," bei dem Worte „ehrender" stockte ich, denn ich fühlte, daß es zu absichtlich klang. „Wollen Sie?"

„Warum verlangen Sie das?" fragte sie rasch, indem sie sich aufrichtete, fügte aber sofort langsamer hinzu: „Ich werde kommen."

Sie hatte sich wieder gesetzt und blickte starr vor sich hin. Ich glaubte in ihren Zügen eine stille Qual zu lesen.

„Mit . . . mit Ihnen soll ich hinüber?"

„Sie haben wahrscheinlich in Bezug der Schicklichkeit Bedenken?"

„Gewiß."

„Nun, ich bin glücklich, daß Sie diese in allen Situationen so streng im Auge behalten", sagte ich ironisch, „übrigens handelt es sich ja nur um einen Spazierritt, zudem bin ich Ihr Vetter und habe sogar die unschätzbare Ehre, Ihr Verlobter zu sein."

Sie biß die Lippen aufeinander und schloß die Augen — ihr Gesicht war leichenblaß.

„Wann . . . wünschen Sie . . . daß es geschehe?" fragte sie mit müdem Blick.

„Sie haben zu befehlen!" sagte ich; „augenblicklich sind Sie leidend, wie ich sehe. Also vielleicht morgen, nächster Tage, wenn es Sie aber im geringsten inkommodieren sollte — niemals."

„Ich werde sogleich bereit sein!" sagte sie entschlossen und erhob sich. Ich war erstaunt. Ohne weitere Notiz von mir zu nehmen, schellte sie mit nervöser Ungeduld nach ihrem Mädchen und verließ das Zimmer, um die Pferde besorgen zu lassen.

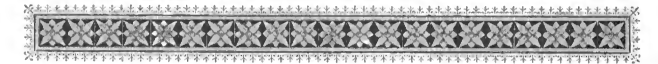
In fünf Minuten waren sie gesattelt, Gertruds Irländer und für mich ein prächtiges Halbblut, und zehn Minuten darauf kam sie die Treppe hinunter in einem langen, schwarzen Reitkleid, einen kleinen Cylinderhut auf dem reichen, in einem Knoten im Nacken befestigten Haar. Ihr Gang war gemessen, ihr Gesicht regungslos. Ich hielt ihr den Bügel, sie schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel. Ihr Vater stand dabei.

„Mir gewährte sie keine Minute Audienz," bemerkte er, „von dir läßt sie sich willig aufs Pferd setzen. — Kann ich die Telegramme schon besorgen?" fügte er fast bittend hinzu.

„Bis wir zurückgekehrt sind," sagte ich, gleichfalls mein Pferd besteigend, zog den Hut und folgte Gertrud, die schon zum Thor hinausgesprengt war.

War es recht, was ich that? Folgte sie wirklich so rasch meiner Aufforderung, um, niedergedrückt von ihrer Schmach, sich widerstandslos der von ihr selbst ersehnten Rache preiszugeben? Sie war wirklich ein schönes Weib! Das knappe Reitkleid ließ ihre Formen plastisch hervortreten — sie war wie aus einem Gusse. Ihr Gesicht war bleich, aber gerade diese Blässe wirkte mächtig verblendend. Nur halb folgte sie den großen Bewegungen ihres Pferdes; ihr Geist, welcher sich eine eisige Ruhe auferlegt, beherrschte offenbar ihren Körper. — Mein Zweifel erwachte, meine Schlüsse erschienen mir auf einmal abscheulich!

(Fortsetzung folgt.)



Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

II. Schreyvogel. Deinhardstein. Holbein.

Wie uns schon die Darstellung der Beziehungen Raupachs zum Burgtheater Gelegenheit gegeben, auf die ungemeinen Verdienste, welche sich Schreyvogel-West um die dramatische Produktion seiner Zeit erworben, hinzuweisen, so werden wir auch in der Folge, so oft wir dem Namen dieses Dramaturgen begegnen, berechtigten Grund zu gleichem Lobe finden. Liebevoller und energischer hat selten ein Direktor die zeitgenössische Bühnendichtung ermuntert und gefördert, und da er zugleich ein unübertrefflicher Regisseur und mit dem schärfsten Blick für das schauspielerische Talent ausgestattet war, so sind die Jahre seines Regimes (1814—1832) eine Glanzperiode des Burgtheaters; mit vollem Nachdruck darf ausgesprochen werden, daß er es war, welcher die Burgbühne zum Range der vornehmsten Kunststätte deutscher Zunge erhoben. Wie gesagt, dies zu erweisen, werden wir in der Folge reichlich Gelegenheit haben; hier sei zunächst aus äußeren Gründen ein näher liegender Zeitraum ins Auge gefaßt.

Aus welchen Gründen Schreyvogel im Mai 1832 in der schroffsten Weise entlassen wurde, ist im allgemeinen aus der Memoiren-Litteratur (Anschütz, Bauernfeld, Laube) genügend bekannt. Er wurde entfernt, weil er — zu tüchtig war, weil das ungemeine Ansehen, welches er sich und dem Burgtheater zu erwerben gewußt, den nicht unbegabten, aber an Charakter klein gearteten Intendanten, Graf Czernin, drückte und demselben jede energische Einmischung in die Angelegenheiten der Bühne unmöglich machte. Die Schroffheit Schreyvogels, welcher dem Grafen nur sehr geringe Konzessionen machte, sowie kleinliche Zwischenträgereien aller Art mögen zu demselben traurigen Resultat hingewirkt haben, die Hauptsache jedoch waren sie nicht, und jene in der Geschichte des Burgtheaters denkwürdig gewordene Antwort Schreyvogels an seinen Chef: „Das verstehen Sie nicht, Excellenz,“ war lediglich die Veranlassung, nicht die Ursache seiner Enthebung, die mit geradezu beispielloser Rücksichtslosigkeit in Scene gesetzt wurde. Ein untergeordneter Hofbeamter las Schreyvogel den Erlaß vor, wonach er die Geschäfte allsogleich an den Hofsekretär, Baron Forstner abzugeben habe, und als der von dieser Eröffnung betäubte, ja vernichtete Mann die Übergabe nicht sofort bewerkstelligen konnte und um eine Frist bis zum nächsten Morgen bat, ward ihm der Bescheid, daß sie nicht gewährt werden könne, übrigens brauche man ihn eigentlich auch gar nicht mehr und er könne sich sogleich entfernen. Gebrochen wankte Schreyvogel die Treppe hinab — es war ein naßkalter Frühlingstag, der Regen fiel in Strömen und Schreyvogel wurde nun erst gewahr, daß er seinen Überzieher und Regenschirm oben gelassen. Er stieg nochmals die Treppe herauf, und als er die Thüre jenes Amtszimmers öffnete, in welchem er durch volle achtzehn Jahre zum Ruhme des Burgtheaters, ja seines Vaterlandes überhaupt, gewirkt, entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Hofbeamten, dessen Namen wir gerne nennen würden, wenn er in einer unserer Quellen erhalten geblieben wäre:

„Was wünschen Sie noch, Herr Schreyvogel?“

„Meinen Schirm und Überzieher.“

„Die werden Ihnen nachgeschickt werden, falls sie sich vorfinden sollten.“

„Drüben in der Ecke sind sie.“

„Das kann ich glauben oder nicht.“

„Fragen Sie den Diener! Ich werde mich auf den Tod erkälten.“

„Daran liegt uns nichts.“

Dieses Gespräch hat am 26. Mai 1832 in der Kanzlei des Wiener Burgtheaters stattgefunden.

Schreyvogel ging ohne Regenschirm und Überzieher heim und die Erkältung, die Aufregung warfen ihn auf das Krankenlager. Als er sich endlich von demselben erhoben, war er nur noch ein Schatten seiner selbst und fiel, geschwächt wie er war, am 28. Juli 1832 der Cholera zum Opfer.

Konnten wir uns in unserem Urteil über Schreyvogel dem aller zeitgenössischen Berichterstatter und Beurteiler anschließen, so kann dies bezüglich seines Nachfolgers nicht ganz der Fall sein. Deinhardstein kommt in den Memoiren von Anschütz und Bauernfeld, in der Chronik von Wlassack, wie in dem Geschichtswerke von Laube gleich schlecht weg. Das Urteil eines Spätgeborenen, dem reiches Material über den Mann vorliegt, wird in vielen Punkten milder klingen dürfen. Auch hiervon später einmal. Hier nur soviel, daß sich die Wahl Czernins auf Deinhardstein wohl in erster Linie deshalb lenkte, weil er in seinem Charakter der denkbar schärfste Gegensatz zu Schreyvogel war: er war ebenso schmiegsam, entgegenkommend und heiter, als dieser ernst, düster und unbeugsam gewesen, und hatte zudem in der Art, wie er sein Censoramt geübt und die Redaktion der Wiener Jahrbücher seit 1829 zur Zufriedenheit der Staatskanzlei geführt, Proben großer Gewandheit gegeben. Auch war er gebildet, ein genauer Kenner der zeitgenössischen Litteratur und selbst Bühnendichter von Bedeutung. Seine Beziehungen zu Schreyvogel waren in früheren Jahren freundliche gewesen, wie denn auch dieser Deinhardsteins dramatische Begabung zuerst erkannt und ihm die Bühne des Burgtheaters geöffnet. Briefe, welche zwischen den beiden Männern gewechselt worden, stehen uns nicht zur

Verfügung, wohl aber vermögen wir einen sehr charakteristischen Vers mitzuteilen, welchen West-Schreyvogel dem damals 26jährigen Poeten, der sich zwei Jahre vorher durch sein dramatisches Gedicht „Boccaccio" nicht unvorteilhaft auf der Burgbühne eingeführt, ins Stammbuch geschrieben. Er lautet:

> Trügt auch alles, eins ist Wahrheit,
> Und des bleibst du dir bewußt:
> Aus des Geistes ruh'ger Klarheit
> Quillt der Frieden unsrer Brust.

22. Aug. 820. C. A. West.

Es ist kein allgemein gültiger Gemeinplatz, den sich Schreyvogel hier in der für solche Zwecke üblichen Weise zurecht gelegt, und der Spruch wird doppelt interessant, wenn man die Eigenart der beiden Männer erwägt. Für Schreyvogel floß thatsächlich aus der ruhigen Klarheit seines Geistes sein innerer Friede, für Deinhardstein aber paßte vielleicht kein pium desiderium mehr als dieses.

Bereits einige Tage vor der oben erwähnten Scene, am 13. Mai 1832, war Deinhardstein in aller Stille zum Vize-Direktor des Hofburgtheaters ernannt worden, doch wurde der Erlaß erst am 26. Mai publiziert. Am 1. Juni 1832 trat er sein Amt an. Sein erster Schritt war menschlich verzeihlich, aber unklug. Er setzte zunächst sein eigenes vieraktiges Lustspiel: „Garrik in Bristol" zur Aufführung an und ermöglichte schon für den 14. Juni die Vorstellung. Das Stück hat sich lange auf dem Burgtheater erhalten und ist bis zum 3. Oktober 1866, wo es zum letztenmale über die Bretter ging, 71mal aufgeführt worden. Wieviel auch zu dieser Nachhaltigkeit des Erfolges die meisterhafte Darstellung der Hauptrolle durch Loewe beigetragen haben mag, so ist doch gewiß, daß ein Stück, welches die Machtzeit Deinhardsteins so lange überleben konnte und auch über alle deutschen Bühnen mit vollem Erfolge ging, gewiß an sich die Aufführung verdiente, und daß der Tadel, der Deinhardstein traf, nur den Zeitpunkt, nicht aber die Thatsache an sich gerechterweise betreffen konnte.

Wie damals die Schriftstellerwelt über den Wechsel der Direktion dachte, hiefür scheint uns namentlich ein Brief charakteristisch, welchen Zedlitz aus seinem Landgute Lovrin im Banat am 27. Juni 1832 an Deinhardstein richtete. Er lautet in jenen Stellen, die uns hier interessieren, wie folgt:

„Die Nachricht von Ihrer Anstellung beim Theater habe ich kürzlich gehört, und mein Interesse daran zerfällt in zwei Theile. In so fern Ihnen dadurch ein Vortheil erwächst, kann sie mich nur freuen, und ich begleite Ihre Ernennung gewiß mit meinen besten Wünschen. Es kann Ihnen nichts Angenehmes geschehen, das ich nicht mit großer Freude hören werde, und diese meine hier ausgesprochene Gesinnung ist wahr und aufrichtig, sonst schriebe ich Ihnen nicht.

Was aber die Sache selbst in Bezug auf Schreyvogel betrifft, so ist seine Pensionirung mit elenden 1000 fl. ein wahrer Skandal. Es ist das Werk einer brutalen kopf- und gewissenlosen Camarilla, und Gesindel aller Art ist dabei thätig, und keine Lüge und keine Verleumdung zu schlecht gewesen. Nie ist ein unläugbares Verdienst, der entschiedenste Beruf, der gewissenhafteste Eifer, und der unläugbarste Erfolg mit schändlicherm Undank belohnt worden. Ich habe dieser meiner Gesinnung kein Hehl, und würde sie eben so dem Grafen Czernin selbst sagen.

Ich bin von Ihrem Charakter überzeugt, und habe eine zu gute Meinung davon, um nicht zu wissen, daß Sie an Schreyvogels Sturz keinen Antheil haben; auch weiß ich, daß diese Sache schon seit langer Zeit vorbereitet ist, und kenne die Hauptfactoren genau, die dabei thätig waren. Daß Sie Nutzen davon gezogen haben, kann Ihnen Niemand verargen, Sie haben vollkommen recht daran gethan, und wie gesagt — die Person meines Freundes Schreyvogel abgerechnet — ist nichts in der Sache, das ich nicht mit Vergnügen gehört hätte. Wurde die Stelle einmal leer, so ist es mir lieb daß Sie sie erhalten haben. Wäre ich zur Zeit in Wien gewesen, so hätte ich Ihnen gerathen, sich für die Zukunft sicher stellen zu lassen, denn hat man sich nicht gescheut, eine solche Gewißenlosigkeit an Schreyvogel zu begehen, so kann auch die ausgezeichnetste Verwendung von Ihrer Seite Sie für eine ähnliche Infamie nicht sicher stellen, wenn einmal der Wind sich eben dreht.

Ich spreche mich hier mit der Aufrichtigkeit und Gradheit aus, die Sie seit 18 Jahren an mir kennen, und ich würde Ihnen einen schlechten Beweis meiner Achtung gegeben haben, wenn ich bei diesem Anlaß Ihnen etwas anderes als meine wahre Empfindung hätte sehen lassen. Sie mag Ihnen ein Beweis sein, daß ich meinen Freunden in guten wie in üblen Verhältnissen meine unwandelbare Ergebenheit bewahre!..."

Was Zedlitz hier ausspricht, ist so ziemlich das mildeste und für Deinhardstein günstigste Urteil, welches damals in Wiener litterarischen Kreisen gefällt wurde. Auf das lebhafteste bedauerte man namentlich, daß, wenn schon Schreyvogels Sturz ein unvermeidlicher gewesen, derselbe nicht mindestens seinen Nachfolger in der Person Holbeins gefunden. Derselbe hatte sich zu jener Zeit als Direktor des Hoftheaters zu Hannover, in welcher Stellung er seit 1824 wirkte, ein außerordentliches Ansehen erworben, und man fand es unbegreiflich, warum Graf Czernin ihn, den geborenen Wiener und trefflichen Dramaturgen, vergeblich um den Posten hatte kompetieren lassen.

Franz Ignaz Holbein, Edler von Holbeinsberg, gehört jedenfalls zu den eigentümlichsten Gestalten unserer Litteratur- und Theatergeschichte und verdiente wohl einmal eine genauere Betrachtung, als sie ihm bisher zu teil geworden oder hier, wo er lediglich als episodische Figur auftritt, zu teil werden kann. Wohl selten hat sich ein Mann, dem die Unrast im Blute lag, ohne jegliche äußere Fessel und ganz aus eigener Kraft allmählich so zum Ernst und zur Tüchtigkeit erzogen. Am 27. August 1779 zu Zizzersdorf in Nieder-Österreich geboren, früh verwaist und von gütigen aber schwachen Großeltern erzogen, erwarb er sich ohne Selbstzucht und leider auch ohne die Zucht anderer nur gleichsam zufällig seine Bildung. Was den begabten Knaben und Jüngling interessierte, griff er lebhaft auf und eignete es sich soweit an, als eben der Eifer vorhielt; was ihn nicht interessierte, ließ er beiseite. Lediglich dem Einfluß seines Großvaters war es unter diesen Umständen zuzuschreiben, daß er gleichwohl eine Stellung im Staatsdienste erhielt und zwar dieselbe, in welcher auch ein anderer hochbedeutender österreichischer Dramatiker viele Jahre verweilt, bei der Lotto-Direk-

tion. Die Beschäftigung mit den trocknen Zahlen und Ziffern sollte eben in beiden Fällen zur praktischen Ordnung gewöhnen und die böse Neigung zum Litteratentum im Keime ersticken. Aber während Bauernfeld nicht bloß den Musen sondern auch der Pflicht zu genügen wußte und trotz jahrzehntelanger treuer Pflichterfüllung zu dem wurde, als was wir ihn heute verehren, einem Stolz und einer Freude Deutsch-Österreichs, vermochte sich Holbein in keinerlei geregelte Thätigkeit zu finden, geschweige denn gar in diese. Auch die Vorsicht des Großvaters, welcher ihm dieses Amt im „Bärenlande", in Lemberg, zu erwirken wußte, wo es nur äußerst wenige Schriftsteller und eine sehr schlechte Komödie gab, nützte nichts. Der junge Mann verbrachte nicht bloß die Abende im Theater und die Nächte mit den Schauspielern der kleinen Wandergesellschaften, welche damals in Lemberg gastierten, sondern, was das schlimmste war: er benützte das Bureau tagsüber nur als Schlafstelle. Als ihm seine Vorgesetzten erklärten, daß der Staats-Dienst doch eigentlich andere Anforderungen stelle und ein Amtsbureau nicht zu derlei profanen Zwecken ausschließlich benützt werden dürfe, und auch der Großvater einen drohenden Ton anschlug, zog es Franz vor, aus Lemberg zu verschwinden, und tauchte auch geraume Zeit nicht wieder auf. Er hatte den Namen Fontano angenommen und durchzog nun in der abenteuerlichsten Weise fast das ganze nördliche Europa. Was er etwa während dieser Jahre nicht war, ist fast leichter aufzuzählen, als mit welch allen Beschäftigungen er sich abwechselnd fortbrachte: einige Wochen als Musiker, dann wieder als Schauspieler, in einer andern Stadt als Lehrer der modernen Sprachen, wieder anderwärts als Maler, Kapellmeister, Gelegenheitsdichter und Theaterdirektor. Nachdem er dies regellose Leben jahrelang geführt, lernte er zu Glogau in Schlesien eine Dame kennen, die auf eine kaum minder bewegte Vergangenheit zurückzublicken hatte: die schöne Gräfin Lichtenau, die ehemalige Geliebte des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Die beiden vielerfahrenen Menschenkinder verliebten sich sterblich ineinander und begingen in ihrer Leidenschaft einen Streich, vor dem sie anscheinend durch ihre Erfahrung wohl hätten bewahrt bleiben müssen — sie heirateten einander. Die Ehe währte fünf Jahre und nahm jenen Verlauf, welcher vorauszusehen war: sie war das Muster einer Ehe, wie sie nicht sein soll, und endete mit großem Skandal, der sich auch auf dem Wege der Druckerpresse fortpflanzte und ganz ungewöhnliche Dimensionen annahm. Trotzdem findet sich Holbein in den Litteraturgeschichten vielfach als Verfasser der 1807 zu Leipzig erschienenen Apologie der Gräfin Lichtenau verzeichnet. Natürlich hat keiner dieser Gelehrten das Buch gelesen, weil ihn sonst der giftige Ton, welchen der Autor gerade gegen Holbein anschlägt, denn doch stutzig gemacht hätte. Wer von beiden Ehegatten mehr im Rechte war, ist schwer zu entscheiden, im Unrecht waren beide, und jener weise Richterspruch, mit welchem Heines „Disputation" schließt, würde vollauf auch hier passen.

Seit der Trennung von der Gräfin ging mit Holbein eine allmähliche aber immer sichtlicher werdende Wandlung vor. Es bedeutete schon einen Fortschritt gegen früher, daß er nun lediglich Schauspieler wurde und sich bei größeren stehenden Bühnen zu erhalten wußte. Daneben aber begann er ernsthaft mit der Feder zu arbeiten, schuf in wenigen Jahren eine ganze Reihe bühnentauglicher Stücke, war eifrig bemüht, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, und wußte sich auch als darstellender Künstler bald einen weitreichenden Namen zu schaffen. Nachdem er kurze Zeit am Wiener Burgtheater gastiert, dann kurz darauf gleichfalls nur für einige Zeit auf Einladung des Grafen Palffy als Theaterdichter in Wien gewirkt, gewann er 1809 in der Schauspielerin Marie Renner eine begabte Lebensgefährtin, deren Einfluß auf ihn, wenigstens zunächst, ein unbedingt günstiger war. Nun endlich lenkte er auch in jene Bahn ein, für welche der zu seinem Unheil so vielseitig begabte Mann entschieden am meisten befähigt war. Er wurde Regissenr und Direktor, zuerst zu Würzburg und Bamberg, dann von 1819—1824 zu Prag, bis er, im letzten Jahre als Direktor des Hoftheaters nach Hannover berufen, daselbst, wie erwähnt, eine bleibende Stätte erfolgreichen Wirkens fand. Gleichwohl bewarb er sich zur Zeit, da Schreyvogels Stellung erschüttert war, um dessen Posten, und zwar vergeblich. Unter diesen Umständen gewinnt das nachstehende Schreiben Holbeins an Deinhardstein, welches kurz nach des letzteren Ernennung geschrieben ist, besonderes Interesse:

„Hochzuverehrender Herr Director!

Wenn mein Schreiben mit keinem Glückwunsche beginnt, so liegt dieß in der Überzeugung: daß Ihre rühmlich bekannten Kenntniße und Thatkraft Ihrem neuen Wirkungskreise gewiß das Glück abgewinnen wird, was er zu bieten vermag: Gelegenheit zur Bethätigung Ihres hohen Kunstsinnes und Berufes.

Hätte ich diese nicht längst anerkannt und hochgeachtet, als mich noch keine Art Nebeninteresse leiten konnte, ich würde jetzt nicht davon sprechen, wo so M a n c h e r mit dergleichen Versicherungen sich dem künftigen Gönner zu empfehlen eilt.

Ich hätte Ihre Stelle gar gerne für mich gehabt; allein ich versichere Sie auf meine Ehre, daß es mir n i c h t d a s g e r i n g s t e bittre Gefühl macht, Sie mir vorgezogen zu sehen. Meinen Wunsch lenkte nur Liebe zur Vaterstadt und ich darf es mir nicht verhehlen: daß ich, bei meiner Rückkehr dahin, mancher Annehmlichkeit entsagen müßte, welche nicht leicht aufzugeben ist. Vergönnen Sie mir jedoch in der Entfernung für Ihr Institut wirksam zu bleiben und geben Sie mir die tröstende Hoffnung: mich alten Vaterländischen Sänger nicht von Ihrem Repertoir verschwinden zu lassen.

Es liegen gegenwärtig wieder zwei Lustspiel-Manuskripte „D e r H e r r v o m H a u s e" und „D e r D o p p e l g ä n g e r" bei Ihnen. Gewiß, sie sind besser, als viele, die man schon gegeben. Weisen Sie sie nicht zurück. Schenken Sie mir Ihre Gewogenheit!! Kann ich durch mein Bekanntseyn mit allen Bühnen und auch fast allen Schauspielern oder in irgend einer Beziehung Ihnen im Auslande dienen, so befehlen Sie mit

Ihrem

Diener und a l t e n Verehrer

Hannover — v. H o l b e i n.

24. Juni 1832.

(Schluß folgt.)



„Herkules am Scheidewege". Zeichnung von **Eduard von Engerth.** Rom, Herbst 1852.

Zur Charakteristik J. V. von Scheffels.

Von **Karl Emil Franzos.**

Zum zweitenmale seit ihrer Begründung ist diese Zeitschrift in der erfreulichen Lage, wertvolle ungedruckte Gaben aus Scheffels Nachlaß als Hauptinhalt eines ihrer Hefte bieten zu dürfen; das erste Mal eine Nachlese aus seinen reifen Jahren, diesmal Produkte seiner besten, frischesten Schaffenszeit, denn auch die Gedichte stammen aus derselben Zeit, wie die meisten der im „Gaudeamus" gesammelten Lieder. Wer sie liest, wird sich sagen, daß es lediglich äußere Gründe gewesen sein können, welche den Dichter von der Veröffentlichung abgehalten; welche Gründe dies gewesen, kann dem Leser nicht belangreich sein. Wohl aber möchte ich diese Gelegenheit benützen, um meinem Aufsatz über Scheffel [Band I, Heft 3] einige Details beizufügen, meine Anschauungen gegen andere zu behaupten, oder, wo ich selbst im Irrtum gewesen, diesen richtig zu stellen. Wie bei einer zweiten kleinen Arbeit, welche dieselben Zwecke verfolgte [Band I, Heft 8], habe ich auch diesmal die Freude, an ein neues Werk von Scheffel und eines über ihn anknüpfen zu dürfen. Damals lagen mir die „Fünf Dichtungen" vor, diesmal die „Reisebilder"*), und der Biographie von Ruhemann ist nun das weitaus umfangreichere Werk von Proelß**) gefolgt.

Es ist, um mit letzterem zu beginnen, ein sehr, ja entschieden zu umfangeiches Buch, welches dennoch nichts Überflüssiges enthält. Wer nicht schon von vornherein durch die zweiundvierzig eng bedruckten Bogen eingeschüchtert ist und das Buch überhaupt zu lesen beginnt, wird es auch sicherlich zu Ende bringen und kaum je in Versuchung kommen, eine Seite zu überschlagen. Aber manche werden sich durch den Umfang erschrecken lassen,

*) J. V. von Scheffel. Reisebilder. Mit einem Vorwort von Johannes Proelß. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1887.

**) Scheffels Leben und Dichten. Von Johannes Proelß. Mit vielen Originalbriefen und zehn Abbildungen. Berlin. Freund und Jeckel. 1887.

nicht bloß jene wenigen gelehrten Herren, welche den überaus berechtigten Standpunkt einnehmen, daß man wohl über einen gänzlich verschollenen Schriftsteller des achtzehnten, nicht aber über den volkstümlichsten, die lebendigsten Wirkungen übenden Poeten des neunzehnten Jahrhunderts ein dickes Buch schreiben dürfe, sondern auch viele aus dem großen Publikum, denen wohl eine knappe und zugleich authentische Darstellung von Scheffels Leben und Dichten willkommen wäre, aber die Zeit oder Lust zum Studium eines so überstattlichen Bandes fehlt. Dies hat sich der Autor, der ja mitten im modernen Zeitungswesen steht und einen guten Blick für die unmittelbare praktische Wirkung hat, sicherlich selbst gesagt, und es ist schwerlich ein Irrtum, wenn ich meine, daß er sich sein Buch, als er die ersten Zeilen schrieb, sehr schlank gedacht. Daß es ihm unter den Händen auf das Doppelte oder Dreifache angeschwollen, bedeutet ebenso eine Schwäche wie einen Vorzug seiner Arbeit, aber die Schwäche ist eine äußerliche, der Vorzug ein innerlicher. Als Proelß — es war unmittelbar nach des Dichters Tode — an seine Aufgabe herantrat, lag keine Vorarbeit, ja fast gar kein authentisches Material über Scheffel vor; man kannte nur die Werke, nicht den Entwicklungsgang, nicht die Strebungen dieses Poeten, welcher sein Leben so einsam verbracht wie kein anderer, und was reichlich vorlag: Mythen und Legenden, konnte die Arbeit nur erschweren. Dann aber eröffneten sich die Quellen, des Dichters Tod löste seinen Freunden die Zunge, sie begannen von ihm zu berichten, und da das Publikum begierig aufhorchte, nicht bloß weil es sich um seinen Scheffel handelte, sondern weil die Dinge, die ihm da berichtet wurden, an sich merkwürdig, kurios oder erschütternd waren, so regnete es bald Enthüllungen und Erinnerungen, wichtige und unwichtige, pietätvolle und pietätlose, leeren Tratsch und Mitteilungen von hohem psychologischen Interesse. So floß dem Biographen der Stoff reichlich, aber chaotisch zu, und wie ihm daraus die Aufgabe erwuchs, das Mitgeteilte kritisch zu beleuchten, so die weitere, über das gesamte Leben Scheffels gleich ausführliche Details zu erhalten, wie sie der Zufall über den oder jenen Lebensabschnitt gebracht; er mußte selbst unter die Quellenfinder gehen und das Material suchen. Nun — er hat es überreich gefunden und nicht bloß verarbeitet, sondern auch — zur Beglaubigung seiner Urteile — ausführlich mitgeteilt. So ist dies Buch nur zum Teil eine Darstellung, zum anderen eine Materialien-Sammlung geworden, was der Form und der Absatzfähigkeit Abbruch thut, aber den sachlichen Wert erhöht; es erfüllt zwei Aufgaben, die man sonst in zwei verschiedenen Büchern zu lösen sucht. Diese Scheidung eintreten zu lassen, war unser Autor dadurch verhindert, daß ihm das reichste Material offenbar erst zufloß, nachdem ein Teil des Buches bereits gedruckt war. Daß er dazukomme, nun, etwa bei Gelegenheit einer zweiten Auflage, die Darstellung straffer und künstlerisch konzentrierter zu gestalten, ist ein Wunsch, den nicht bloß er selbst hegt, sondern jeder Freund des Dichters mit ihm. Denn daß Proelß der rechte Mann für die Sache ist, erweist schon dieses Buch, welches lediglich die Schwächen seines Vorzugs hat: die grundlegende Arbeit über Scheffel zu sein.

Das Werk ist, ohne der ästhetisch-kritischen Erörterung aus dem Wege zu gehen, überwiegend rein biographischen Inhalts, und dies ist irgendwo tadelnd hervorgehoben worden. Mit großem Unrecht, nicht bloß, weil das Leben Scheffels trotz aller Einfachheit des Lebensganges von hohem psychologischen Interesse und namentlich jedem schaffenden Künstler überaus lehrreich ist, sondern auch, weil hier das Persönliche zur Kenntnis der dichterischen Individualität so überaus wichtig ist: etwa gleich wichtig wie bei Heine, habe ich bereits einmal an dieser Stelle bemerkt. Schon das erste Kapitel: „Das Karlsruher Stadtkind" erbringt aus Scheffels Abstammung von einer Familie, welche ihren Lebensverhältnissen nach „in jene vergangenen Kulturzustände, welche der Enkel späterhin mit Vorliebe erforscht und poetisch gestaltet hat, noch direkt hereinreichte", sowie aus den Jugendeindrücken Scheffels den interessanten Beweis, daß nicht „gelehrte Liebhaberei" den Dichter dazu geführt, „alte Klosterchroniken zu studieren und die Trümmerstätten einer vergangenen Kultur zu neuem Leben erstehen zu lassen", sondern daß es sich schon der Knabe „zur zweiten Natur hatte werden lassen, die Reste der heimatlichen Vorzeit künstlerisch zu ergänzen und mit buntem Leben zu bevölkern". Wo uns ein solches Resultat geboten wird, da lassen wir uns die Aufzählung der Ahnenreihe und die Mitteilung dieses oder jenes alten Dokuments gerne gefallen. Wie ungleich besser verstehen und würdigen wir nun die Tonart und Detailmalerei des „Ekkehard", wenn wir uns daran erinnern, daß es eine „Fülle realer Anschauung" war, welche dem Dichter aus Erinnerung und Erfahrung zuströmte, und daß es auch mit ein Produkt früher Schulung der Phantasie war, wenn ihm später dasselbe gelang wie dem Maler im Vorwort zum „Ekkehard", dem während des Streites der Archäologen über einen römischen Mosaikboden das Ganze klar vor seiner Seele steht: „und er warf's mit keckem Strichen hin, derweil die andern mit Worten kramten." Auch Proelß citiert diese Stelle als für Scheffels Anschauungsweise bezeichnend; er scheint sie für ein erfundenes Gleichnis zu halten, dies aber ist sie, wie ich zufällig nach der Mitteilung eines Augenzeugen berichten kann, nicht, sondern ein wirkliches Erlebnis aus der römischen Campagna. Wie über des Dichters Ahnen giebt uns Proelß auch über seine Eltern und Geschwister, — einen bedauernswerten, verkrüppelten Bruder, Karl, und die leiblich wie geistig gleich herrlich gediehene Schwester Marie, — erschöpfende Mitteilungen. Einzelne Kleinigkeiten meiner eigenen Darstellung werden hiedurch bestätigt oder berichtigt; als wesentlich sei nur hervorgehoben, daß auch Proelß nach seinen ungleich reichlicheren Quellen dem Vater gleichfalls „unbeugsamen Rechtssinn" und „eine gewisse Sprödigkeit im Beharren auf eigener Meinung" nachsagt, Eigenschaften, die sich in dem Sohne später verhängnisvoll gesteigert. Daß Scheffel nur ungern Jurist geworden, bestätigt auch Proelß, doch weiß er von ernsten Kämpfen hierüber nichts zu berichten. Mein Gewährsmann, ein Jugendfreund Scheffels, dem ich vor Jahresfrist folgte, mag die Sache zu tragisch aufgefaßt, auch vielleicht diese Kämpfe lediglich vordatiert haben, denn der Konflikt hat sich ja später thatsächlich abgespielt. Was Proelß über die Studentenzeit Scheffels bemerkt, bestätigt nicht bloß die Mitteilungen Ruhemanns, sondern fügt auch manches interessante Detail hinzu. Seine Darstellung macht durchweg den Eindruck des Überzeugenden und Abschließenden: Scheffel war weder ein trockener

Philister, wie die einen, noch ein wüster Trunkenbold, wie die anderen behaupten, sondern ein fröhlicher, aber nicht unmäßiger Jüngling, welcher alles zur rechten Zeit gründlich trieb, das Studieren wie das Kneipen; seiner studentischen Richtung nach war er Burschenschafter [nicht Corpsstudent, wie vielfach behauptet wird], in seinen politischen Überzeugungen entschieden liberal, aber durchaus nicht radikal. Sehr scharf, vielleicht zu scharf, da es sich ja lediglich um Irrtum, nicht um böswillige Entstellung handelt, weist Proelß die abweichende Darstellung Karl Blinds zurück. Daß Scheffel bereits als Student eine große Zahl feuchtfröhlicher Lieder gedichtet, war bekannt; einige derselben teilt nun Proelß mit, eines oder das andere fügt das vorliegende Heft hinzu, die meisten sind noch ungedruckt und werden es wohl lange bleiben. Daneben entstanden auf der Universität auch schon einige ernste, lyrische Gedichte, darunter jenes, welches das vielleicht populärste dieses Jahrhunderts wurde: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen." Daß es Scheffel als Student gedichtet, konnte ich schon in einem Nekrolog unmittelbar nach seinem Tode auf Grund einer mündlichen Äußerung, welche er mir vor Jahren hierüber gemacht, mitteilen; ein hervorragender Litteraturhistoriker meinte damals, warum weiß ich nicht, es sei dies vermutlich ein Gedächtnisfehler des Dichters gewesen, doch hat die Sache ihre Richtigkeit, und Proelß weiß nun auch den Namen des Mädchens zu nennen; sie war eine Cousine Scheffels und hieß Emma Heim, ihr Vater war Apotheker zu Zell am Fahrenbach. Es wird dem Leser vielleicht von Interesse sein, die vierte der im vorliegenden Hefte mitgeteilten Säckinger Episteln mit dieser Notiz über des Dichters Jugendliebe zu vergleichen. Von dem Liebesleben Scheffels wissen wir im allgemeinen so wenig, wie kaum von dem eines anderen Dichters, auch Proelß bringt nicht viel darüber bei, ob deshalb, weil überhaupt nicht viel zu berichten ist oder weil das Geheimnis noch gehütet wird, ist freilich nicht zu entscheiden.

Man weiß, daß Scheffel seine Prüfungen regelrecht machte und dann in den Staatsdienst trat; auch daß ihn die Ereignisse von 1848 tief erschüttert, war bereits bekannt, Genaueres aber und sehr Charakteristisches bietet nun Proelß. Wie tief Scheffels Gemüt in gleicher Weise durch die Wirren eines wüsten Radikalismus, wie durch die Greuel einer fanatischen Reaktion verwundet worden, wie die „Lieder des stillen Mannes" „Zeitgedichte" sind „wie irgend eins, das Freiligrath oder Herwegh gedichtet, nur gedämpfter, minder subjektiv im Ausdruck", findet sich hier klar und anschaulich dargestellt; ebenso Scheffels Leben in Säckingen, soweit es dem Biographen nach den ihm zugänglichen Quellen möglich war. Das Beste und Bezeichnendste hierüber sagt freilich Scheffel selbst in den nun hier mitgeteilten „Episteln". In Säckingen dürften die allermeisten lyrischen Gedichte des Trompeter entstanden sein, das Epos selbst gehört, wie man weiß, einer späteren Zeit an, dem Winter 1852 auf 53. Und ebenso ist bereits bekannt, daß Scheffel in das gelobte Land der Kunst auszog, um ein Maler zu werden, und als Dichter zurückkehrt. Wie dies nun im einzelnen zugegangen, hierüber ist Proelß wesentlich anderer Meinung, als sie sich in mir auf Grund der Mitteilungen Engerths und der Briefe Scheffels an diesen trefflichen Maler und seine geistreiche Gattin herausgebildet, und wie ich ihr in einem Aufsatze „Aus Scheffels Sturm- und Drangzeit" und dann in meinem Essay über Scheffel in dieser Zeitschrift Ausdruck gegeben. Ich habe den Drang, der Scheffel zur Malerei trieb, als sehr stark betrachten müssen und die Ausgestaltung des „Trompeters" als etwas Plötzliches, jedenfalls nicht vorher klar Beabsichtigtes; Proelß meint, daß der Drang zur bildenden Kunst nicht sonderlich stark gewesen und daß Scheffel die Ausführung des Trompeter bereits Jahre vorher erwogen, ehe er an die Niederschrift gegangen. Mir will, nachdem ich die Beweise, welche Proelß für seine Auffassung anführt, kennen gelernt (darunter Mitteilungen und Briefe des Dichters selbst, die mir nicht bekannt sein konnten), scheinen, als ob weder er noch ich vollkommen im Rechte wären und daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liege. Ein starker Hang und Drang zur Malerei war zweifellos in Scheffel. Neben den brieflichen und schriftlichen Äußerungen an Engerth geht dies auch aus der Zähigkeit hervor, mit welcher er von der Knabenzeit an immer wieder das Zeichnen übt und sich die Wahl dieses Lebensberufes von seinem Vater zu ertrotzen weiß. Auch der Eifer, mit dem er seine Zeichen- und Malstudien in Italien treibt, scheint mir dafür zu sprechen; derlei thut man nur, wenn man einen starken inneren Beruf zu einer Kunstgattung fühlt oder zu fühlen glaubt. Daß aber Scheffel in seinen Kämpfen ebensosehr von dem Wunsche, Maler zu werden, als von jenem, den engen und drückenden Verhältnissen der Heimat zu entfliehen, geleitet war, daß ihm eine Zukunft als Maler nicht allein deshalb lockend erschien, weil er ein Maler, sondern überhaupt ein Künstler und keineswegs ein Philister werden wollte, dies steht ebenso zweifellos fest, als die Thatsache, daß er seit seiner Knabenzeit nicht bloß gezeichnet, sondern auch gedichtet, sich auch frühzeitig in Prosaarbeiten versucht und neben manchem andern Traum auch den einer litterarischen Laufbahn gehegt. Warum aber, wird man fragen, wandte er sich dann nicht sofort dieser Kunst zu, die ihn gleichfalls aus dem Philistertum herausführen konnte, warum warf er sich mit solchem Eifer auf eine andere, in der er sich bisher mit ungenügendem Erfolge versucht und bei welcher er erst so schwierige technische Vorbedingungen zu bewältigen hatte? Die Antwort kann nicht schwierig sein, wenn wir Scheffels Anlage zur Zweifelsucht, zur Selbstqual, zur steten Unzufriedenheit mit seinem eigenen Können und Wollen in Betracht ziehen. In der Dichtkunst hatte er sich bereits versucht, wenn auch nur als Lyriker; die Ölmalerei, die Malkunst im großen Stile war ihm noch fremd; bezüglich dieser letzteren konnte er sein Können noch nicht bezweifeln und — es war wieder etwas Neues. Hier liegt meines Erachtens der Schlüssel für Scheffels Schwanken zwischen den beiden Künsten, wie andererseits für sein unsicheres Umhertasten zwischen diesen Berufen und dem praktischen des juristischen Staatsdienstes oder dem gelehrten Beruf des Germanisten. Zum Glück war seine dichterische Anlage stärker als sein eigener Wille, und so ist er schließlich geworden, wozu er geboren war, ein Poet.

Diese Ausführungen im Zusammenhang mit dem, was ich in meinem ersten Essay über Scheffels römischen Aufenthalt gesagt, werden auch genügen, um dem Leser jenen Brief, welcher im vorliegenden Hefte nach der Handschrift des Dichters reproduziert erscheint, vollkommen verständlich zu machen. Man sieht, hier liegt thatsächlich ein

Hochverehrter Herr!

Der Poet hat allerlei Vorrechte, die sich andre Leute nicht herausnehmen dürfen: Er redet Kaiser u. Könige mit „Du" an, u. man nimmt ihm nicht übel, u. Heinrich von Ofterdingen wollte bekanntlich, als es ihm beim Sängerkampf auf der Wartburg ums Leben ging, bis unter den Mantel der Landgräfin von Thüringen sich flüchten, ehe daß er später wegen Majestätsbeleidigung verklagt würde. Auf dies Vorrecht gestützt, habe ich den Muth, diese Zeilen an Sie zu richten, u. ich hoffe, Ihr Herr Gemahl, den ich hiemit feierlich um seine Genehmigung ersuche, ertheilt mir ohne Bedenken die Erlaubniß, Ihnen das beiliegende Büchlein, als Gruß eines Abwesenden, der's viel lieber selbst nach Rom gebracht hätte, zu Füßen zu legen.

Ich weiß selber kaum, wie ich dazu kam, es zu schreiben. In den geistigen Touren im Albanergebirg, in dem frischen strebsamen Künstlerleben u. in den festergeselligen Abenden, die sich unsrer Colonie dort schuf, ist mir, ganz unbewußt, eine poetische Ader aufgegangen — später in Rom ließ mich der Gedanke nicht mehr los u. ich hatte keine Ruhe mehr, bis in der Einsamkeit von Capri der nachfolgende Sang ausgebrütet war. Henning wird sich auf mein damaliges schnelles Abreisen im Februar erklären. Sie haben mich oft freundlich lachend gefragt, was die Falten auf der Stirne bedeuten sollen, die mich unwillkürlich anflogen; ich habe selber kaum gewußt, vielleicht waren es die Anfänge des „Trompeters", die mich damals plagten. Seit jener Zeit hab ich wenig frohe Stunden mehr gehabt; in der Heimath erst häusliche Betrübniß; denn, wie Gottlob wieder Alles leidlich beruhigt war, überfällt mich eine Augenentzündung, die durch anfängliche Vernachlässigung hartnäckig wurde, daß ich jetzt wieder, seit 8 Wochen meine Stube nicht verlassen habe. Das ist aber Alles nicht viel, dagegen bin ich, bei klarer Betrachtung der Verhältnisse u. bei dem ernst u. bestimmt ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinem Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgezogen — u. den Schmerz hierüber werd' ich sobald nicht los, da mein innerer Beruf mich dahin zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste u. Beste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? vielleicht gerade weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist; u. weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht.

Darum kommt mir eine unendliche Wehmuth über mich, wenn ich an Rom denke oder schreibe, es ist mir als ob das Wasser von Fontana Trevi noch auf der Zunge brennte; u. wenn mich freilich die Erinnerung oftmals wieder hinüber trägt auf die Ariccianer Straße, oder zum Albaner See, oder mit lustiger Cavalcade u. arri — ke somaro! hinauf auf den Monte cavo; oder aber zum Capuziner Pater Basili in der via Isidoro, wo wir so manche heitere Stunde verbrachten: so ist dann die Enttäuschung nur um so größer, wenn ich die Augen wieder aufmache u. den Schnee des Heidelberger Marktplatzes vor mir habe. Ich kann sagen wie Platen:

Was hab ich nun Gediegenes
Von all der Lust u. Pracht
Als wenig's Geschriebenes,
Dem schlechten Volk gebracht?

Jugendbrief Scheffels.

wertvolles Dokument zur Kenntnis des Dichters vor, ja das wertvollste, welches wir bisher über Scheffels Jugendzeit besitzen, und man wird es gerne in der Handschrift des Dichters lesen, obwohl der Brief, seit ich ihn im April 1886 zuerst veröffentlicht, oft, auch in den seither erschienenen Biographien, abgedruckt worden ist. Zur Erklärung der äußeren Details mag genügen, daß das Schreiben an Frau Engerth gerichtet ist, und daß sich ferner Scheffels wehmütige Stimmung auch dadurch erklärt, weil das Jahr 1853, das Erscheinungsjahr des „Trompeter“, für ihn und die Seinen eine Zeit schwerer körperlicher und seelischer Leiden gewesen. Jene Stelle des Trompeter, von welcher Scheffel sagt, daß er sie nur für die Albaner Gesellschaft habe stehen lassen und daß deren Sinn sonst niemand recht klar sein könne, ist die folgende:

Mit den Franziskanern aus dem
Kloster Ara coeli kam der
Prior auch von Palazzuola.
Am Albanersee, im schatt'gen
Waldabhang des Monte Cavo
Steht sein Klösterlein, es mag das
Herz dort stille Träume träumen;
In Gedanken schritt er selber,
Und, wer weiß warum, sein Murmeln
Klang nicht wie Gebet, es klang wie:
„Fahre wohl, Amalia!“

Es ist eine liebenswürdige Neckerei des Dichters, welche sich gegen seine Landsmännin und ehemalige Kunstgenossin, Fräulein Amalia Bensinger, wendet. Auf einer Exkursion, welche die heitere Künstlerschar, darunter auch Scheffel und sein Lehrer Willers, unternahm, kamen sie auch nach dem Kloster Palazzuola. Männlein und Weiblein lechzten gleichermaßen nach einer Erquickung, und der würdige Prior ließ ihnen vor dem Kloster Labung reichen. Unter den ungewohnten Gästen gefiel ihm niemand besser als Fräulein Amalia, und er machte ihr — in allen Ehren natürlich, und soweit es ihm Würde und Alter gestatteten — den Hof; es war eine recht praktische Huldigung, der alte Mann ließ dem Mädchen die besten Bissen vorsetzen. Viel wurde die Künstlerin dann mit der Eroberung geneckt, die sie an dem Prior gemacht, und nun leben diese harmlosen Scherze — recht wie die Eintagsfliege im Bernstein — so lange fort, wie der „Trompeter“ lebt. Auch noch an einer anderen Stelle von Scheffels Dichtungen spielen Fräulein Amalia und das Kloster eine Rolle. Proelß erzählt hierüber nach den Mitteilungen Otto Donners: „Die Stimmung der Gäste wurde bald eine sehr heitere und Fräulein Bensinger sprach den Wunsch aus: sie möchte so gern einmal das Kloster auch in seinem Innern sehen. Der lustige Prior drückte sein Bedauern aus, daß dies absolut nicht möglich sei, indem es die Ordensregel untersage, indessen, setzte er schalkhaft hinzu, gäbe es ein Mittel. „Nun, welches?“ frug ganz eifrig und erfreut die junge Dame. „Je nun,“ entgegnete der Prior, „keine Dame darf die Schwelle des Klosters überschreiten, aber wenn Sie sich von mir hinübertragen lassen wollen, so kann das wohl geschehen, das verbietet die Ordensregel nicht.“ Allgemeine Heiterkeit folgte diesem launigen Einfall, aber Fräulein Bensinger protestierte sehr lebhaft. Anders macht es im „Ekkehard“ die Herzogin. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß wir der poetischen Bearbeitung dieses Erlebnisses das interessante Motiv verdanken, auf welchem der Roman des Ekkehard sich aufbaut.“ In dieselben Tage fröhlichen Künstlerstrebens führt uns die Zeichnung von Engerth zurück, welche dieses Heft schmückt. Ich habe dem Künstler für die Freundlichkeit, mit der er nicht bloß die Reproduktion gestattete, sondern auch seine Zeichnung selbst zu diesem Zwecke kopierte, auch noch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank zu sagen. Wie man sieht, schwankt Scheffel auf diesem Scherzbild, das durch die vortreffliche Wiedergabe der Züge und der charakteristischen Haltung des jungen Dichters seinen bleibenden Wert hat, zwischen der Jurisprudenz und der Malerei und nicht, wie ich in meinem ersten Essay und nach mir Proelß auf Grund der Mitteilungen Engerths angaben, zwischen der Malerei und der Dichtkunst. Der kleine Gedächtnisfehler Engerths trat erst zu Tage, als sich das Original unter Scheffels hinterlassenen Papieren vorfand. An dieser Stelle sei auch noch ein Irrtum berichtigt, welcher sich in Anknüpfung an eine andere Zeichnung Engerths, das von der „Deutschen Dichtung“ in ihrem ersten Scheffel-Hefte reproduzierte Jugendbild Scheffels, in Proelß' Buch eingeschlichen. Die Verse, welche Scheffel unter dies Porträt geschrieben:

„So im schlichten Leinwandröcklein,
Große Mappe unterm Arme,
Schmuck und flott als Landschaftszeichner
Sahen mich Albanos Berge,
Sah mich das Sabinerland“

sind erst 1880 entstanden und enthalten ihrerseits ein fast komisch berührendes Mißverständnis des Dichters. Was er auf der Zeichnung Engerths, die ihm in jenem Jahre vorgelegt wurde, um seine Genehmigung für eine Reproduktion zu einem wohlthätigen Zweck zu erhalten, für eine Leinwandmappe hält, ist die Lehne eines Stuhls, um den er seinen Arm geschlungen.

Weitaus wichtiger als diese Kleinigkeiten, welche gleichwohl den Verehrern Scheffels vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein werden, sind natürlich jene Details, welche Proelß über den inneren Entwicklungsgang des Dichters in der Zeit von 1852—54, also in seiner produktivsten Periode giebt. Auch hier wird man ihm im ganzen und großen zustimmen dürfen und sich nur hier und da ein kleines Fragezeichen erlauben. Proelß polemisiert dagegen, daß man über die Nichtbeachtung, welcher der Trompeter anheimgefallen, viel Aufhebens gemacht, aber sein stärkstes Argument dagegen reduziert sich doch auf die Behauptung: „Fand das Buch zunächst wenig Käufer, so fand es, dank der reichen Lebensbeziehungen des Dichters und seiner Familie, doch Leser in allen möglichen Kreisen, denn Dedikationsexemplare standen in reicher Menge zu Gebot und fanden eine weit ausgedehnte Verteilung.“ Ich möchte meinen, daß dies denn doch kein genügender Erfolg war und daß das Ausbleiben desselben angesichts der neuen Tonart, welche der Trompeter in die Welt schmetterte, eine seltsame Erscheinung bleibt. Vortrefflich hat unser Autor die Entstehungsgeschichte des „Ekkehard“ herausgearbeitet. Diese Partie ist die beste des Buches und sollte von jedem gelesen werden, der den prächtigen Roman liebt; die Analyse der Entstehung wird ihm den Genuß erhöhen, nicht mindern. Minder klar und darum minder überzeugend scheinen mir die beiden nächsten Abschnitte der Biographie, welche die Zeit von 1854—60, das qualvolle Verstummen, Kämpfen und Leiden des Dichters be-

handeln, Proelß hat eine ungemeine Mühe an sie gewendet, auch sehr viel, ja hier sogar zu viel von seinen neuen Materialien beigebracht; wir hätten insbesondere eine Reihe von Briefen an den Großherzog von Weimar, welche nicht sondertich wesentlichen Inhalts sind, gerne vermißt. Gleichwohl wird der unbefangenen Prüfung das letzte und entscheidende Wort über die Katastrophe, welche über den Dichter hereinbrach, auch hier nicht gesprochen erscheinen. Proelß führt eine Reihe von neuen Gründen hiefür an, so zunächst maßlose Überarbeitung, dann im Gegensatze hiezu ein Wanderleben, welches den Dichter so viel Poetisches schauen und durchkosten ließ, daß er nicht dazu kam, poetisch zu schaffen, dann die Unsicherheit über die eigene Zukunft, einen unglücklichen Liebeshandel, der mit einer abgelehnten Werbung abschloß, verdrießliche Prozesse mit einem Berliner Verleger u. s. w. Aber all diese Dinge können ebensogut als Ursachen wie als Wirkungen der Verdüsterung erscheinen, ja sie müssen es eigentlich sogar. Dem gegenüber wird es doch sehr wesentlich sein, sich dessen zu erinnern, was Proelß allerdings nur nebenbei über den physischen Zustand Scheffels sagt, und sich dessen bewußt zu werden, daß es hier wohl vornehmlich der kranke Körper war, welcher allmählich das Gemüt krank machte. Ist dies richtig, dann muß Scheffels Geschick vollends als ein gänzlich unverschuldetes und rein tragisches erscheinen.

Der sonstige Inhalt des Buches, zu welchem hoffentlich recht viele Leser dieser Zeilen greifen werden, muß hier unerörtert bleiben, nur auf zwei Hauptsachen möchte ich noch verweisen. Im Zusammenhang mit jenen Mitteilungen, die Felix Dahn darüber gemacht, ergiebt sich aus Proelß' Buche, daß Scheffel mindestens drei ziemlich weit vorgeschrittene Romanfragmente hinterlassen. Es ist dringend zu wünschen und darf darum auch sicherlich erhofft werden, daß einiges hievon bald ans Licht trete. Schließlich aber möchte ich jene Stelle hierhersetzen, in welcher Proelß das litterarhistorische Ergebnis seiner Biographie zusammenfaßt. In einem Briefe Scheffels an den Maler Ille in München heißt es: „Wir freuen uns der alten Dichtungen Tannhäuser, Lohengrin ꝛc. nur noch um des rein Menschlichen, ansprechend Gemütlichen willen; das Beiwerk hingegen, Säulen, Wappen, Schrift, muß als Beiwerk charakterisiert werden, dann wird man die hölzernen Reste der gelahrten Vorstudien gar nicht mehr spüren, und in frischer neugeborener Kraft vermittelst glücklicher Seelenwanderung der ersten Urheber springt der alte Geist wieder in das moderne Leben." Mit Recht findet Proelß darin das ästhetische Glaubensbekenntnis, das künstlerisch-kritische Testament desjenigen deutschen Dichters, „dem es wie keinem anderen gelungen, auf dem Gebiet des kulturhistorischen Romans, wie der kulturhistorisch malenden Lyrik sich als freier und großer Künstler zu bewähren. Sein Trompeter von Säckingen und sein Ekkehard, sein Juniperus und die Bergpsalmen, die düstern Lieder seines Heinrich von Ofterdingen, wie die heiteren Gesänge seiner fahrenden Schüler und die durstigen Rodenstein-Lieder, all diese Schöpfungen waren kraft solcher glücklichen Seelenwanderung entstanden."

Was das neue Werk Scheffels, die „Reisebilder", betrifft, so besteht es aus einer Reihe von einzeln erschienenen Aufsätzen, welche der Dichter zu einem Buch zu formen unterlassen, und da auf diesem Gebiete in Deutschland schon recht viel gesündigt worden, so könnte die Vermutung Platz greifen, daß es sich auch hier um minderwertige Waare handle, welche nur hinterdrein unter der Flagge des berühmten Mannes auf den Büchermarkt eingeschmuggelt werde. Nichts aber wäre hier ungerechter als ein solcher Verdacht, und die Lektüre weniger Seiten wird genügen, ihn zu beseitigen und dem Leser die Überzeugung zu geben: hier ist echter Scheffel, frisch und köstlich, interessant und charakteristisch. Proelß, der sich das Verdienst erworben, die ersten Drucke (im „Frankfurter Museum", der „Allgemeinen Zeitung" u. a. a. O.) ausfindig zu machen, meint, daß diese Aufsätze die Zusammenfassung zum Buche mit demselben Rechte verdienen wie die „Reisebilder" Heinrich Heines, und sofern damit gesagt sein soll, daß auch hier kein Vernünftiger Einspruch thun wird, ist ja auch die Behauptung richtig. Gleichwohl ist das Beispiel vielleicht nicht ganz zutreffend gewählt, weil ja Heines Reisebilder sein Hauptwerk in Prosa sind, während es sich hier nur eben — freilich wiegt schon dies gerade schwer genug — um ganz vortreffliche Menschen- und Landschaftsschilderungen eines Autors handelt, dessen Bedeutung als Prosaschriftsteller doch vorwiegend in der großen epischen Dichtung liegt. Auch ließe sich kaum ein größerer Gegensatz im Charakter zweier Bücher ersinnen, als zwischen den Feuilletons der „Harzreise" u. s. w. und den vorliegenden Aufsätzen — und doch tritt bei beiden ein stark subjektiver Zug hervor (und nicht bloß deshalb, weil es Schilderungen persönlich unternommener Fahrten sind), und beide sind von Witz und Humor belebt. Aber Scheffel und Heine waren eben im Leben die verschiedensten Menschen, welche man sich selbst mit Zuhülfenahme einer recht ausgiebigen Phantasie konstruiren kann, und darum sind es auch ihre Reisebilder. Bei Heine waltet der Witz vor, bei Scheffel der Humor; bei Heine ist die Schilderung und Selbstbespiegelung der eigenen Individualität Hauptzweck, bei Scheffel jene der Außenwelt; Heine kümmert sich um die Begegnenden nur so weit, als sich ein glänzender Einfall oder eine Empfindung an sie hängen läßt, wie an einen Haubenstock, Scheffel vertieft sich liebevoll in Sitte, Brauch und Anschauungsweise der fremden Menschen; Heine berücksichtigt nur die allermodernste Politik, Scheffel vertieft sich in das Studium der Vergangenheit; Heine liebt die Negation, während Scheffel bei allem kritischen Freimut lieber lobt als tadelt. Ich könnte die Paralelle länger ausspinnen, ohne sie doch zu erschöpfen, oder dem Leser, der das Buch noch nicht kennt, die Eigenart desselben anschaulich zu machen. Vielleicht orientiert es ihn besser, wenn ich ihn an die Landschafts- und Kulturschilderung des Ekkehard erinnere und hinzufüge, daß vieles in diesem Buche jenen Schmuckstücken sorglicher und doch kühn hingeworfener Malerei nicht nachsteht. Namentlich ist auch der Stil, dieser plastische, wuchtige und doch klare, mit archaistischen Wendungen gezierte und doch keineswegs manierierte Stil, ganz und gar jener des Romans, was freilich nicht Wunder nehmen darf, da es ja sogar, wie die „Säckinger Episteln" beweisen, der Stil seiner Privatbriefe war, ja noch mehr: sogar der Stil seiner mündlichen Rede — „als ich den „Ekkehard" las," erzählte mir Engerth, „war es mir immer, als ob ich Scheffel wieder sprechen hörte, in dieser Redeweise hatte er uns auch in Albano die

Schnurren oder ernsten Erlebnisse aus seiner Beamtenzeit berichtet."

So viel mag zur Charakteristik des Buches an sich genügen. Einheitlich ist es freilich nicht, und zwar weder was den Stil, noch was den Wert der einzelnen Aufsätze betrifft, sind sie doch auch zu so verschiedenen Zeiten entstanden, zwanzig Jahre liegen zwischen dem ersten und dem letzten Aufsatz. „Aus den rhätischen Alpen", 1851 geschrieben und in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen, hat insofern eine touristische Bedeutung, als es zuerst die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf das damals kaum je von einem Vergnügungsreisenden betretene Engadin lenkte; schon dieser erste Versuch zeigt übrigens alle Eigentümlichkeiten der späteren Aufsätze: auch er führt Landschaftsbilder mit historischer Staffage vor und giebt das Resultat gelehrter Studien in anmutiger, von Humor belebter Form wieder; nur sind noch die Farben etwas dünn, und die Darstellung zeigt an einigen Stellen spröden Fluß, während schon der zweite, 1853 entstandene Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" ein ganz prächtiges Kulturbild ist — auch die politisch-socialen Glossen treffen stets den Nagel auf den Kopf, so z. B. die folgende: „Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts" (d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen, vorhanden war). Künstlerisch noch höher steht der dritte Aufsatz: „Aus den Tridentinischen Alpen", nur daß uns hier der Stoff weniger zu interessieren vermag, während die drei „Bilder aus der Provence" in jeder Beziehung geradezu mit das beste sind, was wir in unserer Litteratur an derartigen Arbeiten besitzen. In der letzten Serie des Buches, den „Skizzen aus dem Elsaß", ist der Ton weitaus trockener, der Dichter vermag nicht mehr in Farben zu malen, er zeichnet bloß mit großer, aber etwas pedantischer Korrektheit — wie früh, wie allzufrüh alterte Scheffel! Doch nicht dieser Ausruf des Bedauerns soll mein letztes Wort sein, sondern der Ausdruck der Freude darüber, daß wir nun noch ein Buch von ihm besitzen, welches seiner würdig und in den Hauptstücken vortrefflich ist.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Wesen und Wert des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit. Von A. von Eye. 2. Auflage. Berlin, Allgemeine Verlagsagentur 1886.

Man wird erstaunt sein, einem Kunsthistoriker auf einem wesentlich abstrakt-philosophischen Gebiete zu begegnen. Eye bewegt sich indes auf diesem Terrain mit einer Sicherheit, welche davon Zeugnis ablegt, daß ihm die Fragen und Probleme der modernen Erkenntnistheorie wie der Ästhetik vollkommen vertraut sind.

Adalbert von Eye ist ein Idealist der alten Schule: er glaubt in der Metaphysik an das Erstgeburtsrecht des Geistes, er hofft in der Art, wie er sich die Geschichte und die Zukunft der Menschheit konstruiert, an den endlichen Sieg des Guten und Schönen, wobei ihm allerdings das Malheur passiert, daß er den uralten Kampf von Religion und Wissenschaft, von Glauben und Erkenntnis gar nicht sieht. Ein glückseliger Schwärmer! Doch ist die Naivetät seines gläubigen Idealismus zwar schön und rührend, aber nicht ausreichend, den Glauben an die Priorität des Geistes vor der Materie des Weltalls oder an das Überwiegen der Freude im Menschenleben vor der Summe des Leids in eine kräftige Überzeugung zu verwandeln. Hier sind doch schärfere Waffen erforderlich, als diejenigen sind, über welche ein ethisierender Theismus verfügt, und wenn er mit noch so schimmerndem ästhetischen Beiwerk geziert ist. Der naturwissenschaftliche Monismus und der ethische Pessimismus, immer noch die beiden Hauptprobleme, um welche sich die philosophische Diskussion unserer Zeit bewegt, verlangen doch ein schwereres Geschütz.

Nichtsdestoweniger wird das Buch vielen, die den Standpunkt des Verfassers teilen, sehr willkommen sein, und zwar durch die Kraft und die Wärme des Vortrags, durch den Schwung und die Schönheit der Sprache. Eye erinnert in dieser Beziehung einigermaßen an Hermann Lotze und Moritz Lazarus; doch reicht er weder an die Ideenfülle und Begriffsschärfe des ersteren, noch an die Vielseitigkeit und sinnige Feinheit des letzteren heran, wenn ich auch zugeben will, daß vieles in der Art der Argumentation des Verfassers mich an die beiden hervorragenden philosophischen Denker gemahnt. Aber bei aller Ähnlichkeit der äußern Gedankenführung und Gruppierung will mir doch die von Eye gewählte Briefform als etwas Veraltetes erscheinen.

Eye ist in der Metaphysik und Religionsphilosophie Theist, in der Ethik Indeterminist, in seiner Philosophie der Geschichte Progressist, in der Ästhetik Idealist. Plato, der heilige Augustinus, Giordano Bruno und Novalis bilden den magischen Kreis, dem er sich nur schwer und dann auch nur für kurze Zeit zu entziehen vermag. Hierunter leidet offenbar die Anordnung und die Verkettung seiner Ideen. Der äußern Symmetrie des Buches — es zerfällt in fünf ziemlich gleiche Teile, von denen jeder zwölf Briefe enthält, — entspricht nicht ganz die innere logische und methodische Gliederung des Stoffes. Wer mit naturphilosophischer und erkenntnistheoretischer Erörterung beginnt und über die philosophischen, geschichts- und moralphilosophischen Betrachtungen hinweg mit dem Entwurf eines Bildes der ästhetischen Weltvollendung endigt, scheint offenbar den synthetischen Weg zu bevorzugen und der Analyse nur einen sehr untergeordneten Wert beizumessen. Und dennoch sehen wir den Verfasser sehr oft analytische Exkurse unternehmen, vom breiten Felde der Erfahrung in Natur und Geschichte. Und wiederum ist das empirische Material nicht so als Ergebnis exakter Forschung hingestellt, daß die Schlüsse und Folgerungen, die er aus demselben zieht, mit wissenschaftlich befriedigender Notwendigkeit sich ergeben.

Das philosophische Buch von Eye wird, insofern es sich selbst als „Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit" bezeichnet und daher mit dem Anspruch eines grundlegenden Prinzipienwerkes auftritt, der Kritik Veranlassung geben, manche Lücken, Inkonsequenzen und vor allem einen gewissen Mangel in der methodischen Behandlung seines Stoffes zu bemerken, ja sie wird in einiger Verlegenheit sein, ihm in der heutigen philosophischen Litteratur eine bestimmte Rubrik anzuweisen. Vielleicht wäre es noch am passendsten und gerechtesten ein philosophisches Erbauungsbuch zu nennen.

Leipzig. **Moritz Brasch.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Februar 1888.



Gedichte

von

Wilhelm Hertz.

Aristoteles.

Nach dem Altfranzösischen des **Henri d'Andeli.**

(Erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.)

Es künden uns die alten Mären
Von König Alexanders Ehren,
Wie er mit seiner starken Hand
Das große Indien überwand.
Dort blieb er ruhen lange Zeit;
Vergessen waren Fahrt und Streit.
Fragt ihr, warum so manchen Tag
Der edle Held dort müßig lag,
So wißt: ihn fesselte die Minne,
Die Herrscherin von Anbeginne,
Die, was sich nur auf Erden regt,
Bewältigt und in Banden schlägt.
So ging's auch diesem mächt'gen Herrn;
Doch ihre Fesseln trug er gern.
Ihn hielt ein holdes Kind in Haft,
Wie es der Wunsch nicht holder schafft.
In süßer, sehnender Begier
Zog's ihn zu ihr und nur zu ihr.
Von weißen Armen sanft umwunden
Verträumt' er thatlos seine Stunden,
Und um ihn her entschwand die Welt.
So selbstvergessen lag der Held
In unentrinnbar schwerem Bann,
Recht wie ein sinnbethörter Mann.

Darüber im geheimen klagten,
Die offen nicht zu sprechen wagten.
Des Volks Gered' erfuhr indes
Sein Meister Aristoteles.
Dem schuf die Klage billig Leid.
Er nahm den König mild beiseit'
Und sprach ihm zu mit ernstem Wort,
Unziemlich sei's, daß fort und fort
Er seinen Rittern ferne bleibe
Aus Liebe zu dem fremden Weibe. —
„Unziemlich, Meister? Ei, sagt an,
Wenn dieses nicht, was ziemt sich dann?
Der kennt sie nicht, der Minne Macht,
Wer darum mich zum Thoren macht,
Daß man nur eine liebt vor allen
Und strebt, nur einer zu gefallen.
Ganz recht, wenn ein Verliebter bleibt,
Wohin sein Herz ihn drängt und treibt.
Wer's ihm mißdeutet, der fürwahr
Ist selber aller Liebe bar." —
So rief der König ungeduldig;
Doch jener blieb kein Wort ihm schuldig.
Der Meister aller Wissenschaft
Erwies da seiner Rede Kraft
Und that ihm dar mit strenger Lehre,
Wie dies Gebahren ihn entehre,
Daß er beim Liebchen sich verliege:
„Und die Genossen Eurer Siege
Mißachtet Ihr, statt die Getreun
Mit Festen gastlich zu erfreun.
Seid Ihr denn blind?" so rief im Grimme
Der Meister mit erhobner Stimme,
„Mich will bedünken, Euch gebührte,
Daß man Euch auf die Weide führte
Zur unvernünft'gen Kreatur.
Denn Eure fürstliche Natur
Habt Ihr verkehrt und schnöd entstellt.
Herr, ich beschwör' Euch vor der Welt,
Laßt diese Sitten! Sie sind toll,
Und Eurer Thorheit Maß ist voll!" —
Indessen so mit Zornsgewalt
Der Meister seinen Herren schalt,
Sah dieser tiefbeschämt zur Erde
Und sprach mit trauriger Gebärde:
„Ich folg' Euch gern in allen Dingen.
Sei's drum! Ich werde mich bezwingen." —

So blieb er denn der Liebsten ferne,
Damit sein Herz verzichten lerne.
Die Stunden schlichen und die Tage:
Entsage! mahnt er sich, entsage!
Er hielt sein Wort und sah sie nie,
Doch um so heißer liebt er sie.
Wohl ihren Anblick mag er meiden:
Erinn'rung will nicht von ihm scheiden,
Und immer heller in ihm strahlt
Ihr Bild, wie's ihm die Minne malt,
Ihr ganzes Wesen hold und licht.
Er sieht ihr klares Angesicht,
Sieht Mund und Aug' und Augenlider,
Das blonde Haupt, die schönen Glieder.

„Weh," rief er, „Elend ohne Ruh,
Das muten mir die Menschen zu!
Mein Meister will, daß ich im Kriege
Mit meinem eignen Herzen liege.
Wollt' ich in auferzwungnen Wehen,
Weil's andern so beliebt, vergehen,
Das wär' doch Wahnsinn offenbar!
Mein Meister und der Leute Schar,
Was wissen die von meinen Gluten?
Ich will nicht ihretthalb verbluten,
Gehorsam duldend wie ein Knecht.
Lebt Minne je nach fremdem Recht?
O nein, sie lebt nur sich zu Willen." —
Nicht länger ließ der Drang sich stillen.
Sein Liebstes wollt' er schaun und flog
Zu ihr, nach der sein Herz ihn zog,

Das schöne Kind, das unterdessen
Trostlos in Einsamkeit gesessen,
Sprang auf und sah ihm ins Gesicht.
„Ihr wart verirrt, Herr. Leugnet's nicht!
Ach", sprach sie weich, „was ist geschehn,
Daß Ihr verschmähtet, die zu sehn,
Die Euer Sinnen war und Sehnen?" —
Sie schwieg und weinte bittre Thränen.
Der König sprach: „Mein süßes Lieb,
Dich wundert, daß ich ferne blieb.
Laß dir's erklären! Hör mich an!
All meine Ritter, Herr und Mann,
Begannen hart auf mich zu schelten
Und murrten laut, daß ich so selten
Mit ihnen teilte Fest und Schmaus.
Mein Meister gar, der schalt mich aus
Und hieß mein Lieben Thorenwahn.
Ich weiß, es war nicht wohlgethan,
Daß ich, was kein Getreuer darf,
Mein liebend Herz ihm unterwarf.
Doch wollt' ich Hohn und Rüge meiden." —
Sie rief: „Er will mich Euch entleiden!
Bei Gott! Doch wenn mir Weibeslist
Nur einen Tag zu Diensten ist,
So muß er mir den Schimpf entgelten.
Ihr sollt mit größrem Recht ihn schelten,
Daß er den Spott mit Wucher zahle,
Der Störenfried, der graue, fahle!
Ha, leb' ich nur bis nächsten Morgen,
Und will sie mir die Waffe borgen,
Die jederzeit den Sieg gewann!
Laßt sehn, ob ihm Grammatik dann
Und Dialektik Hilfe bringt,
Wenn ihn Natur durch mich bezwingt!
Zum Unheil hat er uns geschmäht!
Seid morgen frühe wach und späht
Von diesem Turme nach dem Garten:
Ein feines Spiel wird Euer warten." —
Von ihrem holden Grimm entzückt
Hielt er sie an die Brust gedrückt:

„Ja, du bist tapfer, süßes Herz!
Und such' ich Freuden anderwärts,
So mög' es Gott mir nie vergeben!
In deiner Liebe will ich leben;
Denn all mein Wünschen ruht in dir." —
Und damit schied er froh von ihr.

Sie war in erster Frühe wach
Und weckte niemand im Gemach.
Ein Hemd umfloß die schönen Glieder,
Und ungegürtet wallte nieder
Ihr indisch buntbesterntes Kleid.
Denn Sommer war's und holde Zeit.
In grünem Glanze lag der Morgen;
Kein kalter Hauch war zu besorgen.
Nur Wärme rings und sanfte Luft.
In Lilienschein und Rosenduft
Erblüht ihr Antlitz klar und mild,
Und fehllos war ihr ganzes Bild.
Ihr blondes Haar schnürt kein Gebände,
In Flechten hängt es bis zur Lende.
Sie wandelt so in eigner Zier
Mit bloßen Füßen durchs Revier.
Den Saum des Kleides hob sie leise,
Und halblaut sang sie diese Weise:

„Ja fürwahr, ja fürwahr,
Dort am Bach, auf Lilienmatten,
Ja fürwahr, im Erlenschatten
Sitzt mein Lieb im goldnen Haar.
Ja fürwahr, ja fürwahr,
Ihr gehör' ich immerdar."

Zum König drang das Lied empor.
So lockend klang's für Herz und Ohr,
Daß er zum offnen Fenster sprang;
Dort lauscht' er freudig ihrem Sang.
Der Meister auch vernahm den Ton;
Bei seinen Büchern saß er schon
Und blickte nach der Holden hin,
Da fuhr's ihm heiß durch Herz und Sinn.
Er schloß das Buch im Schaun versunken.
Gott, möchte doch, so sprach er trunken,
Dies Wunderbild mir freundlich nahn!
Ihr macht' ich alles unterthan!
Wie? Thät' ich das? Was kommt mich an?
Steckt mir, der so viel weiß und kann,
Noch solch ein Narr in Herz und Haupt,
Daß mir ein Blick die Sinne raubt?
Ach, Liebe will als Gast zu mir;
Doch Ehre schilt und wehrt es ihr.
Sieh doch, bist du nicht grau und alt,
Bist hager, blaß und ungestalt
Und in Philosophie so scharf,
Daß keiner dir sich gleichen darf?
Was frommt dein ewiges Studieren,
Läßt Weisheit sich so leicht verlieren?

Gelernt, verlernt! die Minne winkt,
Und alle Wissenschaft versinkt.
Kein Ausweg bleibt. So mag sie schalten
Und Hof in meinem Herzen halten,
Der nichts zu widersprechen wagt. —
Indes der Meister stöhnt und klagt,
Biegt sie ein Myrtenzweiglein rund
Und flicht ein Kränzlein reich und bunt.
Sie denkt der Minne stillbeglückt
Und singt, indem sie Blumen pflückt:

„Ach, die kleinen Liebesgeister
Werden meine Herrn und Meister.
Lieb, wie lieg' ich wund!
Ach, die kleinen Liebesgeister
Hier im Herzensgrund!“

Sie sang's und blickte schelmisch drein.
Doch ihm schuf's ungeduld'ge Pein,
Daß ihm so lang das liebe Wesen
Nicht näher kam beim Blumenlesen.
Sie säumte schlau mit Vorbedacht,
Schliff ihre Pfeile fein und sacht,
Ihn um so tiefer zu versehren
Und seiner Wunden Qual zu mehren.
Sie setzt mit Anmut sich den Kranz
Aufs schöne Haupt voll Jugendglanz,
Und arglos lacht ihr Angesicht,
Als sehe sie den Späher nicht.
Nun aber soll der Zauber glücken,
Und um ihn vollends zu berücken,
Geht sie wie ganz von ungefähr
Durchs Grün vor seinem Fenster her
Und läßt ein altes Lied erklingen,
Wie's Fraun des Volks beim Nähen singen:

„In einem Garten, wo ein Bächlein rinnt, —
Weiß ist der Sand, die Welle klar und lind, —
Da, Hand an Wange, sitzt das Königskind
Und ruft dem Freunde seufzend, den sie minnt:
Graf Gui, geliebter Held,
Um dich ist Lust und Lachen mir vergällt!“

Schon ging die holde Träumerin
Ganz dicht am niedern Fenster hin,
Und er, von Zauber übermannt,
Er faßte keck sie beim Gewand.
Nicht länger birgt er sein Verlangen:
Die Falle klappt, er ist gefangen.
Sie that erschreckt mit leisem Schrei:
„Wer hält mich auf? Laßt mich vorbei!“ —
Doch er, in seinem grauen Alter
Der Thorheit Pfleger und Verwalter,
Er sprach: „Willkommen, schönste Zier!“ —
„Was seh' ich? Meister, seid es Ihr?“ —
„Ja“, sprach er, „meine süße Maid!
Und glaubet mir, ich bin bereit,
Um Euretwillen Ehr' und Leben
Und Leib und Seele hinzugeben.
So hält die Minne mich im Bann,
Daß ich von Euch nicht lassen kann.“ —
„Denkt Ihr in solcher Liebe mein,
Soll' ich drum schelten? Wahrlich nein.
Doch laßt Euch meinen Kummer klagen!
Ich weiß nicht, wer in diesen Tagen
Des Königs Herz von mir gewandt,
Ihm alle Ehren aberkannt,
Weil er so gern bei mir verweilt.“ —
„Der Schaden, glaubt, ist leicht geheilt.
Ich will Euch Neid und bösen Willen
Und das Geschrei der Tadler stillen
Und aller Lästerzungen Stich.
Der König liebt und fürchtet mich
Mehr als sein ganzes Hofgesind.
Doch nun erhört mich, süßes Kind,
Und laßt mich Eurer Huld genießen!“ —
Sie sprach: „So laßt Euch nicht verdrießen
Und zeigt mir, ob so stark und echt
Die Liebe sei, von der Ihr sprecht.
Denn etwas Art'ges fällt mir ein:
Sagt selbst, wie reizend müßt' es sein,
Wenn ich durch dieses Gartens Mitte
Ein kleines Weilchen auf Euch ritte!
Ich will's! Ihr dürft mir's nicht versagen.
Auch einen Sattel sollt Ihr tragen:
Dann reit' ich stattlich wie ein Held.“ —
Und der Gelehrteste der Welt,
Seht hin, er kann nicht widerstehn,
Läßt alles über sich ergehn.
Die Liebe wandelt ihn zum Pferde.
Er duckte folgsam sich zur Erde;
Ein Sattel kam auf seinen Rücken,
So wie sie Frauenzelter schmücken,
Dann kroch er, als die Schöne saß,
Auf Knien und Händen durch das Gras.
Doch sie mit voller Stimme sang,
Daß hell es durch den Garten klang:

„Seht, so geht's uns armen Thoren,
Die an Mägdlein sich verloren!
Schabernack wird unser Teil.
Seht, so geht's! Uns arme Thoren
Führt man so am Narrenseil.“

Der König, der vom Fenster sah,
Welch seltsam Schauspiel da geschah
Mit seinem Tadler und Bedränger,
Vor Lachen hielt er sich nicht länger.
„Ei Meister“, rief er, „welche Sitten!
Ich glaub', Ihr werdet da geritten.
Wahrhaftig, seid Ihr noch bei Sinn?
Wo kam's mit Eurer Weisheit hin?
Wie konntet Ihr so wacker schmähn,
Da mich verlangte, sie zu sehn!

Nun schaut, was sie aus Euch gemacht!
Nun habt Ihr's bis zum Tier gebracht.“ —
Die Rede traf des Meisters Ohr;
Er hob enttäuscht den Kopf empor.
Das schöne Kind, das ihn gezähmt,
Stieg ab. Er aber rief beschämt:
„Ja, Herr, mein Können und mein Wissen
Hat mir in einem Nu entrissen
Die allverschlingende Natur.
Jedoch daran erkennt Ihr nur,
Wie recht ich hatte, vor den Garnen
Der Minne sorgend Euch zu warnen.
Ach, Herr, wie seid erst Ihr bedroht,
Der Ihr noch glühet frisch und rot,
Wenn ich in meinen alten Tagen
Von ihr besiegt ward und geschlagen,
So daß sie mich mit Füßen trat,
Wie's Ihr mit eignen Augen saht!“ —
So wand er klug sich aus dem Joch:
Das letzte Wort behielt er doch,
Daß ihn der Herr nicht ferner höhnte
Und lachend sich mit ihm versöhnte.
Doch wenn fortan bei seinem Lieb
Der König seine Zeit vertrieb,
Der Meister sah's und litt es stumm,
Er schwieg und wußte wohl warum.

Nun seht, so soll es jedem gehn,
Der wagt, die Liebenden zu schmähn:
Sie laßt im Recht der Liebe ruhn!
Denn Liebe reinigt all ihr Thun,
Und Liebe zwang und zwingt die Welt,
Bis dieses All in Trümmer fällt.

Der Dinurstrom.

Einen Glutstrom nennt die Sage. Rastlos fort von Anbeginn
Flutet er in Feuerwogen unter Gottes Thron dahin.
Und in qualmenden Gestalten steigt's empor aus seinem Lauf,
Steigen täglich Myriaden jugendschöner Engel auf.
Überschauend alle Wesen, alles Lebens Lust und Leid,
Schweben sie vor Gott vorüber, atmen seine Herrlichkeit.
Ziehen so in hohen Bogen durch den blauen Himmelsdom,
Jubeln Dank und sinken wieder und vergehn im Feuerstrom.

Menschenkind, ihr kurzes Leben, deucht es dich nicht schön und groß?
Und du selbst, du wolltest klagen? Sieh, du schaust dein eignes Los!
Bist du doch aus ew'gem Schlummer zu lebend'gem Tag erwacht,
Ahnst des Geistes Schöpfertiefen, schaust der Welten Rätselpracht,
Stürmst empor in freud'gem Streben, wie der Aar im Flug beglückt,
Von des Edeln Drang beseligt, von der Schönheit Macht entzückt.
Doch aus all der regen Fülle neigt dein Sehnen sich zur Ruh,
Sinkst auf abendmüden Schwingen heimatlichem Schlummer zu.

Dieses überreiche Leben, scheltet ihr es arm und klein?
Ach, die Wunder aller Wunder, Erd' und Himmel schließt es ein.
Dann von deinem Geisterodem aufgeschlürft, ein Tropfen Zeit,
Rinnt es still in deine Stille, heil'ge Nacht der Ewigkeit.

Ein letzter Faschingsmorgen.

Im Maskenkleid, die Locken
Vom Blute noch nicht trocken,
So liegt sie auf der Bahr' —
Die eine hübsche Dirne
Mit immer kecker Stirne
Und' blitzenden Augen war.

Und die so tief gesunken,
Hat eben freudetrunken
Getanzt noch und gelacht.
Es hat sie der erstochen,
Dem sie zuerst versprochen
Und dann versagt die Nacht.

Noch blinken weiß die Zähne
Vom letzten Kampf, die Thräne
Vom letzten Schmerze klebt
Noch an den bleichen Wangen,
Die einst im Jugendprangen
Der Unschuld Rot belebt. —

Entführt hat sie dem Kote
Der jähe Todesbote,
Entführt dem Siechenhaus,
Dem Elend, dem Verhängnis,
Dem Bettel und Gefängnis —
Schelt ihn noch einer aus!

Hermann Lingg.



Meine Braut.

Novelle von J. Pery.

(Fortsetzung.)

Wenn ich mich irrte? Wenn sie mich zwar verstanden, aber meinen Antrag nur angenommen, nicht um meine Rache auszukosten, sondern um mich zu demütigen? Sie ritt mir immer einen Schritt voraus und benahm mir jede Möglichkeit, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich hatte das Gefühl, als verachtete sie mich.

Eine halbe Stunde war noch nicht vergangen, als wir im Schloßhof zu Polomit einritten. Ich sprang vom Pferde und hob Gertrud aus dem Sattel. Ein einziger vorwurfsvoller Blick traf mich, als sie meinen Arm nahm. Auf der Treppe kam uns ein Diener entgegen. Die Herrschaften seien soeben im Salon der Gräfin, er werde uns anmelden. — „Nicht nötig!" sagte ich. Ich wollte keine Vorbereitung. Täuschte ich mich — und wie sehnlichst wünschte ich das! — so war ich auch bereit, Genugthuung zu geben! Wir traten also ein und fanden — o gütige Vorsicht! — Mann und Frau beisammen und mit ihnen das Kind im Schoße der Amme. Wahrlich, ich selbst hätte es nicht besser anordnen können.

„Ach, Komtesse Gertrud!" rief die kleine Gräfin hocherfreut und eilte uns entgegen.

„Sie sehen, Gräfin, daß Ihre liebenswürdige Nachbarin keinen Augenblick säumt, Ihrer Einladung Folge zu leisten," sagte ich und blickte nach dem Hausherrn. Ich hatte ihn seit jener abenteuerlichen Nacht nicht gesehen. Er sah in der That angegriffen aus, schien jedoch ruhig und erwiderte meinen Blick mit einem mitleidig spöttischen Lächeln. Ehrerbietig verbeugte er sich vor meiner Begleiterin, welche mit einer leisen Neigung des Kopfes dankte. Keine Spur von Verlegenheit geschweige denn von Verwirrung oder Bestürzung war auf ihren Gesichtern zu lesen. Ein Meisterstück der Salongymnastik! dachte ich.

„Ich hatte schon einmal das Vergnügen," sagte mit verbindlicher Miene der Ehemann, „in vergangener Saison im Ballsaal."

„Ganz richtig!" erwiderte sie lebhaft und reichte ihm die Hand.

„Also damals!" sagte ich mir.

Man nahm Platz und begann ein leichtes, inhaltsloses Gespräch, an welchem ich infolge meiner Aufregung nicht teilnehmen konnte. Ich stand auf und stellte mich abseits in eine Fensternische. Der Hausherr folgte mir.

„Na, wo steckst du denn in einemfort?"

„Nun, hier und drüben. Bist du wieder hergestellt?"

„So ziemlich. Und du? bist du schon beruhigt?"

„Vollkommen."

Der höhnisch überlegene Ausdruck legte sich wieder auf sein Gesicht, doch nur für einen Moment, sofort wurde dasselbe ernst und meinen Arm erfassend sagte er gelassen und würdevoll:

„Mein lieber Freund, du bist nicht nur ein Narr, sondern auch ein Verbrecher an diesem reinen anbetungswürdigen Mädchen. Glaubst du, daß du diese Beleidigung jemals wirst abbüßen können, selbst wenn sie nur zwischen uns beiden bleibt?"

„Laß das!" sagte ich, im Innersten getroffen.

„Nein, ich müßte ein Schurke sein, um noch länger zu schweigen!" rief er energisch, einen gewissen edlen Zorn zur Schau tragend, „bei Gott, ich will dir die Augen öffnen, ich werde, ich muß dich aufklären!"

„Alles Lüge!" sagte ich mit Abscheu.

Er erbleichte vor Wut, doch biß er sich auf die Lippen wie einer, der sich besinnt, daß er es nur mit einem Verrückten oder zum mindesten mit einem Unzurechnungsfähigen zu thun habe, und sagte dann eindringlich, fast verzweiflungsvoll:

„Bei meinem Ehrenwort versichere ich dich!

Genügt dir das? Ich schwöre dir bei Weib und Kind, dein Verdacht ist aus der Luft gegriffen, Thorheit, Raserei!"

Diese feierliche, leidenschaftliche Beteuerung erweckte von neuem meine Zweifel. Wenn ich sie ihm noch abgenötigt hätte! aber nein, er gab sie freiwillig, unaufgefordert und unerwartet. Ich schwankte. Verlegen sah ich nach den Frauen.

Die zarte, blonde Gräfin und das stattliche Mädchen mit dem dunklen Haar bildeten einen fesselnden Gegensatz. Jene plauderte und lachte mit kindischer Lebhaftigkeit, diese folgte ihr mit freundlichem Ernst. Mitten im Gespräch winkte die glückliche Mutter die Amme herbei, um ihren Sohn bewundern zu lassen. Wird sie sich wohl auch diesem Kinde gegenüber beherrschen können? fragte ich mich. In der That blickte sie verwirrt und scheu nach demselben, dann aber erhellten sich auf einmal ihre Züge, sie nahm das Kind auf ihren Schoß, stammelte einschmeichelnde, verworrene Koseworte, wie sie Frauen Kindern gegenüber zu erfinden pflegen, hob es in die Höhe, drückte es an sich und küßte und herzte es in überquellender Zärtlichkeit. Unwillkürlich gedachte ich jener römischen Richter, welche einen des Vatermordes Beschuldigten freisprachen, weil sie diesen schlafend angetroffen. Ein Vatermörder kann nicht ruhig schlafen, schlossen sie, und ich mußte mir sagen: Könnte dieses Mädchen das Kind jenes Mannes und jener Frau küssen mit Lüge und Falsch im Herzen?

Der Diener meldete, daß aufgetragen sei. Ich reichte der Hausfrau den Arm, Rudolf führte Gertrud. Nur mit halbem Ohr hörte ich die Äußerungen des Entzückens über den neuen Gast aus dem Munde meiner Dame, aber mit um so größerer, fast krankhafter Spannung bewachte ich jene beiden. Ich wußte, sie würden, sie könnten sich nicht besprechen, allein ein Wort, ein Blick, dachte ich, müsse sie verraten, und obzwar ich mich nicht umwandte, glaubte ich trotzdem, jede Silbe zu hören, jede Bewegung, selbst das leiseste Zucken ihrer Gesichter wahrzunehmen . . . allein nur Gleichgültigkeit ging hinter mir.

Bei Tisch kam die Rede darauf, warum Gertrud und ihr Vater diesmal schon im April aufs Land gezogen? — Weil die Ärzte dem alten Herrn dringend Ruhe empfohlen, lautete die Aufklärung. Warum gerade nach Ribnitz und nicht wie sonst nach ihren Besitzungen in Oberösterreich? — Weil in jenen Ortschaften die Blattern herrschten. Also auch dieses Moment des Verdachtes entfiel. Man rührte sogar an die Prozeßangelegenheit, und der Hausherr erklärte launig, daß er um so mehr auf den Sieg bestehe, weil es der erste Prozeß seines Lebens sei, welchen er selbst und nicht ein anderer gegen ihn angestrengt habe. Gertrud, welche über alle Punkte desselben unterrichtet zu sein schien, nahm energisch die Partei ihres Vaters. Die Gräfin ärgerte, ja kränkte dieser Prozeß; sie hoffte, daß mit Gertruds Zuvorkommenheit ein reger freundschaftlicher Verkehr für immer eingeleitet sei. Mann und Frau scherzten bei jeder Gelegenheit mit der Zärtlichkeit von jungverheirateten Eheleuten. In Abwesenheit der Nebenbuhlerin mag man zärtlich mit seiner Frau sein, warum nicht? aber in Gegenwart derselben, welche vielleicht ihrer Macht doch nicht ganz sicher, ein Liebesduett aufzuführen, hieß doch zu viel wagen.

Die Unterhaltung wurde immer vertraulicher, anregender, packender. Der Hausherr, welcher seine gute Laune kaum bemeistern konnte, befahl schließlich dem Diener, Champagner zu bringen. Einige Flaschen wurden entkorkt und das erste Glas auf das Wohl der Gäste geleert, welche noch recht oft und in innigeren Beziehungen in diesem Hause einkehren mögen, wo sie jederzeit mit offenen Armen empfangen sein würden.

Der Wein, die lebhafte Konversation, die vielfachen Vorkommnisse, die meinen Verdacht zu entkräften schienen, ließen mich freier atmen. Meine Zweifel fingen an zu schwinden, und ich neigte schon trotz der früheren Verdachtsgründe zu der Annahme hin, daß ich das Opfer eines Spieles des Zufalls gewesen sei. Man betrachte nur die Sache ganz sachlich, räsonnierte ich; konnte ein vor kurzem in die Ehe getretener Mann wie Graf Rudolf, selbst wenn er ein noch so eifriger Libertin gewesen und noch sei, sich an ein junges unerfahrenes Wesen heranwagen? Konnte wiederum ein Mädchen vom Schlage einer Gräfin Gertrud der Gewalt eines solchen Elenden anheimfallen? Ich rechnete mit unmöglichen Faktoren.

Zum Schluße der Mahlzeit — Graf Rudolf hatte nach seiner gewohnten Unart etwas über den Durst getrunken — wurden auf dem Korridor laut zankende Stimmen vernehmbar.

„Was giebt's?" fragte Graf Rudolf den eintretenden Diener.

„Ein Bauernweib, das den gnädigen Herrn Grafen durchaus sprechen will, hat sich ins Schloß eingedrängt und läßt sich nicht abweisen," berichtete der Diener.

„Die hat wohl den Verstand verloren," sagte Graf Rudolf.

„Nicht anders möglich," meinte die Gräfin. Inzwischen wurde der Lärm draußen immer stärker.

„Laß mich, Bengel! Mich wird er, mich muß er einlassen! Mich, jawohl gerade mich, weil ich's bin!" kreischte eine derbe Frauenstimme in böhmischer Sprache, und im nächsten Moment erschien in der aufgerissenen Thür sonntäglich herausgeputzt, ein neues Tuch um das gelbe Haar gebunden — die Wirtin von Ridnitz.

Rudolf sprang auf. Das Weib näherte sich mit ehrerbietigen Bücklingen und einem breiten unterwürfigen Lächeln auf den wulstigen Lippen.

„Ich küß die Hand ergebenst, gnädiger Herr Graf," sagte sie mit vertraulich zwinkernden Augen, „der gnädige Graf werden mir schon verzeihen, daß ich mir die Kühnheit herausnehme. Der gnädige Herr Graf können mir glauben, daß ich gewiß gewartet hätte, wenn nur diese Diener, die Flegel, nicht gleich strickgrob gewesen wären und mich nicht hätten gleich hinausschieben wollen. Freilich wissen die Tölpel nicht, daß der gnädige Herr Graf mir zu versprechen geruhten: ‚Wenn du einmal eine Aushilfe brauchst, so wende dich nur an mich und du sollst immer einen gütigen Herrn an mir finden.' Und weil der gnädigste Herr Graf schon einmal so gütig waren und weil ich heute meinen Pachtzins zu zahlen habe, so bin ich also so frei zu kommen, um den gnädigsten Herrn Grafen unterthänigst zu bitten . . ."

Mein Blick schweifte von einem zum andern.

Auf Gertruds Zügen lag einzig und allein der Ausdruck des Widerwillens und des Abscheus, derselben Gefühle, welche auch ich empfand. Die Gräfin verstand das Böhmische nicht hinreichend und blickte bald uns, bald ihren Mann verblüfft an. Dieser stand wie gelähmt. Während der Rede der Bäuerin stierte er mit verzerrtem Gesicht nach uns, ohne uns zu sehen, und fuhr dann, als diese geendet, wild auf, um über sie herzufallen. Ich that einen Schritt vor, um den Rasenden, der infolge der Trunkenheit und der vielfachen Gemütsbewegungen zu Thätlichkeiten greifen zu wollen schien, zurückzuhalten, allein die Gräfin, welche ihn ängstlich umfaßt hatte, kam mir zuvor, das Weib wich furchtsam zurück. Bloß der Diener behauptete seine ruhige, respektvolle Haltung.

„Unverschämte Person! ist man denn in seinem eigenen Hause nicht sicher?" knirschte der Graf, indem er sich von neuem drohend aufrichtete.

„Rudi, ich bitte dich, reg dich nicht auf, ums Himmels willen!" rief zitternd die Gräfin.

„Wirf die freche Person hinaus!" befahl jener dem Diener.

„Schone dich!" bat die Gräfin.

„Schmeiß sie die Treppe hinunter!" schrie er heiser, dem Diener gegenüber sich der böhmischen Sprache bedienend.

Mehr verblüfft als beleidigt ließ sich das Weib zur Thüre hinausschieben und fing erst draußen zu schimpfen und zu schreien an.

„So ist der gnädige Herr? Der gnädige Herr läßt mich im Stich? Der gnädige Herr hält mich zum Narren? Der gnädige Herr schmeißt mich hinaus?" . . .

Der Graf sah scheu und mit kreideweißem Gesicht nach uns.

„Rudi, deine Migräne! Du bist wieder krank, bei Gott!" rief die Gräfin, und sich an Gertrud und mich gewendet, fragte sie immer verdutzter werdend: „Was wollte eigentlich die Person? Was schwatzte sie denn? Ach ist dieses Bauernvolk doch widerwärtig! — Armer Rudi!"

Dieser verließ langsam das Zimmer. Mit einigen Worten der Entschuldigung an uns lief ihm die Gräfin bestürzt nach.

Wir waren allein. Gertrud, die sich während der Scene erhoben hatte, stand bleich und zitternd vor mir.

Die ganze, lange Gedankenreihe, welche ich in den letzten Stunden durchgelebt und welche mit dem endgültigen Beweise von Gertruds Verschulden geendet hatte, war auf einmal unerklärlicherweise versunken. Ich sah mich, auf der Bank im Ridnitzer Parke sitzend, nach Rache sinnen. Das war der Moment der Rache! Was ich nun that, war von meinem Willen unabhängig und mächtiger als dieser. Wie etwas von meinem übrigen Wesen völlig Abgesondertes löste es sich von mir los — unaufhaltsam! und gleichsam wie von einer äußeren Kraft gepackt und fortgeschleudert, trat ich an sie heran, indem ich ihr die Worte fest ins Gesicht sagte:

„Wissen Sie, wer dieses Weib ist, das er soeben aus seinem Hause gejagt?"

Mit völlig wiedergewonnener Ruhe, nur noch immer mit demselben Ausdruck des Ekels auf ihrem Gesichte, erwiderte sie scharf und kalt:

„Ich habe unter Ihren Standesgenossen, welche freilich auch die meinigen sind, lange genug gelebt, um es zu ahnen."

„Nun gut," sagte ich heiser auflachend, „jetzt wissen Sie wenigstens, wie Graf Rudolf mit seinen Geliebten verfährt!" Das Wort war gesprochen. Jetzt, da mein Verdacht stückweise widerlegt und der letzte Rest desselben durch den vorhergehenden Zwischenfall völlig vernichtet worden war, fiel die Insulte, und zwar gerade durch jene Scene pro-

vociert! Kaum war das Wort meinen Lippen entflohn, so fühlte ich schon, daß der Schimpf, welchen ich ihr angethan, ebenso grausam als unbegründet gewesen. Trotzdem fühlte ich mich wie einer Zentnerlast ledig; ja in der Überzeugung, daß mit diesem Auftritt jene unglückselige Episode meines Seelenlebens für immer abgeschlossen sei, atmete ich zum erstenmal wieder frei und freudig auf.

Ein schneller, prüfender Blick traf mich, als habe sie mich nicht verstanden; doch als begriffe sie plötzlich, fuhr sie in die Höhe, und ihre Augen unter den zusammengezogenen Brauen glühend auf mich geheftet, stand sie einen Augenblick sprachlos mir gegenüber.

„Was soll das? Was soll das heißen?“ wiederholte sie mit heftiger, leiser und befehlender Stimme. „Sie scheinen Ihren Freund noch übertreffen zu wollen!“ rief sie sogleich gefaßter, lauter und noch entrüsteter als zuvor. „Habe ich es nicht Ihnen zu verdanken, Zeuge dieser unerhörten Scene gewesen zu sein? Nun ja, Sie konnten es ja nicht erwarten, Ihre Braut in diesem Hause einzuführen, damit sie dieses Ideal von einem Manne endlich kennen lerne und an dem häuslichen Glück, welches er begründet, sich ein Muster nehme? Warum? wozu? Ich frage Sie ... o Gott, wie hab' ich das verdient! Sagen Sie mir ... ach lassen Sie mich! ich verstehe Sie nicht und will Sie nicht verstehen! Nur eines ist mir klar, daß ich keine Minute länger unter diesem Dache bleiben darf, daß ich fort muß auf der Stelle, ohne Abschied, ohne diese Leute auch nur noch einmal zu sehen!“

Hoheitsvoller, gebieterischer Zorn loderte mir aus ihrer Stimme und Haltung entgegen. Ich empfand Beschämung, aber, um die Wahrheit zu sagen, Erleichterung in noch höherem Grade. Ohne jede Einwendung eilte ich hinunter, unsre Pferde vorführen zu lassen, und wenige Minuten drauf ritten wir die Straße nach Ridnitz zurück.

Auf dem Feldsaum der Chaussee entlang ging lebhaft gestikulierend die völlig verstörte und erhitzte Wirtin.

„O! o! o! Dieser gnädige Herr!“ brummte sie in böhmischer Sprache. „Der gnädige Herr soll sich nur anschauen! Das bleibt dem gnädigen Herrn nicht geschenkt! Ich werde es schon dem gnädigen Herrn heimzahlen!“

Gertrud hielt an, und indem sie sich zu der Bäuerin herabbeugte, sagte sie ruhig:

„So laß doch das Geheule! Der Graf hat ja bereits das Geld für dich meinem Papa eingeschickt. Du kannst dir morgen im Schlosse die Quittung abholen!“ Damit sprengte sie rasch an meine Seite. Als ich mich nach einer ziemlich großen Entfernung umwandte, stand die Wirtin noch immer regungslos auf demselben Fleck wie vorher.

Noch einmal ließ ich die Ereignisse der letzten Tage in ihren Hauptmomenten vor meinem Geiste Revue passieren, und mit Zurückdrängung aller Gefühle strengte ich mich an, hinter die Wahrheit zu kommen, allein je mehr ich mich vertiefte, um so klarer wurde es mir, daß ich mich fürchterlich getäuscht und Gertrud schweres Unrecht zugefügt habe.

Die ganze Tragweite meiner Verwegenheit trat mir vor Augen. Die Erinnerung an den letzten Schimpf, den ich ihr soeben angethan und der mein beispielloses Betragen bis ins unglaublichste gesteigert hatte, flößte mir fast Schrecken ein, aber auch — das Gefühl einer gewissen wilden Freude. Der Freude darüber, daß ich mich geirrt und daß mich nur noch ein einziger Schritt, nämlich ein offenes Bekenntnis von meinem Ziele trennte. Ich wußte, daß ich ihr Genugthuung schulde, und ich wollte ihr auch diese in vollem Maße geben, ohne nur einen Augenblick zu zweifeln, daß sie mich verstehen und mir vergeben würde. Der Ausblick auf mein nahes Glück berauschte mich, und so war ich in der glücklichsten Stimmung, als wir in Ridnitz eintrafen.

XII.

Im Hofe kam uns mein Onkel mit heimlich froher Miene entgegen wie einer, der in einem hitzigen Streite Recht behalten aber von seinem Sieg aus irgendwelchen guten Gründen kein Aufhebens machen will.

„Nun, ist es schon gestattet, die Verlobungsanzeige zu versenden?“ fragte er in pikiertem Tone, wobei er bald mich, bald seine Tochter mit schlecht verstelltem Entzücken anblinzelte.

„Ja! ja!“ rief ich stürmisch, „das heißt, wenn Gertrud nichts dagegen einzuwenden hat,“ fügte ich leiser hinzu, indem ich Gertrud einen etwas unsicheren Blick — den ersten seit unserer Entfernung aus Polomit — zuwarf.

Ein Blitz der Freude leuchtete in ihren Augen auf.

„Ich eile! morgen mit dem frühesten müssen die Depeschen in die Stadt!“ rief geschäftig ihr Vater und lief so gut er konnte treppauf in sein Zimmer. Ich folgte Gertrud in den Gartensaal.

Trotz der noch herrschenden Tageshelle war die Hänglampe schon angezündet, durch die drei in den Park mündenden Fenster wehte ein leiser Wind. Gertrud sank in einen Stuhl in der Nähe der offen-

gebliebenen Thür, ich näherte mich ihr nicht ohne Beklommenheit. Eigentlich erwartete ich, daß sie mir mit einem freundlichen Wort, einem hellen Blick entgegenkommen würde, allein sie schwieg und blickte mich auch nicht an. Der Ausdruck tiefsten Ernstes, ja der Traurigkeit beschattete wieder ihr bleiches, mir zugewandtes Gesicht. Diese Traurigkeit erschreckte und ermutigte mich zugleich, und getrost begann ich meine Selbstanklage, welche auch meine Verteidigung sein sollte. Was ich sprach, weiß ich nicht mehr genau, ich erinnere mich nur der unendlich köstlichen Empfindung des Wohlbehagens, welche mich dabei überkam, und jener gewissen zärtlichen Befriedigung, wie sie, glaube ich, nur Schwerverwundete fühlen, nachdem ihnen die Kugel aus dem Leibe gezogen worden. Diese Glückseligkeit steigerte sich mit jedem Worte.

Ich bekannte meine Schuld und bat um Verzeihung. Ohne Beschönigung schilderte ich meine Verwegenheit und die Grausamkeit, mit welcher der Teufel sein Spiel mit mir getrieben, meine Qualen, meinen Racheplan, welcher mir auf einmal so läppisch, lächerlich und unglaublich vorkam, beschwor sie, meine Beschämung und Zerknirschung als eine, wenn auch armselige Genugthuung zu betrachten, obzwar das sichere Bewußtsein meines Glückes solche Gefühle gar nicht in mir aufkommen ließ; ich bat, wenn meine Erklärungen nicht folgerichtig und überzeugend sein könnten, dieselben in einer für uns beiden ruhigeren Stunde wiederholen zu dürfen, damit sie die Milderungsumstände selbst finden könne, und ich verlangte endlich ihre Vergebung im Namen meiner maßlosen Liebe zu ihr, welche ja alles verschuldet hatte!

„Gestatten Sie mir, meine Werbung zu wiederholen," schloß ich bewegt, „das bin ich uns beiden schuldig. Können Sie mir jene von gestern verzeihen? Wollen Sie diese dafür annehmen? Diesmal ist es eine ernste, würdige, loyale, hingebende Werbung und fürs ganze Leben! Lassen Sie das die letzte Probe unserer Liebe sein, machen Sie mich glücklich, werden Sie meine Frau!"

Während ich sprach, hing sie an meinen Lippen. Sie nickte beistimmend, richtete sich erregt auf, machte eine Bewegung, als wollte sie mir in die Rede fallen, starrte mich zitternd und mit weitgeöffneten Augen an, als könnte sie mich nicht fassen, ergriff meine Hand und lächelte unter Thränen. Wie verwundert mußte ich also sein, als sie bei meinen letzten Worten mit krampfhaftem Schluchzen zusammenbrach! Sie umklammerte die Lehne des Sessels, auf welchem sie lag, bewegte sich wie von physischem Schmerz gepeinigt und weinte wild und jämmerlich.

Ich wich unwillkürlich einige Schritte zurück.

„So können Sie mir also wirklich nicht verzeihen?" fragte ich. Dieser leidenschaftliche Ausbruch ergriff mich peinlich, um so mehr, da ich ihn nicht im geringsten hervorgerufen hatte.

„O Gott nein! bleiben Sie!" stöhnte sie, „ich — ich habe Ihnen — auch etwas — zu sagen." Sie weinte noch eine Weile, mit dem Kopfe leise nickend, sanft vor sich hin — ihr Gesicht wurde verzerrt ... mit einemmal war sie häßlich geworden.

„Ihre Beschuldigung, welcher Sie sich jetzt schämen, war begründet!" sagte sie stoßweise mit halber Stimme und trotzdem schreiend, „alles ist wahr! Gestern nacht sollten wir gemeinsam fliehen . . . doch — ob der Elende überhaupt gekommen wäre, scheint mir freilich jetzt fraglich!"

Sie griff am ganzen Körper zitternd mit beiden Händen nach ihrer Stirne.

Ich war starr. Wie vom Blitz getroffen, sank ich in einen Stuhl. Die Kehle war mir zugeschnürt, stumm saßen wir einander gegenüber, wie lange, weiß ich nicht. Ich sah im Geiste meine Mutter, welche den Bund segnete, meinen Vater, welcher darauf bestand, meine Verwandten, welche ihn sehnlichst herbeiwünschten. Die Erinnerung an jene zufällige Begegnung auf der Ringstraße wurde in mir lebendig, an die heitere Scene im Hotel Impérial, und plötzlich sah ich mich wieder ihr gegenüber und hörte ihr Geständnis noch einmal, als wiederholte sie dasselbe. Und daran anknüpfend sagte ich — nicht ohne Anstrengung — indem ich mich erhob:

„Wir sind zu Ende, Gräfin . . . oder haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

Ich schritt gegen die Thür, allein mir schwindelte, ich stützte mich an ein Möbelstück, das ich nur in seinen Umrissen sah, um nicht umzusinken.

„Ganz gut!" murmelte ich, „ganz gut! . . . Das ist teuflisch! Das ist nichtswürdig!" stieß ich wütend hervor . . . „Dacht' ich mir's doch! Sie sagen mir da nichts Neues! ich habe Sie durchschaut!" rief ich frohlockend . . . „Aber warum haben Sie mir nicht sogleich reinen Wein eingeschenkt?" schrie ich verzweiflungsvoll.

Sie wendete langsam den Kopf nach mir und sah mich mit stumpfem, phlegmatischem Gesichtsausdruck an.

„Dazu war ich nicht verpflichtet," sagte sie achselzuckend. „Wir standen uns feindlich gegenüber und kämpften mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen.

Jetzt ist es eine andere Sache. Sie kamen mir reuig und vertrauensvoll entgegen . . . den Arglosen durfte ich nicht täuschen . . . sehen Sie und darum . . . mußte ich Ihnen die Augen öffnen, weil das eben so in der Ordnung war, und weil . . . nun denn ja, weil Sie mir einmal teuer waren!“ schrie sie mit Hast, fast atemlos, indem sie aufsprang, „und ich nach Ihrer mannhaften, edelmütigen Erklärung befürchtete, daß Sie es mir wieder werden könnten . . . Nein, nein! ich will die Schiffe hinter mir verbrennen und Ihnen rückhaltlos sagen, was ich bin, aber auch, was ich war!“

Ich richtete mich auf. Sie stand vorgeneigten Hauptes mit flammendem Blicke vor mir. „Sie sollen die Gründe kennen . . . die Gründe! die Gründe!“ schrie sie leidenschaftlich, „Sie spielen auch eine Rolle dabei! Sie — Sie . . .“

Sie verstummte. Ruhe legte sich plötzlich auf ihre Züge — sie lächelte sogar.

„Wollen Sie sich setzen und hören?“ befahl sie trocken.

Ich gehorchte willenlos.

(Schluß folgt.)



Vergebliche Erwartung.

Mit aller Lieb' und Fürsorg' hast
Für einen heißersehnten Gast
Dein Haus du längst bereitet.
Nun harrst und harrst du Nacht und Tag,
Ob er nicht endlich kommen mag,
Deß Bild dich stets umgleitet.

Umsonst! leer bleibt das Gastgemach,
Vergebens klagt dein banges Ach,
Die Hoffnung will erlahmen.
Wer ist's, bei dem kein Flehen frommt?
Der, stets erwartet, niemals kommt?
‚Das Glück‘ heißt er mit Namen.

Betty Paoli.

In der Mondnacht.

Der Mond steht überm See,
Schwebt über Wald und Welle
In seiner matten Helle
Gleich wie ein stilles Weh'.

Der Wildbach jener Schlucht,
Zu kürzen sich die Pfade,
Rauscht hoch vom Felsgestade
Eintönig in die Bucht.

Durch Uferwald und Strauch
Ergeht ein sanft Geflüster,
Und weht durchs nächt'ge Düster
Wie leiser Seufzerhauch.

Von fern tönt süß und bang
In lieblichem Verhallen
Der jungen Nachtigallen
Sehnsücht'ger Lenzgesang.

Ich lausch' und wandle still
Voll Wehmut, wie befangen
Von Freuden, die vergangen,
Von Leid, das kommen will.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Am Fyor.

Sabbatglocken, Herdenläuten,
Echo schwermutsüß im Tann.
Eichhorn turnt, das rote Näschen,
Lugt uns wie ein Kobold an.

Wie ein Demant durch die Lichtung
Blitzt der mächtige Fyor.
Meiner Seele wachsen Flügel,
Wachsen himmelhoch empor.

Karl Bleibtreu.

Wunder.

Wie kommt es, daß die Rose blüht
Und süße Düfte spendet?
Wie kommt es, daß für mich erglüht
Ihr Herz mir zugewendet?

Ich stehe hier berauscht am Ziel —
Die Nachtigall im Hage,
Die ruft mir zu: Der Wunder viel
Erstehen alle Tage.

Eugen Reichel.



Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Säckinger Episteln.

Von

Joseph Viktor von Scheffel.

(Ungedruckter Nachlaß.)

(Schluß.)

Fünfte Epistel in die Heimat.

Säckingen, d. 24. März 1850.

(Worinnen vom Sankt Fridolinifest zu Säckingen und dessen Ausgang, sowie von etzlichen anderen Dingen die Rede ist.)

Diesmal seid Ihr aber selbst schuld, liebwerte Frau Mutter, daß Ihr bis jetzt kein Schreiben und keine solenne Gratulation zum Josephstag samt obligatem Dank von mir erhalten habt. Unter der Woche habe ich keine Zeit zum Briefschreiben; der praktische Jurist muß vor allem die Kanzleistunden einhalten (hat er ja sogar für die Liebe, wie's in jenem Liede heißt, nur Zeit von abends sechs Uhr an, und nachmittags von eins bis zwei); — und auf den schönen Feiertag am 19., wo ich Euch einen tiefgefühlten Gruß verfassen wollte, schickt Ihr selber mir eine wohlbestellte Wildbretpastete und schreibt dazu, ich solle sie mit einigen guten Gesellen zusammen verzehren.

Was bleibt mir übrig? Getreu dem Wink meiner Mutter, organisiere ich ein solennes Frühstück, lasse ein Fäßlein Bier dazu anschroten, und ein Wort gab das andere, und das Frühstück verlängerte sich bis tief in den Abend auf gründlich germanische Art, denn der weise Mann, sagt Börne, frühstückt zu jeder Tageszeit. Da war's mit dem Schreiben wieder nichts, sonst hätte ich an jenem Tag Dich versichert, wie diese zarte und einem tiefgefühlten Bedürfnis abhelfende Sendung mich von neuem nötige, Dir den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung zu Füßen zu legen.

Zum Glück für die Forsetzung meiner Episteln ist aber heute gerade ein so epistolarisches Wetter draußen, daß ich mich ganz behaglich in meinen vier Wänden dem Schreiben ergeben kann; der Winter, der vor ein paar Wochen geträumt und sich den Frühling mit Schneeglöcklein und Schmetterlingen ganz hat über den Kopf wachsen lassen, ist wieder wild geworden und schüttelt die Schneeflocken ganz stürmisch durcheinander. Drum will ich Euch heut wieder etwas erzählen, und da weiß ich für diesmal nichts Besseres, als Euch den letzten Sonntag vor 14 Tagen, wo in der hiesigen Stiftskirche und außerhalb das große Fest des Schutzheiligen Sankt Fridolin gefeiert wurde, vor den Augen vorüberzuführen.

Es war ein heller, blauer Sonntagmorgen übers Rheinthal aufgegangen, als schon in der Frühe Böllerschüsse und Glockengeläute das Fest des Schutzpatrons verkündeten. Und allmählich füllten sich die Straßen von Säckingen und vor allem der Platz vor der Stiftskirche; vom Wald herab kommen die Hauensteiner und andere Wäldler gestiegen, und was im Rheinthal unten wohnt, und aus der Schweiz drüben, vom Frickthal und aus dem Aargauischen kam's herbeigeströmt, und in der fremdartigen Tracht manches Maidlins oder Biedermanns war zu erschauen, daß auch entferntere Bezirke, Lörrach, Mühlheim ꝛc. ihre Mannschaft stellten. Und in buntem Gewimmel wogte da die Menge auf dem Marktplatz auf und ab; — keine Offenburger Versammlung*) mit Bassermannischen Gestalten, Heckerbärten und die schwanke Hahnenfeder auf dem Schlapphut, lauter friedliches Landvolk im Sonntagsgewand. Da waren meine guten Freunde, die Wäldler im roten Tschoben und schwarzen Sammtrock, und mancher schmucke Bursch war drunter, wie selbiger beim Hebel

„Aber schöner als er isch Kein durchs Wiesethal gewandlet,
Chrusi Löckli hat er g'ha un Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Blut un rundi chräftige Glieder,"

denn der Wälder setzt seine Ehre drein, wenn er bei festlicher Gelegenheit auswärts erscheint, sich aufs feinste herauszustaffieren; und der elegante Mann im Hauensteinschen hat außer dem Werktags- und Sonntags-Kostüm noch ein drittes, welches in der merkwürdigen Sprachweise das „Näumeshingewand" heißt, — das „Irgendwohinkostüm", resp. das, was er anzieht, wenn er irgend wohin in die Stadt geht und sich sehen läßt, und der „Näumeshinrock" ist gewiß vom besten Sammt und darf kein Stäublein darauf sitzen, und das „Näumeshinhemd" ist am feinsten gefältelt und der krause Hemdkragen schmucker als alle andern.

Und auch die Maidlin vom Wald schauten gar vergnüglich mit ihren Pechkäpplein, den langen Zöpfen, kurzen Miedern und vielfarbigen, vielfaltigen Röcken in die Welt hinaus und haben gewiß manche malitiöse Bemerkung über das abnorme Kostüm der andern Damen gemacht, denn da waren auch noch Mühlheimerinnen und Frickthälerinnen mit der großen Bandschleife an der Haube, von welcher, sowie von den Zöpfen aus ein ganzes System

*) Anspielung auf die am 13. Mai 1849 zu Offenburg abgehaltene Volksversammlung, welche die Anerkennung der Reichsverfassung seitens der Bundesregierungen forderte und das Signal zum badischen Aufstand wurde. Anm. der Red.

von langen Bändern im Wind herumflog, wie bei einem Admiralsschiff, das alle Flaggen aufgezogen hat.

Zwischen all den Gestalten ragte aber auch manche im verzwickten halbstädtischen Kostüm heraus, im ehrwürdigen vorsündflutlichen Spitzfrack und im cylinderförmigen Filzhut, an denen ich mein Wohlgefallen weniger hatte.

Um 9 Uhr läutete es mit allen Glocken, und da strömte die ganze Menge in die Stiftskirche, und Kopf an Kopf gedrängt, stand alles in der weiten Fridolinikirche, und kaum merkte man, daß die Gesellschaft, die noch draußen hin und her wogte, abgenommen hätte. Als frommer Mann ging ich auch hinein auf die Emporkirche, wo die ganze Stadtmusik zum musikalischen Hochamt bereit war und mein guter Freund, der Bürgermeister von hier, gar schön die Orgel spielte. Zuerst kam eine gewaltige Predigt — dazu hatten sie einen eigenen Festredner von weither verschrieben — der donnerte und blitzte gegen das Treiben der Welt und die Hoffart und Freischärlerei und zeigte am Exempel Fridolini, der seinen irländischen Prinzentitel und allen Ruhm und heidnisches Wissen an den Nagel gehängt hatte, um zu Säckingen das Evangelium zu predigen, was wahre christliche Größe sei, und polterte und lärmte, und schlug die Kanzelbretter schier entzwei, und sprach sich zuletzt ganz heiser; o Fridolinus, Friedensprediger, zu deinen Ehren ward mit Pauken und Trommeten Krieg gepredigt! Aber die Menge lauschte lautlos; der Redner wußte wahrscheinlich besser als ich, was man hierzulands für eine Sorte geistlichen Tabak rauchen muß.

Dann kam das feierliche Hochamt, und gar lieblich rauschten die Töne der alten Kirchenmusik und der Gesang durch die hohen Räume; — und mancher verklungene Klang aus der alten Zeit ward wieder wach in mir: — trotz alledem und alledem bleibt's wahr, daß der katholische Kultus etwas Mark- und Beindurchschütterndes hat und behalten wird bis ans Ende der germanischen Weltgestaltung.

Und gegen 11 Uhr wurde in feierlicher Prozession der Sarg mit den Reliquien Fridolinis über den Platz und um die Stiftskirche herumgetragen, voraus die weißgekleideten Mägdlein von Säckingen mit der großen Madonna-Fahne, dann die Kirchenältesten und die Geistlichkeit in Pontificalibus, und der Bürgermeister, trotzdem er auch ein halber Ketzer ist, trug auch gar frömmiglich die weiße Kerze, und sogar die preußische Militärgewalt hatte 30 Jäger in Paradeanzug mit großem schwarzem Reiherbusch auf der Pickelhaube zur Begleitung der Prozession beigeordnet. Und langsam bewegte sich der Zug durch die dichtgescharten Massen Volks, die so gedrängt auf dem Platze standen, daß man auf den Köpfen hätte spazieren gehen können; — und an der alten Fridolinslinde vorüber, wo sich einst Fridolinus trübselig unter freiem Himmel schlafen gelegt hatte, weil ihn der damalige Wirt zum goldenen Knopf, ein schnöder Heide, zur Herberge hinausgeworfen hatte, um die Kirche herum, und feierlich war's anzuschauen, wie alles mit entblößtem Haupte die Kniee bog, als schließlich der Segen erteilt wurde. Dann aber ward ein fröhlicher Tusch geblasen, und man zerstreute sich.

Wie sich die versammelte Menge die Weltentsagung zu Herzen genommen hat, die ihnen der gewaltige Prediger gepredigt, wird später noch erhellen; vorerst ging's nach germanischer Sitte nach allen Seiten in die Wirtshäuser. —

Ich selber feierte den Fridolinitag noch weiter. Den deutschen Grundrechten gemäß, welche die Kirche freigegeben haben, habe ich mir meine eigene Kirche gebaut und meinen eignen Kultus gestiftet, und der haust nicht innerhalb vier geweihter Wände allein, sondern weiter. Aus allem Menschengewimmel und thörichtem Treiben gehe ich, wenn mir's zu bunt wird, hinaus in den Tannenwald oder steig' auf Bergeshöhen und hör' dem Moos zu, wie es wächst, und der Lerche, wie sie in blaue Lüfte schmetternd steigt, und wer die Augen am rechten Fleck hat, der sieht in der Natur, in dem „Geist in seinem Anders sein" gar manches, wovon nichts in den Kompendien der Theologen geschrieben steht, und es kommt wieder Harmonie und ein Hauch des Absoluten ins zerrissene Herz.

Und man braucht kein Nibelungen-Siegfried und mit Lindwurmblut gefeit zu sein, um zu verstehen, was die Tannen rauschen und die Vögel miteinander sprechen; das A-B-C kann jeder lernen, und wer mir's leugnet, den würde ich an einem blauen Abend von hier auf den Eggberg führen, wo die ganze Kette der Schweizer Alpenriesen vom Säntis an bis in die Berner Alpenhörner und Gebirgsstöcke hinein in glührotem Duft vor ihm steht und tief unten der grüne Rhein in ewig gleichem Rhythmus die Wellen weiter trägt — — wer das gefunden hat, kann vieles missen, was andere zum Seelenheil für unentbehrlich halten! —

So ging ich also am Sonntag Mittag wieder hinaus in den Wald; und am Fuß des Eggbergs liegt, im Tannendunkel versteckt, ein gar stiller, lauschiger Bergsee; an dessen Ufern setzte ich mich auf ein Felsstück und ließ die Gedanken allerhand träumerische Sprünge machen. Jedoch, die Poesie hat ihre Zeit, das Biertrinken hat aber auch seine Zeit. Es kam des Wegs daher der biedere Aktuarius, der den Spruch „Sei mir heute nichts zuwider!" auf seinem Wappenschild führt, und meinte, das sei ein sonderbarer Ort, um den Nachmittag des Fridolinifestes zuzubringen; erstens sei's noch feucht, zweitens quakten die Frösche; — — er seinerseits wallfahre nach Wehr in den großen Bierkeller.

Der Aktuar ist ein realer Mann; ich sprach deshalb: „Sei mir heute nichts zuwider", und ging mit ihm nach Wehr.

O du schöne Landstraße am Abend des Fridolinifestes! Die webte und wimmelte von heimwallenden Fridlinspilgrimen. Aber wehe! wehe! wo war die Weltentsagung? wo die christliche Askesis?

Mancher war unter ihnen, der basislos und krumm nach Hause wankte, und von manchem hieß es wie in Schillers Glocke:

> Wehe, wenn er losgelassen,
> Wackelnd ohne Widerstand
> Durch die volksbelebten Straßen
> Wälzt den ungeheuren Brand.

Aber alle waren sie noch erbaut von der gewaltigen Predigt. Der alte Schmied von Niederschwörstadt, der sich uns anschloß und bei dem der Begriff auch ein weniges verwirrt war, meinte, das sei ein strenger Prediger, der könne es gut verkaufen, was er studieret habe (damit meinte er den energischen äußern Vortrag), der neu Vikari in Säckingen habe zwar des Nachmittags auch noch gepredigt, aber da habe ihn „ein bizzele Schlaf überchommen."

Und im Bierkeller zu Wehr erst! da saß der alte Dekan von Wehr, ein Wessenbergianer, der mit den neuen

Eiferern und Missionsstiftern nicht auf bestem Fuße steht, und herein kam gewankt — der leibhaftige Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, ein alter Gemeinderat von Wehr mit seinem Sohne, die förmlich auf allen vieren heimkrochen; aber der alte Hildebrand setzte sich zum Dekan und erzählte ihm die ganze Predigt wieder und gab ihm gute Lehren, so müsse er auch werden, und eine Mission müsse er in Wehr abhalten, und ein anderer Lebenswandel müsse geführt werden in der Gemeinde, und der Alte sprach sich mit solchem Feuereifer wieder halbwegs nüchtern und erbaute noch die übrigen, sein Sohn Hadubrand aber saß in stiller Würde steifgetrunken da, und vergebens thaten der Aktuar und ich das Gelöbnis, beim ersten Wort, das dieser fromme Pilgrim spräche, einen halben Schoppen zu trinken, — der Eindruck des Festes hatte seine Zunge gelähmt, er konnte nur noch durch Nicken aussprechen, daß er seinem Vater in allem beistimme. In unserer Art ebenfalls erbaut, verließen wir die Stätte. Aber unterwegs steht noch ein ander Wirtshaus, wo ich nie vorübergehe, ohne nachzusehen, wie's mit dem Grenzacher steht. Das ist das alte Brennetwirtshaus bei Öflingen, eine geschichtliche Kneipe, wo schon seit Jahrhunderten die Fuhrleute einkehren, wo schon vor Jahrhunderten, wie ich aus alten Akten ersehen habe, Nachtwächter geprügelt und fremde Bursche beim Tanz hinausgeworfen wurden.

Für solche Räume habe ich eine angestammte Pietät —, in ihnen ist beim guten Trunk auch manch gutes Volkslied gewachsen und in die Welt hinausgejauchzt worden. Heute wollten wir auch dort noch die Friedenspilger schauen und Studien an Lebenden machen. O du schönes Brennetwirtshaus am Abend des Fridolinifestes! Da saßen sie in langen Reihen und freuten sich, wie homerische Helden, des Trunks und lieblich duftender Speisen; — und eine Prämie vom besten Faß Norsinger auf 10 Nüchterne gesetzt, man hätte sie so wenig finden können als der Engel die 10 Gerechten in Sodom. An einem Tische saßen drei wackere Fuhrleute. — Fuhrleute, ein Schlag Menschen, die nächst den Hausknechten sehr hoch in meiner Achtung stehen! Prächtiges Leben, so auf der Heerstraße landauf landab fahren, einen Strauß am Hut und bei den Kellnerinnen wohlgelitten und manchem Hausknecht innig befreundet; und des Abends in der Schenke, wenn sie's einander zubringen:

Stallbruder mein! Du bist wohl wert,
Daß man dich auf'm Altar verehrt,
Hast ein paar Wänglein
Wie ein Rubin,
Augen wie Schwarzenstein,
Zähne wie Elfenbein,
Bist ein gar kluger Kerl, —
Wie ich es bin. —

Wie gesagt, ich liebe die Fuhrleute! Und wie germanisch die drei ihren Abendimbiß verzehrten! Den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, vor ihnen eine Schüssel, riesenhaft mit Koteletts gefüllt, da stach jeder mit der Gabel hinein und sich ein ganzes Rippenstück heraus, und zum Mund geführt, die Gabel weg und am Knochen das Stück gehalten und abgenagt: — was ist alle Kultur und Form gegen diese primitive Fuhrmanns-Ursprünglichkeit?

Am andern Tisch saßen die ledigen Bursche mit den Maidlin, und da wurde gesungen, daß es eine Freude war, und aus viel modernem Geleier schaute da und dort noch eine rechte Metallstufe von Volkslied heraus, und mein polizeiliches Gemüt ward nicht bös, als einer sang:

„Hab' all mein Tag kein gut gethan,
Hab's auch noch nicht im Sinn;
Die ganze Freundschaft weiß es ja,
Daß ich ein Unkraut bin." —

und die andern dachten dran, daß nächstens die Ziehung zu Militär sei, und daß sie vielleicht im nächsten Jahr in Prenzlau oder Neu-Ruppin sitzen müssen, wo es kein Fridlinifest und kein Brennetwirtshaus, keinen Grenzacher Weißen und keine kurzaufgeschürzten Wäldermaideli giebt, und ein anderer sang:

Und mein Vater hat's g'sagt
Und mein Mutter hat's denkt
Und Soldat muß i werden
Beim ersten Regiment —
Und zwei Kreuzer den Tag!
Daß ein Kreuzdonnerwetter
Vom Himmel drein schlag! —

Daß es bei Fuhrleuten und ledigen Burschen mit Sang und Trunk hoch herging und mancher sich ein gedoppeltes Selbstbewußtsein antrank, war erklärlich, trotz des Fridolinitages. Aber wer saß am dritten Tisch? wer brummte auch ganz vergnüglich zu all den Schelmenliedlein drein und blies ein Schöpplein Grenzacher nach dem andern trotz des Fridolinitages? Wehe! wehe! es war unser würdiger Freund, der Herr Pfarrer von Öflingen; und auch er hatte dem heiligen Fridolin zu Ehren des Guten zu viel gethan! Der See und der Fridolinitag muß seine Opfer haben! Und er wollte uns noch eine Sage vom Harpolinger Schloßfräulein erzählen, — aber er brachte sie nimmer zusammen, die Schloßmauern schwankten, die Berge bewegten sich — es blieb beim schwachen Versuch. —

Was Wunder, daß am End' auch das Bezirksamt Säckingen etwas angeheitert nach Hause ging, und wenn durch die mondhelle Nacht noch manch helles Juchzen heimkehrender Pilger vom Eggberg herab und weit hinten vom Wald her schallte, so hielten der Aktuar und ich es für unsere Schuldigkeit, den Gruß mit gleichem Juhuuuu—!! zu erwidern; was wir vielleicht an einem andern als am Fridlinitag nicht ebenso energisch gethan hätten.

Also verklang mit hellem Juuhuu! der 10. Märzen 1850, der Tag des heiligen Fridolinus.

Als wir aber ein paar Tage später mit dem Pfarrer von Öflingen zusammentrafen und ihn baten, die Geschichte vom Harpolinger Schloßfräulein fertig zu erzählen, und als er am schiefgezogenen Mund des Fragenden merkte, daß das ein Stich auf seinen Seelenzustand am Fridlinifest sein sollte, da erwiderte er ernst und würdig: „Sie werden mir doch keinen Vorwurf machen wollen, bin ich doch weder mit der Fridliniprozession gegangen, noch hab' ich eine so gewaltige Predigt gehalten wie einst der Herr von Sinai unter Sturm und Gewittern; aber daß der Säckinger Festredner selber, der noch am selben Tag heimfahren wollte, sich in Kleinlaufenburg fest getrunken hat, das kommt mir ein bissel arg vor!" —

Soviel vom Fridolinifest. Was bleibt auch viel anderes übrig, um sich daran zu erquicken, als unser Volk, wie es leibt und lebt, und die Natur draußen. Oder hätt' ich Euch erzählen sollen, wie die langweiligen Bürgermeister und Staatsbeamten hier zusammenkamen und so

einmütig und stillzufrieden nach Erfurt wählten, als wenn dort der Lebensbalsam für Altdeutschland geschaffen würde? oder wie ich selber, eine wahre Ironie auf mich, in meiner Höhle hause und im Namen des Rechts und der Ordnung Leute einsperre? — das behalte ich lieber für mich und sag's niemand weiter. —

Sechste Epistel in die Heimat.

Säckingen, den 28. April 1850.

(Worin von einem sonderbaren Thema, nämlich von der Poesie der Polizei die Rede ist.)

Es giebt allerlei sonderbare Wahlverwandtschaften; gewöhnlich meint man, daß Juristerei und Poesie nach verschiedenen Weltteilen hin auseinanderlägen; Jakob Grimm aber hat schon nachgewiesen, wie viel Poesie im Recht liegt, und wer die altdeutschen Rechtsbücher und Weistümer liest, der stimmt mit ihm überein. Über die Poesie in der Polizei dagegen hat bis jetzt die gelehrte Welt keine Aufschlüsse erhalten, vielleicht nichts davon geahnt; ich benutze den nebligen Sonntag heute, um diese fühlbare Lücke in der Litteratur auszufüllen, — es dient zugleich als nähere Aufklärung über meine „gesellschaftlichen Umgangs- und sonstigen Verhältnisse", für die sich Vater in seinem heutigen Schreiben interessiert.

Ich hab' schon oft darüber nachgedacht, welcher Ironie des Schicksals ich antipolizeiliches Gemüt es zu verdanken habe, daß ein Hauptteil meiner hiesigen Thätigkeit in der Besorgung der Polizeigeschäfte besteht, — und hab' mich zuletzt dabei beruhigt, daß es eine diesseitige Nemesis giebt, und daß mir dadurch der große polizeiwidrige Unfug vergolten wird, den ich als Heidelberger Student mit Nachtschwärmen, Laterneneinwerfen, Kirchhofmauerndemolieren, Leuteerschrecken u. s. w. verübt habe. Wie ich aber neulich am Schluß des Vierteljahres die Tabelle über sämtliche Polizeiuntersuchungen aufstellte, da ward mir klar, daß auf der Schaubühne meiner Amtshöhle schon manches Stück realer Poesie an mir vorübergegangen ist, und warum sollte es nicht? Polizei und Poesie sind eigentlich in ihrem Gegenstand identisch, — beide haben es mit den Abnormitäten des Lebens, mit dem über die breite Heerstraße des Gewöhnlichen Ausschweifenden zu thun; nur ist die Behandlungsweise etwas verschieden; ein und derselbe Gegenstand kann vom polizeilichen Standpunkte bei Wasser und Brot in den Turm gesteckt und vom dichterischen mit lyrischen Flötentönen verherrlicht werden.

Wenn ich Euch ein paar Gestalten aus meinem offiziellen Umgang vorführe, so wird Euch deutlich werden, in welch gewählter, poesiereicher Gesellschaft ich mich bewege. — Also —, was bringt der Gendarm heute für ein „Subjekt?" Ach Gott, wie klaffen die Schuhe, wie ungeniert sehen die Zehen durch die Lücken des Schuhs und die Ellenbogen durch die unfreiwilligen Öffnungen des Ärmels in die Welt hinaus! Und was für ein stillvergnügtes Gesicht macht das Subjekt! Was ist sein Verbrechen? „Zweckloses Umhertreiben!" Landauf, landab ist er gefahren und hat eigentlich selbst nicht gewußt, warum, — die weite Welt ist eben so schön — und wo unser Herrgott an einem Wirtshause mit dem Arm winkt, da ist er eingekehrt, und einen Heimatschein hat er nicht, den hat er dem schnöden Wirt als Pfand für die letzte Zeche, die er nicht zahlen konnte, zurücklassen müssen. Und was kann er dafür, daß ihm das Trinken besser schmeckt als das Arbeiten, und daß er dem Spruch folgt: „Lieber ein' leeren Darm als einen müden Arm"! — — Zweckloses Umhertreiben! Wie oft hat sich der Polizeirezipicient als fahrender Schüler selber aufs zweckloseste umhergetrieben und möchte jetzt lieber die Aussagen des Inkulpaten so zu Protokoll diktieren, wie es jenes liederliche Brüderlein ins Knaben Wunderhorn gesungen hat:

Und weil ich nun gegessen hatt', da sollt' ich auch bezahlen,
Da fragt' ich, was die Mahlzeit kost', da sprach der Wirt:
Ein Thaler!
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da hat ich keinen Thaler. —
Der Wirt der zog mein Röckle aus
Und jagt mich in die Scheune.
Ei Mutter Gottes ja,
Maiblümlein bla,
Wie lang ward mir die Weile!
Und als es gegen Morgen kam, da kräuselt's von dem Dache
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da mußt ich selber lachen.
Und als es gegen Mittag kam, da zog der Wirt mein Käpple aus
Und jagt mich auf die Straßen.
Und als ich auf die Straße kam, — die Schuh war'n sehr zerbrochen,
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da lief ich auf den Socken. —

Leider muß das biedere Subjekt bei Wasser und Brot in den Turm, — die Poesie verhüllt ihr Antlitz und trauert. — — Rrrr — ein ander Bild! Ein anderes „Individuum" wird vorgeführt. Verbrechen? — Widersetzlichkeit gegen die öffentliche Gewalt. Das „Individuum" ist auf dem Markt zu Säckingen gewesen, — und wozu ist denn der Markt in Säckingen anders da, als daß man sich vor dem Nachhausegehen einen ungeheuren Brand trinkt? Und was kann das „Individuum" dafür, daß sich aus diesem Vordersatz die logische Konsequenz entwickelte, daß es im Straßengraben „ungern zwar, doch weichend dem schwarzen Verhängnis" liegen blieb? Und wie das „Individuum" vom Gendarmen herausgezogen ward, da hat es vom Gendarmen verlangt, jetzt solle er die Wohlthat auch vollständig machen und ihm die Stiefeln ausziehen, denn die seien voll Wasser, und mit Stiefelausziehen befasse er sich ebensowenig als mit Marschieren in durchnäßten Stiefeln. Und wie der Gendarm diese gerechte Anforderung mit Indignation abwies, da ward das „Individuum" auch von Indignation erfüllt und schlug seinem Lebensretter mit dem Stechpalmstock „eines" herüber: O weh, auch dieser trunkene Logiker muß ab in Turm und brummen! —

Wer kommt jetzt? Da wimmelt's mit Gestalten: Männer und Frauen, ehrliche Vagabunden, Kesselflicker, Korbflechter, Geschirrhändler, Trödler, Zundelfrieder, Bürstenbinder und andere Strolche, die wollen ihre Paßbüchlein visiert haben und Bewilligung zum Hausieren. Die haben so eine scheinbare Legitimation zum zwecklosen Umherziehen, eigentlich fahren sie auch, ohne zu wissen warum, in der schönen Welt herum. Und wenn sie erst ein Fuhrwerk bei sich haben, o ehrwürdiger Schimmel,

Ei du bist noch wohlgestalt,
Bist nit zu jung, bist nit zu alt,
Du bist mit meinem Weib geboren,
Hast erst den zehnten Zahn verloren,
Zieh, Schimmel, zieh!

Ab mit euch! Jetzt wird wieder einer vorgeführt. O du Gestalt voll Abgerissenheit und Durstes, voll ehemaliger Landstraßenpoesie und moderner, schiefgewickelter, sozialer Demokratie, — deutscher Handwerksbursche, alter Bruder Straubinger, müssen wir uns so wiedersehen?! Bin ich nicht dereinstmals mit dir auf gleicher Heerstraße gezogen, hab' mit dir gesungen und getrunken, — und jetzt muß ich dein böser Dämon sein! Aber dir geht's wahrhaft tragisch! und die Lyrik hört auf! Warum hast du dich ins politische Drama hineingeworfen und statt Rosen und Gelbveigelein die rote Feder an den Hut gesteckt? Warum bist du in der Schweiz bei den Arbeitervereinen gewesen? Du erliegst einem tragischen Geschick. Aus der Schweiz haben sie dich ausgewiesen, und aufs badische Gebiet läßt man dich nicht herein ohne gehörigen Ausweis; jetzt wirst du von Gendarmen wieder auf die Rheinbrücke zurückgeführt. —

Aber das Drama hat mehrere Akte. Nach einer halben Stunde bringt dich der Schweizer Landjäger wieder und setzt dich auf der badischen Brückenseite abermals aus; — und der Gendarm wartet nur, bis es dunkel geworden, dann führt er dich abermals hinüber und setzt dich im Kanton Aargau an die Luft, — und so kann's bis an den jüngsten Tag gehen, du kommst nicht herüber und nicht hinüber, — armer Bursche, sie haben dich einmal von China bis Breslau auf dem Schub heimtransportiert, aber das ist eine Kleinigkeit gegen diese Situation! —

Noch ein Arrestant! Auch der Wald liefert sein Kontingent. „Unter den hauensteinschen Sitten, deren Heimat freilich nur noch das Hochland ist, trägt noch manche das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik" (Badenia I, 28). Da bringen sie so einen Wälder Symboliker. Johann Frommherz ist's, des grauen Hansen Langer von Bergalingen. An ihm kann man halt wiederum sehen, was falsche Liebe thut. Auf dem Wald oben wachsen die Prügel wild, wie die Rosen des Feldes. An jedem Sonntag wird geprügelt; wenn der Sohn heimkommt, fragt ihn der Vater: „Ist etwas gegangen", d. h. hat's ordentlich Schläge abgesetzt? und wenn der antwortet: „Es ist nüt gegangen", so schüttelt der Alte das Haupt und sagt: „Zu meiner Zeit war's anders!" — Dies trägt allerdings das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik, und Johann Frommherz ist ein Wälder von altem Schrot und Korn — auf der Amtsregistratur liegen Berge von Akten von ihm; leider haben sie nicht den Titel „Des Johann Frommherz symbolische Bücher", sondern „In Untersuchungssachen wegen Mißhandlung, Verwundung &c." Was hat denn der alte Streithahn jetzt wieder gefrevelt? Ach, es ist so einfach, so homerisch, daß nur die Poesie, die in der Polizei steckt, seine Arretierung veranlaßt haben kann. Da sind die ledigen Bursche von Altenschwand alle Augenblicke nach Bergalingen gekommen und haben den dortigen Maidlin viel Schönes gesagt, und ein Altenschwander Paris hat eine Bergalinger Helena auf dem Tanz ihrem einheimischen Menelaus abspenstig gemacht:

Was ist natürlicher, als daß auf dem Wald ein Trojanerkrieg ausbricht? Da hat der alte Frommherz wie einst der gerenische reisige Nestor die Bergalinger Burschen gesammelt, und mit Prügeln wohl bewaffnet zogen sie aus und lieferten den Alten-Schwandern eine Feldschlacht, an der die Götter im Olymp ihr Wohlgefallen haben mußten; — und keiner prügelte so wie der lanzenkundige Frommherz, und die Altenschwander entliefen, einige aber waren so zugerichtet, daß sie auf der Walstatt liegen blieben. Johann Frommherz — warum hast du nicht vor 3000 Jahren gelebt? Du hättest dann statt den Polizei-Inquirenten am Bezirksamt Säckingen einen Homer gefunden! —

Fortsetzung den 2. Mai 1850.

Nach diesem Stück Epos vom Wald kommt ein Stück Lyrik, ein Dorfgeschichtlein. Da steht ein Bürschlein von Wieladingen, das schaut so schüchtern drein, als wenn es eine Zentnerlast auf dem Herzen hätte; aber es „weiß von nüt", es hat nichts gefrevelt. Wart Bürschlein, man nimmt eine Konfrontation vor und stellt dir einen Zeugen zu deiner Überführung gegenüber! Und was für einen schmucken Zeugen; — ein rotwangiges Wäldermaidlin mit kurzem Mieder und schwarzem Pechkäpplein. „So, Maidlin, sag's ihm selber ins Gesicht, was er gethan hat!" Und das Maidli schlägt die Augen nieder und wird rot, und will nicht recht mit der Sprache heraus. „Frisch, sag's ihm!"

„Bist du nicht in der Nacht vom Fridlinifest vor mein Fenster gekommen und hast mir einen gar schönen Gruß heraufgerufen, und bist du nachher nicht heraufgeklettert und hast zu meinem Fenster hereinsteigen wollen? Und hab' ich dir nicht gesagt, du sollest drunten bleiben, du böser Bub? Und wie du halt doch hast hereinsteigen wollen, hab' ichs Fenster zugemacht und dir die Finger eingeklemmt, so daß du hast müssen „abi keien" wie ein Mehlsack. Und hast du nachher nicht geflucht wie ein Türke, und einen Bengel genommen und alle Scheiben am Haus eingeschlagen?" —

O weh, o weh, das ist auch wieder eine Sitte, die noch ärger ist als mittelalterliche Symbolik! 's ist verdammt unchevaleresk von dem Burschen, aus gekränkter Liebe seinem Schatz alle Fenster einzuschlagen; — aber das Pärlein ist so schön, und das Maidlin selber hat gar keinen Zorn auf den bösen Buben — wie soll ihn der Polizei-Richter strafen? Die Liebe geht ihren eigenen Weg, die Liebe sollte von Rechts wegen auch an den Wänden hinaufklettern und Scheiben einschlagen dürfen! Zum Glück ist auch die deutsche Beweistheorie galant.

Ein Zeuge liefert keinen vollen Beweis; folglich wird der Fenstereinschlager für klagfrei erklärt; und wie ihm der Richter das Urteil eröffnet, fügt er noch die strenge und gemessene Weisung bei, daß er hinfüro seinen Schatz nur bei Tag besuchen solle, und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß er einen Schuldigen weniger in den Turm gesteckt hat, dadurch, daß sein Spruch vielleicht im Herzen eines Wälder Maidlis einen dankbar frommen Glauben an die Gerechtigkeit der Polizei befestigt. —

Auch ein paar Bursche aus dem Rheinthal stehn als arme Sünder vor den Schranken des Gerichts; 's sind sonst seltene Erscheinungen vor dem polizeilichen Forum, die Rheinthäler, ein fischblutiges, philisterhafteres Geschlecht im Vergleich zu der waldursprünglichen Roheit der Hauensteiner. Aber die drei langen Gesellen von Oberschwörstadt sind diesmal dem schwarzen Verhängnis verfallen. Streng inquiriert der weise Doktor Josephus nach ihrem Verbrechen und sie bemerken nicht, daß er manchmal krampfhaft auf die Lippen beißt oder seitwärts schaut, um nicht hellauf zu lachen; — nein, sie erzählen ganz schwermütig ihr Unrecht und meinen am Ende selber, es sei eine Sünde gewesen. — Zu größerer Erbaulichkeit

der Gemüter haben die Militärbehörden im Verein mit den Bezirksämtern alle öffentlichen Aufzüge, Maskeraden &c. am Aschermittwoch aufs strengste verboten, und was haben diese Bummler zu Schwörstadt gethan? Vom Fastnachdienstag abend bis Aschermittwoch früh sind sie gar nicht zu Bett gegangen, sondern haben getanzt und gejubelt wie die Lerchen, und am Aschermittwoch haben sie den Frühschoppen für permanent erklärt, und wie allmählich des Katzenjammers sanfte Macht über sie kam und moralische Betrachtungen aus den vielfach geleerten Schoppen aufstiegen, da haben sie beschlossen, dem Aschermittwoch und seinem Memento mori einen wehmütigen Kultus zu veranstalten, und haben einen Strohmann angefertigt und haben sich lange Leintücher umgehängt und sind mit leeren Schoppengläsern unter Trauergesängen hinausgezogen durchs Dorf und haben dort den Strohmann, „die alte Fastnacht", begraben oder verbrannt, und der Hauptschalk hat noch eine ergreifende Leichenrede dazu gehalten. Ihr armen Teufel, da giebt's keinen Pardon; ihr habt nicht gewußt, daß der Dienst der Fastnacht wie der der Freiheit ein harter ist: der Buchstabe will sein Recht, und Knoblauch, der Gefangenwärter, muß sein Opfer haben. Ab in Arrest! Möge euch der Gedanke versöhnen, daß um die Lippen des Richters, der euer Urteil sprach, ein gewisses Etwas schwebte, woraus ein sachkundiger Mann den Wunsch herauslesen konnte: „O wäre ich selber lieber bei euch und dem Begräbnis der alten Fastnacht und bei dem mir in Säckingen fast zum Mythus gewordenen Frühschoppen gewesen, anstatt auf meiner Amtshöhle zu sitzen und geduldiges Papier mit schnöden Beschlüssen zu quälen." —

In bunten Reihen folgen die wechselnden Gestalten aufeinander. Jetzt hab' ich's wieder mit ein paar finsteren, trotzigen Gesellen vom Wald zu thun, bei denen jeder Blick und jedes Wort ein Protest gegen den Staat Baden im allgemeinen und die Polizeigewalt insbesondere ist. Das sind Salpeterer, die wie eine Erinnerung aus alter Zeit in die preußisch gefärbte Gegenwart hereinragen; — ein Stück fossil gewordener Bauerkrieg. Die Wälder haben harte und zähe Schädel; was sie einmal gefaßt und sich zurechtgelegt haben, das bleibt Jahrhunderte lang sitzen. Deshalb sind ihre Vorfahren auch lange Zeit versteinerte Heiden gewesen, wie St. Fridolinus schon lange unten im Rheinthal das Kreuz aufgepflanzt hatte, und deshalb gehen jetzt noch ihre alten Traditionen von der reichsunmittelbaren Grafschaft Hauenstein und dem Grafen Hannes von Hauenstein, der seiner Zeit wieder erstehen und die alte goldene Zeit, wo sie niemand über sich haben werden, als den Kaiser im Weltlichen und den Papst im Geistlichen, herstellen würde, leibhaftig auf dem Wald herum, und die ächten Salpeterer, so genannt vom ehemaligen Salpeterhans Fridolin Albiez, dem Anführer im Kampf gegen das Stift St. Blasien, erkennen die badische Staatsgewalt, Amt und Pfarrer nicht an; 's ist ihnen alles lediglich provisorischer Zustand! Freilich fechten sie nicht mehr in hellen Haufen, wie in ihren früheren Salpeterkriegen z. B. anno 1739, wo zum Schluß mancher harte Schädel am Wald bei Albbruck vom Scharfrichter abgeschlagen und auf den Galgen gesteckt, und manches Dutzend anderer ins Banat verbannt wurde; aber die Lehre vom passiven Widerstand hat noch heutigentags auf dem Walde ihre Anhänger, und hie und da wetterleuchtet's auch wieder wie ein Blitz aus den Gewittertagen der alten Salpeterer-Zeit.

Im Jahre 1815 haben sich die Epigonen der Salpeterer wieder zusammengethan um den alten Ägid Riedmatter von Kuchelbach und in nächtlichen Versammlungen wieder an den alten Hoffnungen auf Gott und den Kaiser gebrütet und der Staatsgewalt den Gehorsam gekündigt. Und um sie von ihren hartgesottenen Ansichten abzubringen, sind damals und später scharfe Verordnungen ergangen, Strafen angedroht und ausgeführt worden, und unter andern sind auch die Pfarrämter angewiesen worden, keiner Salpetererleiche ein christliches Begräbnis zu gestatten.

Diese Verordnung ist schuld, daß ich auch noch ein paar Salpeterer vor mir habe. Da ist in . . . . eine alte Salpeterin gestorben, die alte Malzacherin, und wie nach Hauensteiner Brauch die ganze Familiensippschaft zum Begräbnisschmaus beisammen war, und wie der Pfarrer den Segen weigerte und das Glockengeläute bei der Beerdigung, da ist der alte Zorn über die Mannen gekommen, daß man ein christlich Salpeterweib begrabe „wie einen Hund", und die Salpeterer Maidli haben die Bursche noch angefeuert, daß sie dem Unrecht steuern, und da sind die verwegensten nach der Kirche gezogen und haben den Glockenturm mit Gewalt aufgesprengt und haben alle Glocken geläutet, daß sie hell und lustig zusammentönten, bis die letzte Schaufel Erde auf den Sarg der alten Malzacherin geworfen war — und dem Pfarrer und Sigrist, die Einsprache erhuben, haben sie viel Schimpf gesagt, und nach ordnungsmäßiger Beerdigung haben sie noch ein gar unchristlich Schnapsgelage gehalten! —

Es ist ein schwer Stück Arbeit, diesen trotzigen Gesellen eine ordentliche Antwort abzuringen — und der Stoff ist ein Gutteil ernster als das Begräbnis der alten Fastnacht zu Schwörstadt. — —

Schmerz, laß nach! 's ist schade, daß ich nicht Zeit genug habe, um Euch noch ein paar Dutzend weitere Stücklein aller Art zu erzählen, zum Beleg dafür, welche reiche Quelle von Poesie jeder Art in der schnöden Polizei fleußt. — Trotz dieses poetischen Duftes aber, der meine Polizeihöhle umschwebt, ist mir's nie wohler und melodischer zu Mute, als wenn ich ihr Valet sage und hinausziehe in den grünen Tannenwald oder an den alten Vater Rhein. Und es giebt Momente, wo der Polizeirespizient sich lediglich in Poesie auflöst, und wo sich dann doch zeigt, daß Poesie und Polizei nicht ganz identisch sind, indem er sich dann durchaus polizeiwidrig aufführt. Ein solcher Moment war neulich am ersten Mai. Da sind wir junges Volk von Säckingen hinausgezogen an den stillen Bergsee im Tannenwald und haben — dem tiefinnersten Zuge germanischen Wesens getreu — ein paar Stückfaß Bier mit hinausgenommen, dann einige tüchtige Züge Hechte und Karpfen gefischt und uns auf einer prächtigen Felskuppe gelagert, um dem Frühling und seinem geliebten Sohne, dem Mai, ein frisches Fest zu feiern.

Und ein großes Maifeuer ist angezündet worden, darin wurde der Fischfang gebraten, und ein jeder verzehrte seinen Anteil an selbst vom Gezweige der Tannen geschnitzter Gabel, und die Lieder und die Gläser klangen, und die Frühlingssonne schien so innerlich und warm drein, als könnte sie nicht genug ihr Wohlgefallen an diesem Häuflein getreuer Frühlingsjünger ausdrücken, —

und zuletzt ward ganz vergessen, daß Volksversammlungen, Reden und Demonstrationen im Kriegszustand verboten sind, und sogar er, der Wächter des Gesetzes, der Respizient in Polizeisachen, stieg auf einen Felsblock und hielt, an eine alte Tanne gelehnt, eine Frühlingspredigt über den Text:

Darum lob' ich den Sommer,
Dazu den Maien gut,
Der wendet allen Kummer
Und bringt viel Freud und Mut.
Derzeit will ich genießen,
Dieweil ich Pfennig hab',
Und den es thut verdrießen,
Der fall' die Stiegen herab! —

Und wenn auch diese Standrede lediglich den Prinzipien der Ordnung — in der Natur — und der legitimen Erbfolge auf den Thron — in betreff der Jahreszeiten ꝛc. gewidmet war, so weiß ich doch nicht, ob die ungebundene Heiterkeit derselben den Beifall sämmtlicher Zivil- und Militärpolizeibehörden gefunden hätte, wenn sie dabei gewesen wären.

Ich tröste mich aber damit, daß andere sachkundige Leute sie anhörten, die lediglich davon erbaut waren, — wenigstens haben am Schluß die alten Schwarzwaldtannen in ihren Wipfeln beifällig gerauscht, und der Bergsee unten murmelte, und hinten am Fels stand mein werter Freund, der Meysenhart Joggele, und lachte ganz seelenvergnügt und drehte mit dem Finger: „Wart, du vermaledeiter Doktor!!"

Siebente Säckinger Epistel.

Säckingen am Rhynstrom, den 11. Mayen 1851*).

Myn lieb und frumm Schwesterlin Maria!

Dermalen dir ein sunderbarlicher Bruder durch unserer lieben Himmelskunnigin Maria und dyner Eltern Fürsicht bescheeret worden, muesst du's auch hinnehmen, so er dir sunderbarlich Brieff und Zügs gen Carlesruhe schrybt.

Und war es neulich eyn kuehler Mayentag, und war allerhand Gruenes an Strauch und Stauden hervorgebrochen und es rauschete der alte Rhyn vergnueglich durch's wyte Land und sprach zue sich selbsten: „Sintemal Fruehling heryngezogen ueber Gottes wyte Welt, ist's ein fein lustig Geschäft, die Wellen und Wasserstroemung thalab zu fuehren, und kümmert's mich nit eines Nixenhaares Brente, was der Schwyzer im Aargaue schimpfirt und der Saeckinger Burgersmann fuer Späne hobelt: Hui-joh! vorwärts", und trieb syne Wellen, als wär er von altersher ein Floßknecht von Basel gewesen.

Stand dazumalen der Dr. Scheffel an synem Fenster, von wannen er schon oftmalen in den Rhyn gelueget und syne Gedanken als wie eyn Fischreyher über die Wasserfluet hinfliegen und kreyschen gelassen, und sprach auch zue sich selbsten: „Menschenkind, du bist wiederumb zu lang by dynen rauhen Frynden, den Waeldern gewesen und hast dir eytel Schnee um den Bart wehen lassen und bym biedern Pfarrherrn ze Herrischried viel kuehlen Biers getrunken und manch rechtschaffenen Auerhahn, so auch noch lieber im Tannenwald syner Liebsten nachgezogen waer und sich an Tannzapfen nuechsamblich geletzet haett', ohn Erbarmen zum Vesperimbiß aufgezehret, und hast nit vermerket, daß im Thal der Hollunder lustig Blattwerk und Knospen getryben, und es sich sondergefaehrde auf Heerstrassen spazieren lasset. Von dessentwegen, altes Menschenkind, das zu Zyten als fahrender Schueler in dütschen Landen vagabundiret, nimm dynes Stechpalmstocks und zeuch aus, daß dir die Maiensonne des Schaedels erwärme."

Also zog selbiger Dr., so angentlich ayn Schryber bym Ambt gewesen und selbigen Mittages von Rechts wegen uff syner Canzeleyen des Dienstes haett pflegen sollen, von Saeckingen us, ohne zu wissen, warumb und wohin.

|: Selbiges ist eben die wunderpreisliche Kraft des Fruelings, daß mit Sonnenschyn und warmen Lenz des Menschen Trachten gelenket wird, ohne zu wissen, warumb und wohin :|

Und kam derselbige gen Wallbach und zum alten Brennetwyrtshus, so an der Heerstraß gen Basel stehet, und wo ein biederer Fuhrmann syt Alters her noch niemalen vorüber gefahren, ohne Augenschyn zu nehmen, ob der goldgelb Grenzacher Wyn noch im Faß liegt oder nit. Und wann es nit im wunderschoenen Mayen gewesen, so waer benamster Dr. an selbiger Trinkstube nit vorüber gezogen. So aber sprach er zue sich selben: Heut sollt du nur by dir selber einkehren, so lang die Sunnen schynet, und wann dir's by dir selber langwylig wird, so ist am Abend noch lang Zyt, umb in ein christlich Wirthshaus ynzubrechen und anderwyt Kurzwyl zu suchen. Also zog der Dr. mannhaft am Brennet vorüber, und zog mit glicher Mannhaftigkeit durch Wehr durch, wo nit nur die Fryfräulein von Schoenaw hausen, sondern auch an mannigfalt Schenken eyn Arm herausgestreckt wird, umb des Wanderers zue fahen. Kam endlich in eyn gruen Wiesenthal, so sich gen Hasel hin ziehet, und war dort viel Kraut und Gras in den Wiesen aufgesprosset, und war ein nit gewaltiges Hugelland und sang der Guguk im Wald, als wenn er von des Doktoris leerer Geldtasche Kunde und notic am gehabt. An eynem Platz aber, wo etliches Gefels mit allerhand Spalt und Riß sich ins Wiesenthal hervorgeschoben, und wo der weyse Dr. kecklich durch Staud und Gestrüpp marschiret, trat derselbige auf was Weyches, als wann er eynen Eidechsen oder Salamandrum beruehret, oder auf eynen Gansfueß gestoßen waere. Und rief es unter ihm: „Ihr Flegel, kunntet auch besser zuschauen, so Ihr in unserem Geländ herumtappet, ohne zu wissen warumb und wohin!" Der Dr. aber, so bey Schimpfreden auch eynen scharpfen Trumpf auszuspielen weiß und by synen Fründen ze Willaringen und Hogschür vyl grauser Flüche mit „Gott strof mi" und „Gott verdamm mi" gelernet, wollte dem Rufer mit Reden und Stechpalmstock eynige Bildung beybringen, als es in dem Buschwerk zue synen Fueßen merksam raschelte und eyn klein Geschöpf herauskam. Und war dasselbige von Figur nit übel anzuschauen, und wie wohl es syner Hoehen nach keine zwey Schueh vom Erdboden entwachsen war, doch sauber proportioniret und hatte eyn grauen Capuzen an, so ihm bis über die Fueße reichte, zog auch selbige zimpferlich zusammen, also daß vom Fueßwerk nüt ans Sonnenlicht hervorluegte, und schnitt dazue eyn grimmig Gesicht, also wie der edle Dr. sich erinnerte, selbiges am Hofrath Gervinus zue Frankfurt gesehen zu haben, wann andere Menschenkind von der dütschen Republik anhueben zu spintisiren. |: So aber auch schon lang her vorgefallen: :|

*) Im Original ist dieser Brief mit ans Altdeutsche erinnernden Schriftzügen geschrieben.

Wie der Dr. aber des seltsamen Gesellen ansichtig worden, verdruckte er die Schimpfreden, so ihm auf der Zunge gelegen, und redete fründlich zu ihm und sprach: „Ei so leben Sie gefälligst hoch, deutscher Reichsbürger!" Sothanermaßen verzog sich des Männleins Antlitz etwas heiterer und antwortete: Erstens leb ich nicht gefälligst hoch, sondern zum guten Glück eyn lützel tiefer, als Ihr mit Eurer Nasen schon gefahren, und zweitens bin ich kein deutscher Reichsbürger, sonst haett ich am gruenen deutschen Erdboden noch weniger Freud als ietzt, wo ich an frischen Mayentagen hinaus luege, ob die Himmelsbläue noch so fern ist, wie heut vor 6000 Jahren. Inzwischen schynet ihr mir eyn guet Gesell, so syner Red eyn bessere Wendung zu geben verstaht, als syner Fueßsohl, und erschau auch an Eurem Habitus und durftigen Mundwinkeln, daß Ihr in leichter Jugendzyt wohl moeget eyn fahrender Schüler gewesen seyn, wie wir sie von Halle : allwo myn menschlicher Vetter, der groß Erdmann die Philosophiam dociret :| und Jena zum Kyffhäuser auffsteigen, und wie sie zue Altheidelberg auf unserer Frau Hertha Bühel den Maidlin viel Lueg und Trueg zuschwatzen. Und ist das kein schlecht Glück für Euch, sonst könntet Ihr jetzo für Euern groben Fußtritt allhiero zu eyner Tropffsteinsaulen versteinert im Hasler Thal stehen — gerad wie das Eheweib Lots des Gerechten, so meyne Collegen, die Salzmännlein, bei Sodom neulich zu eyner Salzsäulen praepariret, dieweil sie sich sonder Gebühr aufgeführet."

Auf das hin hat der Dr. zwar kein absonderlich Hochachtung vor dem Graumännlein gespüret, dieweil er sich noch bei frischen Knochen — und nichts Tropffsteinsäuliges an ihm fühlete, auch parlamentarische Drohungen baß verachten gelernt hat; gedachte vielmehr, um syner Wanderfart eyn vernünftigen Zweck zu geben, wo ihm eyn gut gehopfter Trunk Bieres geschenket werden könne, brummte in Bart und sprach: „Schon guet, graues Insekt, so Ihr mir aber nit in kurzer Frist eyn rechtschaffen Herberg anzeiget, wird unser Bekanntschaft eyn schnell End nehmen." Sprach das Erdmännlein: Eyn fahrend Schueler findt überall Unterschlupf, ohne zue wissen warumb; schüttelt den Saekinger Staub von Euren Sohlen und folget mir, und so Ihr mir nimmer auf den Fueß tretet, könnt Ihr noch allerhand erschauen, wovon Euch der Pater Zobel bei der letzten Mission Nichts gepredigt hat.

Also klopfte das Erdmännlein an eyn mächtig Felsstück, so eynem Spalt vorgeschoben war, und wich das Felsstück zurück und that sich ein Gang auf, von dem kayn End abzusehen war. Sintemal der Dr. schon solche Gaeng manigfalt beobachtet, wie sie von wysen Herbergsvätern an kuehle Berghalden eingehauen werden und man sie Felsenkeller nennet, fassete er ein merklich Zutrauen und folgete dem Männlein. Selbiges aber schleppete zween großer Kienspäne bey, und zündeten sie an, und fuhren schwyngsam in den Gang yn. Und war der Gang kaum von des Dr. Hoehen und stieß selbiger das Haupt oftmals an. Und so oft er an dem Felsgestein seinem Schädel Weh zufügete, lachte das Männlein und sprach: Ihr wisset halt nit, wozu das Haberbrod und der kleine Kostets gut ist. (Bader p. 18.) Waren schon tief yngefahren und wurde dem Dr. der Gang bald zu eng und stieg mehrmalen der boes Gedanken in ihm auf, ob er nit mit synem Stechpalmstock dem Männlein eyn ansehnlich Tracht Säkinger Prügel als Recompens für sothane Führung aufmessen wollte, da wich wiederumb eyn Felsstück auf des Männleins Klopfen zurück und kamen in eyn groß fürnehm Hallen. Und war es eyn majestätisch Pracht, wiel das Gefels übereinander gefüget war und im Kienspanlicht erglänzete; und war wie eyn Wald von Säulen, so das schwere Gestayn an der Decken gar zierlich stützeten, und wann das Männlein an die Säulen klopfete, gab jedwede eyn hell lustigen Ton von sich und stimmeten allineinand, so daß es ein fein zart Harmoniam zusammentoente, als wie von eyner Aeolnsharpfen oder Maultrommel. Und von der Hallen giengen zwey wyte, wyte Gaeng nach rechts und links ab, und außerdem viel Spalt und Riß in des Erdrychs Tiefe. Und wie die Hallen im großen von Tropfstein aufgerichtet war, so war jedwed Spältlin im Boden auch construiret, und giengen kleine Tropffsteinroehrlin, wie eyn Schnydersnadel so fyn, von oben nach unten, und an viel Orten war das Gebäud noch gar nit fertig uffgericht't, und war erst ein Ansatz zu eyner Säulen oben an der Decke und ein glycher Ansatz unten am Boden, und waren aber noch nit zusammengetroffen zu eynem Ganzen, sondern luegten sehnsüchtiglich aynand zu, und die Thräulin, so das ober Staynrohr waynete, fielen auf das untere an, und satzten sich fest und wuchsen in die Hoeh — also daß es alle 100 Jahr von den Thraenentropfen um eines Fingers breit nach der Decke auffschießt. Und dieweil sie am End doch zusammenkommen, ist nit ohne Grund anzunehmen, daß die Tropfstein länger umb einand weynen, als die Menschenkind, so eynand lieb haben, und nit beysamen syn können; — und ferners, daß ein lang und hartnäckig waynen untereinsmalen auch zu was guet ist.

Und dem Doctori, so jetzund merkete, daß er nit in eyn Felskeller, sondern in eyn groß unterirdisch Prachtwerkstatt gefahren, zogen viel schöne Gedanken im Kopf herum, dieweil es ihm von der Decke auf den Schädel getropfet und er eynen Hauch Tropffsteingeist verspüret. Das Erdmännlein aber sprach: „O homo sapiens Linnäi, nit wahr, an myner Kienfackel und dieser Höhlen Gewaltsamkayt ist Euch eyn Licht uffgegangen, daß ihr Gesellen da draußen das Groß in der Welt nit allayn gepachtet, — und was ist aller Lärm und Rumorens und Himmelstürmens, so fürnehmlich ihr fahrende Schueler in die Welt gebracht, genüber der stillen Herrlichkayt, der wir Erdmännlein im tiefen Bergschacht theylhaft sind! Und was in unserer Hoehlen schafft und waltet, und dem Stayn die Thraenen schenket, und den Bach aus unterirdischen Klüften vorbrausen und die Säulen erklingen lasset, und wir graue Männlein selber sind all ein Stück der Gotteskraft, und in jedwedem, es mag von Stein und Bein, oder von Fleisch und Blut genahret seyn, arbeitet der Weltgedanke, und ihr habt nit allayn mit Löffeln davon gefressen. Und weil ihr vernagelte Doctores da draußen euere Menschen- und Buchweisheit für's höchst gehalten und euch in eure ledernen Ideas so hineingelebet, daß ihr der Natur fremd geworden, und nit mehr zu lesen verstehet, was in tiefen Erdritzen und auf Bergeshöhen und an den Ysgletschern wie in des Vesuvii Lava geschrieben staht, — und weil ihr dadurch eure so nah anverwandten Schöpfungsgenossen, den Fels im Berg, den Bach im Thal, den Tannenbaum auf der Hoeh so grausamblich vernachlaessigt habt, und weil diese

guten Gesellen auch eyn gut Wartung und Pflege und Kurzweil haben müssen, so sind wir kleine Männlein und unsere ganze Zunft, die Kobold und Zwergen und Nixen und Elfen und Gnomen und Irrlichter nachgewachsen und ist unser Dienst und Aufgab, die Lück' wieder auszufüllen, die ihr Menschenkind in eurer Einseitigkeit in die Welt habt einreißen lassen. Wer würd' die Hoehl' da innen sauber halten und den Tropfsteinen bey ihrem langen Weinen auf ihren klingenden Säulen hie und da ein lustig Liedel vorspielen, wenn nit wir Erdmännlein hingesatzet waeren? Und so lang ihr nit da draußen zum ganzen und vollen Verstandnuß der Natur zurückkehret, so lang seyd ihr nit allein Mayster in der Schöpfung und müßt euch gefallen lassen, wenn ihr den Schaedel noch manchmal da anstoßet, wo eyn bieder Erdmännlein besser Bescheid wayß, als Ihr."

Und wie das Männlein sein Sermon vollendet, da kicherte es aus allen Bergspalten herfür, und aus den Tropfsteinsäulen kam ein gewaltig Getön, wie spöttisch, und die Tropfen an der Decke erglänzeten und zwinkelirten in allen Regenbogenfarben und der Dr. hörte unter ihm was munkeln, wie wenn ein ander Erdmännlein spräche: „Der hats dem großen Menschenkind ordentlich gesagt!" —

Des Doctoris kleiner Führer aber zündete eyn newen Kienspan an und führte denselben wyters und zaygete ihm die ganz Hochlenpracht. Und kamen in eynen Gang, da verengete sich das Gefels so merklich, daß der Dr. auf allen Vieren des Weges kroch und doch noch mannigfach Kopf- und Rippenstoeße vom Tropfgestein zu erlyden hatt. Dann aber traten sie wieder in eyn hoch gewölbten Raum, wo die Säulen mächtig an die Decke aufstiegen, und war hier alles gefüget, als wie in eyner Kirchen! Und war deutlich an eyner Säulen eyne wohlgestaltet Kanzel wahrzunehmen, und war am Boden eyn groß viereckig Felsplatten, wo an vier Seiten regelmäßig feine Säulen standen, als wie ein fürnehmb Grabdenkmal von eynem Erdmannskönig und war an eynem andern Platz der Tropfstein also merkwürdig in einander gewachsen, daß es nit ander's sich darstellete, als eyn groß steinern Standbild der Himmelskönigin Maria mit dem Heiland auf dem Schooß, so wie fromme deutsche Maister und Staynmetzen an alten Kirchen oftmals sie ausgemeißelt.

Und schritten fürbaß und erschaueten noch allerhand sonderbare Gestaltung. Und war ein Tropfsteingeäst, so beim Kienspanschein eynem alten Kriegsmann glich, so sich auf sein Schwert stützete und das Haupt wie zue ewigem Schlaf an den Felsen neigete. Und waren noch viel solche Comparationes anzustellen.

Hernachmals stiegen sie viel Stufen hernieder und kamen an eyn still klar Bergwasserlyn, so zu eynem See zusammengerunnen ist. Und war in dem Wasser viel wunderfeines Gebild wie von Corallen und steinernen Moosen, so zart und fleißig erschaffen, als wenn es aus eyner Juweliererswerkstatt von Augsburg oder Nürnberg herfürgegangen waer.

Und sprach das Erdmännlein: „Hier holen wir unsern Kindern manch anmuthig Spylzüg."

Und lag ein groß ausgehöhlt Tropfsteinhorn am Boden, daraus schöpfete das Männlein dem Doktori eyn kuehlen Trunk Bergwassers, und dieser trank ihn auf eynen Zug aus — und vermerkete daran wohl, daß er im Erdmännleins Revier war, wo alles anders ist denn oben, dieweil ihm zu Säkingen im güldenen „Chnopf" und land auf land ab im Rhynthal eyn solcher Trunk Wassers zeitlebens nit gelungen waer. Krochen sodann mannigfalt herum und wieder zurück und stiegen auch noch in den andern Gang, so rechts von der großen Hallen sich ins Tiefe der Erd eynstrecket. Und war dort von zierlichem Tropfgestein nit mehr viel wahrzunehmen, vielmehr eyn groß Wildniß von aufeinand gestürztem Felsgestein und tief unten rauschete und brauste ein Bach; von wannen er in diese Höhlen einfleußt, weyß Niemand, und kunnt auch das Erdmännlein, so ihm schon weyt nachgekrochen war, nit befunden; behauptet aber, daß er unten im Rhynthal bei Riedmatt, wo die fürnehmb Comthurey derer deutsch Ordensritter zue Beuggen in der Naehe steht, ans Tageslicht hervorbreche und in Rhyn fließe. — Und in selbigem Hoechlenthayl war viel Schlamm und Erdreich bis an die Decke hinaufgeschwemmet und alles Tropfgestein darmit überzogen und erzaehlete das Erdmännlein, daß newlich, als drauß im Thal die Gewässer wild geworden und die Wehra die ganz schoen steinern Straß, so von der heiligen Mutter Gottes von Todtmoos gen Wehr führet, zusammengerissen, auch sothaner Hoechlenbach angeschwollen und eyn ungattig Rumoren begonnen, und viel Erdreichs emporgewirbelt haette, so daß ein Donner und Gebraus in den Hoechlen gewesen, wie es den ältesten Erdmännlyn nit gedenket; — seyen auch ein Erdmännleyn und ein Weyblein, so in eynem Ritzen zärtlich geplauderet und der Wasserflueth nit rechtzytig wahrgenommen, elendiglich vertrunken.

Am End von selbem Gang kamen sie in eyn groß hoch-Gelaß, von wannen ein tief Schlund hinabgieng, und sah es dorten im fahlen Kienspanschein schauerlich aus, als wenn die Welt eyn End haett' oder mit Tropfstein zugenagelt waer. Und sagte das Erdmännleyn, daß hier das Höhlenverließ sey, wo sie schon manchen von ihren Feinden, den Eggberggnomen, so hie und da in die Hoel einzubrechen trachten, in sicheren Gewahrsam verbracht.

Dann führete das Männlein den Dr. wieder in die erst Hallen zurück, und als es ihm befrembdlich vorkam, daß er keyn von synen Gefaehrten erschauet, sintemal der Dr. auch gern eynem rechtschaffenen Erdweyblein etzlich Schmeichelei gesaget und nit darwider gehabt haett, so ihm eyne eyn schoen Tropfstaynbluemlin verehret, befragete er das Männlein. Der sprach: „Du leichtsinniger fahrender Schueler, der du von deyner Canzeleyen durchgebrennet, vermaynest du, daß wir Erdmännlyn auch die schlecht Kunst des Blaumontagsmachens tryben oder an Werktagen dem Bummeln nachziehen? Myne Genossen, die Erdlyt, sind all' tief unter uns in die Schachten eingefahren, wo kayn Raum für eyn groß Lümmel wie dich ist, und pochen und schaffen viel koestlich Gold und Silber heraus, so sie aber nit, wie du, wenn du's haettst, vertrinken!"

Da neigete der Dr. syn Haupt zur Erden und haerte ayn merkwürdig Hammern und pochen tief unten, das Männlein aber fuhr auch in eyn Spalt yn und rief ihm zue:

„Wann du mich nit uf den Fueß getreten, so haettest du mich auch nit so lang zu eynem Fuehrer in unserer Hoechlen gehabt. So dir's aber gefallen, so hoff ich, daß du als Dank auch Niemand verlautbaren wirst, wasmaßen der Fueß, auf den du getreten, beschaffen ist. Und wozu das Haberbrod und der kleine Kostets gut ist, hab ich dir auch nicht gesagt. Fahr wohl!"

Da verschwand das Männlyn, und der Dr. verzog sich durch den Gang gen dem Hasler Thal zu; und hatte noch eyn lützel Kienspan und beschwerliches Kriechen. Durch des Männlins Red ufmerksam gemacht, dachte er allerhand über die Naturung von desselbigen Fueßwerk, als ihm aber einfiel: Der klein Mann wird doch nit mit eynem Gansfueß behaftet syn, da verlosch auf einmal der Kienspan und der Dr. schmetterte seyn Haupt zu dreymalen an die Felszacken an, daß ihm all' Denken über des Erdmanns Gansfueß verging. Sah aber schon das Tageslicht fern als wie ein Morgensternlyn in den dunklen Hoehlengang einblynken, und ward der Schyn immer groeßer, so daß der Glast dem Aug beginnentlich gar blendsam war, — und schließlich stand der Dr. wiederumb im grünen Hasler Wiesenthal, und war ihm, als wann er eyn langen Traum geträumet.

Gieng aber mit merklicher Hochachtung vor dem Erdmännlin und syner Hoehlen heimwärts und der Brennetwirth schüttelte das Haupt, als er vorbeizog, dieweil er wiederum nit einkehrte. Satzte sich vielmehro zu Hause an synen Tisch und schrieb syner lieben Schwester Maria zum Gedächtniß diesen Brieff. Will aber keineswegs behauptet haben, daß das Männlein von der Hasler Höhl mit eynem Gaensfuß behaftet gewesen! Da sey Gott für. —

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

II. Schreyvogel. Deinhardstein. Holbein.

(Schluß.)

Wie man sieht, suchte Holbein in beweglicher aber nicht unwürdiger Weise dem möglichen, ja sehr wahrscheinlichen Groll seines siegreichen Konkurrenten zu begegnen. Was Deinhardstein darauf erwidert, vermögen wir leider nicht mitzuteilen, da Holbeins Briefnachlaß längst in alle Welt zerstreut ist. Sicherlich aber war die Antwort freundlich, und es ist nicht bloß bei Worten geblieben. Schon am 27. August 1832 ging der „Doppelgänger“, Lustspiel in vier Akten, in Scene. Es war, wie sich ältere Theaterfreunde wohl noch erinnern werden, ein munteres und erfolgreiches Stück, welches sich durch ein Viertel-Jahrhundert auf der Bühne erhalten hat und erst 1857 verschwand, nachdem es 52mal aufgeführt worden. Kann man es angesichts dieser Qualität des Lustspiels auch Deinhardstein nicht zum besonderen Verdienst anrechnen, daß er die Arbeit seines besiegten Gegners berücksichtigt, so beweist doch die demonstrative Raschheit der Inscenirung einen Zug von Noblesse, der zu Deinhardsteins Gunsten gebucht werden muß. Das andere Stück: „Der Herr vom Hause“, ein nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel, welches in Franks Taschenbuch für 1842 gedruckt worden ist, wurde hingegen von Deinhardstein nicht berücksichtigt, wenigstens finden wir es in der sehr verläßlichen Chronik von Wlassack nicht verzeichnet.

Hatte Deinhardstein den ersten Wunsch Holbeins wenigstens teilweise rasch und freundlich erfüllt, so war dadurch auch sein Entgegenkommen gegen den Konkurrenten von einst erschöpft. Holbein sandte Stück auf Stück, eine Antwort erhielt er nicht, geschweige denn die Kunde der Acceptierung. Wir ersehen dies aus dem nachfolgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir ganz ergebenst zu berichten, daß ich noch immer nicht so glücklich war, über die Manuskripte:

Männerschule
Maskeraden
Marie Petenbeck
Regenschirm

eine Entscheidung zu erhalten. Sollten sie des Burgtheaters nicht würdig befunden werden, so bitte ich sie meinem Freunde Pechwill*) zu übergeben, daß er mein Glück damit bei Herrn Karl und Stöger versuche. Daß mir dies nicht wenig weh thut, versteht sich; allein es ist ja meine eigene Schuld, warum schrieb ich nichts Besseres! Ob ich Ihnen meine neueren Arbeiten schicken soll, deren Verzeichniß ich bereits eingesendet, darüber erwarte ich Ihre gefällige Bestimmung.

Baldige Entscheidung, auch wenn sie nicht immer meinen Wünschen entsprechen kann, werde ich immer als einen besonderen Beweis Ihres Wohlwollens dankbar erkennen, und nie aufhören mit Dank und Anerkennung zu seyn Euer Hochwohlgeboren

ergebenster
Verehrer
Holbein.

Ist denn meiner Bitte: um Aufnahme der im gedruckten Manuskript „Doppelgänger“ befindlichen kleinen Abänderungen willfahrt worden?

Könnten Sie mir nicht ein Gesammthonorar für obengenannte 4 Stücke gewähren?

Verzeihung dem regellosen Stil! Ich weiß, Sie sehen auf so etwas nicht.“

Wie man sieht, ist die Tonart trotz aller Höflichkeit eine ziemlich gereizte, auch wird bereits darauf hingewiesen, daß es auch andere Bühnen in Wien gebe. Über die oben von Holbein bezeichneten Stücke vermögen wir nur anzugeben, daß „Marie Petenbeck“ ein historisch-romantisches Drama in fünf Akten, die drei anderen Lustspiele waren und daß lediglich eins derselben, „Der Regenschirm“, von Deinhardstein zur Aufführung acceptiert wurde. Der Erfolg war ein sehr geringer; am 21. Oktober 1833 zum erstenmale aufgeführt, erlebte es am 8. November desselben Jahres seine dritte und zugleich letzte Aufführung. Während der ferneren Direktionsjahre Deinhardsteins sind keine Novitäten von Holbein auf der Burgbühne aufge-

*) Ein Jugendfreund Holbeins, der als Ober-Kontrolleur in Wien lebte.

führt worden und auch jene Stücke, die im Repertoir zum Teil aus Schreyvogels Zeit her feste Wurzel gefaßt, kamen spärlich zur Aufführung; nur „Der Doppelgänger", welches Stück ein immer volles Haus sicherte, erhielt sich. Im übrigen war Holbein, wenn er nicht den Zusammenhang mit dem Wiener Publikum verlieren wollte, auf die Privat-Theater angewiesen, was er denn auch that. Diese geringe Beachtung seiner Thätigkeit seitens des Direktors Deinhardstein ist eine Thatsache, und eine andere Thatsache ist es, daß Holbeins Name immer wieder von allen genannt wurde, welche mit Deinhardsteins Bühnenleitung wenig zufrieden waren. Welcher Kausalnexus zwischen beiden Thatsachen besteht, liegt auf der Hand.

Nachdem Deinhardsteins Stellung aus Gründen, auf die wir im Verlauf dieser Artikel wiederholt zurückkommen werden, eine schwankende geworden, nahm dieselbe am 3. April 1841 ein Ende. Durch eine kaiserliche Entschließung von gleichem Datum wurde Franz von Holbein zum Direktor ernannt. Es geschah, wie aktenmäßig feststeht, ganz ohne sein Zuthun, und die Mitteilung, daß der Kaiser ihn zu ernennen gedenke, traf ihn weit überraschender als die Wiener Schriftsteller- und Schauspielerkreise, die so lebhaft hiefür thätig gewesen, ja noch mehr, es kostete ihn, dessen Stellung in Hannover sich seither überaus angenehm gestaltet, keinen geringen Kampf mit sich selbst, dieselbe aufzugeben, und es war lediglich die Liebe zum Vaterlande, die ihn wieder in die Heimat führte. Wir werden wiederholt Gelegenheit haben, der Art, wie er seines neuen Amtes waltete, des näheren zu gedenken; hier beschränken wir uns auf die Darstellung, wie sich das Verhältnis nun bei getauschten Rollen zwischen den beiden Männern gestaltete, und zwar nur insoweit, als die Briefe Holbeins an Deinhardstein und das Novitäten-Verzeichnis des Burgtheaters in der Zeit von 1841 bis Ende 1849, wo Laube die Leitung übernahm, einen Schluß gestatten.

Wollen wir nur zunächst die letztere Quelle sprechen lassen, so läßt sich das Resultat dahin zusammenfassen, daß während dieser Zeit zwei neue Stücke von Deinhardstein zur Aufführung gelangen, das vieraktige Lustspiel „Modestus" am 3. Mai 1844 und das gleichfalls vieraktige, sehr wirksame und bis 1875 auf dem Repertoir gebliebene Lustspiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" am 12. April 1845. Das ist zwar nicht viel, da Deinhardstein während der Zeit weit mehr produzierte, aber doch immerhin etwas, und zwar kurioser Weise g e n a u so viel, wie der Schriftsteller Holbein von dem Direktor Deinhardstein zugestanden erhalten. Deinhardstein hatte zwei Stücke Holbeins acceptiert, die anderen abgelehnt; genau das Gleiche that Holbein. Wie dies nicht ohne gewissen pikanten Reiz ist, so gewinnen auch die Briefe Holbeins, die eigentlich anscheinend bloß inhaltslose Zettel sind, unter gleichem Gesichtspunkte eine gewisse, wir möchten sagen, psychologische Bedeutung. Man vergleiche nur den Wechsel in der Tonart und der Anrede in dem nun folgenden ersten Briefe nach der Ernennung Holbeins:

„Freund!

Mir fehlt die Zeit, Ihren Brief genügend zu beantworten. Lassen Sie mich es mündlich thun und beehren Sie im Vorübergehen mit Ihrem Besuch

Ihren

5. Mai 6 Uhr. H o l b e i n."

Wie man aus der Anrede sieht, haben sich beide Männer einander sehr genähert, aber es geht Holbein doch genau so, wie es Deinhardstein gegangen: Briefe des andern zu beantworten, hat auch er keine Zeit, und will dieser etwas von ihm, so mag er zu ihm kommen. Viel förmlicher schon klingt der zweite Brief:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich bitte, vor dem nächsten Verlangen von Sperrsitzen Sich gütigst nochmals über die Art der Ausfolgung mit mir zu besprechen, da hierüber eine Irrung zu obwalten scheint.

Mit wahrer Achtung und Freundschaft in Wort und That

Der Ihre

16. April 45. H o l b e i n."

Es handelt sich sichtlich um eine Lappalie; der ehemalige Direktor des Burgtheaters hat sich offenbar vergeblich um einen Sperrsitz bemüht und darüber Beschwerde geführt, worauf ihn Holbein auch in dieser höchst wichtigen Angelegenheit persönlich zu sich entbietet und bei dieser Gelegenheit seiner Freundschaft in Wort und That versichert.

Der dritte Brief bezieht sich auf ein acceptiertes, aber unseres Wissens nicht zur Aufführung gelangtes Stück von Deinhardstein. Er lautet:

„Mein theurer Freund!

„K a r l d e r G r o ß e" ist wie Sie am besten wissen keine Leistung welche man von Herrn Rettich pflichtmäßig fordern kann und Gefälligkeitsleistungen sind nicht von Dauer. — — Das Personal ist beschäftigt; ich halte mit der Vertheilung noch zurück, bis wir die Sache erwogen haben.

Ihr

7. Apr. 48. treuer

H o l b e i n."

Unseres Wissens ist die Verteilung der Rollen niemals erfolgt.

„Wie du mir, so ich dir" — das Sprüchlein paßt in jeder Beziehung auf das Verhältnis der beiden Männer zu einander. Denn wie einst jeder Fehler Deinhardsteins von den Anhängern Holbeins ausgenutzt wurde, um ihren Kandidaten für den Direktorposten in Erinnerung zu bringen, so suchten nun Deinhardstein und sein Anhang jeden Moment, wo Holbeins Stellung erschüttert schien, in gleichem Sinne auszunutzen. Das Jahr 1849 verhieß ihnen endlich die Erfüllung ihrer Hoffnungen: Holbeins Position war unhaltbar geworden, und der Ex-Censor Deinhardstein hatte durch seine hyperloyale Gesinnung bei den nun wieder herrschenden Machthabern der Reaktion einen so mächtigen Stein im Brette, daß er mit einiger Sicherheit auf seine Wiederernennung rechnen durfte. Es kam — zum Heile des Burgtheaters — anders; der ketzerische Laube wurde Direktor. Deinhardstein aber gehörte zu jenen sanguinischen Naturen, welche des Hoffens nie weniger müde sind, als nach einer Enttäuschung, und jedem neuen Ziele um so eifriger nachjagen, je unwahrscheinlicher die Erreichung desselben ist. War der preußische Protestant Laube nach Wien berufen worden, warum sollte der österreichische Katholik Deinhardstein nicht den Berliner Posten erhalten?! Als er die Kunde erhielt, daß man in Berlin mit dem Intendanten K ü s t n e r un-

zufrieden sei, that er flugs die ihm möglichen Schritte um sich als Nachfolger zu empfehlen. Zu diesem Zwecke schrieb er u. a. auch an Alexander von Humboldt. Hier die Antwort des großen Gelehrten:

Ich beklage innigst, Verehrungswerthester Herr Regierungsrath, daß ich dem verdienstvollen Gründer der vortrefflichen Wiener Jahrbücher der Litteratur nicht direct meine Dienste anbieten kann. Es ist mir und meinen Freunden unbekannt, daß eine ernste Veränderung in der Direktion des Kön. Theater jetzt eintreten werde, ob man gleich mit dem Küstner sehr unzufrieden ist. Aus diesem Grunde, besonders aber weil Se. Majestät mir nie von Theaterverhältnissen spricht, würde er es befremdend finden, wenn ein Antrag in der Form eines Briefes an mich Ihm vorgelegt würde. Ihre lange talentvolle Leitung des Hofburg-Theaters zu Wien ist hier allgemein bekannt. Es scheint mir am angemessensten und wirksamsten, und Ihrer schönen unabhängigen äußern Lage nicht unwürdig, wenn Ew. Hochwohlgb. sich ganz direct und einfach an den König selbst in einem Briefe wenden oder wenn dies Ihrem Zartgefühl widerstrebte, dem allen ausgezeichneten Talenten immer gewidmeten General-Intendanten der Kön. Hofmusik Grafen von Redern eine freundliche Eröffnung machten. Es ist neben dem Hofmarschall von Massow, Intendanten der Kön. Gärten, die Person, mit der der König sich über Theaterangelegenheiten unterhält und am meisten beurteilen kann, wann directe Versuche zu machen sind. Auf die Discretion des Gr. Redern ist ganz zu rechnen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und ergebenst
Ew. Hochwohlgb.
gehorsamster
A. v. Humboldt.

Berlin, den 23. Maerz 1851.

Wir wissen nicht, ob Deinhardstein die ihm hier angeratenen Schritte gethan; jedenfalls war der Liebe Müh' umsonst, und Deinhardstein mußte darauf verzichten, den Wienern von Berlin aus zu zeigen, wie Unrecht sie gethan, Laube ihm vorzuziehen. Er mußte in Wien bleiben und sich mit einer sehr bescheidenen, auch nicht sonderlich geachteten Stellung begnügen: er wurde „Beirat des Statthalters von Niederösterreich in litterarischen, hauptsächlich theatralischen Angelegenheiten", oder kurz gesagt: er diente nun der nachmärzlichen, wie ehedem der vormärzlichen Reaktion als Censor. Als solcher ist er am 12. Juli 1859 zu Wien gestorben.



Wilhelm Hertz.

Von Franz Muncker.

Wenn irgendwo, so gilt in der Kunst der Grundsatz, daß es nicht so sehr auf die Masse, als auf die innere Bedeutung der Leistungen ankomme — ein Grundsatz, der bei der Überproduktion in unsern Tagen namentlich auf dem Gebiete der schönen Litteratur selbst von unsern bessern Künstlern oft außer acht gelassen wird. Es giebt vielleicht unter allen lebenden Dichtern Deutschlands keine drei, die dieser Vorwurf so wenig trifft wie Wilhelm Hertz. Er bietet uns nur selten eine Gabe seiner Muse, und was er uns dann darreicht, ist in den meisten Fällen wieder gar nicht ausschließlich sein Eigentum, sondern vielmehr künstlerische Neugestaltung eines älteren, fremden Werkes; aber immer sind seine Spenden wahre Geschenke der Poesie von eigenartig hohem und dauerndem Wert. Unsere übrigen lebenden Dichter, auch die größten, veröffentlichen fast alle Jahr für Jahr gar manches, was nur ihre nächsten Freunde wahrhaft zu entzücken vermag oder was nur vorübergehend, in der ersten Zeit nach seinem Erscheinen allgemeine Teilnahme und allgemeinen Beifall finden kann; Wilhelm Hertz hat, von einigen ganz wenigen Gelegenheitsgedichten allenfalls abgesehen, nie einen Vers drucken lassen, an dem sich nicht jeder kunstliebende Sinn innig erlaben könnte, nie eine poetische Arbeit öffentlich mitgeteilt, die nicht zu den bleibenden edelsten Schätzen unserer Litteratur zu rechnen wäre. Die geringe Anzahl seiner Schöpfungen ist keine Folge eines etwa dürftigen oder schwerfällig arbeitenden Talentes, sondern der strengsten Selbstkritik, der unermüdlichsten Sorgfalt, die erst das künstlerisch wiederholt durchgefeilte, inhaltlich und formal gleich vollendete Werk für reif hält, um aus der heimlichen Werkstätte des Dichters hinaus in die Welt zu treten.

Von Anfang an waltete dieses strenge Formgesetz über der Poesie des jungen Sängers; die künstlerischen Muster älterer und neuerer Zeit, an und nach denen Hertz seine dichterische Begabung bildete, wiesen ihn nachdrücklich darauf hin. Goethe und die antiken Lyriker einerseits, Uhland und die schwäbischen Dichter andrerseits waren die vorzüglichsten Lehrmeister des Jünglings gewesen, der in seinen Studentenjahren aus warmem Herzen kraftvolle Lieder, Elegien und Balladen sang; Geibel und die älteren Mitglieder des Münchener Dichterkreises trugen dann zur Erstarkung des klassischen Formsinnes bei Hertz bedeutsam bei; namentlich aber rückte ihm sein Berufsstudium die formal unübertrefflichen Meister der mittelalterlichen Sangeskunst beständig vor Augen. Allgemeine Sagenforschung und insbesondere mittelalterliche Sprach- und Litteraturgeschichte wählte er sich zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe; aber erst etwas spät, auf einem Umweg, konnte er zu dieser entscheidenden Wahl gelangen.

Am 24. September 1835 zu Stuttgart geboren, war er ursprünglich zum Landmann bestimmt und für diesen Stand erzogen worden. Nur langsam gelang es seinem höher strebenden Geist, sein Verlangen nach edlerer Nahrung durchzusetzen. Der Jüngling war zwanzig Jahre alt, als er endlich zum Studium der Philosophie und Sprachwissenschaft die Hochschule Tübingen beziehen durfte. Hier wurde Ludwig Uhland ihm ein väterlicher Freund und Berater in dichterischen und wissenschaftlichen Fragen. Als junger Doktor ging Hertz 1858 nach München und ver-

lebte hier in dem Kreis deutscher Dichter und Litteraturfreunde, der sich seit einigen Jahren in der Residenzstadt Maximilians II. gebildet hatte, einen anregenden, an künstlerischem Genuß und künstlerischer Arbeit reichen Winter. Er ward ein emsiges Mitglied der poetischen Gesellschaft „Krokodil"; an Geibel, Heyse, Bodenstedt und die übrigen Genossen der kunstsinnigen Tafelrunde schloß er sich innig an. Aber schon das folgende Frühjahr rief ihn ins schwäbische Vaterland zurück. Anläßlich der Kriegsereignisse im nördlichen Italien machte neben andern deutschen Staaten auch Württemberg mobil; Hertz erhielt dabei auf Grund seines Doktordiploms ein Lieutenantspatent. Zu einem eigentlichen Feldzug kam es nicht; aber als Offizier sah er im Kantonnement bei Heilbronn unter Waffen- und Lagerübungen den ganzen Sommer verstreichen. Im Herbst 1859 nahm er seinen Abschied und kehrte nach München zurück. Er gedachte sich hier der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen, unternahm aber, bevor er diesen Entschluß ausführte, 1860 eine große, wissenschaftliche Reise durch England, Schottland und Frankreich. Aber nicht bloß der Forscher, auch der Dichter brachte lohnende Ausbeute von seiner Wanderung in die Fremde mit nach Haus. In München vollendete Hertz 1861 seine umfangreiche Untersuchung „Der Werwolf", eine methodische Darstellung der Sage von Werwölfen und ihrer mannigfachen Entwicklung in den verschiedensten Litteraturen alter und neuer Völker in und außer Europa. Mit dieser inhaltlich reichen, dazu anschaulich und anziehend geschriebenen Abhandlung habilitierte er sich 1862 als Dozent für germanische Altertumskunde an der Universität zu München. Es dauerte ziemlich lang, bis sein eifriges, nur im Sommer 1865 durch eine italienische Reise unterbrochenes Wirken in dem neuen Berufe die verdiente staatliche Belohnung fand. Erst bei der Begründung einer technischen Hochschule in München wurde Hertz 1869 zum außerordentlichen Professor für deutsche Sprache und für Litteraturgeschichte an derselben ernannt, 1878 zum ordentlichen Professor ebenda befördert. Was er hier als Lehrer durch seinen sachlich gediegenen, stets vom Hauche der Poesie belebten Vortrag während fast zwei Jahrzehnten geleistet hat, rühmt dankbar mancher Schüler. Auch als wissenschaftlicher Schriftsteller ist er noch zu wiederholten Malen hervorgetreten. In seinem Buche „Deutsche Sage im Elsaß" lieferte er 1872 eine wissenschaftlich höchst schätzbare, dazu im guten Sinne populäre, wohlgeordnete Zusammenstellung der zahlreichen germanischen Sagen, die sich in dem wieder gewonnenen Reichsland erhalten haben; sorgfältig untersuchte er dabei ihren Zusammenhang mit den uralten Götter- und Heldensagen unseres Volkes, und mit gründlicher Ausführlichkeit wies er regelmäßig auf verwandte Sagenbildungen bei allen erdenklichen andern Völkern und Stämmen hin. Durch die gleichen Vorzüge zeichneten sich zwei kleine Schriften aus späterer Zeit aus, die aus öffentlichen popularwissenschaftlichen Vorträgen erwuchsen, über die Nibelungensage (1877) und über die Sage von Parzival und dem Gral (1882).

Aber über der Thätigkeit des Forschers hat Wilhelm Hertz niemals die des Dichters vergessen; beide gehen vielmehr gar oft bei ihm Hand in Hand. Die mittelalterlichen Sagen, die sein wissenschaftlicher Scharfsinn untersuchte, boten ihm zugleich vielfach die Stoffe dar, an denen sich seine poetische Kraft versuchte. Bald als Übersetzer, bald als künstlerisch neubearbeitender und umgestaltender Wiederschöpfer altdeutscher, altfranzösischer oder altenglischer Dichtungen trat er zum Wettkampf mit den Sängern des ritterlich-höfischen Zeitalters in die Schranken. Seine Poesie erhielt so schon durch die Stoffe, die sie verherrlichte, ein durchaus nationales Gepräge; die uralten Geschichten und Helden, die, wenn auch nicht gerade immer ganz germanischen Ursprungs, doch schon vor sechs- und siebenhundert Jahren die Phantasie des deutschen Volkes erfüllten, leben in Hertz' Gedichten oder dichterischen Übersetzungen dem modernen deutschen Leser neu wieder auf, und zwar ohne moderne Entstellung oder Verkümmerung in dem echten, urkräftigen Geiste, der die besten Erzählungen von diesen alten Mären aus der Vergangenheit der germanischen und keltischen Völker beseelte.

Schon in der ersten Sammlung seiner „Gedichte", die Hertz 1859 veröffentlichte, war dieser Grundzug deutlich zu ersehen, wenngleich hier das Verhältnis des modernen Verfassers zu seinen mittelalterlichen Quellen noch ein viel freieres und allgemeineres war als bei seinen späteren epischen Arbeiten. Jene „Gedichte" von 1859, zum großen Teil während der Universitätsjahre des jungen Sängers entstanden, zerfielen in zwei Gruppen, in rein lyrische Versuche und in epische Darstellungen, letztere stets mehr oder weniger der Balladenpoesie verwandt, im Stil und Ton, selbst im Versmaß meistens den Uhlandischen Balladen nachgebildet. Die nordische Sage und die Geschichte der ältern germanischen Stämme (der Longobarden, Gepiden, Heruler, Friesen u. s. w.) geben dem Dichter die Stoffe zu diesen epischen Gesängen; gelegentlich regte ihn auch der Hexen- und Geisterglaube des Volkes zu einer Ballade an. Deutsch war der Grundcharakter aller dieser Gedichte, deutsch ihr Inhalt wie ihre Form: die schlichten Weisen des Volksliedes wechselten darin mit einer etwas vereinfachten neueren Umbildung der prachtvoll-wuchtigen Nibelungenstrophe. Altdeutsche oder altnordische Kraft, mit wildem Kampfestrotz oder mit düsterem Ernste gepaart, drückte sich ziemlich überall unverkennbar aus, selbst wo weichere Töne mildernd verklangen. Anschaulich und bestimmt waren die handelnden Personen gezeichnet, gleichviel ob Hertz ihre Gestalten nur mit kurzen Strichen rasch umriß, oder ob er sie langsam Zug für Zug vor den Augen des Lesers entstehen ließ. Gewissermaßen nur wie ein Anhang zu diesen germanisch gearteten Balladen stellten sich noch ein paar epische Gedichte ein, deren Stoffe auf das Morgenland, nach Indien und nach dem glücklichen Arabien deuteten.

Der rein lyrische Teil jener „Gedichte" von 1859 trug kein solches nationales Gepräge. Zwar fanden sich auch hier vereinzelte Anklänge an das alte deutsche Volkslied sowie an die volkstümlichen Weisen und Motive, die dem Stuttgarter Lyriker von Uhland und den übrigen schwäbischen Dichtern her vertraut waren, den Grundton für die meisten dieser lyrischen Stücke hatte aber Goethe dereinst angeschlagen, und zwar sowohl der Goethe der „Römischen Elegieen" als der des „Westöstlichen Divans". Andere Reminiscenzen, die vereinzelt dazwischen an das Ohr des Lesers drangen, waren unbedeutend; bezeichnenderweise störte nirgends eine unaufgelöste Heinesche Dissonanz den reinen Wohlklang der Stimmung. Gar manchmal sprach sich ja tiefer, melancholischer Ernst, wohl auch rührende Wehmut und entsagungsvolle Trauer in diesen

Am See.

Wie der See aus Ufern schwillt!
Seele, deiner Stunden Bild!
Rastlos wogt das Wasserreich,
Rastlos, — doch in jeder Welle,
Ewig anders, ewig gleich.
Spiegelt sich des Himmels Helle

Wilhelm Hertz.

Gedichten aus; aber fern blieb jedes Gefühl trüber Verbitterung, trostlosen Weltschmerzes oder gar friedloser Weltverachtung. Vielmehr gab sich in ihnen kühn und offen eine ungesättigte Freude an allen Genüssen des Lebens kund, ein immer neues Verlangen, alle Reize der Sinnenwelt hüllenlos dem bewundernden Auge zu zeigen. Heiße sinnliche Leidenschaft glüht in diesen Versen, der Dichter schwelgt im Preise des Nackten; aber rein und keusch ohne jeden auch noch so leisen Anflug von Lüsternheit, an Naivetät der Auffassung mit den antiken Sängern und mit Goethe wetteifernd, gleich ihnen durch den klassischen Adel seiner Kunstform den Inhalt verklärend, so singt er aus jungem, tief und warm empfindenden Herzen die Schönheit, die er selbst als oberstes Gesetz, als höchste Tugend im Reich der Dichtung anerkennt. Dabei waltet überall eine klare, phantasievoll belebte, doch nie phantastisch zerfahrene Anschauung; nichts wird geschildert, überall entwickelt sich bewegte Handlung. Und überall offenbart sich ein gesunder, im Leben bereits gereifter und in sich gefestigter Geist, dem jugendliches Irrlichtelieren und haltloses Schwärmen nichts mehr anhaben kann. Man hat das Gefühl, daß Hertz aus der Fülle seiner Jugendlieder nur eine kleine Anzahl auslas, deren Inhalt er auch damals, 1859, noch vertreten konnte, deren formale Ausführung ihm noch immer des Beifalls würdig schien. Was er sang, waren so ziemlich die alten herkömmlichen Stoffe der Lyrik, glückliche und unglückliche, unschuldige und schuldbeladene Liebe, Frühling und Naturherrlichkeit, Wandern und Zechen, Erinnerung an vergangene Freuden, trostvolle Hoffnung auf die Zukunft. Wie er das alles aber sang, das verriet jetzt schon den Meister, freilich vorerst den werdenden Meister, der sich noch an den edelsten Vorbildern schulte. Antike und mittelalterliche, gereimte und freirhythmische, volkstümlich-einfache und kunstvoll-schwierige Formen gelangen ihm spielend, und wie einst Goethe, so wußte er sogar die fremdländische und meistens trotz aller Anmut und Gewandtheit fremd bleibende Form des Ghasels durch leichte Ummodelung ihrer strengen Gesetze mit einheimisch-natürlichem Reiz auszustatten.

Was Hertz später von lyrischen Gedichten geschaffen hat, ist an verschiedenen Orten zerstreut erschienen. Mehreres brachte 1862 Geibels „Münchner Dichterbuch" und 1882 Heyses „Neues Münchner Dichterbuch"; auch die „Deutsche Dichtung" zierte in den jüngsten anderthalb Jahren mancher Vers, der auf seiner Leier erklungen war. Der Charakter dieser Lyrik blieb im wesentlichen der alte; aber stets lautrer und schmucker wurde ihre äußere, sprachliche und metrische Form: auch nach dieser Hinsicht erkennt man jetzt hie und da die innige Vertrautheit des Dichters mit den Denkmalen des mittelalterlichen Minnesangs.

Die mittelalterliche Poesie blieb von jetzt an denn auch die einzige Quelle für alle größeren epischen Dichtungen, die Hertz verfaßte. Regelmäßig wählte er nunmehr Stoffe, die in den Zeiten des Rittertums bereits poetisch behandelt worden waren. Diese Sagen dichtete er neu, dem Inhalte nach mannigfach erweitert oder auch geläutert und veredelt, in völlig eigenartiger und selbständiger Form. All der konventionelle Modeausputz der mittelalterlichen Epik fiel weg; die rein menschlichen, ewig gültigen Momente der Geschichten wurden stärker betont; den Gestalten der alten Sagen verlieh der moderne Dichter ein neues Leben, dem man den Hauch seiner Seele stets anmerkte; und doch wurde der echte alte Geist dieser Sagen

durch die modernen Zuthaten nicht zerstört, vielmehr nur kräftiger und unmittelbarer geoffenbart.

„Lanzelot und Ginevra“ in zehn Gesängen, nach einem altenglischen Gedicht („Mort Arthur“) aus dem fünfzehnten Jahrhundert in München 1859 verfaßt, eröffnete 1860 die Reihe dieser epischen Meisterstücke. Manches hat Hertz dabei an seiner Vorlage verändert, manchen Zug verstärkt oder vertieft; namentlich der letzte Gesang, der sittlich sühnend und künstlerisch versöhnend alle Wirren der Erzählung abschließt, ist durchaus sein Werk. Aber seine Kunst erweist sich nicht geringer in dem, was er im genaueren Anschluß an seinen mittelalterlichen Gewährsmann berichtet. Wie weiß er schon hier in diesem ersten Versuch die Charaktere seiner Dichtung lebendig und anschaulich vor uns hinzustellen, jeden mit individuell bestimmten Zügen sicher auszugestalten, den edlen, königlichen Greis Arthur, den tapfern, nur seiner Rache lebenden Gawain, den mönchisch finstern, zuletzt von wilder Sinnenglut erfaßten Verräter Mordred und vor allem das jugendlich-herrliche, lieb- und leiderfahrene Paar Lanzelot und Ginevra! Hier ist der Zauber der Schönheit so freigebig ausgegossen, daß selbst die Schuld der Liebenden uns anfangs fast verdeckt bleibt. Um so stärker betont sie und die Sühne, die sich die beiden entsagungsvoll dafür auferlegen, später der Dichter. Und wie versteht er es, Situationen und Stimmungsbilder auszumalen! Wie beseelt er alles für unsere Phantasie, wie läßt er die ganze Natur in das Empfindungsleben der Menschen hereinspielen! Mit welcher sinnlichen Leidenschaft, die nichts verschleiert, und doch zugleich mit welcher Keuschheit stellt er wieder alles dar, bei der verwegensten Kühnheit doch einen wahrhaft sittlichen Sinn nie verletzend! Dazu kommt eine entzückende Sprache, eine blendende Kunst des Verses, die durchweg das fruchtbarste Studium der vollkommensten Meister der ritterlich-höfischen Epik bekundet.

Dem „Lanzelot“ folgte 1862 „Hugdietrichs Brautfahrt“, 1860 auf der Reise in Schottland geschrieben, kürzer als der „Lanzelot“ und einheitlicher, mehr novellistisch abgerundet, sonst in Art und Ton ihm nahe verwandt. Dieselbe Freiheit und doch zugleich dieselbe innere Treue der Erzählung, dieselbe Glut des Empfindens, denselben Reichtum der Phantasie, dieselbe Sicherheit und Klarheit der Darstellung, dieselbe Meisterschaft der äußern Form bewundern wir auch hier wieder.

Einfacher, kindlicher, volkstümlicher noch stellt sich „Heinrich von Schwaben“ dar, nach einer deutschen Kaisersage 1865 zu Rom von dem sehnsüchtig der Heimat gedenkenden Dichter entworfen. Auch diesmal verwob Hertz Motive aus andern, altfranzösischen Sagen mit dem deutschen Märchen; aber unbeschadet aller bezaubernd anmutigen Kunst, die er wieder aufwandte, wußte er den naiv-schlichten Ton der volksmäßigen Überlieferung mit ihrer frischen Heiterkeit und ihrem gesunden Humor prächtig zu wahren.

Die Krone der Hertzischen Dichtungen ist das Klostermärchen „Bruder Rausch“ (1882). Hier gab die mittelalterliche Sage, wie sie in Volksbüchern des sechzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet ist, dem modernen Verfasser kaum mehr als den ersten Anstoß und die rohen Umrisse seines Werkes. Denn im Grunde stellt er die geschichtliche Entwicklung dieser Sage selbst dichterisch dar, den geistigen Vorgang in der Auffassungsweise verschiedener Zeitalter, durch den der ursprünglich heidnische freundliche Kobold Rausch zu einem bösartigen christlichen Teufel wurde. Aber dieses eigentlich wissenschaftliche Problem ist mit einer dichterischen Grazie, mit einer Fülle von Phantasie und spannender, im einzelnen geradezu blendender und entzückender Erzählungskunst gelöst, daß sich diesem an Umfang geringen Werkchen in unserer gesamten epischen Poesie des letzten Jahrzehnts vielleicht nichts an innerem Wert und an formalem Reiz vergleichen läßt. Wo finden wir da etwas Ähnliches wie jene wundervolle Schilderung der Sommernacht, in der der schelmische Elb die verschlossenen Sinne der asketisch gewöhnten Mönche zum Genuß der höchsten Sinnenfreuden eröffnet, wo etwas Ähnliches wie das folgende tiefsinnige Gespräch des Kobolds mit dem Guardian des Klosters über die Vergänglichkeit alles Seienden, den Wechsel der Zeiten und Religionen, die Ewigkeit des wahrhaft Göttlichen, das aber der thörichte Mensch im Trug seiner schwachen Sinne beständig mißversteht? Wo finden wir so innig höchsten Ernst und schalkhaften Humor verbunden und beide mit der gleichen, geradezu verblüffenden Kunst der Darstellung behandelt? Bevor der Dichter diese unerschütterliche Meisterschaft über die Form gewinnen konnte, mußte er lange mühsam mit Sprache und Vers gerungen haben. Und Hertz hat das auch oft und ernst gethan, als Übersetzer.

Es ist ohne Zweifel unser bester, um nicht zu sagen unser einziger künstlerischer Übersetzer mittelalterlicher Poesie. Er allein hat es bisher verstanden, mittelalterliche Dichtungen uns modernen Lesern wirklich nahe zu bringen, indem er sie nicht nur in ein gutes modernes Deutsch überträgt ohne altmodische oder ungelenke Schnörkel und Verrenkungen, sondern auch durch kleine Kürzungen und Umstellungen des ursprünglichen Textes von allen konventionellen Untugenden und Überladungen oder Regellosigkeiten, die uns unerträglich wären, reinigt. Alles Echte, wahrhaft Große und Schöne giebt er mit unverbrüchlicher Treue wieder; gegen das Minderwertige verfährt er weniger streng und wird erst dadurch dem innern Gesammtwerte dieser Gedichte völlig gerecht: er übersetzt sie nicht bloß, sondern belebt sie neu für unsere neuere Zeit Dabei schmiegt er sich gefügig allen Formen und Arten an, dem Stabreim wie dem Endreim, dem Charakter des volkstümlichen wie des kunstgemäßen Gesangs in Deutschland, Frankreich oder in England. Aber sklavische Unterwürfigkeit unter die fremden Muster übte er auch hier nicht. So übertrug er 1861 das älteste Denkmal des französischen Volksepos, das „Rolandslied“, in schlichten, aber kraftvollen reimlosen Jamben, 1862 zehn poetische Erzählungen der altfranzösischen Novellistin Marie de France aus dem dreizehnten Jahrhundert in kunstvollen und gewandten kurzen Reimpaaren, 1865 einen aus Prosa und halblyrischen Versen zusammengesetzten, überaus anmutigen altfranzösischen Liebesroman „Aucassin und Nicolette“. 1877 reihte sich daran die Neubearbeitung eines berühmten und fast unübersetzbaren deutschen Werkes, des „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg. Hertz lieferte damit ein Meisterstück, dem sich kein früherer Versuch, Gottfrieds Gedicht in modernes Deutsch zu bringen, auch der vielgerühmte von Herrmann Kurtz nicht, ebenbürtig an die Seite stellen läßt. Im einzelnen hie und da verkürzt oder leise umgemodelt, am Schlusse nach altfranzösischen Quellen ergänzt, liest sich seine Übertragung wie

ein formvollendetes neuhochdeutsches Originalwerk, überall erfreuend, unterhaltend und spannend. Und nicht minder meisterhaft in modernes Deutsch, das gleichwohl weder der altertümlichen Färbung noch der wuchtigen Kraft des Originals entbehrt, ist ein Bruchstück aus dem angelsächsischen „Beowulf" von Hertz übersetzt, das letzte, verhängnisvolle Abenteuer des Gautenfürsten (in dem von Eduard Paulus und Karl Weitbrecht 1883 herausgegebenen „Schwäbischen Dichterbuch"). Das schönste Denkmal seiner Übersetzungskunst aber ist das wundervolle „Spielmannsbuch" (1886), eine Sammlung von altfranzösischen und altenglischen Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Liebesnovellen, Geschichten von Feen und Geistern und ernste oder schwankhafte Erzählungen von Spielleuten und fahrenden Schülern sind hier zusammengestellt, alle frisch und munter und immer wechselreich vorgetragen, alle künstlerisch vollkommen übersetzt. Die älteren Verdeutschungen aus Marie de France und von „Aucassin und Nicolette" finden wir mit Auswahl hier wieder, aber durchweg verbessert. Und eine umfangreiche, gehaltvolle Einleitung entrollt uns ein anschauliches und anmutiges Bild von dem Wirken und Treiben der mittelalterlichen Spielleute sowie von dem Charakter der Novellenpoesie, die sie ihren aufmerksamen Zuhörern und Zuhörerinnen erzählten.

Hertz' dichterische Thätigkeit bewegt sich vielleicht auf einem eng abgegrenzten Raum; innerhalb dieses engen Bezirks aber schafft er einzigartige Meisterwerke. Seine poetische Kraft hat sich bisher stets als wachsend erwiesen: seine letzten Leistungen waren zugleich seine besten: „Bruder Rausch" und die Übersetzungen im „Spielmannsbuch." Ihm gegenüber kann der Freund wahrer Dichtkunst nur Eine halb vorwurfsvolle Frage schüchtern aufwerfen: Warum hat er uns nach diesen Werken aus dem reichen Schatz seiner Kunst nichts mehr geschenkt? Wann wird uns die nächste Gabe seiner Muse erfreuen? Je eher, je lieber.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Tiroler Dichter-Buch. Herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Errichtung eines Denkmals Walthers von der Vogelweide in Bozen von Dr. Ambros Mayr. Innsbruck, Wagner 1888.

Die Zahl der „Dichter-Bücher", wie man nach Heyses Vorgang die Anthologien landsmannschaftlicher Prägung zu nennen sich gewöhnt hat, ist im Laufe dieses Jahrzehnts im Gegensatze zu dem vorigen wieder stark angewachsen, was sich aber keineswegs aus inneren Gründen erklärt: der Familienzug in der litterarischen Physiognomie der Poeten einer und derselben Landschaft ist in letzter Zeit keineswegs sichtlicher geworden, sondern verwischt sich im Gegenteil immer mehr. Unsere Poeten gruppieren sich thatsächlich heute nicht mehr nach Ländern, sondern nach Schulen, welche so ziemlich in allen Gauen Deutschlands ihre Vertreter finden. Äußere Gründe also sind es, welche diesen Zweig unserer Litteratur wieder neu belebt haben. Heyses „Neues Münchener Dichterbuch" verdankt dem Zusammenwirken des Meisters an der Isar mit dem jüngeren Geschlecht seine Entstehung und das 1882 von Karl Emil Franzos herausgegebene „Deutsche Dichterbuch aus Österreich" hat, obwohl es sehr wenige politische Gedichte enthält, gleichwohl eine ausgesprochen nationale Tendenz: es soll der Beweis sein, wie stark und lebensvoll sich die deutsche Dichtung in der Habsburgischen Monarchie trotz der äußeren Abscheidung vom Deutschen Reich und der politischen Kampfzeiten, welche unseren dortigen Volksgenossen jetzt beschieden sind, entwickelt hat. Zwei andere Dichter-Bücher, die beiden sächsisch-thüringischen von G. Emil Barthel und das steiermärkische von Karl Gawalowski sind allerdings scheinbar von ausgesprochen provinziellem Wesen, doch läßt sich auch bei ihnen ein Nebenmotiv nicht verkennen. Bei den Sängern aus Thüringen und Sachsen war es offenbar nicht ein gemeinsamer Wunsch, der sie zusammengeführt, sondern die Initiative eines rührigen Herausgebers, weil derselbe sonst nicht so viele Dichter in sein Werk aufgenommen hätte, die weder Sachsen noch Thüringer sind, und das Buch von Gawalowski ist sichtlich nur ein Sprößling der Franzosschen Anthologie. Was dieser für das gesamte Österreich erstrebte, setzt sich Gawalowski für seine engere, gleichfalls in letzter Zeit vom Nationalitätenkampf heimgesuchte Heimat Steiermark zum Ziele und hat sich auch in allen äußerlichen Dingen streng an das Vorbild des „Dichterbuchs aus Österreich" gehalten. Gleich diesem bringt es nur Ungedrucktes, berücksichtigt neben dem Hochdeutschen auch den Dialekt, fügt kurze Biographien bei u. s. w. Aber auch dieses Buch ist mehr ein Buch aus Steiermark als ein spezifisch steirisches. Der bedeutendste darin vertretene Poet, Hamerling, ist kein Sohn des Landes und ebensowenig mehrere andere Dichter, welche den Wert des Buches, der sonst ein überaus bescheidener wäre, erhöhen.

Im ausgesprochenen Gegensatze zu diesen Büchern steht das 1883 erschienene „Schwäbische Dichterbuch" und das vorliegende, welches thatsächlich eine scharf provinzielle Prägung hat und nur in dieser seine Existenzberechtigung sucht. Es soll „ein übersichtliches Bild der dichterischen Schaffenskraft Tirols, wie sie unmittelbar in Erzeugnissen von heute und früher ihren Ausdruck findet, bei unbefangener Heranziehung des Bedeutenderen bieten", berücksichtigt also nicht bloß die Gegenwart, sondern geht auf ältere, ja die ältesten Zeiten zurück und legt selbstverständlich auf Originalbeiträge nur insoweit Wert, als sich mit diesem Zweck verträgt. Den äußeren Anlaß, diese Vollversammlung tirolischer Dichter vom zwölften Jahrhundert bis auf die Gegenwart einzuberufen, bot die Begründung des Vereins für Errichtung eines Walther-Denkmals in Bozen und das Buch soll neben anderen Veranstaltungen die nötigen Mittel hiefür beibringen. Wie weit heute eine lyrische Anthologie in prächtiger Ausstattung und dieser entsprechendem Preise eine solche praktische Wirkung zu erzielen vermag, mag dahingestellt bleiben, wünschenswert ist es jedenfalls, daß der Verein dabei seine Rechnung finde, und von dem pietätvollen Zwecke abgesehen, verdient das Buch auch um seiner selbst willen Leser und Käufer.

Es ist hier nicht des Ortes, die noch immer sehr dunkle Frage nach der Herkunft unseres größten mittelalterlichen Lyrikers aufzurollen und zu beleuchten. Ob er nach Lachmanns Annahme ein Österreicher, oder nach Uhlands Ansicht ein Thurgauer, nach Wilhelm Grimms Meinung ein Schwabe oder endlich, wie heute nach Franz Pfeiffer so viele annehmen, ein Tiroler gewesen, muß noch immer als strittig gelten, gewiß aber ist, daß keine andere Landschaft mit sogroßer Wahrscheinlichkeit die Ehre, Walther ihren Sohn nennen zu dürfen, für sich in Anspruch nehmen kann, wie Tirol, und so fehlt auch einem Vorhaben, welches an sich gerade auf diesem Boden doppelt lobenswert und bedeutsam ist, die äußere Beglaubigung nicht, denn wo stünde ein Denkmal dieses Sängers des deutschen Nationalgefühls besser als an der deutschen Sprachgrenze und auf einem Boden, welcher leider gerade in unsern Tagen gegen die Verwelschung mit besonderem Eifer und tapferem Mute geschützt werden muß! Darum lassen wir uns auch ohne alle kritischen Bedenken gerne gefallen, daß es eine Auswahl aus Walthers Dichtungen ist, welche diese Tiroler Anthologie eröffnet. Aber selbst wenn nur pietät-

voller Glaube diesen Gewaltigen zum Führer gewählt, so ist doch die Schar, die ihm folgt und auf welche das Land ganz unbestrittenen Anspruch hat, stattlich und tüchtig genug. Da ist der jüngere Zeitgenosse Walthers, Leuthold von Säben, freilich kein reiches, aber ein echtes Talent, ferner der adlige, aus dem Meraner Thal stammende Minnesänger Rubin, dann der Burggraf von Lienz, der Lehrdichter Friedrich von Sonnenburg, dann Walther von Metz und Hans Vintler. Wie schon einzelne dieser Dichter litterarhistorisch deshalb besonders beachtenswert sind, weil sie in ihrem abgeschlossenen Berglande noch zu einer Zeit Weisen singen und Richtungen pflegen, welche im Flachlande längst von anderen Tonarten verdrängt worden, so besitzt Tirol und das mit ihm eng verbundene Vorarlberg in Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort so ziemlich die letzten Minnesänger deutscher Zunge. Nur der erstere findet sich im Buche vertreten, der letztere nicht, wahrscheinlich weil seine Wiege jenseits des Arlbergs gestanden; vielleicht auch haben Raumgründe hiebei mitgewirkt. Die Auswahl aus dem Mittelalter ist überhaupt eine sehr spärliche, und wie hier eine reichere Vertretung wohl am Platze und dem Zwecke des Buches förderlich gewesen wäre, so hätte es sich vollends empfohlen, auch aus der Dichtung des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts Proben zu geben. Wenn der Verfasser bemerkt, daß „der öde Stillstand, welcher dem Poesiefrühling des Mittelalters folgte, sich ganz naturgemäß, wie überall in deutschen Landen auch in den tirolischen Bergen fühlbar machte“, so wollen auch wir gegen eine so altehrwürdige Wahrheit gewiß nicht zu Felde ziehen, aber ganz war auch dort das geistige Leben nicht erstorben, und eine Richtung, für deren Erfreulichkeit nicht viel zu sagen ist, über deren Bedeutsamkeit es aber keinen Disput geben kann, die Einbürgerung französischer Ritterromane in Deutschland, hat sogar auf tirolischem Boden in der Gemahlin des Herzogs Sigismund in Vorder-Österreich, Eleonore von Schottland, und dem Kreise, den sie um sich versammelte [im 1480], mit ihre früheste und folgenreichste Pflege gefunden, und von diesem Kreise ging auch vielfach die Anregung zur Übersetzung der galanten Liebespoesie des Westens in deutscher Sprache aus. Warum vollends das achtzehnte Jahrhundert unvertreten geblieben, ist angesichts der Zwecke dieser Anthologie ganz rätselhaft. Nur einige wenige Dichter, welche noch in dieses Jahrhundert hinaufreichen, so der wackere Alois Weissenbach, finden sich und zwar leider auch nur überaus dürftig in der Abteilung „Aus der Väter Tagen“ vertreten, aber ein übersichtliches Bild der Tonarten läßt sich da nicht gewinnen, weil der Herausgeber auch für diese Abteilung, welche die im neunzehnten Jahrhundert verstorbenen Dichter umfaßt, statt der chronologischen Reihenfolge, welche sich gleichsam von selbst ergab, seltsamerweise die alphabetische gewählt hat. Was allen diesen Dichtern als Gemeinsames eigen ist, ist eigentlich nur ihr starker Lokalpatriotismus, welcher sie insbesondere auf tirolische Stoffe hinführt, im übrigen sind sie in der lyrischen Tonart sehr verschieden [Klopstock, der Hainbund, die Klassiker und die Romantiker finden insgesamt einzelne Schüler und Nachtreter] und selbstverständlich auch an Talent. Über die Mittelmäßigkeit erheben sich insbesondere Vincenz von Ehrhart und Alois Flier; eine interessante Erscheinung ist der Bauerdichter Hans Obrist, und auch das früh geknickte Talent Adolf Purtschers macht sich angenehm bemerkbar; über sie alle jedoch ragt um volle Hauptеslänge Johann Senn, der Dichter des „Tiroler Adler“ hervor, und vollends steht das einzige dichterische Genie, dem unzweifelhaft die Wiege auf tirolischem Boden gestanden, Hermann von Gilm, recht wie ein König unter den Vasallen da — thatsächlich ein Genie an ursprünglicher Begabung, dem eigentlich nur Eines zum großen Dichter fehlte: der Wille, es zu werden, die strenge Selbstzucht, welche zu der Begabung den Fleiß fügt und den Schaffenden zur Lösung immer größerer Aufgaben befähigt. Gilm gehört zu jenen Dichtern, deren Betrachtung sich für die Erkenntnis des Wesens der Lyrik prächtig lohnt. In unzähligen seiner Gedichte ist der lyrische Keim ein geradezu herrlicher und der feinsten Ausgestaltung würdig, aber nur in wenigen entspricht die Schale dem Kern, nur da, wo seinem Formtalent die Bezwingung des Worts im ersten Anlauf gelang; in den meisten wird nur ein sehr verständnisvoller Betrachter ganz herausfühlen können, was der Dichter gewollt. Gleichwohl bleibt Gilm, wie gesagt, unzweifelhaft nicht bloß der bedeutendste Dichter Tirols, sondern auch einer der bedeutendsten Vertreter deutscher Lyrik in der nachgoetheschen Epoche. Wer immer seine in zwei Bänden bei Gerold in Wien erschienene Gedichtsammlung liest, wird dieses Urteil nicht überschwenglich finden; aus der vorliegenden Anthologie läßt sich dies nicht abstrahieren, da der Herausgeber ihm, obwohl auch er der Meinung ist, daß „dieser Dichter ohne Frage das Genie unter den Talenten vertrete“, nur zwei Seiten eingeräumt, weniger als manchem anderen, der lieber ganz weggeblieben wäre, z. B. Adeline von Perkhammer, deren Aufnahme in dieses Buch nur dann berechtigt erscheint, wenn der Herausgeber etwa den Beweis für nötig gehalten, daß es auch in Tirol niemals an schwatzhaftem, unkünstlerischen Dilettantismus gefehlt, was wir ihm sicherlich auch ohne Probe geglaubt hätten. Übrigens wäre es ungerecht, deshalb an dem guten Willen oder an dem Geschmack des Herausgebers zweifeln zu wollen, vielmehr sind wir es ihm für seine Mühen schuldig zu betonen, daß es ein prinzipieller Grund war, der ihn bewog, neben die bedeutenden die schwachen Talente zu stellen und diese sogar stärker vertreten sein zu lassen als die bedeutenden. Während er beim Gilm, Senn und anderen voraussetzen durfte, daß sie dem Leser bereits ohnehin bekannt seien, wollte er den unbekannt gebliebenen zu ihrem Rechte verhelfen und ein möglichst reiches Gesamtbild schaffen. Auch dies Prinzip kann man gelten lassen, und unsere Bemerkungen richten sich auch weniger gegen dasselbe, als dagegen, daß der sonst so verdienstvolle Mann nach dieser Richtung wohl des Guten zu viel gethan.

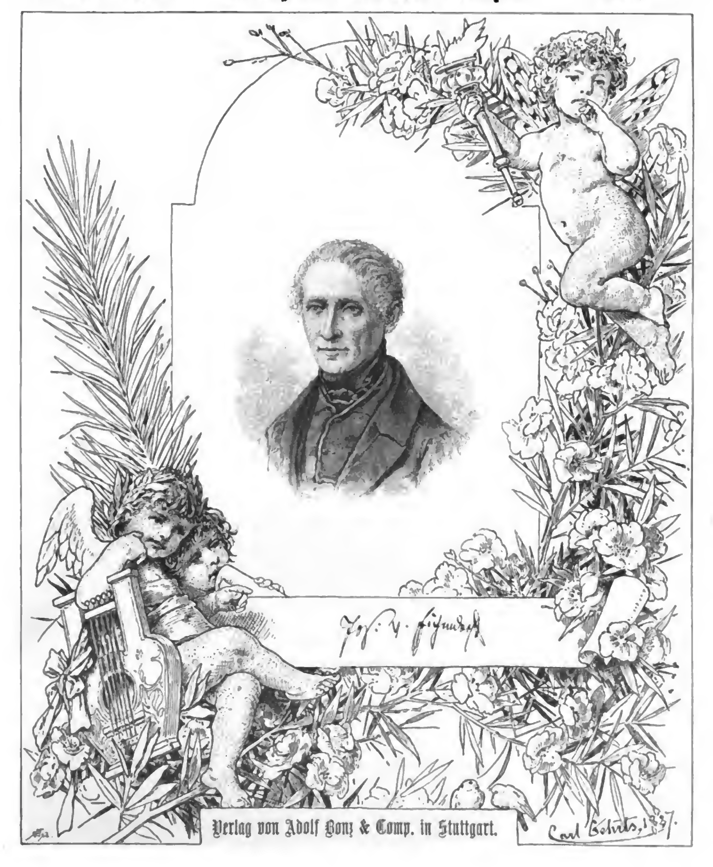
Das Gleiche gilt auch bezüglich der dritten Abteilung des Buches, welches die Sänger der Gegenwart umfaßt. Mit Recht hebt der Herausgeber in einer kurzen Einleitung hervor, daß diese Schar sich von jener der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch einen größeren Reichtum an Tonarten, tieferen Gedankeninhalt, endlich durch das Streben nach der streng epischen und dramatischen Kunstform vorteilhaft unterscheide, aber ein Lyriker wie Senn ist nicht darunter, geschweige denn ein solcher wie Hermann von Gilm. Wir zählen jene Namen auf, welche uns nach den hier gebotenen Proben eine besondere Hervorhebung zu verdienen scheinen: Patriz Anzoletti, ein Franziskaner, welcher Sagen seiner Heimat in hübscher, wenn auch nicht immer genügend knapper Form behandelt; für die fromme Gesinnung des Dichters ist es überaus bezeichnend, daß er Walthers herrlichem und sicherlich sehr weltlichem Liebeslied „Unter der Linde“ das Motiv für einen frommen Grabgesang des Dichters entlehnt; Adolf Bruder, der frische Scholarenlieder singt; der Dramatiker Karl Domanik; die Dichterin Angelica von Hörmann; Josef Mayr; J. G. Obrist; Christian Schneller; Hans von Vintler; Ignaz Zingerle. Eine Reihe jüngerer Talente verspricht Gutes, in erster Linie wäre dabei Rudolf Greinz zu nennen. Im ganzen macht die Abteilung den Eindruck, daß Tirol mit seiner dichterischen Vertretung in der Gegenwart wohl zufrieden sein darf. Daß einzelne der vertretenen Dichter mehr fromme Gesinnung als Talent aufzuweisen haben und mancher Unfähige Aufnahme gefunden, dem dadurch eine zweifelhafte Förderung zu teil geworden, soll gleichfalls nicht verschwiegen werden. Eine nur sparsam bemessene Auswahl von „Gastgeschenken,“ dies heißt Dichtungen, welche auswärts geborene Dichter zum Lobe Tirols gesungen, schließt das Buch, dem, wiederholen wir, nicht allein um des guten Zweckes willen, dem der Reinertrag gewidmet sein soll, Beachtung und Verbreitung zu wünschen. Man wird dem Herausgeber, auch wenn man nicht überall mit ihm einverstanden sein kann, für die ungemeine Mühe, welche er an das Werk gewendet, ebenso Dank wissen, wie dem Verleger für die wahrhaft glänzende Ausstattung. Eine Nachbildung des Natterschen Walther-Standbildes in Lichtdruck schmückt den Band.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. März 1888.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Gedichte

von

Joseph Freiherr von Eichendorff.

(Ungedrucktes und Verschollenes)

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Vorbemerkung. Nur zaghaft haben wir diesmal den Versuch unternommen, dem Hefte, welches wir dem Andenken eines edlen Dichters widmen, auch durch bisher unveröffentlichte Gaben aus seiner eigenen Hand einen bleibenden Wert zu geben. Seit mehr als dreißig Jahren ist Eichendorff tot und sein Nachlaß zum größeren Teil spurlos verschwunden, zum kleineren Gegenstand anderweitiger litterarischer Benützung geworden; seit 1864 liegt eine Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke“ vor, welche an Vollständigkeit scheinbar nichts zu wünschen übrig läßt, und da es sich hier zudem um keinen besonders produktiven Dichter handelt, schien unser Bestreben von vornherein ein fruchtloses. Gleichwohl ist unserer Zeitschrift auch diesmal ihr Finderglück treu geblieben, oder richtiger: ihr Programm hat ihr auch diesmal die freundlichste Unterstützung zugewendet. So dürfen wir von Eichendorff mehr Neues bieten, als dies jeder Kenner des Dichters für möglich gehalten hätte: neben Briefen eine interessante Dichtung in dramatischer Form, einen Essay und vor allem auch aus seinem eigentlichsten Schaffensgebiete, der Lyrik, eine Nachlese, die manches Charakteristische und Wertvolle enthält.

Die nachstehend mitgeteilten Lieder und Gedichte fehlen sämtlich in der letzten bei C. F. Amelang in Leipzig 1869 erschienenen Gesamt-Ausgabe und finden sich daher auch in dem soeben bei Reclam ausgegebenen Wiederabdruck derselben nicht. Was wir bieten, ist teils ungedruckt, teils gänzlich verschollen, weil wir aus Quellen schöpften, welche dem Herausgeber der Amelangschen Ausgabe, an die sich jener der Reclamschen hält, nicht bekannt oder doch nicht erreichbar waren; nur bezüglich einiger Gedichte, die er wohl kannte, mag er aus inneren Gründen, die wir nicht als stichhaltig erachten konnten, auf die Aufnahme verzichtet haben; bei der Mehrzahl der hier mitgeteilten kann es aber nur jener äußere Grund gewesen sein, da sie viele, die er aufnahm, an biographischem oder dichterischem Werte überbieten. Wohl aber glaubten wir uns, wie bei der Nachlese zu Uhland (Band II, Heft 2), so auch diesmal die Reserve auferlegen zu müssen, nicht alles mitzuteilen, was uns zugegangen oder was wir aufgefunden, und meinen daher auch hier der Gefahr entgangen zu sein, aus zu weit gehender Pietät pietätlos zu werden.

Bisher ungedruckt sind von den 32 Nummern dieser Nachlese sechs und zwar das erste der beiden, in der Handschrift des Dichters wiedergegebenen Sonette: „Angedenken“, sowie die Lieder: „Der Blick“, „Morgendämmerung“, „Herbstliedchen“, „Blumen und Liebe“ und „Wetterleuchten“. Die fünf letzteren verdanken wir der freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Heinrich Meisner, Kustos an der Königl. Bibliothek zu Berlin, welcher sie in einem Konvolut Eichendorffischer Jugendgedichte, welches die Handschriftensammlung der genannten Bibliothek aufbewahrt, auffand und mit einer Reihe anderer ungedruckter Lieder in einem demnächst bei C. F. Amelang in Leipzig erscheinenden Schriftchen publizieren wird. Dasselbe wird den Titel führen: „Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff“; wir kommen noch an anderer Stelle auf die wertvolle Publikation zu sprechen. Die Handschrift der Sonette „Angedenken“ (das zweite findet sich unter dem Titel „Trauriger Winter“ in der Gesamtausgabe) stellte uns die Tochter des Dichters, Frau Therese Baronin Besserer-Dahlfingen, geb. von Eichendorff in Dresden freundlichst zur Verfügung.

Die anderen Gedichte sind in verschollenen, heute der Lesewelt gänzlich unbekannten Zeitschriften und Büchern gedruckt; einzelne derselben dürften auch den intimen Kennern des Dichters hier zum erstenmale vor Augen treten. Der „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“, herausgegeben von Friedrich Ast, welche 1808—1810 im Verlage von Joseph Thomann in Landshut erschien, sind die nachstehenden Gedichte entnommen: Frühlingsandacht (Band I. Heft 2 S. 74), An Maria (Band I. Heft 2 S. 76), An J — — (Band I. Heft 3 S. 4), Die Wunderblume (Band I. Heft 3 S. 27), Die Zauberin im Walde. Romanze. (Band I. Heft 4 S. 40), Minnelied (Band I. Heft 4 S. 44), Minnelied (Band II. Heft 1 S. 41), Selige Wehmut. Maria (Band II. Heft 1, S. 42). Sämtliche Gedichte in dieser Zeitschrift erschienen mit dem Jugend-Pseudonym Florens gezeichnet; von den hier mitgeteilten hat der Dichter nur die Romanze „Die Zauberin im Walde“ in seine Gedichtsammlung aufgenommen, aber auch diese in so gänzlich veränderter Form, daß die Mitteilung der ersten sehr charakteristischen Fassung sicherlich vollauf gerechtfertigt erscheinen dürfte. Eine andere Gruppe enthält solche Gedichte, welche der Dichter vorher einzeln, dann auch in seiner ersten Sammlung — Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1837. XII. und 482 S. 8° — erscheinen ließ, jedoch in den späteren Auflagen wegließ, worin ihm auch der Herausgeber seiner „Sämtlichen Werke“ folgte, obwohl derselbe andererseits manches aufnahm, was der Dichter nicht einmal bei Redaktion seiner ersten Sammlung berücksichtigt. Auch wir glaubten uns, wie angedeutet, auf eine Auswahl beschränken zu müssen; gegen diese aber dürfte sich wohl nichts Triftiges einwenden lassen. Die Fassung, in der wir diese Nummern mitteilen, ist jene der Ausgabe von 1837; die Einzelndrucke berücksichtigen wir dabei nicht weiter, da ja die jüngere Fassung als den Wünschen des Dichters mehr entsprechend gelten muß. Es sind dies die Gedichte: Im Walde (Gedichte, 1837, S. 6), Die Jäger (S. 10), Liebe in der Fremde (S. 45), Wehmut (S. 83), Chor der Schmiede (S. 97), Nacht I. II. (S. 236), Der Kadett (S. 244), Der Polack (S. 245), Der Freiwerber (S. 252), Das alte Mädchen (S. 253), Der Geniale (S. 258), Der Nachtvogel (S. 262), Der Knabe (S. 267), Die Schärpe (S. 292), Jugendandacht (S. 342) und Sonett (S. 347). Endlich haben wir dem „Morgenblatt für gebildete Leser“, XXXIX. Jahrgang, Stuttgart, Cotta, Nr. 189, vom 8. August 1845. S. 755 das Gedicht „An Constanze“ entnommen.

Wie wesentlich namentlich die Jugendlieder und die religiösen Gedichte die richtige Erkenntnis der Entwicklung unseres Dichters zu fördern geeignet sind, sei hier nur kurz angedeutet, sowie wir auch den dichterischen Wert der Mehrzahl der nachstehenden Gedichte nicht erst nachdrücklich betonen wollen.

Der Blick.

Schaust du mich aus deinen Augen
Lächelnd wie aus Himmeln an,
Fühl' ich wohl, daß keine Lippe
Solche Sprache führen kann.

Könnte sie's auch wörtlich sagen,
Was dem Herzen tief entquillt,
Still den Augen aufgetragen,
Wird es süßer nur erfüllt.

Und ich seh' des Himmels Quelle,
Die mir lang verschlossen war,
Wie sie bricht in reinster Helle
Aus dem reinsten Augenpaar.

Und ich öffne still im Herzen
Alles, alles diesem Glück,
Und den Abgrund meiner Schmerzen
Füllt er strömend aus mit Glück.

Morgendämmerung.

Gedenk' ich noch der Frühlingsnächte
Vor manchem, manchem Jahr,
Wie wir zusammen im Garten standen
Und unten über den Landen
Alles so still noch war.

Wie wir standen in Gedanken,
Bis eine Morgenglocke erwacht; —
Das ist alles lange vergangen,
Aber die Glocken, die da klangen,
Hör' ich noch oft bei Nacht.

Herbstliedchen.

Flog Waldvögelein über den See,
Lieb' grüne Zeit, lieb' grüne Zeit; —
Es zogen die Wolken: Ade, Ade!
Wir fliegen mitsammen gar weit, gar weit!

Es schaut Feinsliebchen vom hohen Saal,
Fort ziehn die Ritter im grünen Thal;
Waldvöglein sang immerfort: Ade!
Das thut Feinsliebchen im Herzen so weh.

Blumen und Liebe.

Rührt euch, Blumen, wacht auf und hebt die verweinten Augen,
Morgenschauer schon gehn kühl über Wiese und Wald.
Wie eine Braut entsteigt die Sonne dem rosigen Pfühle,
Blickt durch die Welt hin weit, schweigend vor seliger Lust;
Küßt die Thränen euch linde von den gemaleten Wangen,
Die ihr vor Sehnsucht geweint, träumend in still lauer Nacht —
Wie sich's nun überall regt und funkelt und jauchzet und sprühet,
Gott! o wie schön ist die Welt, wenn sie die Liebe bescheint!

*

Wie du verstohlen mich anblickst, Kornblume, aus nickenden Ähren
Immerfort nach mir gewandt heiter das treublaue Aug';
Niedlich, verständig, bescheiden, vertraulich, sinnig und herzig,
Deutscher Mädchen Bild bist du mir, liebliches Kind.

*

Hoch und einsam in nächtlichem Garten sah ich dich leuchten,
Lampe der Vesta, klar, himmelwärts hauchend den Duft,
Und ich selber gebannt stand vor dir in Andacht versunken,
Lilie, Jungfraue schlank, schneeweiße, himmlische Braut!

Wetterleuchten.

Wetterleuchten fern im Dunkeln;
Wunderbar die Berge stehn,
Nur die Bäche manchmal funkeln,
Die im Grund verworren gehn.

Und ich schaue froh erschrocken
Wie in eines Traumes Pracht,
Schüttle nur die dunklen Locken, —
Deine Augen sind die Nacht.

Frühlingsandacht.

In Lust und Scherzen drehn sich leichte Tage,
Von weißen Armen ruhet Lieb' umwunden,
Der Sänger schweift allein im Waldesgrunde,
Nur Waldhornsklang will, was er sucht, ihm sagen.

Es bringt der Lenz so glänzend Spiel getragen,
Durchs farb'ge Land die Ströme hell gewunden,
All bunte Schifflein wieder losgebunden!
So zieh doch fröhlich mit! — Wer wollt' noch zagen?

Doch daß im bunten, lichten Tanz des Maien
Der Einz'ge nur allein nicht länger weine,
Sieht er als Blume sich den Lenz erschließen;

Und aus dem duft'gen Kelch im Glorienscheine
Neigt sich die ew'ge Jungfrau, hebt den Treuen
An ihre Mutterbrust mit tausend Küssen.

An Maria.

Viel Lenze waren lange schon vergangen,
Vorüber zogen wunderbare Lieder,
Die Sterne gingen ewig auf und nieder,
Die selbst vor großer Sehnsucht golden klangen.

Und wie so tausend Stimmen ferne sangen,
Als riefen mich von hinnen sel'ge Brüder,
Fühlt' ich die alten Schmerzen immer wieder,
Seit deine Blicke, Jungfrau, mich bezwangen.

Da war's, als ob sich still dein Auge hübe;
Langst sehnsuchtsvoll nach mir mit offnen Armen,
Fühlst selbst die Schmerzen, die du mir gegeben.

Umfangen fühl' ich innigst mich erwarmen,
Berührt mit goldnen Strahlen mich das Leben;
Ach! daß ich ewig dir am Herzen bliebe!

An J — —.

Von trüber Bangnis war ich so befangen,
Da sprach Waldhorn zu mir aus grünen Weiten:
Mir nach! durch unbekannte Lande schreiten!
Rief immer fern und fern — konnt's nie erlangen.

Wo führst mich endlich hin? sprach ich voll Bangen,
Weit Freund und Welt von diesen Einsamkeiten!
Da klang es fern und nah wie alte Zeiten,
Dich sah ich fröhlich stehn am Bergeshange.

Und unten lag ein weites Land so helle,
War aufgethan die ew'ge Farbenquelle,
Nach Osten sah man fromme Pilger ziehen.

So nimm nur alles, was ich lieb' und habe,
Gern laß ich ja die Welt und ihre Gabe,
Mit dir nur, Liebster, will ich ewig ziehen!

Die Wunderblume.

Es war die Nacht so wunderbar, so schwüle,
Weit ab wohl lagen dunkle Länder viele,
Die Ströme hört' ich ferne gehen,
Doch, wo ich war, konnt' ich nicht sehen.

Und ferne sah ich aus dem grauen Schweigen
Seltsam verschlungne Wunder dunkel steigen,
Stumm gehen in den Finsternissen —
„Ach! sind es Berge, sind es Riesen!"

Aus solchen Ängsten wollt' mein Herz verlangen,
Wie fühlt' ich noch so unaussprechlich Bangen.
„Wann wird der Morgen endlich röten?
O! Jesus, hilf aus tiefsten Nöten!"

Und wie ich rief, sah ich fern Funken sprühen,
Ein Wunderglänzen aus der Nacht erblühen
Und eine Blume drin erhoben,
Aus milden Flammen bunt gewoben.

Und wundersüße Scheine sandten
Die Blätter bald nach allen Strömen, Landen,
Rings wurd' es weit und immer weiter,
Der Himmel blau, die Erde heiter.

Wie weit liegt alle Bangigkeit dahinten!
Es wollen brünstig mich die Scheine zünden,
Frisch bluten alle Liebeswunden,
Verbrennt mich nur! — Bin euch ja längst verbunden!

Die Zauberin im Walde.

Romanze.

Alter Vater, alter Vater,
Laß mich aus dem grauen Hause!
Winter ist ja längst vergangen,
Helle scheint die Sonne draußen.

Wird dir denn nicht selber bange?
Wie ein fremder Vogel drunten
In dem Walde seltsam sange —
Alter Vater, laß mich 'runter!

„Lieber Sohn, wie machst mir bange!
Wend zum Kreuze dich alsbalde,
Daß dich fürder nicht verlange
Nach dem dunkelgrünen Walde.

Drüben wohnt in dem Gebirge
Eine Fey auf blankem Schlosse,
Ist genannt Sidonia schöne,
Zeigt sich oft auf weißem Rosse.

Und wenn Frühling ist gekommen,
Steht sie oben auf der Zinne,
Schauet nach den dunklen Gründen,
Weint nach eines Knaben Minne.

Kommt der Vogel jeden Frühling
Immer zu des Waldes Pforte,
Singt hinaus ins Land so eigen,
Führet durchs Gebirg zum Schlosse.

Und so manchen wilden Knaben
Lüstete in frechem Mute
Nach der Feye schönem Leibe
Und den Edelstein' und Gute.

Doch von allen Knaben, allen
Mochte keiner Lieb' erwerben,
Mußten all in bittern Klagen
In dem dunklen Walde sterben."

„„Vater! Ach, wie sprecht Ihr trübe!
Hat's Euch nie ans Herz geschlagen
Lockend aus dem grünen Walde,
Daß Ihr also möget zagen?

Schon vor vielen frühen Jahren
Saß ich drüben an dem Ufer,
Sah manch Schiff vorüberfahren
Weit hinein in Waldesdunkel.

Und gar seltsam hohe Blumen
Standen an dem Felsenrande,
Sprach der Strom so dunkle Worte,
's war, als ob ich sie verstanden.

Und wie ich so sinnend saße,
Und ein wundersam Gelüste
Mich gar seltsam thät erfassen,
Mit zu ziehn im Strom der Düste,

Kam auf einem goldnen Nachen
Bald die schönste aller Frauen,

Angedenken.

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Florens.

Jugendgedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff.
(Ungedruckt.)



Wie von lauter Edelsteinen
Eine Blume anzuschauen.

Und von ihrem Hals behende
Thät sie lösen eine Kette,
Reichte mir mit zarten Händen
Wohl die allerschönste Perle.

Ein Wort, seltsam, unverständlich,
Sprach sie da mit rotem Munde,
Doch im Herzen ewig stehen
Wird des Worts geheime Kunde. —

Und so saß ich lange Jahre,
Und wenn neu der Lenz erwachte,
Immer von dem Halsgeschmeide
Eine Perle sie mir brachte.

Ich barg sie im Waldesgrunde,
Und aus jeder Perle reine
Sproßte eine Blum' zur Stunde,
Wie ihr Antlitz wunderfeine.

Und so bin ich aufgewachsen,
Thät der Blumen treulich warten,
Schlummert' oft und träumte golden
In dem bunten Waldesgarten.

Fortgespült ist nun der Garten
Und die Blumen all verschwunden,
Und durchs Herze fühl' ich's ziehen,
Bluten, blühen alle Wunden.

In der Fern liegt jetzt mein Leben,
Breitend sich wie grüne Träume,
Schimmert stets so seltsam lockend
Durch die alten dunklen Bäume.

Jetzt erst weiß ich, was der Vogel
Ewig ruft so bange, bange,
Unbekannt zieht ew'ge Treue
Mich hinunter zu dem Sange.

Locken dich nicht selbst die Klänge,
Wie sie ferne, wie Karfunkel,
Dunkelleuchtend irre schweifen
Durch das schauersüße Dunkel?

Wie die Wälder kühle rauschen,
Zwischendurch das alte Rufen!
Wo bin ich so lang gewesen? —
O ich muß hinab zur Ruhe!" "

Und es stieg vom Schloß hinunter
Schnell der süße Florimunde,
Weit hinab und immer weiter
Zu dem dunkelgrünen Grunde.

Hört die Ströme stärker rauschen,
Sah in Nacht des Vaters Burge
Stillerleuchtet stehn im Dunkel,
Alles Leben weit verschwunden! —

Und der Vater schaut vom Berge,
Schaut zum dunkeln Grunde immer,
Regte sich der Wald so grausig,
Doch den Sohn erblickt' er nimmer.

Und es kam der Winter balde,
Und viel Lenze kehrten wieder,
Doch der Vogel in dem Walde
Sang nie mehr die Wunderlieder.

Und das Waldschloß war versunken,
Und Sidonia schön verschwunden,
Wollte keinen andern haben
Nach dem süßen Florimunde.

Minnelied.

Blaue Augen, blaue Augen!
Ach! wie gebt ihr süße Peine!
Aus dem schönen Wald unzählig
Stimmen zielen, grüne Scheine,
Und ich laß mich gern verführen;
Locken Schmerzen so von weitem.
Draußen auf der Waldeswiese
Laß ich wohl mein Rößlein weiden,
Sinnend steh' ich lang daneben,
Grüßt mich, wie aus fremden Zeiten,
Waldesrauschen, Lied der Bronnen,
Ewig blühend grünes Schweigen,
Aus der tiefsten Brust Erinnern
Lang verlorner Himmelsweide, —
Und ich muß dann immer klagen,
Ewig fragen, wo sie weile?
Und das Waldhorn will mir's sagen,
Ewig will das Herz nur weinen:
Süße Peine, blaue Augen! —
Ewig stehst du in der Weite,
Blühend in den blauen Tagen,
Wolken durch den Himmel eilen,
Liebesblick kommt oft geschossen,
Dann erglänzen Kelch und Zweige,
Doch die Klarheit schließt sich wieder
Und ich stehe so alleine,
Und ich kann mich gar nicht retten
Vor den Freuden, vor den Leiden,
Und ich knie und ich bete:
Schöne Fraue, liebe, reine!
Blaue Augen, blaue Augen,
Ach, wie gebt ihr süße Peine.

Minnelied.

Über blaue Berge fröhlich
Kam der bunte Schein geflossen,
In den Schimmer rief ich selig:
„Freu' dich nur, jetzt wird's vollendet!"
Doch der Frühling ist vergangen,
Was ich innigst hofft' und strebte,
Blieb ein unbestimmt Verlangen.

Und nach langem trübem Schweigen
Kamen goldne Tage wieder,

Blaue Berge, alte Zeiten,
Blumen, Sterne, Ström' und Lieder
Woben wunderbar ein Netze,
Schüchtern schlang sich's um die Glieder,
Zog so innig fest und fester
Mich ans Herz der Erde nieder,
Und in diesem Netz die Blüte
Ward zum himmlischen Gefieder.

Selige Wehmut.

Maria.

Ist der Frühling nicht gekommen,
Sinn'ge Farbe still entglommen?
Hab' ich nicht den Schlei'r gehoben,
Zart aus Blumenduft gewoben?
Gegenüber kannst du sitzen,
In des Kranzes funkelnd Blitzen,
In die Augen tief mir schauen,
Was dich ängstet, mir vertrauen;
Muß dann weinen mit dir sehr,
Sag, was willst du dann noch mehr?

„Ewig werd ich schweigen müssen,
Denn wohl niemand darf es wissen,
Was die Wünsche lang verschließen:
Möcht' dich gern recht herzlich grüßen,
Rühren nur den Mund, den süßen,
Sterben gerne so im Küssen."

Im Walde.

Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
Ich hörte die Vögel schlagen,
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
Das war ein lustiges Jagen!

Und eh' ich's gedacht, war alles verhallt,
Die Nacht bedecket die Runde,
Nur von den Bergen noch rauschet der Wald
Und mich schauert im Herzensgrunde.

Die Jäger.

Wir waren ganz herunter,
Da sprach Diana ein,
Die blickt so licht und munter,
Nun geht's zum Wald hinein.

Im Dunklen Äuglein funkeln,
Kupido schleichet leis,
Die Bäume heimlich munkeln —
Ich weiß wohl, was ich weiß.

Liebe in der Fremde.

Jeder nennet froh die Seine,
Ich nur stehe hier alleine,
Denn was früge wohl die Eine:
Wen der Fremdling eben meine?
Und so muß ich, wie im Strome dort die Welle,
Ungehört verrauschen an des Frühlings Schwelle.

Wehmut.

Es waren zwei junge Grafen
Verliebt bis in den Tod,
Die konnten nicht ruhn noch schlafen
Bis an den Morgen rot.

O trau den zwei Gesellen,
Mein Liebchen, nimmermehr,
Die gehn wie Wind und Wellen,
Gott weiß: wohin, woher. —

Wir grüßen Land und Sterne
Mit wunderbarem Klang,
Und wer uns spürt von Ferne,
Dem wird so wohl und bang.

Wir haben wohl hienieden
Kein Haus an keinem Ort,
Es reisen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.

Wie eines Stromes Dringen
Geht unser Lebenslauf,
Gesanges Macht und Ringen
Thut helle Augen auf.

Und Ufer, Wolkenflügel,
Die Liebe hoch und mild —
Es wird in diesem Spiegel
Die ganze Welt zum Bild.

Dich rührt die frische Helle,
Das Rauschen heimlich kühlt,
Das lockt dich zu der Welle,
Weil's draußen leer und schwül.

Doch wolle nie dir halten
Der Bilder Wunderfest,
Tot wird ihr freies Walten,
Hältst du es weltlich fest.

Kein Bett darf er hier finden.
Wohl in den Thälern schön
Siehst du sein Gold sich winden,
Dann plötzlich meerwärts drehn.

Chor der Schmiede.

Wist zum künft'gen Holmgang
Nun gehämmert, Nordmann!
Schlängelt froh in Todkampf
Glutrot einst dein Schwertblitz —
Sehr weint da die Heldbraut —
Denk! Der Waffenmeister
Hämmert, singet! Ist's auch
Ungereimt, so klappt's doch!

Nacht.

I.

Die Vöglein, die so fröhlich sangen,
Der Blumen bunte Pracht,
's ist alles unter nun gegangen,
Nur das Verlangen
Der Liebe wacht.

II.

Tritt nicht hinaus jetzt vor die Thür,
Die Nacht hat eignen Sang,
Das Waldhorn ruft, als rief's nach dir,
Betrüglich ist der irre Klang,
Endlos der Wälder Labyrinth —
Behüt' dich Gott, du schönes Kind!

Der Kadett.

Meine Liebste, die ist von allen
Grade die schönste nicht,
Doch hat mir eben gefallen
Ihr spielendes Augenlicht.

Da kann ich von Glücke sagen,
Denn wär' sie die schönste just,
Müßt' ich mit allen mich schlagen
Um die eine nach Herzenslust.

Der Polack.

Und komm' ich, komm' ich ohne Pelz,
Mein' Liebste fragt mich aus:
Wo hast du lassen deinen Pelz?
Und macht sich doch nichts draus.

Da drüben ist gut Schnaps und Bier,
Der Wirt bläst Klarinett,
Da stritten wir, drei oder vier,
Wer's schönste Liebchen hätt'.

Ich aber trank aus deinem Schuh,
Ließ meinen Pelz im Haus
Und eine Handvoll Haar' dazu,
Ich mach' mir gar nichts draus.

Der Freiwerber.

Frühmorgens durch die Winde kühl
Zwei Ritter hergeritten sind,
Im Garten klingt ihr Saitenspiel,
Wach auf, wach auf, mein schönes Kind!

Ringsum viel Schlösser schimmernd stehn,
So silbern geht der Ströme Lauf,
Horch, weit rings Lerchenlieder wehn,
Schließ Fenster, Herz und Äuglein auf!

So wie du bist, verschlafen heiß,
Laß allen Putz und Zier zu Haus,
Tritt nur herfür im Hemdlein weiß,
Siehst so gar schön verliebet aus.

Ich hab' einen Fremden wohl bei mir,
Der lauert unten auf der Wacht,
Der bittet schön dich um Quartier,
Verschlafnes Kind, nimm dich in acht!

Das alte Mädchen.

Mohrenritter, Mohrenritter!
Hier gefangen auf dem Schlosse
Steh' ich einsam an dem Gitter,
Warte wohl der süßen Rosen,
Schau ins Thal beim Klang der Zither,
Ob du nahst im Glanz des Morgens, —
Doch geschlossen bleibt das Gitter,
Und es fliegen Stunden, Wolken —
Mohrenritter, Mohrenritter!
Und es sinken Lenz und Rosen. —

Der Geniale.

Lustig auf den Kopf, mein Liebchen,
Stell dich, in die Luft die Bein!
Heißa! ich will sein dein Bübchen,
Heute nacht soll Hochzeit sein!

Wenn du Shakespear kannst vertragen,
O du liebe Unschuld du!
Wirst du mich wohl auch vertragen
Und noch jedermann dazu. —

Der Nachtvogel.

Liegt der Tag rings auf der Lauer,
Blickt so schlau auf Lust und Trauer:
Kann ich kaum mich selbst verstehen.
Laß die Lauscher schlafen gehen!
Nur ein Stündchen unbewacht
Laß in der verschwiegenen Nacht
Mich in deine Augen sehen
Wie in stillen Mondenschein.
In dem Park an der Rotunde,
Wenn es dunkelt, harr' ich dein.
Still und fromm ja will ich sein.
Liebste, ach nur eine Stunde! —
Sieh mir nicht so böse drein!
Willst du nie dein Schweigen brechen,
Ewig stumm wie Blumen sein,
O so laß mich das Versprechen
Pflücken dir vom stillen Munde:
Liebste, ach nur eine Stunde!
In dem Park an der Rotunde,
Wenn es dunkelt, harr' ich dein.

Coda.

Und kann ich nicht sein
Mit dir zu zwei'n,
So will ich allein
Der Schwermut mich weihn!

Der Knabe.

Es war ein zartes Vögelein,
Das saß in Lieb' gefangen,
Ein Knabe hegt und pflegt sich's fein
Wohl hinter goldnen Stangen.

Und draußen hört's auf grünem Plan
Verschiedner Vögel Weisen,
Sah Tag und Nacht den Knaben an,
Mocht' nicht mit ihnen reisen.

Und als der Frühling weit und breit
Von neuem schien und schwärmte,
Da that dem Knaben 's Vöglein leid,
Daß es kein Strahl erwärmte.

Da nahm er aus dem stillen Haus
Das Vöglein, fromm und treue,
Und schweift' mit ihm durchs Feld hinaus
Ins himmelblaue Freie.

Er setzt es vor sich auf die Hand,
Da wend't und putzt sich's feine,
In bunten Farben spielt' und brannt'
Sein Kleid im Sonnenscheine.

Doch aus dem Wald ein Singen rief,
Bunt' Vöglein ziehn und reisen,
Das lockt so hell, das lockt so tief
In wundersüßen Weisen.

Das Vöglein frisch die Flügel rührt —
Es ruft: Kommst du nicht balde? —
Das hat das Vögelein verführt,
Fort flog's zum grünen Walde —

Nun muß der Knabe einsam gehn,
Klagt über Thal und Hügel:
„Süß Lieb, süß Lieb, wie bist du schön:
Ach, hättst du keine Flügel!" —

Die Schärpe.

Mein Schatz, das ist ein kluges Kind,
Die spricht: „Willst du nicht fechten:
Wir zwei geschiedne Leute sind,
Erschlagen dich die Schlechten;
Auch keins von beiden dran gewinnt."
Mein Schatz, das ist ein kluges Kind,
Für die will ich l e b e n und fechten!

Jugendandacht.

Daß des verlornen Himmels es gedächte,
Schlagen ans Herz des Frühlings linde Wellen
Wie ew'ger Wonnen schüchternes Vermuten.
Geheimer Glanz der lauen Sommernächte,
Du grüner Wald, verführend Lied der Quellen,
Des Morgens Pracht, stillblühnde Abendgluten,
Ihr fragt, wo Schmerz und Lust so lange ruhten,
Die süß das Herz verdunkeln und es hellen?
Wie thut ihr zaub'risch auf die alten Wunden,
Daß losgebunden in das Licht sie bluten!
O sel'ge Zeit entflossner Himmelsbläue,
Der ersten Andacht solch inbrünst'ger Liebe,
Die ewig wollte knieen vor der Einen!
Demütig in der Glorie des Maien
Hob sie den Schleier oft, daß offen bliebe
Der Augen Himmel, in das Land zu scheinen.
Und stand ich still, und mußt' ich herzlich weinen,
In ihrem Blick gereinigt alle Triebe:
Da war nur Wonne, was ich mußte klagen,
Im Angesicht der Stillen, Engelreinen
Kein Schmerz, als solcher Liebe Lieb' ertragen!

Sonett.

Es wendet zürnend sich von mir die Eine,
Versenkt die Ferne mit den Wunderlichtern,
Es stockt der Tanz — ich stehe plötzlich nüchtern,
Musik läßt treulos mich so ganz alleine.

Da spricht der Abgrund dunkel: Bist nun meine,
Zieht mich hinab an bleiernen Gewichtern,
Sieht stumm mich an aus steinernen Gesichtern,
Das Herz wird selber zum kristallnen Steine.

Dann ist's, als ob es dürstend Schmerzen sauge
Aus lang vergessner Zeit Erinnerungen,
Und kann sich rühren nicht, von Frost bezwungen.

Versteinert schweigen muß der Wehmut Welle,
Wie willig auch, schmölz' ihn ein wärmend Auge,
Kristall zerfließen wollt' als Thränenquelle.

An Konstanze.

Als ich „Kommen und Scheiden" von Lenau mit Musik von Pierson singen hörte.*)

Es glitt, wie auf der stillen See ein Schwan,
Einfach und hold dies Herzenslied heran,
Die Klänge zogen in die Seele ein,
Und sehnsuchtsvoll gedacht ich, Liebste, dein!
O wäre deine Seele eins mit mir,
Wie Wort und Ton in diesem Sange hier!

*) Piersons Komposition befindet sich im Orpheon, Heft 19, Stuttgart bei Göpel. (Anmerkung des „Morgenblatt".)





Meine Braut.

Novelle von J. Very.

(Schluß.)



Sie fand merkwürdig rasch ihre Fassung wieder, nahm mir gegenüber Platz, und nachdem sie mich mit einem kalten, strengen Seitenblick gestreift hatte, begann sie mit tonloser Stimme:

„Unsere Angehörigen haben uns für einander bestimmt, das war Ihnen und mir bekannt. Ich war rein und unverdorben, von gesundem Kern, lebensfrisch und liebebedürftig. Sie kennen die lockeren Sitten unserer Kreise — sie konnten mir nichts anhaben. Die Versuchung trat an mich heran — ich hielt wacker stand. Keinerlei Kontrolle unterworfen, da mein Vater, wie Sie wissen, schon alt und kindisch geworden, hatte ich freien Spielraum, doch nie hab' ich von meiner Freiheit in einer Weise Gebrauch gemacht, daß ich hievon mit meinem künftigen Manne ohne Erröten nicht hätte sprechen können. Mein Mann sollte mich ganz und rein besitzen, ich hatte es beim Andenken meiner Mutter gelobt . . . Da lernten wir uns kennen. Man hatte mir schon früher Ihre Charaktereigenschaften, Ihren Geist, Ihre Originalität gerühmt. Ich fand, daß man nicht zu viel gesagt. Jawohl, Sie machten Eindruck auf mich, ich gestehe es, bedeutenden Eindruck, und dieser Eindruck steigerte sich immer mehr. Ich sah, daß Sie begabt waren und weit über dem Niveau geistiger Bildung standen, auf welche wir Anspruch zu machen erzogen werden. Ich war stolz, ich war eifersüchtig auf Sie. Lebhaft fühlte ich, daß wir eins für das andere geschaffen waren, und war entzückt bei dem Gedanken, daß wir einander angehören würden. Mit Freuden wollte ich Ihnen mein ganzes Leben weihen . . . ich liebte Sie! ich liebte Sie!

Da sah ich Ihren Kampf. Wer weiß, ein anderes Mädchen hätte diesen gar nicht bemerkt, aber leider Gottes war mir etwas mehr Intelligenz verliehen als meinen Freundinnen, und so wurde ich seiner gewahr. — Sie erkannten meinen Wert und Sie überlegten! Sie liebten mich und Sie schwiegen! Sie beteten mich an und Sie mißhandelten mich! . . . Wissen Sie, welcher Teufel Sie bei alledem regierte? Ich will es Ihnen sagen: die Furcht! Ja, das war's, Sie fürchteten sich vor mir! . . . Nun schlug ich um, es war ja ganz natürlich! Ich begann die Schattenseiten Ihres Charakters hervorzuheben. Wie oft hörte ich von der leichtfertigen Lebensweise reden, welche Sie einmal geführt, von den zahllosen Liebschaften, welche Sie schon gehabt . . . Im Grunde genommen waren Sie schon so ziemlich fertig mit der Welt, noch ehe ich mit derselben in Berührung gekommen — nicht so? Ich wollte Ihnen mein Leben widmen vom Anfang bis zum Ende, während Sie bereits dreiviertel des Ihrigen verpraßt hatten. Ich wollte mich mit den Überresten dessen begnügen, was ich voll, ganz und überreich besaß — und Sie zögerten! Sie überlegten! Sie dünkten sich noch zu kostbar! . . . Ich bin ja nicht so thöricht zu verlangen, daß ein Mann von fünfunddreißig Jahren nicht mehr erlebt haben soll als ein Mädchen von zwanzig Jahren. Ein Narr in meinen Augen, der seine Vorrechte nicht ausnützt, wenn's ihm immer halbwegs Vergnügen macht, aber ein Frevler und zweimal Narr, der sich an diesen Vorrechten gleichsam wie an persönlichen Vorzügen berauscht und in seinem Eigendünkel vergißt, was er, seinen Vergnügungen nachjagend, im Vergleich zu jenem Mädchen verloren! Wogen denn Unschuld, wahrhaftige, ausschließliche Hingebung, ein frisches, unberührtes Leben so wenig in der Wagschale? — Sie mußten doch fühlen, was Sie mir gewesen! Damals war ich noch nicht eine so perfekte Komödiantin. — Ich lief Ihnen buchstäblich nach, ich warf mich Ihnen an den Hals! Jene Demütigung, welche ich mir freiwillig auferlegt — wissen Sie noch? ich setzte Ihnen das Messer an

die Kehle, und Sie entwanden sich der Gefahr durch eine Lüge. — „Bis zum Abend“ — „in wenigen Stunden“ — vertrösteten Sie mich nicht so? Sie hatten gewiß die redliche Absicht, Wort zu halten, und Ihr schwacher Wille kämpfte wacker gegen Ihre Feigheit — ein ungleicher Kampf! Sie haben mich angelogen! Sie haben sich vor mir versteckt! Sie haben gezittert, es könnte Ihnen ein Haar gekrümmt werden, und gekämpft! und gekämpft! Und wogegen kämpften Sie so verzweiflungsvoll? Gegen das Heiraten. Sie dünkten sich zu gut dafür. Doch gegen welche Heirat kämpften Sie? Gegen eine Heirat mit — mir! Ich war zu schlecht für Sie — ich! ich! . . . O, ich war im Innersten verletzt, und vollends als Sie mich flohen, als wär' ich ein Gespenst, war es zu Ende mit mir. — Nun wußte ich, daß selbst der geistig Hervorragende unserer Kreise nicht wert sei, daß ein Mädchen ihre Reinheit für ihn bewahre. Ich fühlte die Berechtigung — das Bedürfnis, den andern gleich zu werden. Ich war getäuscht und erbost! Zudem die tötliche Leere in mir und in allem, was mich umgab — in Gottes Namen denn! — So entstanden meine Beziehungen zu diesem Grafen Wick . . . schon im Laufe dieses Winters. Mein Gott, es war einfach eine alltägliche Liebelei, wie meine Freundinnen sie zu unterhalten pflegen zu Dutzenden, wenn Sie wollen, mit verheirateten und unverheirateten Männern, mit Gleichstehenden und Leuten unter ihrem Stand. Es ist wahr, ich hatte mich dabei rein bewahrt, offenbar weil ich meinem Roman nicht rechten Geschmack abgewinnen konnte, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher ich daran hing. Lieber Gott, zu welchen Tollheiten hab' ich mich hinreißen lassen! Sogar in eine Flucht willigte ich ein, welche er mir in einem wahnsinnigen Moment, wie mir jetzt scheint, bloß der Form wegen oder aus purer Gewohnheit vorgeschlagen; genug daran, wenn wir jetzt nicht bereits über alle Berge sind, so liegt das nicht an mir, bei Gott nicht! Übrigens, warum sollte ich mich denn schlechter machen? Ich will weder Sie noch mich selber täuschen — ja, ich faßte Interesse für ihn, er war mir keineswegs gleichgültig! . . . Und warum auch nicht? Sie müssen zugeben, daß meine Wahl nicht gar so unglücklich gewesen, zum mindesten war der Gegenstand derselben nicht verstockter und dümmer als seine Gefährten und, was sein Exterieur betrifft, entschieden schöner und bestechender als der Durchschnitt. Doch richtig, Sie meinen, der Gedanke an seine Frau hätte mich wenigstens zurückschrecken sollen?! . . . Im Gegenteil! im Gegenteil! Die Aufregungen eines illegitimen, verbrecherischen Verhältnisses sollten mich entschädigen für die Leiden jener heiligen, von Gott und Menschen unterstützten Leidenschaft, welcher ich entsagen mußte . . . Begreifen Sie das nicht? Ich fühlte mich innerlich durch Sie kompromittiert, ich wollte es öffentlich durch einen andern werden! Ich war unglücklich und wollte Unglück stiften! — aber selbst diese kleine Freude haben Sie mir zerstört.“

So gelassen sie ihre Auseinandersetzungen begonnen hatte, so leidenschaftlich erregt endigte sie dieselben. Mitten in ihrer Rede erhob sie sich, ging mit großen Schritten auf und ab, lachte häufig gezwungen auf, hielt manchmal inne, gleichsam um sich das Gesagte zu vergegenwärtigen, und fuhr dann mit um so heftigerer Bitterkeit fort. Ihr Gesicht, von Erregung neu belebt, glühte wieder in wunderbarer Schönheit . . . in geheimnisvoller, ja fast unheimlicher Schönheit.

Ich hörte in dumpfem Brüten zu, ohne im stande zu sein, mich aufzuraffen oder gar nur zusammenhängend zu denken. Mir war zu Mute, als wenn mir die Aufgabe obläge, eine antike Statue, deren Trümmer vor mir am Boden lagen, zusammenzufügen, und die Arbeit wollte mir nicht gelingen.

Sie sank erschöpft in einen Stuhl.

„Wenn Sie vor einem Jahr gekommen wären,“ sagte sie halblaut wie für sich, wieder und wieder leise mit dem Kopfe nickend und mit jenem zerstreuten Seitenblicke, welchen ich in den letzten Tagen oft an ihr bemerkt und welcher in diesem Moment Stolz, Schmerz und Unentschlossenheit ausdrückte, „wenn Sie damals gekommen wären! . . . Ich glaube, ich wäre Ihnen sogar dankbar gewesen . . . wahrhaftig! Trotz allem! Man ist ja in diesem Falle immer dankbar . . . Zu dumm!“ unterbrach sie sich, „als ich Sie gestern erblickte und Sie mir wieder von — von Ihrer Werbung sprachen . . . glauben Sie wirklich, ich wußte nicht, daß Sie Verdacht schöpfen, obgleich ich Ja sagte? Warum hätte ich denn sonst vorläufiges Schweigen zur Bedingung gemacht? Ist Ihnen das wirklich nicht aufgefallen? Und soll ich Ihnen eingestehen, warum ich auf diesen Ausweg verfiel? Hören Sie, wenn das heute nicht dazwischen gekommen wäre . . . Gott im Himmel! Gott im Himmel! — Ich muß sagen, Sie haben Glück gehabt! Ihr Racheplan war ausgezeichnet kombiniert!“ rief sie aufspringend, „in der That, genial erdacht, vortrefflich gelungen! Den muß Ihnen der Teufel oder der Herrgott selber eingegeben haben! . . . Sagen Sie, waren Sie überrascht? Ich nicht! nicht im mindesten!“ schrie sie plötzlich, indem sie sich wieder in einen

andern Sessel warf und schadenfroh, fast heiter auflachte, „dieser glänzende Kavalier! Dieser schöne, feine, geschmeidige, bezaubernde Graf! Der hochgeborne Herr! Das ist Rasse! — was? Reinstes Blaublut! Vollblut! Durch und durch Aristokrat!"

Was sind denn das für Reden? wo will denn das hinaus? dachte ich mir, noch immer unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

„Wie schäm' ich mich! Wie schäm' ich mich!" wiederholte sie leise und kläglich, „das heißt . . . Pardon . . . ich wollte sagen," fügte sie in ihrer sarkastischen Weise hinzu, welche mich noch mehr verwirrte, „wie würde ich mich schämen müssen, wenn . . . wenn . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr ich auf.

Sie murmelte etwas, was ich nicht verstehen konnte, stand auf, stellte sich an ein Fenster und starrte einige Minuten schweigend hinaus.

„Hören Sie, ist diese Gräfin wirklich so dumm, oder stellt sie sich nur so dumm?" fragte sie auf einmal im gewöhnlichen, gleichgültigen Plauderton über die Achsel weg. „Ja, ja, ja!" fügte sie gedehnt mit einem ironischen Seufzer, indem sie sich mir langsam näherte, hinzu, „Sie haben durch Ihre Intervention eine brave Frau vor einem großen Herzeleid und mich vor einem unerhörten Schimpf bewahrt. Immerhin etwas, das Dank verdient."

Sie wendete sich nach der Seitenthür, welche in die Wohnzimmer führte. Ich sprang auf und vertrat ihr den Weg.

„Lassen Sie mich! Was wollen Sie?" fragte sie rauh.

„Also wären wir wirklich zu Ende?" sagte ich eingeschüchtert. „So bitte ich Sie nur noch, Ihrem Vater zu bedeuten, daß jene Verlobungsanzeige unnötig geworden."

Ich war allein. Gedankenlos ging ich eine Weile im Zimmer hin und her, doch plötzlich, gleichsam wie von einem glücklichen Einfall gepackt, wandte ich mich nach der Ausgangsthür und verließ eilig das Haus.

XIII.

Wieder lag Abend auf der Gegend. Die Straße war wie ausgestorben. Langsam schritt ich vorwärts.

Ich wiederholte mir ihre Anklagen, ihre Vorwürfe, ihre Schlußfolgerungen, ihr Bekenntnis, ihre Gesinnungen . . .

Und ich gab ihr recht. Tausendmal gab ich ihr recht!

Ihre Handlungsweise erschien mir als eine natürliche Konsequenz, jedes andere Verhalten schloß ich als unverständlich und unlogisch aus. Ich wollte umkehren, sie um Verzeihung bitten und ihr sagen, daß ich sie trotz alledem und erst recht zur Frau haben wolle. Sie flößte mir Achtung ein. Das Geständnis ihrer Liebe schmeichelte mir und erregte meine Sinne. Alles, was sie gethan, betrachtete ich als ein schweres Opfer, das sie aus Liebe für mich gebracht und das ich niemals würde vergelten können. Ich hatte das Gefühl, als hätte sie mir nichts Lieberes, Beglückenderes mitteilen können.

Fast dreiviertel Stunden lang währten meine Betrachtungen, und während ich mir fortwährend von Umkehr vorredete, entfernte ich mich immer mehr von ihrem Hause. Unversehens befand ich mich in Polomit.

Beim Anblick des friedlichen Gebäudes mit den matt blinkenden Fenstern wechselte meine Stimmung. Wütend stampfte ich mit dem Fuße und griff nach dem Revolver, den ich in der Nacht zu mir gesteckt. Doch nur einen Augenblick. Der Ekel wirkte beruhigend auf meinen Zorn, und ich überlegte kaltblütig, ob Geringschätzung nicht die würdigste Antwort sei solchem schimpflichen Betragen gegenüber. An eine Umkehr dachte ich nicht mehr, vielmehr erfaßte mich das Verlangen, aus dieser Gegend fortzukommen.

Mit raschen Schritten schlug ich die Richtung nach dem Bahnhofe der nächsten Station ein. Nach anderthalb Stunden erreichte ich ihn atemlos. Ein einziger Bediensteter schlief auf einer Bank vor dem Eingang. Ich rüttelte ihn wach und fragte, wann der nächste Zug nach Wien vorüberpassiere. Er sah nach seiner Uhr. — In einer Stunde. Fröstelnd drückte ich mich in eine Ecke des kleinen Perrons — die Stunde dünkte mir eine Ewigkeit. Endlich brauste der Zug heran. Ich löste schnell eine Karte und stieg so, wie ich war, in ein leeres Coupé.

Während der Fahrt verfiel ich abermals in Raserei. Ich verwünschte meine Feigheit, nicht umgekehrt zu sein, und nahm mir vor, mein Vorhaben schriftlich auszuführen.

Der Zug, mit welchem ich fuhr, war zudem ein Personenzug. Nach achtstündiger Fahrt traf ich um neun Uhr morgens zu Hause ein, wo man gerade mit Packen zur Abreise nach Weißenberg, unserer Besitzung in Ungarn, beschäftigt war. Meine Mutter schlug bei meinem Anblick bestürzt die Hände zusammen. Warum die plötzliche Rückkehr? und ob ich auch etwas ausgerichtet habe? Ich gab nicht sogleich Antwort. — Das werde sich zeigen, sagte ich schließlich ausweichend.

Noch bevor ich mich gewaschen hatte, schrieb ich an Gertrud. Die wenigen mit nervöser Hand hingeworfenen Zeilen ließen mich unbefriedigt, doch kam ich nicht auf den Einfall, sie zu verbessern, obzwar ich sie ein dutzendmal durchlas. Sie lauteten:

Teure Cousine!

Sie werden es begreiflich finden, wenn ich auf die weitere Gastfreundschaft meines ausgezeichneten Freundes verzichtet und mich hieher begeben habe.

Sie haben in allem recht! Mich allein trifft die Schuld, der ich, von der allgemeinen Anschauung beeinflußt, in meiner Selbstüberhebung glaubte, ein Mann brauche nur die Hand auszustrecken, um welche Frau immer zu besitzen. Trotzdem verlange ich nicht Sühne, sondern Belohnung. Werden Sie mein, Gertrud! Wir haben ein Anrecht auf einander erworben, indem wir um einander gelitten. Sehnsüchtig erwarte ich Ihren Wink, um in Ridnitz einzutreffen.

Ihr aufrichtig ergebener
Heinrich Graf Bergh.

Gleichzeitig schrieb ich an den Schloßherrn in Polomit. Mit dürren Worten deutete ich an, daß ich alles wisse, und überließ es ihm, seiner Frau gegenüber eine Ausrede zu erfinden, da er davon ohne Zweifel einen bedeutenden Vorrat auf Lager habe.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit fand ich infolge der Rennen die meisten meiner Freunde und Verwandten in der Stadt. Jede dieser Persönlichkeiten erinnerte mich an die Worte Gertruds und ich machte in diesen Tagen Proben für die Stichhaltigkeit derselben. Mit Ruhe und Behagen, in einer Art freudiger Neugierde sah ich ihrer Entscheidung entgegen, als ob eine abschlägige Antwort im vornherein ausgeschlossen sei. Aber drei Tage waren vergangen ohne Nachricht, vier, sechs Tage und noch immer kein Lebenszeichen, endlich am neunten Tag erhielt ich folgenden Brief:

Lieber Graf!

Ihre Frau kann ich nicht mehr werden. Warum so hartnäckig sein? Nehmen Sie lieber mein Refüs dankbar entgegen.

Sie sind in jeder Beziehung hervorragend — an meinem Urteil kann ich nichts ändern — aber für mich zu schwach und nachgiebig. Mein Mann dürfte mir selbst das Vergehen, jenem Ehrlosen nur einen Schimmer von Hoffnung gegeben zu haben, niemals verzeihen, er dürfte es nicht einmal ahnen, aber besonders nicht durch ein Geständnis aus meinem Munde erfahren. Glauben Sie mir, nach zwei oder drei Jahren der Ehe würden Sie selbst die Sache mit anderen Augen betrachten und derselben eine weit größere Tragweite geben, als sie in der Wirklichkeit jemals gehabt. Das ist nun einmal nicht anders. Ich selbst werde mir meinen Schritt niemals verzeihen und hoffe nur, daß die Zeit die Erinnerung daran nicht etwa lindern, aber wenigstens in den Hintergrund drängen wird.

Seit meiner letzten Erfahrung bin ich sehr ernsthaft, aber auch — wählerisch und anspruchsvoll geworden. Meiner Meinung nach muß die Ehe ein frisches, starkes, durch und durch gesundes Glück bedeuten, während unsere nur eine wehleidige Karikatur desselben sein würde, die obendrein schon eine lebensgefährliche Operation bestehen mußte. Ich aber möchte noch glücklich werden — das ist mein fester Entschluß — menschlich schön und vollkommen glücklich und gerade durch die Ehe es werden. Wer weiß, vielleicht werde ich einmal für die erlittene Demütigung noch reichliche Genugthuung finden.

Verzeihen Sie, wenn meine Offenherzigkeit Sie noch einmal kränken sollte. Jenes Anrecht, welches wir, wie Sie sagen, an einander erworben haben sollen, indem wir um einander gelitten, lieber Freund, wir haben es verscherzt, indem wir einander mißhandelten. Doch nicht an mir ist, zu zürnen, an mir ist, Abbitte zu thun und zu danken — mit Beschämung und ergebungsvoller Seele zu danken! Denn Sie retteten mich aus den Händen jenes Elenden; indem Sie mich meiner Schwachheit überführten, retteten Sie mich zugleich. Durch eine wunderbare Fügung gerade noch zur rechten Zeit!

Morgen fahren wir nach Baden-Baden, da Papa wieder seine heftigen Gichtanfälle hat. Ach, es gelingt mir mit dem besten Willen nicht, ihm weiszumachen, daß Sie bloß ein gewöhnlicher Mensch seien! Wahrlich, der sind Sie auch nicht, drum bleibe ich auch immer mit herzlicher, wenn auch nicht mit bräutlicher Zuneigung

Ihr guter Kamerad
Gertrud.

Mit diesem Brief wurde mein Selbstgefühl zu Grabe getragen. Nicht etwa, daß derselbe nur den leisesten Schatten auf Gertruds Charakter warf, im Gegenteil bestärkte er mich noch mehr in meiner Bewunderung für dieses Mädchen, auf dessen Besitz ich nun für immer Verzicht leisten mußte.

Was blieb mir zu thun übrig? Ich ordnete

meine Papiere, wie das eben in kritischen Momenten üblich ist, und trat am folgenden Tage als ein Mensch, der, vom Mißgeschick verwirrt, selber nicht weiß, was er mit sich anfangen soll, ohne Plan und Ziel eine Reise nach Amerika an.

* * *

Als ich zwei Jahre später auf der Rückfahrt Paris berührte, begegnete mir auf dem Boulevard Hausmann Baron Huiß, ein ehemaliger Freund und Klubgenosse.

„Woher kommst du?" rief er mir schon von weitem entgegen.

„Aus Brasilien."

„Das trifft sich! Endlich jemand, mit dem man sich aussprechen kann."

Er erzählte mir von allen möglichen Stadt- und Tagesneuigkeiten, die mich nicht im geringsten interessierten, und fragte unter anderem:

„Nun also, wie gefällt dir das neueste Stückchen der schönen Gräfin Byr?"

Ich sah ihn erstaunt an.

„Wie, du weißt nichts?" rief er verwundert über meine Ignoranz und zugleich entzückt, mich aufklären zu dürfen, „erlaube, wie kann man nur von so etwas nicht unterrichtet sein? Na, eine reizende Geschichte das! Eigentlich ist dieses Thema zu aufregend, aber schließlich kann es dir doch nicht erspart bleiben zu erfahren — wie weit sich eine Gräfin vergessen kann!! . . Also, wie soll ich dir sagen? Sie encanaillierte sich so nach und nach mit Methode, wie man zu sagen pflegt. Erst die wohlthätigen Vereine, für die sie nicht nur ihren Namen preisgab, sondern für welche sie auch thätig wirkte, ein wahrer coeur d'ange, dann das Meiden von Gesellschaften, die ewigen Reisen, der freie, rücksichtslose Verkehr mit allerlei Volk, aber allen diesen Extravaganzen setzte sie die Krone auf, als sie vor vier Wochen einen gewissen Doktor — Doktor — wie heißt der Biedermann nur gleich? Kurzschwert oder Zankschwert — ja, ganz richtig und ohne Übertreibung, einem Herrn Doktor Zankschwert zum Altar folgte. Außerordentlicher Professor an der Heidelberger Universität, ich bitte! Die Entrüstung, welche dieser Skandal in Wien hervorgerufen hat, brauch' ich dir nicht zu beschreiben. Man muß Dinge erleben! . . Es fehlte nur noch, daß der Herr Papa einen Parfümladen auf der Ringstraße errichtet." Der Baron lachte herzlich über seinen Witz. „Das hübsche Mädchen, das mit der Zeit vielleicht eine Zierde des Salons geworden wäre, die Frau eines Chirurgen, der Arme und Beine amputiert! Gräfin Byr, verehelichte Zankschwert! Ich irre mich gewaltig, oder sie hat bereits einem Theekränzchen präsidiert — pfui Teufel!"

Ich enthielt mich jeder Äußerung.

„Apropos, wen findest du hier," fuhr der Baron fort, dessen noch soeben verdüstertes Gesicht wunderbar rasch in jener gewissen lebhaften Freudigkeit erglänzte, welche anstecken soll, „den Grafen Rudolf Wick mit seiner kleinen lustigen Frau. Beneidenswerte Leute das! ein paar Glückliche, wie es im Liede heißt. Ich sage dir, ein Prachtkerl, dieser Rudolf! Wer hätte das je von ihm gedacht? Bereits Vater von drei Kindern — lauter Buben — zärtlicher Gatte, musterhafter Familienvater . . . Man behauptet sogar, daß er seiner Frau treu sein soll. Tadellos als Ehemann und Edelmann! Gott Lob und Dank, noch giebt es Ehrenmänner unter uns."

Ich schwieg abermals.

„Sie wohnen im Grand Hotel," schwatzte Baron Huiß, „du wirst sie doch aufsuchen?"

„Nicht möglich," sagte ich, „ich muß dringend nach Hause."

„Nach Hause? Warum denn?"

„Um eine neue Reise anzutreten," sagte ich und bog um die Ecke.



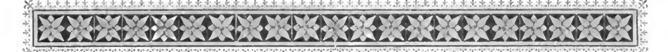
Traumlose Tage...

Traumlose Tage sonder Duft und Glanz,
Im greisen Haar den dunklen Dornenkranz,
Was zieht ihr gramvoll hinter meinem Schritt,
Der von der Höhe nach der Tiefe glitt?

Seid ihr die Boten eines, der da kommt,
Wenn nicht die Liebe mehr dem Herzen frommt;
Seid ihr die Künder, daß verlöschend sprüht,
Was noch an Fünkchen mir im Busen glüht?

Nicht deut' ich's! . . . Mir wird nimmer ein Bescheid.
Wir wandeln stumm mitsammen, und das Leid
Zieht seine Bahnen über unserm Haupt —
Ein Adler, der sich bald die Beute raubt.

Bruno Salmer.



Das Inkognito.

Ein Puppenspiel

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Mitgeteilt von Heinrich Meisner.

Vorbemerkung. Unter dem Eichendorffischen Nachlasse, welchen ich durchmustern konnte, befinden sich einzelne, dramatische Scenen enthaltende Blätter, die sowohl durch die wiederkehrenden Personen, als auch dem Sinne nach eine gewisse Zusammengehörigkeit zeigen und, wie eine gelegentliche Notiz angiebt, für ein Puppenspiel bestimmt waren, dessen Titel „Das Inkognito" lautete. Da sicher anzunehmen ist, daß eine Anzahl Blätter gleichlautenden Inhalts in dem mir vorliegenden Nachlasse fehlen, so ist die Reihenfolge der Scenen selbst mit Gewißheit kaum zu bestimmen. Nur soviel steht fest, daß zwei verschiedene Entwürfe in den Fragmenten sich kreuzen, der eine, ältere, einer kürzeren Fassung des Puppenspiels angehört, der andere, spätere, eine Ausarbeitung desselben in mehreren Akten repräsentiert. Dem ersten Entwurf gehört von den nachfolgend mitgeteilten Fragmenten No. 1, 2, 3, dem späteren hingegen 4 und folgende an.

Die Zeit des Entstehens der Scenen beider ist in den Anfang der vierziger Jahre zu setzen, während welcher sich Eichendorff in Berlin aufhielt. Darauf deuten die Einführung der Nummernjagd in Scene 3, einer köstlichen Satire auf die Zeitungscensur, mehr noch in Scene 5 und weiterhin das Auftreten von Nicolai und Biester, den beiden bekannten Persönlichkeiten, welche in dem vielgerühmten eigenartigen „Montagsklub" eine große Rolle spielten. Friedrich Nicolai war der vierte Senior dieser Vereinigung und blieb ihr bis zu seinem Tode 1811 treu; sein Nachfolger wurde der Oberbibliothekar Biester bis 1816. Eichendorff gehörte nicht diesem Klub an, sondern wurde Mitglied der „Mittwochsgesellschaft", die neben jenem ein stilleres, mehr der friedlichen Erholung gewidmetes Dasein führte. Leider sind uns über die letzterwähnte Gesellschaft fast gar keine Nachrichten aus jener Zeit erhalten, allein aus den gelegentlichen Schriften des Montagklubs geht hervor, daß eine gewisse Rivalität zwischen beiden bestand. Diese mag denn wohl zunächst auch Anlaß gewesen sein, daß Eichendorff sich in die Geschichte des inneren Lebens jener Rivalin vertiefte und daß er, da der schneidende, echt berlinische Witz, der oft auf Kosten der Wahrheit die Schranken durchbrach, und die antiromantische Stimmung aller Mitglieder des Montagsklubs in ganz Berlin bekannt war, ein paar Hauptpersonen dieser Vereinigung in eine Episode seines satirisch-humoristischen Puppenspiels einflocht.

Die Biographie vor den Werken unseres Dichters giebt an, daß dieser ein 1841 gedichtetes Puppenspiel „Alt und Neu" hinterlassen habe. Es ist wahrscheinlich, daß Scenen der zweiten Bearbeitung des „Inkognito" für jenes bestimmt waren; allein eine Gewißheit darüber ließ sich nicht erlangen, da über eine ganze Reihe von nachgelassenen Arbeiten Eichendorffs ein Dunkel schwebt, welches wohl kaum gelichtet werden wird.

Die nachfolgend mitgeteilten Fragmente sind, wie erwähnt, fast sicher in Berlin ausgearbeitet worden; die Form hingegen hat Eichendorff von seinem Wiener Aufenthalt mitgebracht. Wir wissen, daß der Dichter in Wien eine besondere Vorliebe für die Kaspertheater im Prater gehabt hat, wo Hasenhut, Schuster und Sartori wirkten, und daß kein freier Abend verging, an welchem er sich nicht zum Studium dieser volkstümlichen und urwüchsigen Spiele hinausbegab. Ihren Einfluß erkennen wir in unseren Scenen entschieden wieder, ja wir finden ihn noch weiter in Eichendorffs Schöpfungen, z. B. in dem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern", das übrigens auch sonst dem Puppenspiele „Inkognito" nahe steht.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß Eichendorff, wie es den Anschein hat, das Puppenspiel „Inkognito" nicht vollständig ausgearbeitet hinterließ; denn es offenbart sich in den Fragmenten bereits ein so frischer, humoristischer Zug, der uns den Dichter in einer Gebelaune zeigt, wie wir ihn nur noch im „Taugenichts" wiederfinden.

I.

*Freies Feld. **König**, mit Krone und Scepter, und **Narr** treten rasch auf.*

König. Nimmt denn die Erde kein End' einmal,
Das Reisen ist mir schon ganz fatal.
Giebt's denn nichts Neues? Kein Krieg? Kein Kourier?

Narr. Die Welt schmaucht ihr Pfeifchen beim Glase Bier.

König. Du wirst auch schon jetzo recht ennuyant,
Je mehr du kommst zu Jahren und Verstand.

Narr. Man hat nichts voraus mehr mit seinen Gaben,
Seit alle Narren Gewerbfreiheit haben.

(Man hört einen Kanonenschuß in der Ferne.)

König. Ha, Narr, sag an, was ist das gewesen?

Narr. Vaterlandsliebe, Gemeindewesen; —
Sie können den Patriotismus nicht mehr halten,
Sie sahn vom Turme uns dort und knallten.

König. Wahrhaftig, schon wieder eine Stadt!
Ich wette, da giebt's wieder die alte Geschichte:
Weiße Mädchen und schwarzer Magistrat,
Gute Leute und schlechte Gedichte,
Entsetzlich Geschrei, das man Vivat nennt, —
Das halt' der Teufel aus, Gott's Sapperment.
Da werf' ich von mir Kron', Scepter und Talar,
Will auch ein Mensch sein ganz und gar,
Lass' die Chausseen gradaus immer laufen,
Will im Wald vom Regieren verschnaufen.

In diesen neu acquirierten Provinzen
Sah noch niemand weder König noch Prinzen,
Da sollen unschuldige Hirten
Ungekannt ihren Herrn bewirten.
Ich will auf Erden
Um mein Selbst geliebt und geehret werden,
Inkognito schneiden in zarte Rinden
Meinen Namen mit der Krone auf alle Linden,
Daß einst die künftigen Geschlechter lesen:
Das ist ein philosophischer König gewesen. (Ab.)

Narr. Da ist er durch Strauch und Nesseln gebrochen,
Als hätte ihn eine Wespe gestochen.
Hier liegt noch Kron', Szepter, das freut mich nicht wenig,
Macht er den Narren, so mach' ich den König.
(Er steckt Krone und Szepter in die Tasche und singt:)
O kluge, kluge Welt, wie fein
Deine Schellenkappe klingelt,
Kluge Welt, sollst mein Hofnarr sein,
Fang an deine lustigen Sprünge. (Ab.)

II.

(Platz am Thore einer kleinen Stadt; viel Volk durcheinander. **Paphnutius** und der **Bürgermeister** treten auf.)

Bürgermeister. Platz da, der Herr Kommerzienrat!

Paphnutius. Nun, wie ich Euch sage, der Potentat
Kommen inkognito in die Stadt,
Gleichwie ein Hirt unter seinen Rindern,
Zu den geliebten Landeskindern.

Bürgermeister. Da wird man ja ganz im Kopfe verwirrt,
Rinder, Hirt, König, — und Hirt und nicht Hirt,
Als wär' ich selber meine eigne Frau Schwester.

Paphnutius. Das nennt man so diplomatisch, mein Bester:
Der König nennt Graf sich und lächelt ein wenig,
Wir aber verneigen uns unterthänig
Und lächeln und thun, als ob wir's glauben,
Er thut, als glaubt' er, daß wir's glauben;
Und so aus Lächeln und solchem Glauben
Und Gegenglauben, an den niemand glaubt,
Bestehen die Staaten überhaupt. —
(Man hört draußen ein Posthorn.)

Radegast (Bürgermeister). Da kommt er! Jetzt schmettert, ihr Flöten!
Blaset die Baßgeige, streicht die Trompeten!
(Tusch. Während dessen tritt der **Narr** in einfacher Reisetracht durch das Thor herein, vor ihm her der festlich gekleidete **Paphnutius**.)

Gymnasiast (den Paphnutius anredend). Phöbus mit den rosen —

Paphnutius (ihn zum Narren wendend). Hier herum, Narr!

Narr. Narr? Narr? Ja so, — ich dachte schon gar.

Gymnasiast. Greif dir im Fluge die Adler, sie reißen —

Narr. Ha, den schwarzen, den roten, den weißen!

Gymnasiast. Auf zu den Sternen dich aus dem Engen!

Narr. Es bleibt dir einer im Knopfloch hängen!

Gymnasiast. Ja, nicht vergebens —

Narr. Freut euch des Lebens!

Gymnasiast. Manneskraft blüht!

Narr. Wenn noch das Lämpchen glüht!
(Er faßt den Gymnasiasten begeistert bei der Hand.)
Und für alle diese Tugend
Will die edelmüt'ge Jugend
Rührend nichts als Brot, Brot, Brot;
Aber ich sage: Wer auf Leben und Tod
Nur befolgt jene ewigen Lehren,
Dem wird man auch Butter aufs Brot bescheren.
Ja, schmiere nur, junges Blut,
Im Alter schmeckt es gut!
(Unauslöschliches Hurrah.)

Paphnutius. Wollt Ihr mit hohem Fuß mein niedres Haus beglücken?

Narr. Ja wohl, Paphnutius, ich möchte gern frühstücken.
(Alle ab.)

III.

Rasenplatz vor einem Dorfe. Bauernhochzeit. Tanz und Gesang.

Reigen:
Wir dampfen
Im Stampfen,
Und nimm es nicht krumm,
Dein Bengel,
Mein Engel,
Der schwenkt dich herum.

König (der sich lustwandelnd nähert). Ah, ein bukolisches Vergnügen,
Zwei Herzen, die einander kriegen.
(Ein Bursch und ein Mädchen treten rasch aus dem Tanz.)

Bräutigam. Du sollst nicht nach den Burschen schauen!

Braut. Und du nicht nach den jungen Frauen!

Bräutigam. Ich lass' mich unter die Soldaten werben —

Braut. Ich werd' drum nicht als Jungfer sterben.

Bräutigam. Gut, gut, so gieb ein Handgeld drauf.
(Er küßt sie.)

Braut. Und einen Schlag noch mit in Kauf.
(Sie giebt ihm eine Ohrfeige.)

Bräutigam. Die wird mir die Wirtschaft in Ordnung bringen,
Sie weiß eine gute Faust zu schwingen.

Braut. Gottlob, da sieht man, wie er mich schätzt,
Ist eifersüchtig schon anjetzt.

König. Die zanken ja recht grob und laut. —
Wer bist du, holdes Kind?

Braut. Die Braut.

König. Braut du? Ei, ei! — Ha, ich verstehe:
Ein harter Vater, — gezwungene Ehe,
Du kannst den Jüngling dort nicht lieben?

Braut. Warum nicht? Hat 'nen hübschen Hof da drüben,
Drei bunte Küh' und ein fettes Schwein.

König. Ach, das ist ja ganz gemein.
Hymen nur Seele an Seele reiht er —
Braut. Da kommt der Vater, mit dem gackelt weiter! (Läuft fort.)
König (zum Vater). Hört, aus der Partie wird nichts, ihr Herrn!
Im Himmel werden geschlossen und nicht auf Erden —
Vater. Oho, ein fremder Lustigmacher,
Die wittern den Hochzeitsbraten von fern.
König. Zärtliche Herzen, sie sind nicht zum Schacher!
Vater. Zu schachern? Topp, Jude, heut kauf' ich gern.
König. Des Starrkopfs Tücken hier will ich wandeln.
Ein Bauer. Wie, mit Kopfstücken will er handeln?
König. Ja, ich verlange höhre Gesittung —
Bauer. Was? Und darüber verlangt Ihr noch Quittung?
König. Hoch in der Luft —
Bauer. Wo?
König. Walten und schlummern —
Vater. Wo suchst du Nummern?
König. Was denn?
Bauer. Bei Gott, da kommen sie an!
Bauern und Tänzer (plötzlich nach allen Seiten auseinanderstiebend).
Die Nummernjäger! rett' sich, wer kann!
König. Was kommt denn da für entsetzlich' Schnattern?
Die Luft wird dunkel, Papiere flattern.
(Fliegende Hefte im Wind, hinterdrein die Nummernjagd.)
Erster Jäger. Das ist führwahr jetzt ein unruhig Wetter,
Der Wind verwirrt uns die zahmsten Blätter.
Oberjägermeister. Das müssige Volk da hat auch noch Zeit
Zu Narreteien und Lustbarkeit.
Nur zu, nicht rechts und nicht links geblickt,
Gestoßen, gehascht und aufgespickt,
Der hohen Bestimmung nicht vergessen.
Zweiter Jäger. Das ist einmal ein Aktenfressen!
Dritter Jäger. Da seht, ein kapitales Stück,
An die zweihundert Folien dick!
König. Halt, halt! Ich seh's an den Tintenfässern,
's sind meine Leut', die die Welt verbessern.
Oberjägermeister. Wer ist allhier denn so verwegen,
Sich dem Geschäftsgang in den Weg zu legen?
Erster Jäger. Gewiß ein Poet, so ein Allotrientreiber.
Seid nützlich, Mensch, engagiert Euch als Schreiber!
König. Aber so hört doch, — ein Herz bricht vor Leid,
Ein tyrannischer Vater, der zum Himmel schreit —
Oberjägermeister. Ach was da, wir haben keine Zeit.

Die Andern. Platz hier, halt das Gemeinwohl nicht auf;
Für König und Vaterland, hurrah, frisch drauf!
(Sie stürmen weiter.)
Bauer (steckt den Kopf vorsichtig aus dem Gebüsch hervor).
Ich trau' noch nicht recht, — ist's wieder vorüber?
König. Aber was war das denn eigentlich, mein Lieber?
Das trampelte ja über Beete und Saat —
Bauer. Man nennt das hier zu Lande den Staat,
Das pflegt so manchmal heraufzurucken
Wie Hagel und andre Kalamität;
Man muß sich eben ein wenig ducken
Und nur nicht mucken; es kommt und geht
Und bleibt am Ende alles beim Alten.
(Reigen wieder hervorbrechend.)
Jetzt hampelt
Und trampelt
Von frischem herum!
König. Und auch der Tanz da, das wilde Schwenken,
Gar keine Grazie in den Gelenken.
(Reigen.)
Wer schwatzt da?
He, Platz da!
Wir rennen dich um!
(Der König wird tanzend von der Bühne gedrängt.)

IV.

(Entwurf.)*)

Der König hat vergeblich vor dem heranziehenden Feinde warnen wollen, aber weder die Bauern in ihrer Fröhlichkeit, noch die Jagdgesellschaft in ihrem blinden Eifer hat Zeit gehabt, darauf zu hören. Die neue Scene führt in das Feldlager der „neuen Zeit". Die emancipierte Frau, als Amazone, kommandiert das Ganze. Sie beschließen, jenes Städtchen (in welchem der Narr als König empfangen worden ist) als die „gute alte Zeit" zu berennen. Als die Sonne aufgeht und sie von fern die Türme jener Stadt erblicken, wird einer der „Neuen" so begeistert, daß er aus der Haut fahren will. Andere halten ihn darin zurück. Wieder andere mokieren sich über die aus der Stadt herüberklingenden Morgenglocken, als einen Aberglauben. Einer, sehr elegant, mit Brille und Ziegenbart, ist ganz melancholisch vor Weltschmerz. Bei dem Freiheitsgesang der „Neuen", bei ihrem Feldgeschrei und Getrampel erheben sich Nicolai und Biester aus ihren Gräbern und werfen ihre Schlafmützen in die Luft. Sie beschließen endlich, ihren geliebten Pflegesohn Sebaldus Nothanker oder den Regimentsdichter Freimund als Philosophen auszusenden in das Städtchen, um das Terrain zu rekognoszieren und das Volk umzustimmen.

V.

(Ausführung eines Teils des vorigen Entwurfs.)

Vor Tagesanbruch im Felde. Man hört aus der Ferne Getöse und zuweilen dazwischen Gesang herübertonen. Währenddessen ruckt und hebt sich hier und da der Boden.

Kriegsgesang (draußen).
Licht, Licht, Licht!
Der Geist durchbricht!
Dem Menschengeiste Verehrung!

*) Die mitgeteilten Entwürfe sind nicht von Eichendorff selbst in dieser Weise, sondern nur nach seinen Notizen zusammengestellt. Sie sollen dazu dienen, die Entwicklung des Spiels anzudeuten.

Biester (sich ungeduldig herauswühlend, mit der Schlafmütze auf dem Kopfe). Aufklärung!
Ich weiß nicht, 's ist mir noch so wüst im Kopf,
Als hätt' ich jemanden plötzlich erwischt beim Zopf.
(Er sieht sich nach allen Seiten um.)
's ist aber da noch recht eklich finster,
Das sind gewiß so Jesuiten-Gespinster.

Nicolai (noch im Boden). Jesuiten? Ei, die soll —
(sich emporreckend)
Philosoph noch ein jeder Zoll!

Biester. Ach, Herr Kollege, auch schon wach?

Nicolai (sich die Augen reibend). Mir war's, der Zeitgeist kräht' vom Dach.
Ich hört' unsre Stichwörter die Luft durchfliegen,
Da mag der Teufel länger im Grabe liegen.

Biester. Die Herren Romantiker sagen,
Sie hätten uns alle totgeschlagen,
Ja, gehorsamer Diener, —

Sebaldus Nothanker. Ganz ergebenster Knecht!

Biester. Ei, unser würd'ger Herr Magister, seh' ich recht.

Nothanker. Geht's wieder los? Hab' schon eine Perücke genommen.
Ich hätt' da ein gutes Unterkommen.

Gesang (draußen).
Nationen — Tand!
Welt — ein Vaterland!

Biester. Schon wieder? Was soll das nun bedeuten?
Das sind gewiß von unsern Leuten.

Nicolai. Wachtfeuer, — sehn Sie dort den Schimmer?
Fort, fort, dem Lichte nach, wie immer!

VI.

Freies Feld. **Ralph**, **Kunz** und andere Soldaten liegen am Wachtfeuer. Ein **Offizier** steht gedankenvoll im Vordergrunde, auf seinen Regenschirm gestützt.

Ralph. Vom Tage noch immer keine Spur.

Kunz. Was Wunder, wir stehen ja hier auf der Vorhut der Kultur.

Ralph. Nur Nachtvögel durch die Nebel jagen.

Kunz. Sie wissen, ihr letztes Stündlein hat geschlagen;
Wären sie nie geboren, ihnen wäre wohl!

Offizier (halb für sich). Außen morsch und inwendig hohl.

Soldaten (singen in der Ferne). Von der Welt die Freiheit verschwunden ist!

Offizier. Fragst du nach Religion zu dieser Frist:
Man nennt dir Mahomedaner, Juden, Christ —

Soldaten (singen). Man sieht nichts als Herren und Knechte!

Offizier. Ha, bin ich denn allein hier der Gerechte?
Weh! Warum muß ich von allem Wehe wissen,
Das mich, wie tausend Morde, hat zerrissen!
Die Erde bis in den tiefsten Kern zerspalten, —
O unglücksel'ger Atlas, sie zu halten!
Und nun fängt's gar noch an zu regnen,
Ha, auch noch dies muß mir begegnen!
(Indem er verzweifelt den Regenschirm aufspannt, kommen **Nicolai**, **Biester**, **Nothanker**. Er stößt sie auf die Seite und schreitet tiefsinnig weiter.)

Nicolai. Ei, seht doch, trägt eine Brille der Kant
Und hätt' uns doch fast umgerannt.

Ralph (sie anrufend). Halt! Wer da? Etwa gar Romant —?

Nicolai. Ih, daß uns doch Zeus davor behüte!

Biester. Warum nicht gar noch Jesuite!

Nicolai (noch immer dem Offizier entrüstet nachsehend). Aber was war denn der Herr Lieutnant so echauffiert?

Kunz. Das kommt so, wenn man sich übermarschiert,
Er hat wieder seinen Anfall von Weltschmerz,
Das ist so eine neue Art von Feldschmerz.
Aber jetzt macht euch nicht so breit hier.
Parol' und Feldgeschrei? Wer seid ihr?

Nicolai. Weltbürger! Hörten im Feld neues Geschrei,
Schien uns viel Verstand dabei,
Da nahmen wir geschwind unsere Perücken,
Um euch brüderlich die Hand zu drücken.

Ralph. Wer ist denn die? Aus dem Fräuleinstift?

Biester. Es ist unsere blaue Monatschrift,*)
Etwas verblüht schon und zerlesen,
Dünn und verschossen, das liebe Wesen.

Kunz. So macht ihr doch eine neue Ode,
So von Rokoko, das ist jetzt wieder Mode.

Die Blaue (pikiert). Frag' nach Oden-Schneidern nichts, noch Dichtern!

Ralph. Die Mamsell ist gar nicht schüchtern.

Biester. Ihr Herrn, wir schliefen da unter den Bäumen,
Da fingen wir an bedenklich zu träumen
Mit allerhand Visionen und Gesichtern; —
Ich sehe hier die Kaffeekanne schäumen,
Wenn's erlaubt ist; — das macht hübsch nüchtern.
(Sie setzen sich alle um das Feuer zu den Soldaten.)

Nicolai. Aber sagen Sie doch, verehrliches Corps,
Was haben Sie allhier denn eigentlich vor?

Ralph. Sehn Sie dort drüb'n die alte Stadt
Sich finster in der Dämmerung türmen?

Nicolai. Ja, etwas finsterlich und platt.

Ralph. Die wollen wir stürmen.

Biester. Da rat' ich doch, vorsichtig und bedächtig —

Ralph. Ei was? Der Fortschritt ist allmächtig.

Kunz. Das Große schafft sich selber Bahn.

Nicolai. Aber was hat Ihnen denn die Stadt gethan?

Ralph. Drin wohnt die alte gute Zeit;
Wir denken und sie essen; das thut uns leid.
Sie sitzen gähnend um ihre Fleischtöpfe,
's ist eine Schande, und tragen noch Zöpfe;
Wir haben nichts und sie sind reich,
Wir überfallen sie und machen alles gleich.

---

*) Die Biestersche Neue Monatschrift erschien 1799—1811 im Verlage von Fr. Nicolai.

Kunz. Nachtigallen schlagen; es rauschen
Springbrunnen im Garten, da lauschen
Hinter ihren seidnen Gardinen im Schlummer
Die Aristokraten und werden immer dummer.

Ralph. Wir lassen in den Gärten die verschnittenen Hecken
Nach allen Seiten sich in die Freiheit strecken,
Die Wasserkünste sollen wieder vernünftig fließen,
Das Vieh tränken und überrieseln die Wiesen.

Blester (entzückt). Jeder wird frei des eignen Kohles warten.

Nicolai (ebenso). Ja, alles ein Weltgemüsegarten!

Ralph. Horch! Die Morgenglocken schon herüber schallen.

Kunz. Das ist des Mittelalters Lallen.

Ralph. Wir machen Lokomotiven aus ihren Metallen.

Kunz. Die Vernunft liest Messe, die Kirchen fallen!

Die Blaue. Himmel, diese Laute,
Wie alte Vertraute!

Ralph. Herr Onkel, höre wütend sprechen,
Es sind zwei Duellanten, die den Tag anbrechen.

VII.

Freimund,*) der Regimentsdichter, und **Willibald,** der Erromantiker, stürzen, miteinander fechtend, herein.

Willibald. Wart, jetzt streck' ich dich, ich wette,
Nieder dich mit dem Sonette!

Freimund. Die Jambe ist ein Dolch zum Streite,
Aus Begriffen
Von beiden Seiten
Scharf geschliffen,
Die eine kritisch,
Die andre politisch.

Willibald. Bah, das ist nix,
Hier ein Spondäus fix,
Da parier einmal
Dies Madrigal!

Freimund. Längst stumpf und schal!
Mein Arm ist Stahl
Und Stein; hau drein,
Da giebt's Funken!
Und Funken geben Licht,
Und jedes Gedicht
Ein Weltgericht.

Ralph. Göttlich! Wie ein antiker Heros ficht er!
(Dazwischen tretend, zu Freimund)
Aber genug nun des Gemetzels, Herr Regimentsdichter!
Wo trafen Sie den fremden Mann?

Freimund. Im Felde draußen; er sah die Sterne an,
Ich rief ihm zu: Er existiere nicht mehr!
Da meinte er frech, das glaub' er schwer.

Nicolai (auf Willibald deutend). Wer ist denn der mit der Hellebarde?

Ralph. Einer von der alten romantischen Garde.

Nicolai (erschrocken zurücktretend). Herrje! Bindet den Kerl! Die schlagen alles tot.

Willibald. Aber so hört mich doch nur, Schwerenot!
Hab' in meiner jungen Zeit
In der Waldeinsamkeit
Das Waldhorn geblasen;
Aber bei eurem Schrein und Rasen
Die Rehe nicht mehr im Mondschein grasen,
Ums Waldhorn sich jetzt niemand mehr schiert,
Da bin ich zu euch hinüberdesertiert.

Ralph. Ja, in ihrer Waldeinsamkeit
Haben sie ganz versäumt die Zeit;
Ich hoffe, Sie werden sich noch applizieren,
Sie müssen nur tüchtig nachexerzieren.

Blester. Ja, das kann den Herren nichts schaden,
Lebten ins Blaue hinein wie die Nomaden.

Kunz. Na, stecken Sie jetzt Ihren Spieß in den Boden,
Setzen Sie sich zu uns und holen Sie erst Odem;
Dann geht's mit Kriti- und Suitisieren
Unhaltsam fort ans Emancipieren,
Juden, Fleisch, Weib, Nationen,
Wo sie schachern, wo sie wohnen.

Willibald. Doch ich habe zu Hause Kinder und Frau,
Und die Romantik ging jetzt flau;
Wenn ich mich lasse anwerben hier,
Was gebt ihr denn als Handgeld mir?

Ralph. Wir pflegen nur in Papier zu zahlen,
Ein preisender Artikel in unsern Journalen,
Wo du philosophisch wirst entwickelt,
Und bist du bei uns erst eingeartikelt,
So lobst du uns wieder,
So sind wir Brüder.

Willibald (sich unruhig umsehend). Tout comme chez nous! Aber ich weiß nicht, hier am Feuer
Es ist mir da nicht ganz geheuer;
Unter uns sind tote Leut'!

Nicolai (erschrocken). Sie sind wohl gar nicht recht gescheut! (Leise zu Blester)
Die Romantiker gleich jeden Spuk aufschüren.

Blester (ebenso). Es wird uns hier noch kompromittieren.

Nicolai (laut). Mein Herr, Sie wollen uns nur schrauben;
Sie werden doch nicht an Geister glauben?

Blester. Ha, wahrlich, das ist kolossal!

Ralph (welcher beide genauer betrachtet). Ihr schaut in der That ein wenig fahl.
Wollt ihr mit uns fraternisieren,
Müßt ihr auch noch den Zeitgeist modernisieren.
Fort mit dem Zopf vom freien Rücken!
Daß sie uns nicht die Gedanken erdrücken,
Hängen wir jetzt ans Kinn die Perücken,
A la Gog, Magog —

Willibald. Demagog oder Ziegenbock.

Alle (plötzlich durcheinander gegen Willibald). Nun, abgeschabt

*) Friedrich Rückert (Freimund Reimar) und Willibald Alexis.

ist auch schon Ihr deutscher Rock, —
Sieht noch durch gemalte Fenster
Des Mittelalters Hexen und Gespenster, —
So ein rückwärts gewandter,
Von der Zeit längst überrannter, —
Ritterlich galanter, — hirnverbrannter, —

Ralph. Aber was giebt's denn da?

(draußen) Halleluja!

Kunz. Ruhig jetzt allzumal, —
Unsre Frau General!

Freimund. Welt, lauschend harre!

Mathilde (tritt rasch auf, zwei deutsche Jünglinge tragen ihre Schleppe). Heda, eine Cigarre!

Die Jünglinge. Sie schwänzelt so viel hin und her,
Wir müssen hinter ihr immer kreuz und quer!

Nicolai (leise zu Biester). Wie 'ne alte Jungfer, — etwas schofel.

Biester (ebenso). Hat im Gürtel einen ungeheuern Pantoffel.

Mathilde. Was wird denn heut in der Stadt gegeben?

Freimund. Ein Spion brachte den Komödienzettel eben:
„Der Marschall rückwärts oder wer lacht zuletzt?"
Ein altes Stück, nur neu besetzt,
Die Baschkiren tanzen ein Menuett darin.

Mathilde. Das will ich sehn, da muß ich hin.

Kunz. Aber wie willst du in die Loge kommen?
Wir haben ja die Stadt noch nicht genommen.

Mathilde. Ihr seid ja Männer, das ist eure Sache,
Berennt den Wall, überrennt die Wache,
Ich will noch heute auf den Schanzen
Mit dem Bürgermeister tanzen.

Ralph. Aber wenn man doch keine Leitern hat!
Der Wall ist hoch, die Mauer glatt.

Mathilde. Jetzt hab' ich eure Flausen satt!
So müßt ihr unterminieren die Stadt,
Ich will als Genius durch die Trancheen
Mit der Vernunftsfackel ins Theater gehen.

Stimmen (durcheinander). Punkt sechs ja wird schon eröffnet die Kasse.
So fix durchtummelt man keine Gasse.
Sie hat so viel Bücher in ihren Poschen,
Da bleibt sie hängen in den Approchen,
Und wir ersticken all in dem Gemüll'.

Mathilde. Mir alles gleich, — aber ich will, ich will!

(Man hört aufrührerisches Gemurmel. Während dessen kommt der König in eifrigem Gespräche mit mehreren Soldaten.)

König. Laßt mich nur erst ein wenig verschnaufen.
Wie gesagt: ich bin Partikulier aus fernen Weiten,
Ich habe mich schon ganz müde gelaufen,
Um mit der Zeit recht fortzuschreiten.

Erster Soldat. Da kommen Sie ja eben zurecht allhier.

Zweiter Soldat. Das ist jetzt ihr neuestes Hauptquartier.

König. Die falsche Freiheit also, wollt' ich sagen —

Dritter Soldat. Ihr Regiment ist nicht mehr zu ertragen!

König. Zerbrodelt, was uns die Vorzeit ließ.

Vierter Soldat. Behält sich den Braten und zeigt uns den Spieß.

Ralph (mit den andern hinzutretend). Als ob wir nicht selber Hunger hätten.

König. Nur Mut! Ich zerbreche ihre Ketten.

Kunz. Ja, Fortschritt ohne historische Krücken!

König. Juste milieu und Völker beglücken!

Erster Soldat. Und freie Presse!

Anderer. Und deutsche Messe!

Dritter. Jedes Maul ohne Gebiß!

König. Aber so hört doch! Ihr versteht mich ganz miß!

Ralph. Und emancipierten Leib!

Alle. Nieder mit dem freien Weib!

Mathilde. Das ganze Volk kommt plötzlich in Trab,
Sie treten mir noch die Schleppe ab.

König. So laßt mich doch nur zu Worte kommen!

Alle. Sollst unser Führer sein! Frisch auf die Schultern genommen!

(Sie heben den sich sträubenden König auf ihren Schilden empor und tragen ihn im Triumphe fort.)

König. Aber ich bin ja hier inkognito!

Gesang. Hoch! Zeit in steter Metamorpho—

König. Laßt mich herunter, ich krieg' den Schwindel!

Gesang. Und aus der Windel
Reckt sich und wächst die Zeit
Hinein in die Ewigkeit!

(Sie tragen den König fort. — Ende des ersten Aktes.)

VIII.

Entwürfe zum zweiten Akt.

Freimund ist, um das Volk umzustimmen, in die Stadt geschickt und von dem dortigen Herrscher, dem Narren, empfangen worden. Er sucht zunächst die Diener des Hauses zu gewinnen, welche vor seinen langen Reden fliehn. Paphnutius, in dessen Hause der angebliche König eingekehrt ist, ist erfreut darüber, daß dieser sich seiner Tochter Kolombine genähert hat, und träumt bereits von großen Ehren bei Hofe. Da stürzt ein Bote herein und verkündigt, daß die Feinde heranrücken. Der Narr ordnet das tollste Zeug zur Verteidigung der Stadt an und sucht überall Angst und Verwirrung zu vermehren. Sie beschließen endlich, die in der Nähe garnisonierende alte Garde der Romantiker zu Hülfe zu rufen. Dies geschieht. Unterdessen aber erscheinen die Feinde in der Stadt und rufen den sich sträubenden König zum Herrscher aus. Zu gleicher Zeit erscheint das Gefolge des Königs, welches den verlorenen sucht. Dieser wird erkannt. Die „Neuen", welche die Stadt eingenommen, kehren unter solchen Umständen die Sache um und werden loyal, indem sie thun, als hätten sie den König längst erkannt. Nicolai und Biester schleichen sich heimlich fort und spuken weiter. Paphnutius freilich ist um das Glück gekommen, Schwiegervater des Königs zu werden. Kolombine, seine Tochter, hat sich stets dagegen gesträubt, den vermeintlichen König zu heiraten, da sie aus ihrer Pensionszeit her den Kasper liebt. Schon will sie heimlich fliehen, um ihn in der weiten Welt zu suchen, da entpuppt sich der Narr als der Jugendgeliebte. Der König legt beider Hände ineinander. Das vereinte Paar bittet um eine ganz besondere Auszeichnung für Paphnutius.

IX.

(Schluß.)

Narr (thut mit Kolombinen einen Fußfall vor dem König). So
schrei' auch ich allhier zum Throne:
Ha, dem Verdienste seine Krone!
Paphnutius da, bei dem ich wohne, —
König. Der hat eine absonderlich würdige Nase.
Paphnutius. Schon wieder Nase!
Narr. In patriotischer Sympathie
Für deine veredelten Menschheitsgedanken
Gab er mir die Tochter aus Philosophie.
Ich litt's erst nicht und wollte danken,
Ich sagt' ihm, ich wär' nur ein Genie,
Das seine Sach' auf nichts gestellt;
's half alles nichts, er verachtet Geld,
Rang, Gut und solchen Aberglauben
Und thät ordentlich vor Aufklärung schnauben.
Ja, ein Kuppelpelz ziemt ihm, wie mir scheint.
Paphnutius. Nein, glaubt ihm nicht, es war nur, — ich meint' —
König. Nicht doch, deine Bescheidenheit acht' ich sehr!
Einen Ehrenpelz mit Zimbeln her!
(Diener bringen den Pelz.)
Den häng' ich dir um mit höchsteignem Arm,
Knöpf' dir ihn zu, so sitzt du hübsch warm.
(Des Narren und Kolombinens Hände zusammenlegend.)
Da habt euch und mehret euch jedes Jahr,
Daß die Narren im Reich nicht werden rar.
Musik zu Ehren dem jungen Paar!
(Allgemeiner Tanz.)
Kolombine. Was Königsherzen und Kaiserkronen!
Will mit Kasperl unter Lavendel wohnen!
Paphnutius. Ich muß vor Wut entsetzlich springen,
Daß der Pelz fliegt und die Zimbeln klingen.
Narr. Mein hochverehrtes Pu—
Nun wirst du sicher fra —
Und nimmer doch erra—
Wen wir gemeint im Bu—
Es giebt so viele Na —
Und klingen ihre Sche—
So meint wohlweislich je—
Es sei des andern Ka—
Derweil geht durch die Ko—
Der Ernst inkognito. —
Ich bin ganz außer A—
Und muß auch gleich heira—
Drum wünsch' ich wohl zu schla—!

Über Preßfreiheit.*)

Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Unter den verschiedenen neuerdings aufgetauchten Wünschen haben wenige eine so lebhafte und allgemeine Teilnahme gefunden, als das Verlangen nach Preßfreiheit. Kein Wunder, da letztere nicht einen einzelnen Stand oder materiellen Besitz, sondern die Gesamtheit von Schriftstellern und Lesern gleich empfindlich berührt und jeder über das mitsprechen zu können glaubt, was alle angeht. Viele betrachten die Preßfreiheit in vollem Ernst als den lang verheißenen Messias, der seine Anhänger endlich wieder zu dem auserwählten Volke Gottes erheben werde. Aber weit eher, meinen wir, möchte durch einen aufrichtigen Zustand der Wahrheit die Preßfreiheit, als umgekehrt durch die Preßfreiheit neue unerhörte Wahrheit erzeugt werden; und große Schriftsteller wenigstens, d. h. solche, denen es nicht um sich, sondern um das Rechte zu thun war, haben jederzeit ihre Erleuchtung geltend zu machen gewußt, eben weil ihnen die unsichtbare Macht, welche die Welt regiert, die Gewalt der Überzeugung zu Gebote stand. Andere wieder halten gerade entgegengesetzt die Preßfreiheit für ein absolut Böses, das die Ordnung der Dinge notwendig zerstören müßte. Ein — wenngleich in der neuesten Zeit ziemlich erklärlicher — politischer Aberglaube. Nicht in dem an sich unschuldigen Werkzeug der Presse liegt die Gefahr, sondern in der Sittenlosigkeit der Geister, in der entschieden einseitigen Richtung der Zeit, welche von der Presse Gebrauch macht. Gegen solche geistige Influenzen aber werden einzelne polizeiliche Palliative, eben weil sie nur Palliative sind, sich jederzeit unzureichend erweisen; das tieferliegende Übel wird nur an der Wurzel durch die Schule tüchtiger Institutionen, durch große Tugenden der Regenten sowie durch übermächtige wahrhafte (daher ernst auf das Rechte gewandte) Talente unter den Regierten zu heben sein, was freilich weder so leicht noch so schnell abgemacht ist, als der Entwurf eines Preßgesetzes. Dasjenige endlich, worüber die Besonnenen, Gemäßigten und Wohlmeinenden aller Farben einig sind, läßt sich etwa in folgenden Satz zusammenfassen: ohne gesellschaftlichen Zustand giebt es keine Presse. Im gesellschaftlichen Zustande aber ist unbedingte Freiheit überhaupt, also unbedingte Preßfreiheit unmöglich. Es kommt demnach hinsichtlich der Presse nur auf die nötigen gesetzlichen Schranken an, um das Interesse der Gesamtheit zu sichern, ohne die Freiheit der einzelnen zu zer-

*) Wir verdanken den vorstehenden, bisher ungedruckten Aufsatz der freundlichen Mitteilung der Verlagsbuchhandlung Ferdinand Schöningh in Paderborn. Derselbe ist im Jahre 1832 verfaßt, wo Eichendorff als Rat des Kultusministeriums in Berlin lebte, und nicht bloß für die politischen, sondern auch für die gesamten Anschauungen des Dichters so überaus charakteristisch, daß sein Abdruck an dieser Stelle gewiß den Verehrern des Dichters höchst willkommen sein wird. Auch sind einzelne Ausführungen noch heute von aktuellem Interesse. Anm. d. Red.

stören, oder mit andern Worten: um den Mißbrauch der Presse zu verhindern. Diese allgemeine Formel hat freilich fast ebensowenig praktischen Wert als die oben angedeuteten Extreme; sie führt aber wenigstens unmittelbar auf die beiden Hauptfragen, um die sich eigentlich aller Streit dreht, nämlich: was ist Mißbrauch der Presse und wie ist demselben am zweckmäßigsten zu steuern?

Es wäre ein ebenso unfruchtbares als vergebliches Unternehmen, von dem Preßmißbrauch eine genügende Definition zu geben, oder auch nur alle einzelnen möglichen Fälle desselben aufzählen zu wollen. Die Sünden der Presse sind die der öffentlichen Meinung; und wer möchte den bunten Wandel dieser Tagesgöttin im voraus registrieren? Auch ist es ja keineswegs das wirkliche Verbrechen oder die Lüge allein, die hier in Betracht kommen, sondern ebenso oft nur das politisch Schädliche oder das schlechthin Unschickliche, deren Begriff und Bedingungen aber mit den Zeiten unaufhörlich wechseln, gleichwie auch im Materiellen ein und derselbe Stoff dem Gesunden heilsam, dem Kranken tödtlich sein kann. Diese eigentümliche Natur der Presse daher macht für den Gesetzgeber wie für den Richter die unausgesetzte genaue Kenntnis nicht sowohl althergebrachter abstrakter Formeln, als vielmehr des innersten Volkslebens in allen seinen leisen Konturen und Bewegungen vorzugsweise zur Bedingung richtiger Wirksamkeit. Unter dieser unerläßlichen Voraussetzung aber, sollten wir meinen, wird auch hier wie überall das natürliche Gefühl parteiloser und unerschütterlicher Gerechtigkeit sicher aus dem scheinbaren Labyrinthe führen, wenn man sich nämlich hütet, eine der konkurrierenden Parteien, in Furcht oder Vorliebe, von vorn herein zu überschätzen, sondern, wie billig, die drei Hauptinteressenten hierbei, je nach der Wichtigkeit ihrer Bedeutung, vor dem Gesetze möglichst gleichgestellt: die unverletzliche sittliche Gemeinschaft des Staats, die alle Freiheit und Entwickelung bedingt, — die einzelnen, die ihr natürliches Hausrecht auch gegen den Preßbengel in Anspruch nehmen, und endlich die als Bildner der Menschheit achtungswerte Klasse der Schriftsteller. Sind diese Beziehungen nicht nach vorgefaßten Theorien sondern nach dem Leben einmal klar und zeitgemäß aufgefaßt, so dürfte es auch dem Gesetzgeber leicht werden, die wechselseitigen Verletzungen dieses Verhältnisses als Mißbrauch im allgemeinen zu bezeichnen, sowie dem Richter, da er nicht durch die Formel vorgesehener Fälle gebunden ist, das Gesetz auf die That anzuwenden und z. B. bei angeblich aufrührerischen Schriften jederzeit zu erkennen, ob diese Schrift unter den eben obwaltenden Umständen, Richtungen und Gelüsten der Menge wirklich Aufruhr erzeugen konnte oder nicht. Auf die meist unerweisliche Absicht kann es bei Preßvergehen nicht mehr ankommen als bei allen anderen Vergehen. Das Herz richtet Gott allein; wer aber die zur Erreichung eines strafbaren Zwecks geeigneten Mittel ergriffen hat, muß sich vernünftigerweise auch die Annahme gefallen lassen, daß er den Zweck gewollt habe.

Jenes natürliche Wechselverhältnis scheint indes in dem Lärm der neuesten Zeit mannigfach verrückt zu sein. Es sind jetzt namentlich die Schriftsteller, welche dem Staat und den einzelnen gegenüber und im vermeintlichen Bunde mit einer angeblich souveränen öffentlichen Meinung mit großem Geräusch allen Schutz für sich allein in Anspruch nehmen möchten. Sie übersehen dabei, daß das, worauf es bei der Preßfreiheit doch eigentlich nur ankommt, große Gedanken und neue Wahrheiten, eben weil sie neu sind, jederzeit von der öffentlichen Meinung abweichen, und daß der wahrhafte Schriftsteller nicht der Knecht, sondern der Meister der öffentlichen Meinung sein soll. Auch dem Genie gegenüber ist der einfältigste Mensch nicht rechtlos. Also nur keine geistigen Privilegien und Exemtionen vor dem Gesetz, wenn wir nicht das Recht des Stärkeren, ein geistiges Faustrecht herbeiführen wollen! Ein Nationalunglück aber für Kultur und alle freiere Entwicklung wäre es, wenn eine einzelne Partei jemals der Presse sich zu bemächtigen vermöchte, um die Tyrannei eines einseitigen Liberalismus allgemein geltend zu machen und das Lebendigbewegende, die unabhängige deutsche Freisinnigkeit zu verschüchtern und zu überwältigen. Die andere Frage — wie dem Mißbrauch der Presse am zweckmäßigsten zu steuern sei, ob durch Präventiv- oder Repressiv-Maßregeln, durch vorbeugende Censur oder durch nachfolgende Strafe — ist bereits erschöpfend durchgesprochen und sehr verschieden beantwortet worden, je nachdem die einen die Freiheit der Mitteilung, die andern die Sicherung der gesellschaftlichen Interessen vorzugsweise im Auge hatten. Man kann die Akten über diesen Gegenstand als geschlossen betrachten; und es ist endlich an der Zeit sich zu entschließen und praktisch Hand ans Werk zu legen. Als Resultat dieser Verhandlungen ergiebt sich unverkennbar der Wunsch aller Unbefangenen, daß es gelingen möge, alle Censur gänzlich zu beseitigen; zugleich aber auch die Überzeugung, daß dies, wie die Sachen gegenwärtig stehen, ohne bedeutenden Nachteil für das Ganze noch nicht möglich sei und für jetzt nur annäherund geschehen könne. Durch eine Preßgesetzgebung, welche die unerläßlichsten Garantien darbietend, jenen Zustand wenigstens vorbereiten hilft. Ein solches Gesetz aber wird offenbar in jedem einzelnen Staate nur dann von Erfolg sein können, wenn alle deutsche Staaten, zwar mit Berücksichtigung der Eigentümlichkeit ihrer Verfassungen, doch in den Hauptgrundsätzen desselben untereinander übereinkommen, da der geistige Verkehr in den verschiedenen Ländern eines Volksstammes und einer gemeinsamen Sprache keine geographischen Grenzen kennt und durchaus als ein unteilbares Ganze behandelt werden muß; gleichwie ein Strom hier nicht einzudämmen oder plötzlich freizulassen ist, ohne bei dem Nachbar in veränderten Laufe durchzubrechen.

Was gegen die Nachteile der Censur deklamiert wird, ist oft sehr treffend, aber nicht neu. Besonderes Gewicht wird hierbei überall auf das große Censurgericht gelegt, welches die freie Presse selbst unter der Leitung der freien öffentlichen Meinung, oder mit andern Worten: das Publikum ausübe, welches gemeine Lästerer verachte und brandmarke, wenn es auch vielleicht ihren Witz gern vernehme. Es ist indes hiergegen einzuwenden, daß ein so ungewisses und schwerfälliges Gericht allein kaum hinreichende Garantie gegen die Preßfreiheit darbietet. Nicht bei Verleumdungen und Ehren-Verletzung einzelner, weil einerseits es sich hier um Thatsachen handelt, die nicht im Bereich der öffentlichen Meinung liegen und deren nachträgliche Berichtigung — wenn sie an sich auch möglich ist, — selten die Sache wieder gut macht; anderseits, weil eben gemeine Lästerer überhaupt um solche Brand-

marken sich wenig kümmern, wenn sie nur viel gelesen und bezahlt werden. Bei innern oder äußern Angelegenheiten des Staats aber würde jenes große Censurgericht, eine solche gleichsam sich selbst regulierende Presse notwendig eine allgemeine Teilnahme und Bekanntschaft des Publikums mit diesen Verhältnissen voraussetzen, wie sie wenigstens in diesem Augenblick in Deutschland noch keinesweges stattfindet. Man könnte freilich sagen: eben die freie Presse soll, indem sie alle Bedrängnisse, Zweifel und Wünsche des Volkes zur öffentlichen Verhandlung bringt, jenes allgemeine politische Leben herbeiführen. Das hat sie aber nirgends vermocht und kann es niemals vermögen. Nur durch große nationale Institutionen, in die ein Volk sich in Lust und Not Jahrhunderte lang hineingelebt, wird eine wahrhafte öffentliche Gesinnung erzeugt; wo dieser Kern aller öffentlicher Verhandlung noch fehlt, wird auch die freie Presse entweder in gelehrten Theorien, die das Volk nicht berühren, sich unfruchtbar ergehen oder in wesenlosen Ausschweifungen die Meinung nur noch mehr verwirren.

Jedes Gesetz, welchen Zustand es auch betreffe, kann diesen nicht isoliert im Auge halten, es will eben nur sein natürliches Verhältnis zu dem ganzen gesellschaftlichen Zustande, die Linie vorzeichnen, wo Recht und Pflicht einander begegnen, die beiden Elemente wahrhafter Freiheit. Von der Preßgesetzgebung freilich behaupten manche, sie sei ihrer Natur nach bloß negativ, bloß beschränkend, weil man die Preßfreiheit nicht zu dekretieren brauche. Allerdings wird die letztere unter gewissen Umständen und bei einem gewissen Kulturgrade sich überall von selbst einfinden. Nirgends aber wird sie bestehen, wo man sie von vorn herein außer dem Gesetz erklärt; gleichwie das Samenkorn, das auch nur Luft, Licht und Regen bedarf um zu treiben, notwendig verkommt, wenn man es von diesen ausschließt. Und wie nahe liegt auch hier der Mißbrauch der Gewalt oder einer übertriebenen Empfindlichkeit. Sie bedarf daher des gesetzlichen Schutzes so gut wie jede andere öffentliche Freiheit, und es ist ohne Zweifel die Aufgabe eines vernünftigen Preßgesetzes, genügende Garantieen sowohl für die Preßfreiheit als gegen die Preßfrechheit aufzustellen.

Wie soll nun diese schwierige Aufgabe nach dem Verlangen und den Vorschlägen der Wortführer praktisch gelöst werden?

Es glaubt gewiß niemand im Ernste, daß die täglich sich überlebende Zeitungsweisheit, welche die Ereignisse an der Oberfläche aufrafft und einzelne Blätter, wie sie eben der Sturm des Tages zufällig abgerissen, verworren umherschleudert, jemals ein volles Bild von dem Baume des Lebens in Wurzel, Stamm und Zweigen geben, daß dieses isolierte, zerstückelte Wissen, diese hohle Phraseologie in der That eine tüchtige Volksgesinnung entwickeln könne. Es ist eine edlere Freisinnigkeit, unabhängig von den wechselnden Gelüsten der Zeit, über der sie bildend steht, es ist jener tiefere Ernst, jene getreue, gründliche Forschung allein, welche in allen Zeiten neue Zielpunkte aufstellt und neue Bahnen bricht. Diese aber ist notwendig Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung und kann nur in allmählicher Metamorphose sich praktisch gestalten und in Institutionen dem Volke lebendig vermittelt werden. Sie ist frei und soll auch frei bleiben. Ganz anders dagegen verhält es sich mit den Tagesblättern. Unverbreitet, unbegründet brechen Wahrheit, System-Bruchstücke, Lüge und beschränkte Verkehrtheit auf das verblüffte Volk herein. Man könnte freilich sagen, eben die vielfach widerstreitenden Ansichten und Meinungen auf diesem Tummelplatze berichtigten oder neutralisierten einander wieder. Aber dem ist nicht so. Wer hätte Zeit oder Lust, alle diese zahllosen Schriften zu lesen, zu vergleichen, zu erwägen? Jeder greift nur das heraus, was seiner Neigung, seiner einmal vorgefaßten Meinung zusagt, die Gegner sind für ihn fast nicht vorhanden, und eine gewisse Virtuosität in der Einseitigkeit ist zuletzt das Ergebnis dieser Ephemeriden.

Daß die Presse überhaupt mißbraucht werden könne, und daß dem Mißbrauch zu steuern sei, darüber sind so ziemlich alle einig. Bei wissenschaftlichen Untersuchungen oder größern Dichtwerken ist die Gefahr gering; die Bücher sind teuer, nicht leicht faßlich, sie haben immer nur ein kleines und gebildetes Publikum, das gegen die Verdrehungen der Beschränktheit oder Bosheit gerüstet ist. Hier würde eine vorgängige Censur überflüssig und unklug sein, da die Staats-Autorität nicht berufen ist, in Kunstsachen oder über Wahrheit oder Unwahrheit in wissenschaftlichen Erörterungen zu entscheiden, und daher auch den Schein vermeiden muß, dies zu wollen. Wie aber mit den Zeitungen und Flugschriften, wo der Irrtum gleichsam Wehrlose überfällt? Sie leben einzig und allein von der sogenannten öffentlichen Meinung; als geistige Mode-Journale haben sie wesentlich das Interesse, jede aufkommende Richtung möglichst zu überbieten und bis an die äußersten Grenzen zu treiben; bei ihnen wird daher die Scheu vor etwaiger Strafe von der Furcht vor ihren Abonnenten notwendig überwogen werden. — Und dies ist, so scheint es, allerdings die reservatio mentalis, aus der man so viel gegen die Censur über Tagesblätter deklamiert.

Welche Garantien werden nun wider den Mißbrauch einer solchen unbeschränkten Censurfreiheit in Vorschlag gebracht? Es sind im wesentlichen die nachträgliche Bestrafung der Preßvergehen und die Entschädigung des Verletzten, es ist die Beschlagnahme strafbarer Druckschriften, Beseitigung aller Anonymität und Kautionen.

Bei Strafbestimmungen nun muß vor allem andern feststehen, was strafbar sei. Schon über diesen Grundbegriff aber beginnt die Kontroverse. Auch hier finden wir wieder das Lieblingsthema: ein Preßvergehen, sagt man, ist vorhanden, wo im Sinne der öffentlichen Meinung ein öffentliches oder persönliches Recht mittelst der Presse verletzt wird; als ob nicht eben das Gesetz das Kriterium der wechselnden schwankenden Meinung sein sollte! Im Grunde der alte Beweis-Zirkel: die öffentliche Meinung entscheidet, die Tagesblätter stellen die öffentliche Meinung dar u. s. w.

Andere behaupten: die durch die Presse verbreitete Rede sei nur dann ein Verbrechen oder Vergehen, wenn sie als solches schon an und für sich, auch ohne das Mittel der Presse, sich darstelle. Das Werkzeug sei ganz gleichgültig; es gebe keine eigene Klasse von Preßvergehen, so wenig als Dolch-Verbrechen, Pistolen-Vergehen u. s. w., und es bedürfe demnach überhaupt keines besondern Preßstrafgesetzes. Wieder andere verlangen gerade ein eigenes Preßgesetz, vorzüglich aus dem Grunde, weil eben hier keineswegs von gewöhnlichen Vergehen und Beleidigungen,

sondern von solchen die Rede sei, welche auch ein Tugendhafter und Patriot bloß aus zu großem Eifer verüben könne.

Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Ohne Zweifel giebt es fast kein Verbrechen, das im Wege der Presse nicht wenigstens mittelbar, durch Aufreizung und intellektuelle Teilnahme, begangen werden könnte. Es wäre daher vergeblich, ja sogar zweckwidrig, alle möglichen Fälle solcher Vergehungen im voraus aufzuzählen, da es für das immer neue Leben keine stehenden Normalfälle giebt, durch diese den Richter fesseln zu wollen. Es wird vielmehr bei den durch die Presse vollbrachten Rechtsverletzungen in der Regel hinreichen, auf diejenigen Strafen zu verweisen, die durch das allgemeine Strafgesetzbuch des Landes auf die Klasse von Verbrechen, zu der jene Rechtverletzung gehört, gesetzt sind. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß der Preßfrevel, eben durch das Werkzeug desselben, auch einen eigentümlichen Charakter erhält, der ihn gefährlicher macht als andere Vergehen; die maßlose Veröffentlichung nämlich, der größere Umfang und die größere Dauer der Verletzung. Die letztere wird daher, wenn sie durch die Presse bewirkt werden, mit verhältnismäßig schwerer Strafe zu belegen sein, und diese wiederum nicht unbedingt, wie bei anderen Vergehen, durch den Beweis der Wahrheit der der Verletzung zu Grunde liegenden Behauptung gesühnt werden dürfen. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Stimmen, welche unbedingte Wahrheitsfreiheit eben als den Grund und das Ziel aller Preßfreiheit proklamieren. Allein auch hier scheint einige Abgötterei mit dem Begriffe Wahrheit unterzulaufen. Dadurch, daß etwas gerade nicht erlogen ist, wird es noch nicht edel oder wichtig und ersprießlich für die Menschheit; am wenigsten berechtigt die Beweisbarkeit einer Handlung an sich irgend einem dritten, dieselbe öffentlich bekannt zu machen. Wenn z. B. jemand in Kriegszeiten die wirkliche Stellung der Armee seines Vaterlandes dem Feinde verrät, so sagt er allerdings die Wahrheit, verdient aber dennoch den Galgen. Wenn jemand Gebrechen, Lächerlichkeiten oder unbewachte Äußerungen aus dem häuslichen Privatleben oder den vertraulichen Briefwechsel eines andern durch den Druck öffentlich bekannt macht, so mag das Mitgeteilte immerhin wahr sein, er bleibt dennoch ein Schuft. Es ist nicht viel besser als die Verletzung des Briefgeheimnisses. Das alles fühlen auch die Verteidiger der unbedingten Preßfreiheit gar wohl. Fast ohne Ausnahme wird von ihnen bei Rechtsverletzungen nicht nur das Mittel der Presse als ein Erschwerungsgrund angesehen, sondern auch die Befreiung von Strafe durch den Beweis der Wahrheit nur dann für zulässig erkannt, wenn der Schriftsteller aus Gründen des öffentlichen Wohls oder seines eigenen Privatrechts Thatsachen anführt, wo also die Beschuldigung eine Amtshandlung oder eine gesetzlich als Verbrechen bezeichnete Handlung oder endlich solche Thatsachen betrifft, die mit dem privatrechtlichen Verhältnisse desselben in solcher Beziehung stehen, daß deren Bekanntmachung seinerseits als Rechts-Verfolgung oder Verteidigung erscheint. — Es sind dies wesentlich die in England geltenden Grundsätze. Nur scheint ihre Beschränkung — wie hier geschieht — bloß auf Verletzungen der persönlichen Ehre zu eng. In England ist es auch im Kriminalprozeß bei jedem Libell, sofern nur dieses die Tendenz hat, den öffentlichen Frieden zu stören, ganz unwesentlich, ob der Inhalt desselben wahr oder falsch sei: denn die Aufreizung, nicht die Unwahrheit ist das, was als Verbrechen bestraft wird, obgleich ohne Zweifel die letztere zur Vergrößerung der Schuld und folglich auch der Strafe beitragen kann. Über die Art der Strafe selbst waren verschiedene Meinungen. Einige verwarfen überhaupt alle Freiheitsstrafen als entehrend. Aber bloße Geldstrafe allein wäre hier so gut wie gar keine; der Wohlhabende würde sie nicht empfinden und der Arme notwendig ganz straflos ausgehen. Die meisten vereinigten sich daher zu dem allerdings allein übrig bleibenden Auswege einer Verbindung beider Strafarten, wobei jedoch dem Richter sowohl in betreff des Maßes der Strafe als auch darin ein möglichst weiter Spielraum zu lassen sei, ob er nach Umständen Arrest oder Geldstrafe allein oder beide zugleich zu verfügen für gut befinde. Das ganze Strafsystem beruht indes, wenn es ausführbar sein soll, zuletzt darauf, daß jederzeit jemand da sei, an dem man sich halten, den man verantwortlich machen könne, es sei nun der Verfasser oder subsidiarisch der Herausgeber oder Drucker. Einstimmig wurde daher überall das Verbot der Anonymität insoweit als notwendig anerkannt, daß wenigstens der Verleger oder Drucker — bei Strafe der Konfiskation des Buches ohne Rücksicht an, dessen Inhalt — auf jeder Druckschrift sich zu nennen h be. Mehrere gingen noch weiter und verlangten die ö entliche Namhaftmachung des Verfassers selbst; eine Bedingung, die weder nötig noch ratsam erscheint. Unnütz, weil Verleger und Drucker für den Verfasser haften, durch dessen Nennung sie sich ihrerseits von der Verantwortlichkeit wieder befreien können; nicht rätlich aber, weil eine solche Bedingung mehr oder minder die geheimen Impulse von befangener Furcht oder Eitelkeit in einen Kreis bannt, wo beide nur störend wirken können, und insbesondere eine große Anzahl derjenigen, welche am besten in die öffentlichen Angelegenheiten eingeweiht sind und demnach sehr ehrenwerte Gründe der Anonymität haben können, von der Möglichkeit ausschließt, ihre Gedanken zum Gemeingut der Welt zu machen. Geteilter war die Meinung über die Anwendbarkeit von Kautionen für die Herausgabe periodischer Schriften. Einige hielten dafür, man müsse die Höhe der Kaution nach der Größe des Druckorts bestimmen, was natürlicherweise zur Folge haben würde, daß alle Redakteure ihre Pressen, keineswegs zum Besten der Sache, möglichst in kleinen Städten aufschlügen. Andere wollten gelehrte Zeitungen, da diese nur ausnahmsweise politisierten, von der Kautionsleistung befreien; während wieder andere überhaupt alle Kaution verwarfen. Denn, sagen sie, ist die Summe klein, so nützt sie nichts, ist sie bedeutend, so schließt sie den talentvollen, aber unbemittelten Unternehmer aus, zumal in Deutschland, wo nicht, wie anderwärts, aufgeregte politische Parteien gern hilfreiche Hand bieten. Es hat indes die Gesetzgebung in der jetzigen Zeit, wo die guten Tagesblätter von der Flut der schlechten mit verschlungen werden, keine sonderliche Veranlassung, die unbedingte Vermehrung dieser Schriften zu begünstigen. Allerdings erscheint da, wo keine Censur gilt, ein mäßiges Haftgeld als das geeignetste Mittel, die Erfüllung der Strafe und die Prozeßkosten sicherzustellen. Sonst aber dürfte es von wenig Nutzen sein; denn eine kleine Summe ist wie gesagt ganz zwecklos, und eine größere wird durch

das Zusammentreten mehrerer Personen leicht zusammengebracht; in beiden Fällen aber kann sie einem an der Ehre Angegriffenen nimmermehr Ersatz bieten.

Ein Hauptgegenstand der Diskussion endlich war die Frage, ob es zweckmäßiger sei, die Untersuchung und Beurteilung der Preßvergehen den bestehenden Gerichten zu überlassen oder besonderen Schwurgerichten zu übertragen.

Diejenigen, welche gegen die letzteren sprachen, — es war im ganzen bei weitem die Minderzahl — stellten vergeblich vor: daß diese, in Deutschland bisher noch unbekannte Einrichtung in ihrer isolierten Anwendung auf Preßvergehen und vor einer analogen Ausbildung des gesamten Strafverfahrens, unmöglich ein reifes, im Zusammenhange durchdachtes Werk sein könne; daß durch eine solche teilweise Einführung der Schwurgerichte in der Beurteilung ein und desselben Verbrechens, je nachdem es mittelst der Presse oder auf andere Weise verübt worden, eine auffallende Rechtsungleichheit begründet werde, welche das notwendige Vertrauen zu den ordentlichen Gerichten störe, und daß endlich der damit verknüpfte bedeutende Kostenaufwand in keinem Verhältnis zu dem Resultate stehe, da Verfolgungen durch den Staatsanwalt im öffentlichen Interesse, bei denen allein doch Schwurgerichte vielleicht von Bedeutung sein könnten, hoffentlich nur selten vorkommen würden. Dennoch wurde zuletzt überall das Anklageverfahren mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlung und die Einführung des Geschworenen-Gerichts als ein Axiom angenommen. Die für diese Annahme geltend gemachten Gründe lassen sich auf die beiden Hauptpunkte zurückführen, daß man die gewöhnlichen Gerichte zu der fraglichen Rechtspflege weder für unabhängig genug, noch an sich für geeignet hält. Die meisten Preßvergehen, sagt man, sind politischer Natur und beziehen sich auf Tadel der Staatsverwaltung, ihre Beurteilung bedarf daher eines Gerichts, auf das die Staatsgewalt, die hier Partei ist, keinen unmittelbaren Einfluß ausüben kann. Sie berühren ferner so verschiedenartige Interessen, die Fäden der Zurechnung hierbei schlingen sich so lose und unscheinbar durch die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse und lassen sich daher so wenig im Buchstaben des Gesetzes feststellen, daß ihre sichere Verfolgung eine allseitige Bekanntschaft mit dem Weltverkehr voraussetzt, wie sie billigerweise den gewöhnlichen Gerichten nicht zugemutet werden darf, wo sich so leicht eine beengende stehende Praxis bildet, während die Verhältnisse des Lebens in jedem einzelnen Falle sich verschieden gestalten. Eine etwaige Trennung endlich der politischen Preßvergehen von Privatinjurien sei unausführbar, da jene keineswegs immer nur allgemeinen Tadel, sondern mehrenteils auch Personen betreffe, und daher mit Privatinjurien oft so verbunden seien, daß eine Unterscheidung unmöglich werde. Beiderlei Vergehen aber beruhten wesentlich auf allgemeinen konventionellen Vorstellungen, auf der öffentlichen Meinung; nur die Stimme der Nation könne demnach hier entscheiden, ein Gericht, das gleichsam als das sensorium commune der Gesellschaft erscheine. Allein man scheint hier zu übersehen, daß die Sünden der Presse in der Regel die der öffentlichen Meinung sind. Wenn daher Schwurgerichte hiernach eigentlich nichts anders als das Organ der öffentlichen Meinung sein sollen, so wäre denn auch hier — was man eben dort hinsichtlich der Regierung vermeiden wollte — von einer andern Seite wiederum Partei und Richter eins. Schwerlich wird man indes behaupten können, daß die Jury im französischen Sinn, wie sie hier gemeint ist, wirklich der Volksgesinnung entspreche, daß sie — worauf es doch eigentlich ankäme — jemals, nach dem Spruche: vox populi vox dei, gleichsam ein Gottesurteil darstelle. Allerdings erzeugt die Geschichte jeder Nation eine eigentümliche Volksansicht von den bedeutendsten Angelegenheiten ihres Zustandes. Dieses Volksgefühl aber richtig zu erkennen und im einzelnen praktisch zu deuten, ist immer nur Sache weniger, höchst aufmerksamer und gewissenhafter Denker gewesen. Was davon an die Oberfläche in dem öffentlichen Geschwätz zu Tage kommt, ist mehr oder minder in dem Schmelztigel der kurrenten Leidenschaften schon verwandelt; jene sogenannte öffentliche Meinung, sie ist kaum etwas anderes, als das „car tel est mon plaisir“ des vielköpfigen Publikums, dessen unzuverlässige Launenhaftigkeit längst zum allgemeinen Sprichwort geworden. Und kann man wohl erwarten, daß Geschworne, häufig von Parteien zu bestimmten Parteizwecken aus der Menge herausgegriffen, jederzeit tiefer gehen und diese Oberfläche, die ja eben ihre Vollmacht ist, verlassen werden? Gehört denn etwa weniger Mut dazu, dem Anathema der wie Stechfliegen immer auf denselben Punkt wieder zurückkehrenden Tagesblätter, als der Rüge einer Staatsbehörde Trotz zu bieten; und ist es zuletzt nicht dieselbe Tyrannei, ob ich nichts für die Regierung oder nichts gegen die Regierung schreiben darf? — Setzen wir nur z. B. den keineswegs undenkbaren Fall, die pietistische Partei würde allgemein verbreitet in Deutschland — wie es ja in England mit der Partei der Rundköpfe einst wirklich der Fall war — würde dann nicht von der öffentlichen Meinung, und also auch von der Jury, alle Heiterkeit als unheilig verdammt und der Poesie, Kunst und Gelehrsamkeit, wie eben damals in England, für Jahrhunderte eine barbarische Niederlage beigebracht werden? Dazu kommt notwendig hier auch noch die mit Schwurgerichten wesentlich verknüpfte Öffentlichkeit der Verhandlung in Betracht, wo die Sophistereien der Angeklagten und ihrer Verteidiger gar häufig eine wahre politische Lasterschule entwickeln. Man entfernt, wie billig, die Zuhörer, wenn von Unzucht die Rede ist. Aber es ist hier auch noch um eine andere höhere Sittlichkeit zu thun, um die fromme Genüge in der Menschenbrust, um jene deutschen Naturgefühle der Liebe, Treue und des Gehorsams, auf denen unsichtbar die Ordnung des Ganzen beruht. Alles dieses dürfte wenigstens gerechtes Bedenken erregen, so auf allgemeine Redensarten hin die Wohlfahrt des Ganzen und die Ehre, ja oft auch das ganze äußere Wohl des einzelnen, Schriftsteller oder Angegriffenen, allein auf jene wandelbare Willkür der eingebildeten öffentlichen Meinung zu setzen. Soll das Gericht in Preßangelegenheiten durchaus einen repräsentativen Charakter haben, so müßte diese Repräsentation mindestens vollständig sein, und nicht der öffentlichen Meinung oder, genauer gesagt, den Unternehmern der Tagesblätter allein, sondern gleichmäßig auch den unabweisbaren Interessen der Regierung sowie den Ansprüchen einer höhern wissenschaftlichen Bildung zu gute kommen. Am natürlichsten vielleicht entspräche diesen verschiedenartigen Forderungen eine aus allen Elementen der Gesellschaft gemischte unbesoldete Kommission, deren

Mitglieder zum Teil die Regierung aus der Zahl der Beamten, zum Teil die Landesuniversitäten sowie die Magisträte der Städte, wo die Kommission ihren Sitz hätte, aus ihrer Mitte erwählten und zwar jedesmal nur auf zwei bis drei Jahre, damit keine stehende Praxis sich bilde, und für jede Provinz des Landes, weil eine Menge von lokalen und persönlichen Beziehungen, welche den Fall eben erst strafbar oder straflos machen, nur in unmittelbarer Nähe erkannt und richtig gewürdigt werden können. Dieser Kommission müßte die Entscheidung zustehen, ob in dem vom öffentlichen Anwalt oder vom Verletzten zur Sprache gebrachten Falle wirklich ein Preßvergehen und gesetzlicher Grund zur gerichtlichen Klage vorhanden sei; wogegen die Abfassung des Strafurteils selbst den ordentlichen Gerichten um so mehr zu überlassen sein würde, als bei der an sich einfachen Anwendung des Gesetzes kein Spielraum für Willkür oder persönliche Ansichten mehr stattfinden kann.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit nochmals unsere Überzeugung auszusprechen, daß, wie die Verhältnisse dermalen liegen, weder Strafe noch Censur allein ausreichen, sondern einstweilen nur in der angemessenen Verbindung beider Maßregeln eine genügende Regelung sich darbieten dürfte. Denn die vielleicht zu erwartende Strafe wird bei den Zügellosen, die das Aufsehen und momentanen rauschenden Beifall als Broderwerb und höchstes Gut betrachten, viel eher in ein willkommenes Märtyrtum umschlagen, als sie von neuem Frevel abhalten; während anderseits eine allgemein rücksichtslose Censur die gesamte achtbare Klasse der Schriftsteller unnützerweise verletzt und eine Opposition der besseren ins Leben ruft, welche die ganze Maßregel in sich wieder unwirksam macht. Hält man daher, wie billig, einzig und allein den Zweck — Beseitigung des Mißbrauchs der Presse — fest und ehrlich im Auge, so wird die ganze Aufgabe darin bestehen, eine Beschränkung nur da eintreten zu lassen, wo sie durchaus nötig oder nützlich ist. Nun ist es aber namentlich die politische und politisch-kirchliche Schriftstellerei, welche ihrer Natur nach dem Mißbrauch vorzugsweise unterliegt, wenn die Verhältnisse und Begebenheiten ohne wissenschaftliche und historische Begründung an der Oberfläche willkürlich aufgefaßt und nach Partei-Ansichten durcheinandergeworfen werden; sie ist insbesondere heutzutage der wahre Tummelplatz, wo die Strohkränze jener wohlfeilen zweideutigen Berühmtheit zu erringen sind, und um so gefährlicher, je unmittelbarer ein solches gewissenloses Spiel die lebendigsten Interessen des Volkes berührt und aufreizt, ohne zu befriedigen. Man emancipiere daher ohne Rücksicht auf zufällige Bogenzahl die Wissenschaft und Kunst, sie möge den ausschließenden Inhalt ganzer Werke oder periodischer Blätter und Flugschriften bilden, ganz und unbedingt. Man unterwerfe dagegen gewissen gesetzlichen Kautelen und Beschränkungen die — ihrer Natur nach ohnedies eine rein wissenschaftliche Behandlung ausschließenden — Zeitungen, Tageblätter und Flugschriften, welche politische oder kirchliche Angelegenheiten der Zeit betreffen, insofern nicht etwa die bekannte Persönlichkeit oder das öffentliche Verhältnis des Herausgebers oder Verfassers schon an sich Gewähr leistet und eine Ausnahme rechtfertigt.

Endliche Auskunft hierin liegt ohne Zweifel ebensosehr im Interesse der Preßfreiheit als der Staatsregierungen. Möchte daher eine solche billige Einigung recht bald einen Zustand lösen, der, wie alle Anarchie, zuletzt notwendig zu völliger Verwilderung führen müßte!

Briefe Eichendorffs an August Reichensperger.

Mitgeteilt von **Heinrich Meisner.**

Die Briefe Eichendorffs an August Reichensperger, welche mir der Empfänger in liebenswürdigster Weise zur Veröffentlichung überließ, bringen freilich zur Charakteristik des Schreibers als Dichter nichts besonders Neues, sind aber geeignet, auf die Persönlichkeit des Mannes, welcher sie in späteren Lebensjahren abgefaßt hat, hübsche, neue Streiflichter zu werfen. Daß ein unermüdliches Streben nach neuem Schaffen Eichendorff auch noch in hohem Alter beseelte, geht klar aus den Briefen hervor; daß sein feinfühlender Sinn nach mancher trüben Erfahrung von den unerquicklichen Verhandlungen mit seinen Verlegern sich abgestoßen fühlte, das glauben wir gern dem Dichtergreise.

Zum Verständnis des einzelnen füge ich nach den Mitteilungen Reichenspergers selbst folgendes hinzu. Niemandem anders, als letzterem, gebührt das Verdienst, Eichendorff zu einer Geschichte unserer poetischen Litteratur veranlaßt zu haben. Die wiederholten Bitten des Freundes vermochten auf den Dichter zunächst keinen Einfluß zu üben; denn letzterer wendete stets ein, es widerstrebe ihm, zufolge gemachter Erfahrungen, mit Verlegern in Verhandlung zu treten, überdies habe er auch die in seinem Briefe vom 2. November 1855 bezeichneten Abhandlungen besonders veröffentlicht und könne sich deshalb zu einer Umarbeitung derselben nicht verstehn. Reichensperger riet, jene schlechthin dem neuen Werk einzufügen, und besorgte sogar einen Verleger. — Der in dem Briefe vom 17. Dezember 1856 abgestattete „Dank für den Merian" war dadurch veranlaßt, daß Reichensperger seine damals bei Weigel in Leipzig erschienene Schrift „Mathias Merian und seine Topographie" dem Dichter übersandt hatte.

Gerade so, wie der Briefsteller sich in unseren Mitteilungen giebt, war er im Leben; ihn begleitete stets eine fast an Schüchternheit grenzende Anspruchslosigkeit in seinem ganzen Verhalten und ein freundliches, im Urteil über andere stets mildes Wesen. Wenige Briefe sind aus der letzten Zurückgezogenheit des liebenswürdigen Greises uns erhalten geblieben; deshalb verdienen die von uns mitgeteilten ihren Platz vollauf neben den dichterischen Versuchen des jungen Romantikers.

Hochverehrtester Herr und Freund!

Vergebens hatte ich mich recht herzlich darauf gefreut, Sie in Berlin bei meiner Durchreise wieder zu begrüßen. Ich habe nemlich den vergangenen Sommer mit meiner Frau theils in Carlsbad, theils in Anhalt-Cöthen zugebracht, und bin soeben im Begriff, unser nächstes Winterquartier in Neisse in Schlesien zu beziehen, wohin mein Schwiegersohn Besserer versetzt worden ist. Allein meine arme gute Frau ist leider noch

immer so krank, daß ich hier so lange verweilen muß, bis sie sich zur Weiterreise nothdürftig stark genug fühlt. Da dieß aber hoffentlich sehr bald der Fall sein wird und Sie, verehrtester Freund, mich hier schwerlich mehr treffen dürften, so wage ich es, Ihre Güte schließlich mit einer Bitte in Anspruch zu nehmen.

Ich habe nemlich, wie Ihnen bekannt, jetzt eine Schrift über die gesammte deutsche Poesie unter der Feder, worin natürlich auch die Romantik besprochen werden muß. Nun ist aber mein früheres Buch „über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren Romantik in Deutschland" völlig vergriffen. Ich beabsichtige daher, den Inhalt dieses Buches wörtlich, mit den nöthigen Weglassungen ꝛc., als einen besonderen Abschnitt in mein neues Werk aufzunehmen, da es mir eine qualvolle und sehr unnütze Arbeit scheint, dasselbe noch einmal mit anderen Worten zu sagen. Der Verleger der Romantik, Liebeskind in Leipzig, welcher sämmtliche Exemplare an den hiesigen Antiquar Gutmann verkauft hat, will keine neue Auflage davon veranstalten und findet demnach gegen meine vorerwähnte Absicht (eigentlich eine neue Auflage) nichts einzuwenden. Auch Hr. Gutmann ist, nach einer mir schriftlich gegebenen Erklärung, damit einverstanden, insofern nicht etwa der Boromäus-Verein in Bonn, an welchen er seinerseits wieder alle Exemplare verkauft hat, etwas dagegen einzuwenden haben sollte, was er jedoch nicht vermuthet, da seines Wissens auch der Boromäusverein kein Exemplar mehr besitzt.

Hiernach würden Sie, verehrtester Freund, mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten, mir darüber Gewißheit zu verschaffen, ob auch der Boromäus-Verein zu der beabsichtigten Übernahme meiner „Romantik" in das neue Werk seine Zustimmung ertheile?

Hr. Gutmann meinte zugleich, daß vielleicht der Boromäus-Verein selbst den Verlag des neuen Buches über die deutsche Poesie unternehmen möchte, was mir ganz angenehm wäre. Ich habe aber bereits Herrn Schöningh in Paderborn das Versprechen gegeben, ihm den Verlag zuerst anzubieten. Es fragt sich indeß, ob ich mit ihm wegen der Bedingungen einig werden kann, und ob eventuell nicht dennoch ein Verlag durch den Boromäus-Verein sich mit Hrn. Schöningh auf irgend eine Art arrangiren ließe?

Das neue Werk „Die deutsche Poesie" würde in dem Format meiner Romantik nach meiner Berechnung wenigstens 500 Druckseiten enthalten und hoffentlich im April k. J. fertig werden. Meine Bedingungen aber wären jedenfalls: Zwölf Freiexemplare und dreihundert (300) Thaler und vor begonnenem Druck sogleich nach Übergabe des druckfertigen Manuscriptes zahlbar.

Die Theilnahme, deren Sie mich zu meiner großen Freude stets gewürdigt haben, läßt mich auch diesmal Nachsicht erhoffen, wenn ich Sie vertrauensvoll und ganz ergebenst um Ihre umsichtige und hülfreiche Vermittelung in dieser Angelegenheit zu bitten wage.

Meine Frau empfiehlt sich angelegentlich, ich aber bin und bleibe immer und überall mit innigster Verehrung

Euer Hochwohlgeboren

treu ergebener

Jos. v. Eichendorff.

Berlin, d. 2. Nov. 55.
Jägerstr. Schlossers Hotel garni.

Die gütige Antwort bitte ich nach Neisse in Schlesien (abzugeben beim Hauptmann v. Besserer) richten zu wollen.

Hochverehrter Herr und Freund.

Schon so lange habe ich die Freude ihrer mündlichen Zusprache entbehren müssen, daß ich ein rechtes Bedürfniß fühle, Sie wenigstens schriftlich wieder einmal zu begrüßen und mich in ihr Andenken zurückzurufen.

Meine Literaturgeschichte wird bereits gedruckt und wird wohl in kurzer Frist erscheinen, bei Schöningh in Paderborn, der sich dabei nobel und anständig benommen hat. Sie hatten die Güte, Herrn Manz darauf aufmerksam zu machen, wofür ich herzlich danke. Er hat mir demzufolge seinen Verlag angeboten, allein das Buch war damals schon im Druck begriffen, und so mußte ich den Antrag ablehnen.

Nach diesem vollbrachten Tagewerk aber sitze ich nun wieder rath- und thatlos. Müßig will und kann ich nicht bleiben. Der poetischen Produktionskraft darf man, wenn man an die 70 streift, nicht allzuviel mehr zumuthen. Calderons Autos werden gegenwärtig von Lorinser (Spiritual im Klerikalseminar zu Breslau) vollständig übersetzt und mit einem fortlaufenden Commentar versehen; der erste Band ist, bei Manz, bereits erschienen. Lorinser hat dazu in Spanien selbst gründliche Studien gemacht, die Sache ist demnach in guten Händen, und jedenfalls würden sich zwei gleichzeitige Übersetzungen unmöglich halten.

Ihre anregende Theilnahme, verehrtester Freund, hat mir schon so oft über den Berg geholfen, ja ganz allein auch meine Literaturgeschichte veranlaßt. Erlauben Sie daher, daß ich auch in meiner jetzigen Noth zu Ihnen meine Zuflucht nehme mit der herzlichen Bitte, mir aus ihrer gedankenreichen Umsicht irgend eine Arbeit andeuten zu wollen, die der Mühe lohnt und für mich paßt. Sie würden mich dadurch wirklich zu dem größten Danke verpflichten.

Werden Sie im November wieder nach Berlin gehen? Mir freilich nützt es leider nichts. Von Besserers Versetzung von hier und folglich auch der meinigen ist in diesem Augenblicke noch immer nicht die Rede. Gott gebe, daß wir an den Rhein kommen!

Alle die Meinigen — in deren Mitte leider meine liebe gute Frau fehlt — empfehlen sich bestens, ich aber bin und bleibe immerdar mit innigster Verehrung

Ihr

treu ergebener

Jos. v. Eichendorff.

Neisse, in Oberschlesien, d. 7. October 56.

Hochverehrter Herr und Freund.

Was werden Sie von mir halten, daß ich auf Ihr geehrtes Schreiben v. 19. Octbr. bis jetzt geschwiegen, ja sogar das mir gütigst mitgetheilte M. Kirchenblatt so lange zurückgehalten habe! Aber ich wollte ungeschickterweise durchaus das Erscheinen meiner Literaturgeschichte abwarten, deren Freiexemplare mir jedoch, wider alle Kleiderordnung, soeben jetzt erst zugekommen sind, nachdem das Buch sich schon geraume Zeit im Handel befindet. Zürnen Sie mir also nicht, verehrter Freund, und nehmen Sie nun Alles auf einmal: mein Buch, und meinen herzinnigsten Dank für den „Merian" und Ihren herrlichen Brief!

Das Buch gehört recht eigentlich Ihnen, denn Ihre lichtvolle Zustimmung hat mich zu der Arbeit ermuthigt, und Sie werden nicht umhin können, ein gut Theil der Verantwortlichkeit zu übernehmen, wo sie an Unkenntniß oder Alterschwäche laborirt.

Ihre Schrift über Merian habe ich mit großer Freude gelesen. Es ist wunderbar überraschend, wie die gleichen Überzeugungen und Gesinnungen in der Hauptsache überall dieselben Kämpfe und Erfolge erzeugen. Sie fechten ganz in dem Sinne für die Baukunst, wie ich für die Dichtkunst, und ich würde und müßte gerade ebenso über die erstere schreiben, wenn ich nicht auf diesem Gebiete leider ein so arger Stümper wäre. Sie werden auf diesem Ihrem Feldzuge sicherlich unter den Philistern noch große Niederlagen anrichten.

Ihr lieber Brief endlich war mir um so erfrischender, als dort der mir ertheilte Rat und meine eigenen Wünsche merkwürdigerweise einander begegneten. Sie haben das Gebiet, das Sie mir zugewiesen, so geistvoll, klar und scharf nach allen Richtungen hin umrissen, daß mir die ganze Aufgabe sogleich lebendig wurde. Und so will ich, obgleich Sie dabei meine Kraft und Bedeutung offenbar viel zu hoch angeschlagen, mich denn wohlgemuth an diese Rundschau machen, welche mit ihrer materiellen Unbegränztheit (nebst der ernsteren Zurüstung zu der großen Reise nach Jenseits) die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch bleiben, wohl ausfüllen wird.

Also nochmals meinen herzlichsten Dank für die treue und umsichtige Freundlichkeit, womit Sie auf meine Anfrage eingegangen sind.

Lorinser kenne ich nicht persönlich, aber seine Einleitung zu Calderon ist sehr tüchtig und zeigt wohl ein katholisches Herz; ich fürchte nur, das gutgemeinte, aber weitschichtige Unternehmen wird buchhändlerisch an der Stumpfheit des großen Lesepöbels scheitern.

Ich weiß nicht, ob ich letzthin schon erwähnt habe, daß ich in diesem Sommer die persönliche Bekanntschaft des Fürstbischofs von Breslau gemacht und seiner Einladung zufolge einige Wochen auf seinem romantischen Bergschlosse Johannisberg verlebt habe. Er ist ein durchaus wohlgesinnter Mann, der insbesondere die Absicht hat, den Clerus auch literarisch zu heben, und daher junge, in Kunst und Wissenschaft hervorragende Geistliche heranzuziehen und auszuzeichnen sucht, — bei gehöriger Vorsicht gewiß ein sehr zeitgemäßes Bestreben, denn mit dem bisherigen zaghaften Versteckspiel ist gegen den kecken Feind doch nichts Gescheites auszurichten.

Wir liegen noch immer hier vor Anker, aber mein Sinnen und Hoffen steht fortwährend nach dem Rhein. Sie dagegen stehen nun schon wieder im vollen Schlachtgetümmel. Nun, wir beide fechten im Grunde überall unter demselben höchsten Generalkommando, und so wollen wir denn auch, ich bitte herzlich, immerdar gute Gesellen bleiben.

Aufrichtigst
Ihr treu ergebener
Jos. v. Eichendorff.

Neisse, den 17. December 56.

Alle die Meinigen empfehlen sich bestens.

Hochverehrter Herr und Freund.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Mittheilungen vom 29. d. M. Ich habe bisher noch gar keine Rezension meiner Literaturgeschichte gelesen, da Neisse allerdings eine literarische Wüste ist, in der ich selbst überdieß fast ein Eremitenleben führe. Es freut mich denn doch, daß diejenigen, auf deren Urteil ich ein Gewicht lege, meinen guten Willen mit solcher Nachsicht anerkennen, obgleich ich eigentlich doch nichts gethan habe, als das, was so viele vor und mit mir dachten und meinen, öffentlich auszusprechen. Auch den närrischen Pudel aus Nro. 12 der literarischen Unterhaltung, den Sie so trefflich signalisirt haben, werde ich mir nun zu verschaffen suchen.

Mit großem Interesse habe ich Ihre Kammerkämpfe, namentlich wegen der Presse, fortwährend verfolgt. Ich kann nur wiederholen: wir beide streiten auf und um denselben Boden; und so will ich denn tapfer mitfechten, so lange meine Feder noch nicht ganz stumpf und abgenutzt ist. Bewahren Sie, verehrtester Freund, mir nur auch fernerhin Ihre lebendig anregende und ermutigende Theilnahme, doppelt erfreulich und tröstlich in meinem Alter, wo alle Jugendfreunde Abschied nehmen.

Alle die Meinigen grüßen herzlich, ich aber bin und bleibe immerdar mit aufrichtigster Verehrung

Ihr
treu ergebener
Jos. v. Eichendorff.

Neisse, d. 22. April 1857.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Von **Franz Muncker.**

Die Periode der romantischen Dichtkunst in unserer Litteratur liegt seit einem halben Jahrhundert abgeschlossen hinter uns. Die mannigfachen Umwälzungen im europäischen Staatenwesen seit 1830 haben, wie bei den übrigen Völkern, so auch bei uns den Charakter der gesamten litterarischen Produktion völlig umgemodelt, ja vielfach geradezu ins Gegenteil verkehrt. Die Wirkungen der Romantik sind deshalb noch nicht zu Ende; ihren Einfluß spürt auch unsere neueste Dichtung noch kräftig, wenn schon wir Moderne, die Dichter sowohl wie die Leser, der romantischen Natur dieses Einflusses uns nicht mehr so unmittelbar bewußt werden. Doch die ursprünglichen, alten Schöpfungen der echten deutschen Romantik sind uns jetzt fast alle fremd, unbekannt oder gleichgültig geworden; was heutzutage aus jener vergangenen Zeit noch gelesen wird, sind fast ohne Ausnahme Werke von Dichtern, die zwar von der Romantik in der oder jener Weise angeregt, aber in ihrem Zauberbanne nicht festgehalten wurden: von Uhland, Rückert, Chamisso, Heine, Immermann, Platen, Kleist und wie die zahlreichen Namen dieser Sänger weiter lauten. Die Werke der eigentlichen, unverfälschten Vollblutromantiker hingegen sind heute nahezu vergessen, nur für den geschichtlichen Forscher und für einzelne absonderliche Liebhaber nicht völlig verschollen. Von diesen echten Dichtern der romantischen Schule lebt nur einer noch wirklich im Geiste unseres Volkes, ziemlich der jüngste unter ihnen, Joseph Freiherr von Eichendorff.

Am 10. März werden es hundert Jahre, daß er auf dem Gute seiner Eltern zu Lubowitz in Schlesien das Licht der Welt erblickte; mancherlei Reisen, der Besuch mehrerer Universitäten in seiner Jugendzeit, dann die Teilnahme an den Befreiungskriegen, eine fast dreißigjährige amtliche Wirksamkeit im preußischen Staatsdienst an verschiedenen Orten, endlich ein letztes Jahrzehnt der Muße, bald in Preußen, bald in Schlesien, Mähren, Österreich, Sachsen, Anhalt oder Brandenburg zugebracht, gestalteten sein Leben äußerst wechselvoll; nahe seinem siebzigsten Geburtstage starb er am 26. November 1857 zu Neiße. Für die Poesie waren seine letzten zwanzig Jahre verhältnismäßig wenig ergiebig, desto fruchtbarer die vorausgehenden drei Jahrzehnte.

Eichendorff hat sich in den meisten Gattungen der Dichtkunst versucht, in der Lyrik, im kürzeren Epos, im Trauer- und im Lustspiel, im Roman und in der Novelle. Er hat überall Anerkennenswertes und Charakteristisch-Bedeutendes geleistet; aber auch von seinen Werken sind die meisten nun schon der Vergessenheit anheimgefallen. Die besten darunter jedoch, seine lyrischen Gedichte und die eine oder andere seiner Erzählungen, namentlich die humoristische Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, sind nicht nur bis jetzt ein teures Gemeingut des deutschen Volkes geblieben, sondern tragen auch noch für eine geraume Zeit der Zukunft eine frische, starke Lebensfähigkeit in sich. Bei diesen vollendetsten Gebilden der Eichendorff'schen Muse übersehen wir sogar, daß die künstlerischen, ja die gesamten geistigen Anschauungen, aus denen sie entsprangen, von den unsrigen wesentlich verschieden sind; willig verzichten wir auf die ästhetischen Grundsätze, Bedingungen und Erfordernisse, die wir sonst geltend zu machen pflegen, und folgen dem Dichter in seine Welt, die uns neu, mitunter vielleicht gar fremd ist, aber immer

Der verspätete Wander.

Wo werd' ich sein im künftigen Lenze?
So frug ich sonst wohl, wenn beim Hüteschwingen
Ins Thal wir ließen unser Lied erklingen,
Denn jeder Wipfel bot mir frische Kränze.

Ich wußte nur, daß rings der Frühling glänze,
Daß nach dem Meer die Ströme leuchtend gingen,
Vom fernen Wunderland die Vögel singen,
Da hatt' das Morgenroth noch keine Gränze.

Jetzt aber wird's schon Abend, alle Lieben
Sind wandermüde längst zurückgeblieben,
Die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränze,

Und heimwärts rufen mich die Abendglocken
Und in der Einsamkeit frag' ich ~~so~~ erschrocken:
Wo werd' ich sein im künft'gen Lenze?

Eichendorff.

Gedicht-Manuskript Eichendorffs aus seinen letzten Lebensjahren.

und überall sich uns als die echte Welt eines wirklichen Dichters erweist.

Sie ist vor allem ein Zauberreich der Phantasie, diese Welt. Eichendorff fragt nie viel darnach, ob das, was er darstellt, genau der Wirklichkeit, der geschichtlichen Wahrheit entspricht, ob es für den nüchternen Verstand wahrscheinlich ist; für ihn handelt es sich nur darum, daß seine Darstellung der künstlerischen Idee, die ihr zu Grunde liegt, gemäß, daß sie, im Lichte dieser Idee betrachtet, in allem und jedem wahr sei. Ist dies der Fall, dann mögen immerhin Gestalten und Mächte einer übersinnlichen Welt in die Handlung eingreifen, es mag die Novelle zum Märchen oder zur vollen Allegorie werden, in welcher uns bloße abstrakte Begriffe beseelt und personifiziert entgegentreten, oder es mag zwar alles seinen natürlichen Verlauf behalten, der Zufall dabei aber ein so ausgelassenes Spiel treiben, daß wir schließlich doch lauter wunderbare Abenteuer erblicken: den Dichter stört dies nicht und den Leser ebensowenig. Er gewöhnt sich bald an Eichendorffs Neigung, gespenstische, geisterhafte Elemente in seine Dichtung einzuweben oder wenigstens eine dämonisch-geheimnisvolle Stimmung über sie auszubreiten; er erkennt auch, daß die tiefe und ernste Symbolik, die Eichendorff mit allem verband, was er dichtete, eine solche Mischung des Wirklichen mit dem bloß Möglichen öfters geradezu wünschenswert machte. An Kühnheit der Phantasie ward Eichendorff überdies von manchem der älteren Romantiker übertroffen, nicht nur von E. T. A. Hoffmann, dessen geniale Verwegenheit in der Verknüpfung des Realen und des Imaginären ihn ja auch einigemale

zu schüchterner Nachahmung reizte. Auch Tieck, Novalis, Achim von Arnim, die gleichfalls unserm Dichter mehrfach zum Vorbilde dienten, setzten dem Flug ihrer Einbildungskraft keine engeren Grenzen. Aber, wie Adolf Schöll schon 1836 in einem inhaltsreichen und geistvollen Aufsatz in den Wienern „Jahrbüchern der Litteratur" bemerkte, Eichendorffs Phantasie ist mehr bildend, gestaltend, einfach, heiter, lebendig und belebend, während z. B. bei Novalis das sinnende Moment, die gedankenvolle, dunkle Spekulation überwiegt.

Wie die romantische Poesie überhaupt, so ist auch Eichendorffs Dichtung nach ihrem innersten Wesen tiefreligiös. Die grundsätzlichen Anschauungen, von denen sie ausgeht, und die Ziele, zu denen sie hinleitet, sind religiöser und zwar speziell christlich-religiöser Art. Meistens trägt das Christentum, das er als Dichter verherrlicht, eine allgemein mystische, ja selbst pantheistische Färbung; entschiedener aber als bei den meisten älteren Romantikern treten bei ihm auch des öfteren konfessionell-katholische Züge hervor. Sein gläubig-inniges Verhältnis zur Jungfrau Maria gewährt ihm Trost und Beseligung in der schwersten Trübsal; fromme Askese, mönchische Flucht vor der Welt oder gar den Eintritt in das Priestertum der streitenden Kirche preist er mehr als einmal als die sicherste und allein wahrhaft beglückende Rettung aus den Wirren des sündigen Erdenlebens. Auf das innigste jedoch hängt seine tiefe Religiosität mit seinem warmen Naturgefühl zusammen: aus allen Erscheinungen der Natur tönt ihm die Stimme Gottes entgegen, sie alle mahnen ihn an den verlorenen Himmel und an die fromme Pflicht des gläubigen Menschen, nach dem Wiedergewinn des ewigen Heiles mit sehnendem Eifer zu streben.

Die Ereignisse des menschlichen Lebens, die Empfindungen des menschlichen Herzens stehen bei Eichendorff nie für sich allein da, sondern erwachsen immer mitten aus einer reichen und frischen Anschauung der Natur. Wie der mittelalterliche Minnesänger die Schilderung seiner Gefühle stets an die Eindrücke, die er von der Frühlings- oder Herbstlandschaft bekommen hat, anknüpft, wie da die Blumen der Au und die Vöglein des Waldes notwendig zu dem Bilde gehören, das der Dichter von seinem Gemütsleben entwirft, so verfährt auch Eichendorff, nur weniger konventionell als der mittelalterliche Lyriker, und zwar nicht nur in seinen Liedern, sondern ebenso in seinen Erzählungen, ja stellenweise sogar in seinen Dramen. Die ganze, mannigfaltige Natur mit ihren tausend Gebilden und Erscheinungsformen wird ihm zum unversiegbaren Quell, aus dem er unablässig schöpft und schöpfend seine dichterische Kraft neu anregt und kräftigt. Alle diese Gebilde und Erscheinungsformen der Natur aber sind für seine phantasievolle Auffassung belebt, in reger Bewegung, ja beseelt, mit Bewußtsein und Willen begabt. Da lächelt die Sonne verschlafen wie eine wunderschöne Frau, die Lüfte fächeln, Strom und Wald und Au funkeln vor Wonne, Büsche und Bäche plaudern lustig, oder die Quellen klagen durch die Abendstille, und neckend blicken die Blumen aus dem Gras. Mit besonderer Vorliebe sucht dabei der Dichter jene Stimmungsbilder der Landschaft aus, welche der Romantik überhaupt mit ihrem sehnsüchtigen Schweifen in erinnerungsreiche Vergangenheit oder in die unbestimmte, hoffnungnährende Zukunft gewöhnlich zusagten. Die sternenhelle Sommernacht verbreitet ihren Glanz, friedlich und erhaben zugleich; mit mildem Schimmer überstrahlt der Mond das Thal mit dem grauen Schloß aus alter Väterzeit und weckt Träume von der Pracht ferner Länder, die mit dem Grauen des Morgens zerstoben sind, aber das trauernde Herz voll heißer Sehnsucht lassen; die Waldeinsamkeit umfängt den Schwärmenden mit ihren rauschenden Bächen, ihren roten und weißen Blumen, ihren schlagenden Nachtigallen; von Tönen wunderbarer Weisen erklingt die Luft, und wie im Traum tönt das Waldhorn durch die Nacht. Harmonisch unterstützt diese Stimmung der Natur und der Landschaft das Empfinden des menschlichen Herzens, dem das eigentliche Lied des Dichters gilt, oder steht in einem wirksamen Gegensatz dazu.

Am schönsten und am mächtigsten und am wahrsten spricht sich dieses Empfinden in Eichendorffs lyrischen Gedichten aus. Sie sind das reinste und edelste Erzeugnis der gesamten romantischen Lyrik in Deutschland, kühner, tiefer, leidenschaftlicher als Uhlands Gedichte, milder, heiterer, einheitlicher im Ton, von Dissonanzen freier als die Lieder Heines. Auch der herbste Schmerz, den das Herz erleidet: betrogene Liebe, der Verlust eines früh vom Tode weggerafften Kindes, ruft keine Töne des Grolles, des Hasses, der Verbitterung in Eichendorffs Poesie hervor. Nie klagt er verzweifelnd Gott und das Geschick an, nie entweiht er seine Leier zu Mißklängen des Spottes oder Hohnes; immer bleibt in ihm die Liebe lebendig, und sie giebt nur den Gefühlen sanfter Wehmut und inniger Sehnsucht Raum. Tief rührt oder leidenschaftlich ergreift uns dieser Gesang, der immer voll, unmittelbar und wahr dem Herzen entströmt ohne jede Verkünstelung oder logische Konstruktion. Sein Inhalt ist der ewige Inhalt der Lyrik, die Geschichte der menschlichen Seele in ihren wesentlichen Momenten; seine Formen deuten auf die mannigfaltigen Einwirkungen hin, die der litterarisch reich unterrichtete Dichter von älteren Vorbildern empfing. Er hatte sich an Goethes Liedern gebildet; für ihn hatten die vorausgehenden Romantiker nicht umsonst gesungen; die mittelalterliche Minnelyrik war ihm nicht fremd und gleichgültig geblieben; namentlich aber hatte er den allertiefsten Eindruck und die allerbedeutendsten Einflüsse von der altdeutschen Volksdichtung erhalten. Als junger Student hatte er zu der Sammlung deutscher Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn" und zu Görres „Volksbüchern" manches beigetragen; die Sprache, die Formen und Weisen, die ihm da vermittelt wurden, blieben ihm lieb und vertraut, so lange er selbst dichtete. Volkstümliche Töne schlug er immer am liebsten an; als Spielmann dachte er sich selbst gern, von Spielleuten und in ihrer Weise sang er; er verschmähte die einfachsten Worte und die schlichtesten Versmaße nicht und trachtete nicht selten sogar nach altertümlichen, volksmäßigen Ausdrücken und Redewendungen; aber hierin an Goethe hinreichend, vermochte er in diesen unscheinbarsten Formen das Tiefste des Seelen- und Geisteslebens auszusprechen, und andrerseits wußte er auch diesen einfachsten Worten und Weisen eine sinnlich berückende äußere formale Schönheit zu verleihen. Manchmal zwar sprang er ziemlich willkürlich mit dem Metrum und Rhythmus um; in seinen bessern Gedichten aber ist die Sprache seiner Verse an sich schon entzückende Musik. Kein Wunder daher, daß gerade seine Gedichte unsere besten Liederkomponisten zu nie erlahmendem Eifer angelockt haben.

Verhältnismäßig spät, erst 1837, traten Eichendorffs

Gedichte gesammelt in die Öffentlichkeit. Der Ruhm ihres Verfassers war damals längst über allen Zweifel erhaben, zunächst begründet durch seine größeren Versuche in künstlerisch erzählender Prosa. Ein umfangreicher Roman, „Ahnung und Gegenwart", hatte 1815 seine poetische Laufbahn eröffnet. Die Entstehung des Werkes geht in eine noch etwas frühere Zeit zurück, in die Jahre vor den Befreiungskriegen, und so spiegelt sich denn auch in dem Romane die trostlose Stimmung jener Zeit des Druckes ab. Goethes „Wilhelm Meister" und Arnims „Gräfin Dorlores" waren Eichendorffs wichtigste Vorbilder, die ihm eine Reihe von bedeutsamen Motiven und charakteristischen Einzelzügen liehen. Im Anschluß an sie suchte auch er ein buntes Bild der verschiedenen Gesellschaftskreise zu entrollen, voll seltsamer Abenteuer, voll Geheimnisse und Rätsel, die erst nach und nach im Verlauf der Geschichte aufgelöst werden, voll menschlich oder künstlerisch uns anziehender Gestalten. Er verstand es, anschaulich und fesselnd zu erzählen, und sicher, wenn auch etwas umständlich, zu charakterisieren. Ein reicher Gehalt von Geist, Phantasie, Empfindung, gelegentlich auch von Humor und Ironie war in dem Werke niedergelegt, viele der schönsten Eichendorffischen Gedichte an allen Orten in die Erzählung eingeflochten; am Schlusse ließ es jedoch die katholisch-asketische Anschauung des Verfassers zu keinem wahrhaft befreienden Ausblick in die Zukunft kommen. Seinem ganzen Wesen nach diesem ersten Versuche gleichgeartet war Eichendorffs zweiter, erst 1834 gedruckter Roman „Dichter und ihre Gesellen", von ihm selbst weniger zutreffend als Novelle bezeichnet. Nach denselben litterarischen Vorbildern angelegt, nach dem nämlichen Schema aufgebaut, brachte er auch im Grunde dieselben Tendenzen zum Ausdruck; in der Darstellung des einzelnen war die Kunst des Dichters freilich während der zwei Jahrzehnte, die zwischen ihm und der Vollendung des ersten Romans lagen, merklich gereift.

Bunte, bisweilen recht seltsam-unwahrscheinliche Abenteuer sind auch in allen richtigen Novellen Eichendorffs kühn und kunstvoll untereinander verwoben. Von der Strenge eines geschichtlichen Kostüms oder Kolorits ist selten viel zu merken; auffällige Anachronismen laufen selbst da mit unter, wo die Handlung in eine ganz bestimmte Zeitperiode verlegt ist. Sehr oft aber spielt die Erzählung allmählich ganz in das Gebiet des Märchens oder der Allegorie hinüber, und die Ironie oder die Satire stellt sich als letzte Absicht des Verfassers heraus; so in den Novellen „Viel Lärm um Nichts" (1833) und „Libertas und ihr Freier" (1849). Aber auch, wo das nicht der Fall, ist der letzte Sinn der Eichendorffischen Erzählungen fast immer ein symbolischer: der Dichter will uns gleichnisweise Aufschluß geben über dieses oder jenes Geheimnis der Kunst, über Fragen der Religion, des socialen Lebens. Die Anschauungen, von denen er dabei ausgeht, sind manchmal etwas einseitig, doch nie schroff oder gar verletzend. Die Darstellung ist förmlich in Poesie eingetaucht, anschaulich, klar, liebenswürdig, lebhaft, fesselnd, stellenweise durch starke Effekte fast dramatisch wirkend; die Hauptcharaktere treten überall plastisch deutlich hervor; die Schilderung der Landschaft, des Volkes und der äußern Zustände, aus denen die Geschichte erwächst, ist auf ein bescheideneres Maß als in den Romanen beschränkt, aber mit begeisternder Liebe und Schönheit ausgeführt. Erheiternd und erfrischend waltet in mehreren dieser Novellen ein köstlicher Humor, der uns an den regelmäßig wiederkehrenden Mißverständnissen, Verwechselungen und sonderbaren Erlebnissen, aus denen sich die meisten Erzählungen Eichendorffs zusammensetzen, stets neuen Geschmack und neues Behagen finden läßt. Nirgends ist das schöner ersichtlich als in der gemütvollen Idylle „Aus dem Leben eines Taugenichts". Wie der Charakter der Hauptperson, so ist die ganze Novelle von der liebenswürdigsten Heiterkeit erfüllt. Der Taugenichts ist ein naives Kind, oft unverständig, ja albern, oft ungezogen, aber seine Seele ist rein, sein Wesen voll Poesie. Gleich dem Genie lebt er wie ein Fremdling in der nüchternen Wirklichkeit, scheinbar unbeholfen, träumend, bloß genießend und vom Zufall willkürlich geleitet; in der That aber gewinnt er sich trotz all dieser vermeintlichen Passivität nicht nur unsere innige, liebevolle Zuneigung, sondern auch das Ziel, das seinen Wünschen zuerst wie ein unerreichbares Ideal vorschwebte.

Reiche Poesie, kühne Phantasie, frischer Humor, edle, kraftvolle, durchaus schöne Sprache zeichnet auch Eichendorffs Dramen aus; gleichwohl verdienen sie am wenigsten unter allen seinen künstlerischen Leistungen unbedingten Beifall. Es fehlt ihnen fast durchaus an der nötigen straffen Concision, an dem energischen Fortschritt, ja selbst an der Klarheit und Einheit der Handlung. Allzu viele und zu breite, teilweise auch zu locker angeknüpfte Episoden überladen die Haupthandlung und zerstören fast Scene für Scene den einheitlich-folgerichtigen Aufbau des Stückes und damit das Interesse des Lesers oder Zuschauers. Die Entwicklung der Schauspiele Eichendorffs ist trotz manchen glücklichen dramatischen Kontrasten und tragischen Konflikten vorwiegend epischer Art. Am stärksten fällt das bei seinem romantisch verworrenen und zerfahrenen Erstlingsversuch im Drama auf, dem ironisch-satirischen Märchen voll bizarren Witzes und Humors nach Tiecks Muster „Krieg den Philistern!" (1824), ebenso bei dem fünfaktigen Trauerspiel „Ezelin von Romano" (1828), das völlig unter dem Einflusse der Shakespeareschen und der Schillerschen Tragödien steht; aber auch das nach den gleichen Mustern aus verwandten Motiven besser komponierte Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg" (1830), ja selbst das feine und geistreiche shakespearesierende Lustspiel „Die Freier" (1833) und die derb-drastische Parodie der Schwärmerei für Walter Scott in der Farce „Meierbeths Glück und Ende" (1828) sind von dem Tadel einer gewissen undramatischen Breite und Zerfahrenheit nicht frei zu sprechen. Dagegen ist es dem Dichter auch in seinen Schauspielen ziemlich überall gelungen, sicher umrissene, charakteristisch bestimmte, mit individuellem und eigenartigem Leben erfüllte Gestalten zu zeichnen. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens verzichtete er auf die originale Schöpfung neuer Dramen und übersetzte statt dessen mehrere Stücke des spanischen Theaters, namentlich geistliche Schauspiele Calderons.

Dagegen trat er jetzt erst noch auf einem Gebiet hervor, das er früher nicht beschritten hatte: mit größeren erzählenden Gedichten. Drei Versuche dieser Art veröffentlichte er von 1853 bis 1857, „Julian", die im einzelnen wundervolle Darstellung des letzten Kampfes zwischen dem ersterbenden, durch einen geistreichen Gewalthaber künstlich neu belebten Heidentum und dem siegreichen Christentum,

die Märtyrergeschichte „Lucius“, christlich-tendenziös gefärbt, und zwischen beiden ein menschlich ergreifendes, künstlerisch schön ausgeführtes Familienbild aus der französischen Revolution, „Robert und Guiscard“, ebenfalls das Erzeugnis einer antirevolutionären, konservativen, doch von einseitigen Standesvorurteilen gereinigten Anschauung. Alle drei poetische Novellen schmückt gleichmäßig die sinnlich lebhafte, farbenprächtige Darstellung sowie die meisterhafte Kunst der Sprache und des Verses.

Auch wissenschaftlichen, ästhetisch-litterarhistorischen Arbeiten waren die letzten Jahrzehnte Eichendorffs gewidmet. Er schrieb 1847 „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“, ein Buch, das er 1857 fast um das Doppelte zu einer vollständigen „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands“ erweiterte. 1851 schloß sich daran „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“, 1854 „Zur Geschichte des Dramas“. Eichendorffs Standpunkt bei allen diesen Arbeiten war ein einseitig religiöser, richtiger christlich-katholischer. Für die geschichtliche Erkenntnis unserer Litteratur konnte er demzufolge nichts Bedeutendes leisten; denn er faßte die Erscheinungen derselben nie oder doch fast nie mit geschichtlicher Objektivität auf. Auch mangelte ihm vielfach das erforderliche Einzelwissen; er wurde so notwendig abhängig von größeren, fremden Vorarbeiten, besonders von Gervinus. Aber bei aller Willtür und allen Irrtümern in der Gliederung und Ordnung des Stoffes, in der Charakteristik von Zeitepochen und Autoren strotzen diese Schriften doch überall von geistreichen und fruchtbaren Bemerkungen, namentlich wo es gilt, moderne, der Romantik nahe stehende litterarische Persönlichkeiten zu schildern.

Die tendenziöse Färbung dieser letzten Werke Eichendorffs hätte leicht den Sänger und seine gesamten Schöpfungen dem größeren Teile seines Volkes dauernd entfremden können. Daß es nicht dazu kam, ist nur ein Beweis, wie tief seine Poesie bereits in den Herzen seiner Zeitgenossen Wurzel geschlagen hatte. Als echter Dichter hatte er selbst so gesungen, wie er es in unvergänglichen Versen von seinen künstlerischen Genossen verlangte, ohne unedle Mühe, ohne zu klingeln, zu gleißen und zu schielen, wahrhaft aus reinem Herzen und mit treuem Wollen, und so ward auch seinem Dichterwort jene rührende, erhebende und befreiende Wunderkraft verliehen, die dauernd jedem echten Kunstwerk innewohnt.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Zum Eichendorff-Jubiläum.

Der 10. März d. J., der hundertste Geburtstag Joseph von Eichendorffs, wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, die schöne und trostreiche Wahrheit erweisen, daß dieser edle und vornehme Dichter auch heute noch dem deutschen Gemüte als ein Liebling gilt und seine stillen Wirkungen zu üben fortfährt. Ein Beweis hiefür sind auch die Publikationen, welche zum Gedenktage vorbereitet werden und von denen wir hier zwei hervorheben wollen.

Die erste derselben gehört zu den Schriften der Görres-Gesellschaft, man weiß also von vornherein, daß es sich um eine Arbeit von streng katholischer Prägung handelt. Es ist dies eine Biographie und Charakteristik, welche den durch ähnliche litterarhistorische Arbeiten bereits bekannten Redakteur am „Westfälischen Merkur“ zu Münster, Heinrich Keiter, zum Verfasser hat. (Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen. Köln, J. P. Bachem 1887.) Schriften dieser Art finden nicht leicht eine ganz unbefangene Würdigung; wer auf demselben streng konfessionellen Standpunkte steht, pflegt ihr begeisterter Lobredner, wer ihn nicht teilt, ihr grimmiger Verkleinerer zu sein. Diese Extreme zu vermeiden hat der Kritiker, wenn irgendwo, so in dieser Zeitschrift die Pflicht, da ja dieselbe ihrem Programm nach keine andere Tendenz kennt, als jene, den Sinn für deutsche Dichtung und die Pietät für das echte Verdienst in weiten Kreisen zu pflegen und zu erhalten. Wir nehmen darum keinen Anstand auszusprechen, daß zwar die katholische Tendenz überaus deutlich hervortritt und daher manche Ausführung auch ganz unbefangene Leser zum Widerspruch reizen muß, daß diese Tendenz jedoch nirgendwo in Zelotismus ausartet, wie sie denn, um ein Beispiel hervorzuheben, den Autor nicht gehindert hat, den Bestrebungen des jungen Deutschland gegenüber viel unbefangener zu urteilen, als wir dies sonst aus den Stimmen dieses Lagers herauszuhören gewöhnt sind. Der biographische Teil ist mit großem Fleiß gearbeitet, wenn sich auch jene sorgliche Studie, welche der Gesamtausgabe von 1864 vorausgeht, nirgendwo überboten findet, und die ästhetische Würdigung im ganzen eine geschmackvolle.

Ein anderes Schriftchen läßt Eichendorff selbst zu uns sprechen; es liegt uns vorläufig nur in den Aushängebogen vor, wird aber zum Jubiläumstage sicherlich rechtzeitig in die Hand des Publikums gelangen. Dasselbe findet sich bereits auch an anderer Stelle in diesem Hefte erwähnt; der Titel lautet: „Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit dem Jugendporträt des Dichters. Leipzig, Amelang 1888.“ Es enthält zunächst eine Reihe von Jugend-Gedichten, welche bisher ungedruckt geblieben sind und deren Handschrift dem Herausgeber zugänglich war. Wie wertvoll dieser Teil der Publikation ist, mögen die fünf Lieder beweisen, welche das vorliegende Heft daraus entlehnt. Neben den von uns ausgewählten verdienen insbesondere „Reiselied“ S. 1, „Winter“ S. 33, „Der einsame Kämpfer“ S. 34, „Das Reh“ S. 48 als wahre Perlen Eichendorff'scher Lyrik bezeichnet zu werden. Aber auch vieles, ja das meiste andere, was uns hier aus dem ungedruckten Manuskript geboten wird, darf als eine durchaus erfreuliche Bereicherung des Schatzes, welchen das deutsche Volk an Eichendorffs Lyrik besitzt, bezeichnet werden und man darf es mit dem Herausgeber beklagen, daß ihm leider nur eben ein geringer Teil des Nachlasses zugänglich war, während der größere einem Geschick verfallen ist, welches man jedenfalls ebenso dunkel als seltsam nennen darf und über das sich nach den wenigen Andeutungen, die wir hierüber kennen, beinahe eine Novelle schreiben ließe, allerdings keine solche im Stile der Romantiker. Auch diesmal, wie so ziemlich überall, wo ein wertvoller Fund zu Tage tritt, war es ein Verdienst des Autographenhandels, daß mindestens einiges Wenige erhalten blieb. Neben den ungedruckten Stücken hat der verdienstvolle Herausgeber auch eine Nachlese aus bereits Gedrucktem geboten. Einzelne Gedichte, welche das vorliegende Heft aus verschollenen Quellen ans Licht gebracht, finden sich auch bei ihm, andere fehlen in seiner Sammlung, wogegen er vieles bringt, was uns entgangen. Neben den lyrischen Gedichten bietet das Heftchen auch ein bisher ungedrucktes dramatisches Fragment: „Eginhard und Emma“, sowie eine Reihe gleichfalls bisher ungedruckter Aphorismen, auf welche wir die Aufmerksamkeit ganz besonders hinlenken möchten, weil jeder einzelne dieser Sprüche thatsächlich ebenso geistvoll, als für unsern Dichter bezeichnend ist. Ein gleichfalls bisher unbekannter, höchst charakteristischer Brief an Löben macht den Schluß der wertvollen Publikation, welche auch durch ihre hübsche Ausstattung ihren Zweck, als Festschrift zum Gedenktage zu dienen, zu erfüllen geeignet ist.

Berlin. **Karl Emil Franzos.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

III. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. März 1888.





Der deutsche Teufel.

Von Karl Emil Franzos.

Wie kein Staubkorn, wenn es der Wind noch so wild und weit umherwirbelt, aus dem Erdkreis fällt, so kann kein Mensch abfallen von seinem Volke. Mag ihn fremde Hand oder das eigene Herz von der heimischen Scholle reißen — und wenn auch auf immer! —; mag ihn sein Wahn oder äußerer Zwang bewegen, sein Volkstum abzuthun und ein anderes einzutauschen; mag er selbst felsenfest glauben, daß er dies vollbracht — gelungen ist es doch nicht, ihm und keinem, nirgendwo und nimmer. Denn dagegen wirkt ein Gesetz in unserer Brust, welches uns bindet, ebensosehr wie das Gesetz der Schwere jenes Staubkorn. Die sichtbaren Bande kann man abthun, Sprache, Tracht und Brauch, aber tausend unsichtbare Fäden lassen sich nicht zerschneiden und es kommt die Stunde, wo sie fühlbar werden, wo des Abtrünnigen Herz, welches sie fesseln, in Scham und Reue zuckt. Und wie niemand sein Volksgefühl ganz abtöten kann, so kann auch niemand dem äußeren Einfluß entrinnen, welchen diese Zusammengehörigkeit auf sein Geschick übt. Freilich wirkt dieser Einfluß oft so unscheinbar, auf so tief verborgenen Wegen, daß er kaum der eigenen Erkenntnis klar wird, geschweige denn fremdem Blick. Aber auch er wirkt immer und überall, selbst auf den Armen, Beladenen, in dessen dunkles Leben der lichte Gedanke einer Volksgemeinschaft nie gedrungen, selbst auf den Stolzen, Mächtigen, den Glück und Geburt auf freie Höhe gestellt, fast schicksalslos, hoch über alle Bande, welche andere umschlingen. Und hat sich ein einsamer Sonderling von seinen Volksgenossen geschieden und in einem abgelegenen Winkel fremder Erde sein Geschick gestaltet, sonderbar und eigenartig, wie er selbst, es kommt doch die Stunde, wo jener Einfluß wirkt und sein Geschick wendet, leise oder gewaltig, zum Guten oder zum Bösen.

Es hat im Laufe allen Lebens wohl nur wenige gegeben, an welchen sich diese Wahrheiten so sichtlich, so stark und so seltsam erfüllt haben, wie an jenem Manne, von dem hier berichtet werden soll. Vielleicht wäre es auch ohne diese Beziehung lohnend, von ihm zu erzählen. Denn er hat in unsere Tage nüchterner Flachheit hineingeragt wie einer jener Felsen rätselhafter Herkunft, die man in manchen Gegenden mitten in der Ebene findet, und wie diese fremden, einsamen Riesen die verschiedensten Gesteinsarten vereinen, so war sein Charakter aus Güte und Roheit, aus Grausamkeit und Milde, aus Adel und Gemeinheit wirr zusammengefügt. Die meisten Menschen sind aus Staub und Steinen geknetet — er aus Gold und Schmutz. Wie er so eigen geworden, so hatte werden können, darüber haben die Unzähligen, die ihn kannten — drüben in der armseligen Landschaft des Ostens, in der er sich austobte — selten oder nie gegrübelt. Sie nahmen ihn hin wie einen rätselhaften, unheimlichen Dämon, an den kein irdisches Maß paßt, und nannten ihn darum kurzweg den „deutschen Teufel". Denn er war ein Sohn unseres Volkes, ein deutscher Fürstensohn. Wenn der riesige wetterharte Greis von diesem Beinamen sprach, strich er sich zornig den borstigen Schnauzbart: „Teufel! — meinetwegen! aber „deutsch"?! — ich will den Rackers austreiben, mich noch immer zu beschimpfen!" . . . Aber er trieb's den fremden „Rackers", unter denen er seine reiche Kraft vergeudete, den polnischen Edelleuten, ruthenischen Bauern, jüdischen Händlern, dann den österreichischen und russischen Offizieren sein Leben lang nicht aus, daß er ein Deutscher sei — und sich selber auch nicht: das hat sein Tod bewiesen!

Es war ein merkwürdiges Sterben — sein letzter Narrenstreich, meinten die Leute in Podolien; uns Deutschen muß es in hellerem Lichte erscheinen: als die selbstbewußte Sühne für die halb unbewußten Irrtümer eines ganzen langen Lebens. Und wie dieser jähe Tod, so rückt uns auch sein wirres

Leben in klarere Beleuchtung, wenn wir jene Beziehung festhalten, deren oben gedacht ist: das Verhältnis dieses Mannes zu unserem Volkstum. Wohl bleibt auch dann noch manches in seinem Wesen rätselhaft, Kleinliches und Äußerliches, aber die Hauptzüge werden verständlich. Wie eine liebvertraute Landschaft im Gewittersturm dem flüchtigen Blick fremd erscheinen mag, bis wir bei längerem Anschauen gewahren, daß nur die Beleuchtung ungewohnt, Berg und Baum jedoch die alten guten Bekannten, so blickt uns auch, je tiefer wir dieses Mannes Wesen zu ergründen suchen, durch alle Schleier entstellender Leidenschaften immer klarer das deutsche Gemüt entgegen, das gute, echte, tiefe Gemüt! Ja! an diesem wüsten, scheinbar so fremd gearteten Manne, an diesem „deutschen Teufel" waren die Teufeleien doch eigentlich nur Staubflecken, die ihm der scharfe Wind einer barbarischen Fremde angeweht, der Hauptzug war seine Deutschheit, auch in jenen Tagen, da er sich von seinem Volke gewendet. Vielleicht in jenen Tagen am meisten! Das klingt sonderbar, aber es ist doch so! Und wer sein Ohr darauf geschärft hat, mitten durch den wirren Lärm dieses scheinbar regellosen Erdentreibens das Klirren jener Kette herauszuhören, welche sich unerbittlich und unzerreißbar aus Ursachen und Wirkungen zusammengefügt und allem Menschenstreben, ihm selber unbewußt, die Wege weist, welche es gehen muß; wer sich die schmerzliche und doch tröstliche Erkenntnis erkämpft, daß weder blinder Zufall noch bewußter Wille unser Leben formt, sondern einzig die eherne Notwendigkeit: dem wird auch das Geschick dieses Mannes, obwohl scheinbar ein unerhörter Ausnahmefall, mehr sein als das eines einzelnen Menschen. Das Leben dieses fürstlichen Abenteuerers, dem flüchtigen Blick nur eine Folge toller Willkürthaten des Helden und nicht minder toller Schicksalslaunen, ist doch eigentlich im tiefsten Kern nichts anderes als ein Stück Geschichte des deutschen Volkes, und wer es recht erfaßt, der hört daraus trotz aller fremdartigen Zuthat den Ton eines bekannten Liedes herausklingen, eines alten, traurigen Liedes, das nun freilich gottlob für immer verstummt ist, des Liedes von der deutschen Schmach, die uns schwach, uneinig, hilflos gemacht und unsere besten, thatkräftigsten Söhne hinausgestoßen in die Fremde, daß sie da versumpften und verdarben. Dem einsamen Grabhügel in der podolischen Haide, unter dem dies heiße Herz ausruht, gebührt kein Denkstein der Verehrung, aber immerhin ein Kranz teilnahmsvoller Erinnerung.

Verlassen und einsam liegt dieser Hügel, ganz einsam, mitten in der unendlichen Öde der braunen Haide. Keine Straße, kein Pfad lenkt den Wanderer daran vorbei, nur die Schmuggler bergen sich hier von der Dämmerung bis zur Mitternacht, wenn sie über die nahe Grenze wollen, und an Sommertagen kommt vielleicht ein Hirtenknabe langsam mit seiner Herde gezogen, setzt sich auf den Hügel, bläst auf der Schalmei seine eintönigen, melancholischen Weisen und nickt endlich ein, eingeschläfert von der Hitze und der Stille, die über der Ebene brüten. Er ahnt nicht, daß es ein Grab ist, darauf er ruht — wie sollte er es auch erkennen? Hier blinkt kein Denkmal, hier hebt sich kein Kreuz, nicht einmal eine Holztafel, wie sie sonst auch dem Ärmsten in dieser Landschaft gegönnt ist. So hat nur die Haide selbst das Grab in ihre Hut genommen und es geschmückt, so gut sie gekonnt: auf dem Hügel blühen ihre armen duftlosen Blumen und ringsumher wächst dicht der Wachholder und der wilde Flieder. Heute findet wohl selbst das schärfste Aug' nicht mehr die Spur, daß hier einst Menschenhände den Boden aufgewühlt und einen Toten darin gebettet. Und doch sind es kaum achtzehn Jahre her! Am 5. September 1870, drei Tage nach Sedan, haben sie hier, ein Häuflein Offiziere, Russen und Österreicher, den „deutschen Teufel" heimlich bestattet.

Heimlich — im Morgengrauen — ohne Priester und Gebet, ganz wie er es selbst gewünscht. Das Gericht wurde dann hinterdrein verständigt, zunächst brauchte es nicht bemüht zu werden — war doch alles in Ehren abgelaufen! „In Ehren! in Ehren!" — so wiederholte wenigstens der dicke Rittmeister Stroganow von den Smolensk-Dragonern wohl ein Dutzendmale, weil ihm die sonstige Rede, die er hatte halten wollen, entfallen war. „In Ehren!" rief auch der junge Graf Wolkenstein von den österreichischen Trani-Ulanen und heftete dabei seine blitzenden Augen fest auf den blassen, eleganten Offizier, der am Fußende des Grabes stand. Das waren Seine Durchlaucht der Fürst Sergei Wassilewitsch Palusew, Oberst in der Petersburger Garde, Liebling des Czaren, Besitzer von Millionen. Ein reicher, kostbarer Pelz hing um die Schultern, aber es fror ihn doch in der kalten Morgenluft, denn er war bleich, sehr bleich, und zuweilen überflog seinen Körper ein leises Zittern. Er schaute nicht auf, er sah den feindseligen Blick des Grafen nicht, er starrte unverwandt auf den Holzsarg in der Grube. Und dabei hörte er unablässig, so sehr er sich dagegen sträubte, eine leise Stimme in seinen Ohren: „Du hast dich vor ihm gefürchtet, wie ein Bube vor einem

Manne. Deine Kugel hat ihm das Herz durchbohrt, aber wäre es umgekehrt gekommen, dann wäre der schlechtere Mann gefallen!"

Es war ein Duell gewesen; ein regelrechtes Duell mit ernster Veranlassung und geordnetem Verlaufe. Aber nur die aufgeklärten Leute in Ostgalizien und den angrenzenden russischen Gouvernements glaubten daran, daß ein irdischer Gegner den „deutschen Teufel" ins Herz getroffen. Und es giebt dort nicht viele aufgeklärte Leute. Die Bauern und die Bürger schüttelten den Kopf und bekreuzten sich, die Juden bekreuzten sich nicht, aber sie murmelten scheu jenen Spruch, der die „Unheimlichen" abwehrt, die Kräfte, die nicht von Gott sind und doch auf Erden wirken. Welches Ende der Greis genommen, darüber dachten sie freilich verschieden, wenigstens in den ersten Monaten, da sie ihn nicht mehr sahen. Nur so viel wußten sie: eine Kugel konnte es nicht gewesen sein — lächerlich das! der Mann war ja hieb- stich- und kugelfest gewesen, gefeit gegen alle Kräfte der Natur und der Menschen, keinem Ermüden, keinem Siechtum, keinem Altern unterworfen. Nun also meinten die einen: er war ein Teufel, sein Herr, der Oberteufel, hat ihn geholt — das ist alles! Anderen, der Mehrzahl, lag der Fall nicht so einfach: wer immer er war, er hatte ja auch Gutes gethan, Werke der Menschenliebe und des Erbarmens — das hätte er ja als Teufel schlechtweg nicht thun können und wollen! Wenn er aber kein Teufel gewesen und auch sicherlich kein Engel, weil er lästerlich fluchte, geschmuggelten Tabak rauchte und überaus viel trank, was sonst? Die Leute grübelten lange nach und stritten viel darüber, die Bauern am Sonntag in den Schnapsstuben, die Juden am Sonnabend in den Vorhallen der Synagogen. Wenn sich die öffentliche Meinung eines Landes so viel mit einer Angelegenheit beschäftigt, dann muß allmählich eine Klärung der Meinungen platzgreifen und die richtige Überzeugung zum Durchbruch kommen. Seit vielen Jahren wissen die Leute in Podolien, dies- und jenseits des Grenzflüßchens Podhorze, welches auf der Karte so grell durch die bunten Linien der beiden Kaiserreiche hervorgehoben erscheint, als schiede es zwei Welten, in der That aber ein unansehnliches Haideflüßchen ist, rechts und links dieselbe armselige Ebene und dasselbe Düster über den Seelen der Menschen — jetzt, sag' ich, wissen die Leute, wie es um den „deutschen Teufel" stand — ganz genau wissen sie es. Er war auch nur ein Mensch, sogar ein guter wackerer Mensch, aber er hat leider in seiner Jugend einen Pakt mit dem Teufel gemacht: „Du giebst mir Riesenstärke, Allgegenwart und Geld — ich dir meine Seele. Ich darf auf Erden thun, was ich will, auch Gutes — und wenn meine Zeit um ist, so darfst du mich zur Hölle holen!" Das sind aber nur die Grundzüge dieses Vertrages; manche Bauern setzen ihn so genau auseinander, wie wenn sie als erbetene Gerichtszeugen ihre Kreuzlein als Namensunterschrift darunter gemalt hätten. „Nun, da hat ihn eben der Teufel geholt!" schließen sie. „Es ist ewig schade, aber der alte Herr hätte es sich früher überlegen sollen!" Daneben giebt es aber auch Leute, die ihn wieder gesehen haben: in dunkler Nacht am Kreuzweg, das greise, düstere Haupt stolz erhoben, die kurze Pfeife im Munde, dasselbe Reitergewand und derselbe Schimmel, ganz wie im Leben, aber aus den Nüstern des Schimmels brach schwefliges Feuer — es war ein Höllenroß . . .

In einem Menschenalter wird er nur noch in dieser Gestalt fortleben und man wird vergessen, daß er einst wirklich auf Erden gewesen. Und dann, nach hundert Jahren, kommt irgend ein Forscher, der die Sage aufzeichnet, und irgend ein Gelehrter, der sie deutet: „Die merkwürdige Sage vom „deutschen Teufel", die sich im podolischen Landvolke findet, läßt sich schwer erklären. Es ist dies ein Gespenst in Menschengestalt, welches in Sturmnächten auf feurigem Roß über die Erde dahinbraust. Das einfachste wäre wohl, darin eine Personifikation des Blitzes zu erblicken, worauf auch der Glaube hindeutet, daß der „deutsche Teufel" oft jählings den Bösen und Ungerechten vernichtet, weil ebendasselbe in jenem Gau auch vom Blitze erzählt wird. Aber woher der Name? Ich für mein Teil bin überzeugt, daß die Goten bei ihrem Durchzug durch die Karpathenländer den Eingeborenen auch einiges von ihrem Götterglauben mitgeteilt. So ist denn wohl der „deutsche Teufel" der Podolier kein Geringerer als der altgermanische „Thor", und der Name deutet auf die längst verschüttete nationale Quelle dieses Volksglaubens. Ich unterbreite die Hypothese dem Urteile meiner Herrn Fachkollegen" . . . Und sie werden des Weiten und Breiten darüber sprechen, die Herren Fachkollegen; sie haben sich in solchen Dingen selten vergeblich bitten lassen . . .

Du armer Fürstensohn vom Rhein! ich fürchte, du wirst in gar sonderbarer Weise unsterblich werden: durch die vergleichende Mythologie . . . Ob dir dies nicht in anderer Art möglich gewesen wäre, vielleicht sogar in der Geschichte deines eigenen Volkes? — Wer wüßte das zu entscheiden! Aber wenn man erwägt, wie du einst gewesen, gut und stolz, stark und thatkräftig; wenn man erwägt, wie du als Jüngling gewesen . . .

Doch davon später! Hier muß ja zunächst berichtet werden, wie der Mann zu solcher Rolle im Volksglauben gekommen. Denn wohl liegen die Nebel des Aberglaubens über jenen Menschen so dicht und düster, wie der graue Haiderauch im Herbste über ihrer Ebene liegt, aber selbst auf diese rohen Gemüter mußten besondere Gründe eingewirkt haben, ehe sie dazu kamen, in diesem alten kaiserlich-königlichen Reiterobersten des Ruhestandes einen Dämon zu erblicken. —

In der That, es waren besondere Gründe. Nur das Augenfällige sei zunächst hervorgehoben: die Gestalt, die Lebensweise und die Art, wie er mit den anderen um ihn her Verkehr gepflogen. —

Abenteuerlich, phantastisch war schon seine äußere Erscheinung, sein An- und Aufzug. Die Natur hatte ihm Riesenkraft und Riesengröße gegeben, weithin überragte er die Eingeborenen, welche kaum mittleren Schlages sind, gleich allen Slaven der Ebene. Wie ein Hecht unter Häringen stand er in ihrem Kreise; nicht bloß hoch, sondern auch von stattlicher Breite; die Glieder gigantisch, die Hände hart und rauh, wenn auch auffallend klein und wohlgebildet. Das war das einzige, was auf seine vornehme Abkunft deutete, die Züge waren nicht „aristokratisch", mindestens nicht im üblichen Sinne des Worts, sofern man eben dadurch nur Feinheit, Glätte oder Hochmut zu bezeichnen beliebt. Aber in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen, könnte kein anderes Wort dies Haupt und Antlitz schärfer charakterisieren; das waren wirklich die Züge eines Herrschenden, der kraft seiner Eigenart gebot, nur eben deshalb, weil er stärker an Leib und Willen war als die übrigen. Gleichgültig und unbewegt mag wohl kein Mensch geblieben sein, wenn er in dieses Mannes Antlitz geschaut, besonders in den späteren Jahren, als Zeit, Klima und Leidenschaft es immer herber geprägt. So herb und scharf, daß fast alle Leute denselben Eindruck hievon empfingen; nur daß sie dann freilich, jeder in seiner Art, verschiedene Worte und Bilder brauchten, um ihn zu schildern. „Wie ein Löwe", hörte man häufig in den Synagogen; nicht etwa deshalb, weil sich unter den polnischen Juden zahlreiche Löwenjäger oder auch nur Menagerie-Besucher finden, sondern weil der Talmud dies Tier so oft als Sinnbild der Wildheit und Stärke nennt. „Wie Gott Vater", sagten die Bauern und dachten dabei an die Bilder in ihren Dorfkirchen, wo Jehova als ein alter, hoher, wohlbeleibter Herr mit langem weißem Bart und Haar abgebildet ist, rotbackig, aber mit finsterem Blick und gewöhnlich einen russischen Kantschu in der Faust, mit dem er einen nackten Jüngling bearbeitet. Denn die Kunst soll moralisch wirken und darum findet sich in jeder Kirche die Austreibung Adams aus dem Paradiese. „Wie Gott Vater" — dieser Vergleich paßt schon besser, aber das bezeichnendste Wort hat mir einmal mein Freund Iwon Megega, der Dorfrichter von Biala, gesagt: „Er hat ausgesehen, wie Gott Vater, wenn sich dieser als Hajdamak sein Brod auf Erden hätte verdienen müssen." Nun bezeichnet „Hajdamak" einen Auswürfling der Ebene, der sich rastlos in den Bergen herumtreibt und sein Brot erwirbt, wie er kann, kurz nicht viel Besseres als einen wilden Strolch. So unerhört nach dieser Erläuterung der Ausspruch des guten Iwon klingen mag — er giebt den Eindruck dieser Züge annähernd wieder, denn in ihnen waren zwei ungeheure Gegensätze vereint: Ehrwürdigkeit und unheimliche Wildheit. Ganz verwischten sie sich nie; im Lächeln blieb die Wildheit, im Zorn die Ehrwürdigkeit auf diesem stolzen Antlitz. Ich sage dies aus eigener Kenntnis, obwohl ich den „deutschen Teufel" nur zweimal gesehen und zuerst in einer Lage, welche schlecht zu ruhiger Betrachtung taugte.

Das war in meiner Knabenzeit, an einem glühheißen Augusttag, unweit des Städchens Barnow und am Ufer des Sereb. Es ist dies ein stilles, träges Flüßchen, welches seine Wogen langsam von Nord gegen Süd wälzt, aus dem Brodyer Haidelande dem Dniester zu; ein melancholisches Gewässer, welches trefflich zu dieser Landschaft paßt und zu ihren Bewohnern. Rasch und lustig ist es nicht einmal in seiner Kindheit: langsam rinnen die Wasser aus einem tiefen Weiher hervor und wallen in breitem Bette so langsam, daß das Auge die Strömung kaum gewahren kann; in dieser Landschaft scheint alles stille zu stehn, sogar der Fluß. Ganz ohne Reiz ist übrigens der Sereb nicht; wer seinen Lauf von einem der niedrigen Hügel überschaut, wird die weit ausgegossenen Wogen, an beiden Ufern von breiten Bändern gelber und weißer Sumpfblumen umsäumt, vielleicht sogar schön finden, aber diese Schönheit ist manchem gefährlich geworden — ich sollt' es an jenem Tage mit ansehen. Da gingen wir, einige sieben- bis achtjährige Knaben, mit unserem Lehrer den Fluß entlang und prügelten uns unaufhörlich; der Mann, ein Handschuhmachergeselle aus Sachsen, der auf seiner Wanderschaft nach Barnow gekommen und dort in Ermangelung stärkerer Träger deutscher Kultur ein Jugendbildner geworden, nannte dies „Anschauungsunterricht im Freien" und pflegte sich zu solchen Gängen so ausgiebig zu stärken,

daß er alle Schönheit doppelt sah. Der besondere Schutzengel, der über Kindern und Betrunkenen wacht, hatte bisher uns alle während dieser kuriosen Lehrstunden vor dem gefährlichen Ufer bewahrt, diesmal aber geriet ein schöner blondlockiger Junge plötzlich in den Sumpf hinein, aus Übermut oder um eine der großen dunkelgelben Blüten zu brechen; als wir ihn gewahrten, war er schon mitten darin und schnellte, da ihn der Boden nicht trug, das leichte geschmeidige Körperchen an den Weiden immer weiter dem Wasserspiegel zu. Da aber, etwa fünfzig Schritte vom Festland, zehn von dem Flusse, blieb er stecken und begann vor unseren Augen langsam zu sinken. Wir erhoben allesamt ein furchtbares Jammergeschrei, am lautesten schrie unser plötzlich nüchtern gewordener Mentor; wie aber zu helfen sei, wußten wir allesamt nicht. Die Sache lag verzweifelt; schon war das arme Kind so tief gesunken, daß wir kaum noch das Blondhaar zwischen den Gräsern hervorschimmern sahen, da erhob sich plötzlich auf der lichten rötlichen Haide am gegenüberliegenden Ufer ein dunkler Schatten und kam näher und näher; unser Lehrer gewahrte ihn zuerst und schrie durchdringend auf; es war ein Reiter auf weißem Roß ... Was nun folgte, währte vielleicht nicht dreimal so lang, als ich brauche, es zu erzählen. Der Reiter hält am Ufer drüben, hält die Hand vor die Augen, wie um besser zu sehen; dann winkt er uns zu, wendet sein Pferd und fliegt wie der Wind den Fluß empor, das Ufer entlang, bis zu einer Stelle, wo das Sumpfland schmal ist. Dort nimmt er einen Anlauf und sprengt in einem ungeheuren Satz ins Flußbett hinein; das Pferd überschlägt sich und wirft ihn ab, er taucht empor, faßt die Zügel und schwimmt neben ihm her, immer näher an uns heran. Endlich ist er an der Stelle, wo der arme Knabe sich im Schlamme abmüht, kriecht glatt auf dem Bauche dicht an ihn heran, umspannt ihn, reißt ihn empor, legt sich das Kind flach auf den Rücken und kriecht wieder, wie ein Krebs, rücklings bis ans Wasser heran. Hier nimmt er den Knaben auf den Arm, schwingt sich aufs Pferd und läßt sich von dem halb schwimmenden, halb schreitenden Tier den Fluß hinabtragen. Wir laufen ihm nach, in derselben Richtung, dem Städtchen zu. Am Schwimmbade, wo der Schlamm ausgehoben ist, gewinnt er das Ufer wieder und kommt uns entgegen. Ein furchtbarer Anblick — Roß und Reiter von Schmutz starrend, der mächtige Weißbart ans Gewand geklebt, aber ich sehe alles wie durch einen Schleier, nur eines glaube ich noch heute zu fühlen — den Zornblick der blauen Augen, wie er sich auf uns und namentlich auf unseren käsebleichen Mentor richtet. Er reicht ihm den Knaben herunter, der nun erst laut zu heulen anfängt. „Wir sprechen uns morgen“, sagt er dem Lehrer, wirft das Pferd herum und verschwindet in der Haide.

Am nächsten Morgen fehlte nicht bloß der blonde Wladyk, den zum Glück nur ein gewaltiger Schnupfen abhielt, sondern auch unser Lehrer im Schulzimmer. Der Fürst hatte sein Versprechen wahr gemacht und mit ihm gesprochen. Von seinem Rettungswerke hinweg war er, schlammbedeckt und bis auf die Haut durchnäßt, nach Tluste geritten, hatte sich dort in seinem Absteigquartier umgekleidet, war zum Abendessen an der Offizierstafel in Jagielnica erschienen, hatte die Nacht über mit den Herren „Färbel“ — ein aufregendes Hazardspiel — gespielt, war aber, ganz gegen seine Gewohnheit, schon um vier Uhr morgens vom grünen Tisch aufgestanden: er habe in Barnow ein Geschäft. Dort kam er nach fünf Uhr an, weckte unseren Sachsen aus dem Morgenschlummer und lud ihn zu einem Spaziergang am Sered ein. Als sich der erschreckte Mann weigerte, zwang er ihn mit vorgehaltener Pistole, sich sogleich anzukleiden und mit ihm zu gehen. So passierte das seltsame Paar die noch unbelebten Straßen der Stadt, voran der an allen Gliedern zitternde Schulmeister, hinter ihm der „deutsche Teufel“, den Finger am Drücker der Pistole. Als sie an jene Stelle kamen, wo sich tags zuvor die schreckensvolle Scene abgespielt, sagte der Fürst mit sehr ruhiger, aber auch sehr entschiedener Stimme: „Herr Schullehrer, holen Sie mir die gelbe Blume da!“ Er deutete auf eine Blüte, die etwa zehn Schritte vom festen Boden ab wuchs. „Erbarmen!“ flehte der Sachse, „dort versinke ich ja!“ — Der Fürst hob zur Antwort nur die Pistole, bis der geängstigte Mann in den Sumpf hineinwatete und die Blume brach. Zurück konnte er nicht, das Moor hielt ihn fest. In dieser Lage beließ ihn der Fürst einige Minuten, bis er an die Kniee eingesunken war, dann half er ihm selbst wieder heraus. „So — o“, sagte er zu dem halb ohnmächtigen Menschen, der an allen Gliedern zitterte, „das war mein ‚Anschauungsunterricht im Freien.‘“

Zum zweiten- und letztenmale habe ich den „deutschen Teufel“ neun Jahre später wiedergesehen, im Juli 1865. Ich fuhr zum Besuche eines Kollegen mit einigen Freunden in einem Lohnwägelchen die staubige Heerstraße dahin, welche aus dem podolischen Tiefland gegen Tarnopol führt. In einem Dörfchen am Wege — Bossowka, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht — herrschte sichtlich große

Bewegung; um die Dorflinde vor der Schenke standen heftig gestikulierende Gruppen; aus den Hütten, bei denen wir vorbeifuhren, traten Männer und Weiber den Weg zum gleichen Ziele an. „Was giebt's im Dorfe?“ fragten wir. Ein eisgraues Männchen trat an den Schlag heran und winkte uns vergnüglich zu. „Unsern Pfarrer wird heute der Teufel holen!“ sagte er behaglich. „Das giebt's!“ Mit der Blumensprache des Ostens vertraut, deuteten wir dies dahin, daß der Pfarrer von Bossowka unbeliebt sei und auf dem Sterbebett liege. Im Marktflecken Trembowla aber, wo wir eine Stunde später zur Mittagsrast eintrafen, erfuhren wir den Sachverhalt. Im Hofe des Wirtshauses führte ein Reitknecht einen prächtigen Schimmelhengst auf und nieder. „Das ist das Pferd des „deutschen Teufels“,“ flüsterte uns der Wirt zu, „er hat es sich telegraphisch aus Skalat herbestellt, damit er schneller nach Bossowka kommt, wohin ihn die Bauern gegen ihren Pfarrer berufen haben. Seit fünf Tagen liegt dort ein Toter auf der Bahre und der Pfarrer will ihn nicht begraben, weil er mit der Gemeinde über seine Gebühren im Prozeß liegt.“ — „Warum wenden sich die Leute nicht an den Bezirkshauptmann?“ — „Wer wird,“ erwiderte der Jude überlegen, „den Bezirkshauptmann rufen, wenn er ihn rufen kann?“ Wenige Minuten später kam der Gewaltige herangebraust wie ein Sturmwind, er hielt vor dem Hause, das Pferd, von dem er abstieg, war schaumbedeckt. Ich könnte sein Antlitz zeichnen, so klar steht es vor mir: das kahle Haupt, die mächtig tiefgefurchte Stirne, Backenknochen und Kinn wuchtig vorspringend, die Nase kühn und frei geschwungen, der weiße Bart in zwei Wellen bis an den Gürtel herabflutend. Wahrlich, „wie Gott Vater“ — und doch mußte ich an Iwons Wort vom Hajdamaken denken. Das bewirkten diese stahlblauen, durchdringend blickenden und doch unstäten Augen und das fortwährende Zucken in den Zügen; auch die Kleidung wirkte befremdend: Stulpenstiefel, Lederhose, ein braunes, abgetragenes Tuchwams mit breitem Ledergurt, an dem eine Pistolentasche hing, auf dem Haupte eine Tuchmütze. „Wein!“ rief er dem Wirt zu, reckte die Glieder und bestieg das bereitgehaltene Pferd. Regungslos stand es unter der gewohnten Last; unheimlich aber war die Unruhe des Reiters; die Stirne furchte und entfurchte sich, die Lippen preßten sich aufeinander und öffneten sich wieder, die Augen aber blickten wild und groß umher und starrten dann wieder fast gläsern, wie gebrochen unter den matt herabhängenden Lidern. Hier glimmt ein Feuer, empfand jeder, Gnade dem, gegen den es auflokt. Der Wirt brachte die entkorkte Flasche und ein Glas; der Fürst griff nur nach der Flasche, leerte sie in einigen mächtigen Zügen fast bis zum Grund und schmetterte sie auf die Steinfließen des Hofes, daß sie zerschellte. Dann warf er dem Wirt die Bezahlung zu und stürmte davon. Wir sahen ihm bange nach — wie einem Blitzstrahl, der treffen muß . . .

In der That hat er an jenem Tage furchtbares Gericht gehalten; es wird in Podolien noch lange unvergessen bleiben. Er reitet in Bossowka ein, von den Bauern mit betäubendem Urrahah empfangen. „Ist das Grab bereit?“ fragt er. — „Längst!“ — „Dann grabet sofort ein zweites, dicht daneben!“ — „Herr, wir haben nur einen Toten.“ — „Thut, wie ich befehle!“ — Dann reitet er zum Pfarrer, der erschreckte Mann weigert sich nicht, legt sein Ornat an, segnet die Leiche im Hause ein und begleitet sie zum Friedhof; es ist ein seltsamer Leichenzug; hinter dem Sarge reitet der Fürst, die Pistole in der Hand, ihm nach drängen die wild erregten Bauern. Nachdem die Zeremonie auf dem Friedhof beendet, der Grabhügel geschichtet ist, wendet sich der Fürst zum Pfarrer. „Hochwürdiger Herr, Sie sind, Ihre Weihen in Ehren, ein Lumpenhund. Sie haben Ihren Prozeß mit der Gemeinde durch eine Erpressung gewinnen wollen. Sie haben sich geweigert, den Toten zu begraben, ich will es mit dem Lebenden thun. Sie werden jetzt in das andere Grab hier gelegt werden, ob es zugeschaufelt wird oder nicht, hat die Gemeinde zu entscheiden.“ Der Pfarrer wirft sich ihm zu Füßen; sein Flehen ist vergeblich; die Bauern werfen ihn auf des Fürsten Befehl in die Grube. Nun eröffnet der Fürst die Verhandlung — es wird dafür und dagegen gesprochen; nach einer halben Stunde entscheidet der Fürst: „Wir schenken ihm das Leben“, und läßt den Unglückseligen, der vor Todesangst fast wahnsinnig geworden, wieder hervorholen.

Als dies im Lande ruchbar wurde, meinten viele, daß nun die Gerichte doch gegen den „deutschen Teufel“ einschreiten würden. Sie thaten es auch diesmal nicht, ebensowenig wie in anderen, sehr grellen Fällen. Wo kein Kläger, dachten sie wohl, ist kein Richter, und eine Klage ist meines Wissens gegen den gewaltthätigen Mann niemals eingelaufen, sicherlich nur deshalb, weil er nicht bloß Furcht, sondern auch Ehrfurcht einflößte, Ehrfurcht vor dem gesunden, nie trügenden Gerechtigkeitsgefühl, mit dem er seines freigewählten Amtes als Volksrichter waltete. Seine Handlungen waren immer eigenmächtig, fast immer brutal, nicht selten grotesk, ja un-

geheuerlich, aber niemals ungerecht, obwohl Verschulden und Strafe zuweilen in argem Mißverhältnis standen. „Womit du gesündiget, damit sollst du gestraft werden" — dies war, wie wir an unserem durftigen Kulturträger und dem habgierigen Pfarrer gesehen, sein leitender Gedanke, und ähnliche Rechtssprüche hat er zu Dutzenden gefällt und selbst vollstreckt.

Da lebte im Kolomeaer Kreise ein knickeriger und hartherziger Gutsbesitzer, der seinen Bauern, obwohl ihm nach Aufhebung der Dominial-Gerichtsbarkeit jedes Recht dazu fehlte, dennoch, seinen vormärzlichen Gepflogenheiten gemäß, bei dem geringsten Verschulden eine bestimmte Anzahl Stockstreiche versetzen ließ. Eines Tages läßt sich der „deutsche Teufel" bei ihm für den nächsten Sonntag zum Mittagessen anmelden; das wundert den Mann, da er den Fürsten nur flüchtig kennt, wurmt ihn auch, weil er seinen Ungarwein kaum sich selbst gönnt, geschweige denn anderen; doch zwingt er sich zu einer guten Miene und lädt obendrein noch einige Nachbarn ein, um des Alleinseins mit dem nicht immer behaglichen Gaste überhoben zu sein. Die Herren erscheinen; zuletzt reitet auch der Fürst ein, diesmal in seiner Galauniform als Dragoneroberst und von zwei Reitknechten begleitet. Das Mahl verläuft sehr heiter, nur der Hausherr fühlt sich bei den vielen Toasten des Fürsten etwas unbehaglich, da dieser ihn rastlos, in immer neuen Wendungen, als „Vater seiner Unterthanen" feiert, wobei die anderen Herren ironisch zustimmen. Nach dem schwarzen Kaffee wünscht der Fürst die „berühmte Bank" zu sehen, wo die Bauern gehauen würden. Der Hausherr weigert sich, muß aber, da auch die andern Herren beistimmen und der Fürst immer dringlicher wird, die Gesellschaft in die Scheune führen, wo auf sein Geheiß schon so viele Hiebe verabreicht worden, gewöhnlich in der altehrwürdigen k. k. Militärzahl — fünfundzwanzig. Da steht die Bank mit den Ledergurten zur Festhaltung des Körpers, auch die Haselstöcke liegen bereit. „Das müssen wir probieren," sagt der Fürst, winkt seinen Reitknechten, läßt den Gutsbesitzer festschnallen und ihm auf seiner eigenen Bank ‚fünfundzwanzig' aufmessen, während die anderen Gäste sich entfernen oder doch nichts zur Rettung des Hausherrn zu thun wagen. Der Mann hat von jenem Tage ab die „berühmte Bank" nie wieder benutzt. Nicht ebenso drastisch, aber gleich empfindlich strafte der Fürst eine Dame des Zloczower Kreises für ihren Adelshochmut. Baronin Sz. hatte einem trefflichen und begüterten Manne die Hand ihrer Tochter trotz der innigen Herzensneigung des jungen Paars nur deshalb verweigert, weil er bürgerlich war, obwohl ihr eigener Vater nur eben ein reich gewordener armenischer Schweinehändler gewesen. Der „deutsche Teufel", der den jungen Mann kannte und schätzte, beschloß, sich ins Mittel zu legen. Von da ab konnte die Baronin keine Gesellschaft besuchen, ohne durch eine überlaut vorgetragene Lobrede auf ihren verstorbenen Vater erfreut zu werden — „diesen großartigsten Schweinehändler der Erde." Daneben erfreute er sie durch kleine, sinnige Geschenke: einen Fächer aus Borstenhaar, eine Bonbonière, auf deren Seitendeckel zwei fröhliche Mastschweine das freiherrliche Wappen hielten, endlich durch eine Schminkquaste in Form eines Ferkelschwänzchens. Der Baronin blieb nur übrig, fortab wie eine Einsiedlerin zu leben oder nachzugeben; sie wählte das letztere. Bei der Hochzeit aber erschien der Fürst nicht, obwohl er geladen war und den Bräutigam wie einen Sohn liebte, wie denn überhaupt Feingefühl und Brutalität in ihm ganz seltsam vereinigt erschienen. Als zum Beispiel zwei seiner Reitknechte einen alten jüdischen Hausierer, den sie auf der Heerstraße trafen, durch Drohungen zwangen, eine Wurst zu verschlingen, bestrafte sie der Fürst, als er dies erfuhr, nicht bloß durch ganz furchtbare Prügel, sondern machte auch dem alten Manne in voller Uniform und mit all seinen Orden geschmückt einen Entschuldigungsbesuch. „Vielleicht," sagte er ihm, „fühlen Sie sich in Ihrem Gewissen bedrückt, weil Ihre Furcht vor den beiden Halunken größer war als jene vor den Vorschriften Ihrer Weisen; kann ich nach dieser Richtung etwas für Sie thun?" Der Greis, der der Schwärmersekte der Chassidim angehörte, erwiderte, er wünsche zu seiner Entsühnung zum Wunderrabi von Belz zu wallfahrten, worauf zwar der Fürst bemerkte: „Gestatten Sie mir den Ausdruck des Bedauerns, daß Sie ein so abergläubischer alter Esel sind und das Geld nicht lieber einem wahrhaft frommen Zwecke zuwenden," aber dafür Sorge traf, daß die Wallfahrt auf seine Kosten erfolgte, sogar das Geschenk für den Rabbi bezahlte er selbst. Er kannte kein Vorurteil des Glaubens und Standes; niemand war ihm so gering, um sich mit ihm, wenn es die Gelegenheit fügte, stundenlang zu unterhalten, freilich auch niemand, um sich an ihm, wie er es ausdrückte, „nützlich zu machen." Er konnte einen mehrstündigen Ritt machen, nur um einen Bauer, welcher sein Weib in einer Art mißhandelt, welche selbst das im Osten übliche Maß von ehelicher Zärtlichkeit überstieg, eigenhändig zu züchtigen, und als einst eine Zigeunerbande in einem Grenzdorfe bei Hussiatyn arge Diebstähle und schließ-

lich sogar eine Brandlegung verübt und dann nach Rußland geflüchtet war, da bot er, obwohl an der Sache gänzlich unbeteiligt, seine Knechte auf, brach über die Grenze, nahm die Bande tief in Wolhynien gefangen und lieferte sie an das nächste österreichische Bezirksgericht ab. Allerdings stand ihm auch niemand für diese Art Thätigkeit zu hoch, und ein solcher Fall war's auch, der seiner militärischen Laufbahn in verhältnismäßig jungen Jahren ein Ende machte. In dem Regimente, welches er kommandierte, diente als Lieutenant der Sprößling eines der ältesten und reichsten Adelsgeschlechter der Monarchie, dessen Oheim zudem damals der mächtigste Mann in Österreich war. Der junge Mensch vergaß sich aus gekränkter Eitelkeit so weit, ein braves Mädchen des Bürgerstandes, welches seine galanten Anträge zurückgewiesen hatte, zu verleumden. Der Fürst zwang ihn nicht bloß zur Abbitte, sondern berichtete auch nach Wien, man möge den jungen Mann entfernen; „solche Kerls kann ich in meinem Regiment nicht brauchen.“ Der Oheim des jungen Mannes ließ sich herbei, dem Fürsten einen begütigenden Brief zu schreiben, den dieser sehr höflich, aber mit der kategorischen Wiederholung seines Ersuchens beantwortete. Der Lieutenant wurde versetzt, aber der Fürst kurz darauf pensioniert.

Das war im Jahr 1853 — von da ab bis zu seinem Tode, also durch siebzehn Jahre hat der Mann jenes Leben geführt, welches auf civilisiertem Boden ganz undenkbar wäre, aber selbst in jener Landschaft mit ihren wenig geordneten Zuständen, ihrem Überfluß an abenteuerlichen und sonderbaren Menschen als ein unerhörter Ausnahmefall dasteht. Daß er überhaupt irgendwo ein bleibendes Heim hatte, wußten die wenigsten, in der That machte er von demselben sehr geringen Gebrauch. Unmittelbar nach seiner Pensionierung hatte er ein kleines Anwesen bei Buczacz gekauft und dort ein kleines Häuschen mit einem großen Stall erbaut, den letzteren als Pflegestätte für seine Pferde, deren er etwa ein halbes Hundert besaß, sämtlich edelstes Vollblut. Hierher wurden die Rosse geschafft, die er halb zu Schanden geritten, um wieder herausgefüttert zu werden, hier genoß sein „pensioniertes Viehzeug“, wie er es nannte, das Gnadenbrod, und zwar ein wahrhaft fürstlich bemessenes — weiß Gott, es haben's die meisten Menschen in Podolien am Festtag nicht so gut, wie es die Pferde des „deutschen Teufels“ alle Tage hatten. Aber in dies Heim kam er nur, um das „Viehzeug“ zu besuchen oder sich aus der großen Truhe österreichische Gulden oder russische Rubel zu holen, dann zog er wieder kreuz und quer, zweck- und ziellos durch das weite Gebiet, welches er sich als Wohnstätte erkoren und in dem er buchstäblich von jedermann gekannt war, während er Tausende und aber Tausende kannte: das östliche Galizien südwärts von Lemberg, die nördliche Bukowina und einen breiten Saum der russischen Grenzgouvernements. Nach Lemberg kam er nicht, weil ihm die große Stadt unangenehm war, in die Berge nicht, weil er stets nur seine eigenen Pferde ritt, die auf den Saumpfaden schlecht vorwärts gekonnt hätten, und die südliche Bukowina vermied er, weil er das Rumänische nicht verstand und sich nur da wohlfühlte, wo er mit jedermann sprechen konnte — aber sein Wohnraum war deshalb wahrlich noch weit genug. Auf dieses Gebiet hatte er seine Absteigequartiere verteilt, deren er zeitweilig bis zu zwanzig hatte, alle ganz gleich eingerichtet. Ein Stall, in dem zwei Pferde standen, eine Kammer für den dort stationierten Reitknecht, die er stets aus alten österreichischen Kavalleristen rekrutierte, endlich ein Zimmerchen für ihn selbst, in welchem neben Feldbett und Waschtisch nur ein Schrank und eine Truhe stand — das war alles. In dem Schrank hing neben der Oberstenuniform jener sonderbare Anzug, in dem wir ihn gesehen, in der Truhe lag eine Summe in Banknoten. Seine Geldwirtschaft war überaus einfach; was ihm als Apanage von seinem Geschlechte ausbezahlt wurde oder als Ertrag seiner Güter am Rhein einfloß, wurde dort in österreichisches und russisches Geld umgewechselt und ihm zugesendet; die eine Hälfte kam in die große Truhe bei Buczacz, die andere wurde in die zwanzig kleinen Truhen verteilt, eine größere Summe trug er zudem immer bei sich. Das Geld in eine Bank zu legen, eine geordnete Verrechnung zu führen, fiel ihm nicht bei. — „Hoho!“ pflegte er auf solche Vorschläge zu erwidern, „das mögen die Junker, die Hungerleider thun — mir stünde es nicht gut an. Die Kerls bauen ja sogar Zuckerfabriken, da mögen sie auch mit ihrem Gelde wuchern.“ Die „Junker“ — er meinte darunter den norddeutschen, insbesondere den altpreußischen Landadel. Daß er trotz solcher Gebarung nie in ernste Verlegenheit geriet, lag natürlich nur an seinem Reichtum, nicht an seiner Sparsamkeit. Schon seine unstäte Lebensführung, der Troß von Reitern und Rossen verschlang gewaltige Summen; hiezu kam, daß er nie Gastfreundschaft in Anspruch nahm, ohne sie reichlichst zu vergelten; die Diners, die er in den Hotels der Kreisstädte dem Adel, der Beamtenschaft und den Offizieren gab, waren in ihrer Art berühmt; eine Einladung zu erhalten, galt als eine Ehre, sowie

auch niemand seinen Besuch anders als eine Auszeichnung auffaßte — der Mann war wild, unberechenbar, eben ein „Teufel", aber ein Gentleman durch und durch, dazu der Sprößling eines erlauchten, erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts mediatisierten Geschlechts. Er konnte seinen Ahnenstolz schroff herauskehren, wenn er hiezu irgendwie gereizt wurde, aber derselbe Mann, der einst einem Erzherzog seine eigene erlauchte Abkunft in geradezu grotesker Weise in Erinnerung gebracht, pflegte in der Gesellschaft demonstrativ jede bürgerliche Dame auszuzeichnen, wenn sie seines Erachtens von seinen Standesgenossen hochmütig behandelt wurde. Der Verkehr mit Menschen jeglicher Art war ihm Bedürfnis; er hatte einen Heißhunger nach ihnen, und seine verblüffende Vertrautheit mit dem Wesen und den Lebensverhältnissen so unendlich vieler erklärte sich gewiß auch durch sein natürliches Interesse an jedem einzelnen; ein erstaunliches Gedächtnis war ihm dabei hilfreich.

Aber er gebrauchte es nicht bloß zu seinem Vergnügen und um sich an dem und jenem „nützlich zu machen", ihn zu strafen, wo kein Gericht strafte, zu züchtigen, wo sich kein Kläger fand, sondern auch zu Werken des Wohlthuns: er kannte jeden wahrhaft Bedürftigen und erinnerte sich seiner immer wieder, genau zur rechten Zeit. Derselbe Mensch, welcher einem Schuldigen gegenüber zuweilen eine unheimliche Wildheit und Roheit bethätigte, konnte dem Unglück so zartfühlend und erbarmungsvoll beistehen, wie dies sonst nur ein edles Frauenherz vermag. Die Familie eines sehr geachteten Anwalts in Tarnopol war nach dem Tode ihres Ernährers in bedrängter Lage zurückgeblieben und konnte von den Zinsen des winzigen Vermögens ihren Hunger nur notdürftig stillen; gleichwohl wies die Witwe eine Rente, welche ihr der Fürst anbot, zurück. Einen Tag lang trieb er sich fluchend und wetternd in der Stadt herum, dann kam ihm ein Einfall, der ihm die gute Laune wiedergab. Er bewog einen Kaufmann, der mit dem Verstorbenen befreundet gewesen, sich von der Witwe ihr kleines Kapital zur Verwaltung übergeben zu lassen, statt der fünf Prozent erhielt sie nun zwanzig, die Differenz zahlte der Fürst. Erst nach dem Tode der würdigen Frau erfuhr man, wie sie von dem „deutschen Teufel" überlistet worden. Er aber, der sich gerade seiner schrecklichen Richterthaten, so jenes Begräbnisses in Bossowka, am lautesten zu berühmen pflegte, sprach davon oder von einer anderen edlen That nie ein Wort und konnte entsetzlich grob werden, wenn ihn jemand pries. Landbekannt war seine Liebe für Kinder; fast in jedem Dorfe hatte er einen Pflegling, der auf seine Kosten herangezogen wurde; Eltern, die ihre Kinder mißhandelten, züchtigte er oft genug zur Vergeltung mit eigener Hand, und ebenso war er der Schrecken aller pflichtvergessenen Lehrer im Lande — unser Sachse war nicht der einzige, der schaudernd des „deutschen Teufels" gedachte ...

Heute ein brutaler Rächer, morgen ein zartfühlender Wohlthäter, heute einsam durchs Land jagend und in einer elenden Schenke übernachtend, morgen im Treiben der reichsten Gastlichkeit — so ist er volle siebzehn Jahre durchs Land gebraust, recht einer Naturkraft vergleichbar, die ja auch Segen und Zerstörung zugleich bringt, und dem Auge der staunenden Menschen beinahe ebenso unverwüstlich erscheinend wie eine solche Kraft. Sein hellblondes Haar färbte sich immer lichter und wurde schließlich weiß, das war aber auch die einzige Veränderung, die man an ihm wahrnahm; sein Auge bewahrte den Glanz, sein Körper die Kraft und Geschmeidigkeit der Jugend; auch sein Herz wollte nicht kälter, sein Sinn nicht zahmer werden; der Siebzigjährige trieb's, wie er es seit Jahrzehnten gethan — jene Kugel des Russen hat einen Mann von unerhörter Lebensfülle gefällt. Auch nach dieser Richtung schien sein Reichtum unerschöpflich; er mochte vergeuden, wieviel er wollte — eine Minderung gewahrte niemand, wie er selbst sie nicht empfand. Nur in einer Beziehung enthaltsam — er war ein keuscher Mensch und soll seit einem Erlebnis, welches in seine Manneszeit fällt und von dem später berichtet werden soll, nie wieder eines Weibes Lippen berührt haben — war er sonst in allem unmäßig: in den körperlichen Anstrengungen, die er sich auferlegte, im Reiten und Jagen, Fechten und Schwimmen, wie in Speise und Trank. Was er auf einem Sitz vertilgen konnte, ohne auch nur rascher zu atmen als vorher, grenzt ans Unglaubliche; er soll — erzählt man — einmal ein Dutzend Flaschen Champagner geleert haben und dann in dunkler Nacht den schwierigen Weg zu seinem nächsten Absteigequartier allein zurückgeritten sein. Daß er — wie gleichfalls, und zwar von gebildeten Leuten, die ihn genau gekannt, berichtet wird — eine Woche lang des Schlafs habe entbehren können, ist sicherlich Übertreibung, aber auch darin war er gewiß nicht denselben körperlichen Gesetzen unterworfen wie wir anderen. Einen tagelangen Ritt zu machen, die Nacht zechend zu verbringen und am nächsten Tage irgend einem Zwecke nachzuziehen, welcher die volle Kraft erforderte, war ihm in jenen Zeiten, wo er, wie er sich ausdrückte, viel „Arbeit" hatte, sogar die Regel — die Tage

gehörten nun einmal der „Arbeit", dem Richten und Wohlthun, zur Erholung blieb ihm nur die Nacht. Ein leidenschaftlicher Spieler war er gerade nicht, weil ihm Gewinn und Verlust grenzenlos gleichgültig waren und seine Nerven nicht dieser Aufstachelung bedurften, doch schloß er sich nie aus, wie er sich denn überhaupt gern in der Anderen Art schickte, soweit es sein Wesen zuließ. Nur wo es sich um eine „Arbeit" handelte, durfte man ihm nicht hindernd oder auch nur mahnend in den Weg treten, aber da dies ohnehin niemand wagte, so ging er in jenem Abschnitt seines Lebens, von dem ich hier erzähle, fast ohne Händel mit Gleichgestellten durchs Leben. Die wenigen Duelle aber, die er hatte und die sämtlich auf dieselbe Veranlassung zurückzuführen waren, deren später gedacht werden soll, endeten für ihn glücklich, wie er aus jeder anderen Lebensgefahr, in die er sich stürzte, heil hervorging.

Wer all dies zusammenfaßt, wird begreiflich finden, daß dieser Mensch allmählich dem abergläubigen Blick als Dämon erscheinen konnte, ja mußte. Was aber die geklärteren, die gebildeten Menschen betrifft, mit denen er verkehrte, so war ihre Ansicht über ihn eine sehr verschiedene. Die einen staunten ihn nur gedankenlos an, andere fürchteten ihn und suchten sich diesen Druck von der Seele hinter seinem Rücken durch Spott hinwegzulächeln, was ihnen freilich schlecht gelang; wieder andere, die besten, wandelte oft ein Gefühl des Mitleids an, oder doch ein aufrichtiges Bedauern über die Verzettelung so reicher Gaben. Diese wenigen mochten vielleicht auch zuweilen darüber grübeln, wie er so geworden, hatte werden können — im allgemeinen aber ist die Lösung seelischer Rätsel gerade keine Lieblingsaufgabe polnischer Edelleute und österreichischer Kavallerie-Offiziere. Bezeichnend jedoch ist, daß nur eben Neulinge den Fürsten kurzweg für „verrückt" erklärten; wer ihn sprechen, sein Wesen beobachten, seine Thaten prüfen konnte, mochte ihn immerhin für unerhört exzentrisch halten, aber an seinem gesunden Verstande zweifelte er sicherlich nicht. Im Gegenteil! dieser Scharfblick in der Erkenntnis der Menschen, diese Geistesgegenwart in den schwierigsten Lagen, diese fast untrügliche Folgerichtigkeit des Denkens mußten unwillkürlich auch Respekt vor seiner geistigen Kraft einflößen. Nur eines schien krankhaft und war auf den ersten Blick glattweg unerklärlich: das war sein Haß gegen seine Heimat und seine Volksgenossen. Es war ein wilder, ja geradezu wahnwitziger Haß, der alle Grenzen überstieg.

Den „Nackers" auszutreiben, ihn einen Deutschen zu nennen, das war, sagt' ich schon, sein ernstes Mühen; ja sogar der einzige Lebenszweck, den er gleich ernsthaft nahm wie seine Arbeit. Er suchte dies vor allem dadurch zu erreichen, daß er jeden neuen Bekannten, wer immer es sein mochte, sehr höflich bat, gütigst zur Kenntnis nehmen zu wollen, daß er „die Ehre habe, kein Deutscher zu sein" — bei jeder ferneren Anspielung aber wurde er mehr oder minder grob, je nach ihrem Inhalt. Nannte man ihn bloß einen Deutschen schlechtweg, oder zählte man ihn den Deutsch-Österreichern bei, so wehrte er dies nur eben scharf ab: „Das ist nicht wahr! Österreicher — ja, aber ein Deutscher — nein, dreimal nein!" und ließ erst dann ein Donnerwetter folgen, wenn man etwas dagegen einwenden wollte: „Zum Henker, Herr, haben Sie nicht genug Grütze im Kopf, um es zu verstehen, daß sich jemand bloß als Mensch und treuer Diener seines Kaisers fühlen will?!" Wer ihn aber vollends als Preußen ansprach und an seine Verwandten erinnerte, von denen einige in preußischen Staatsdiensten standen, dem schrie er entgegen: „Vorsicht, Herr! Wer mich zu jenen knechtischen Junkern zählt, beleidigt mich! Noch ein Wort davon und Sie sollen mich kennen lernen!" Seine Ansicht über das Volk, dem er entstammte, pflegte er, wie folgt, zusammenzufassen: „Vollmenschen sind die Deutschen allesamt nicht. Warum? Weil sie Kerls ohne Saft und Kraft sind, zahmes Lastvolk, das nur den Weg zur Krippe kennt; ein thatkräftiger Mensch, der unter sie gerät, muß sich wie ein Roß im Eselstall vorkommen. Wollten sie sich als Menschen fühlen, was könnten sie unter den Völkern bedeuten, während sie jetzt nur die Bedientennation Europas sind, die Narren und Schleppträger des Auslands, — in seiner vollen Liebe hat sie Gott der Herr geschaffen; zum Bubenspott haben sie sich selbst gemacht." Übrigens ließ auch er Unterschiede gelten und hatte sich eine Art Stufenleiter ausgedacht, die er seinen Freunden so oft und stets mit denselben Worten erklärte, daß ich nach ihren Mitteilungen auch diese Äußerung ziemlich getreu wiedergeben kann: „Gar keine Menschen sind die protestantischen Junker in Preußen und jene katholischen, die ihnen nachäffen — Pflichtmaschinen, ohne eine Flamme im Herzen und einen eigenen Gedanken im Hirn. Alles platt wie ihr Land — so ein Wesen geht durchs Leben wie ein Automat, immer hinter dem Vater her, wie dieser hinter dem Großvater: zuerst Soldat, dann Landwirt, Familienvater — mehr als seine Pflicht zu thun, fällt ihm gar nicht bei! Sagen Sie so einem Wesen, daß der Bürger und Bauer Menschen sind, wie er, und Sie werden eine kuriose Antwort be-

kommen; fragen Sie es, ob es ein Deutscher ist, und Sie werden hören: ‚Nein, ein Preuße!‘ Alles eng, nüchtern, sogar das Verhältnis zum lieben Gott! Dreiviertel Menschen sind die Bürgerlichen im Norden — die denken doch zuweilen ein wenig nach, auch thut hier und da einer, wie ihm sein Herz gebietet; noch häufiger findet man dies im Süden und in Österreich; auch im Glauben ist da mehr Schwung und Feuer — das sind doch so wenigstens halbe Menschen. Ich aber mag und will mit ihnen allen nichts mehr zu thun haben — von diesem Volk von Duckmäusern und Leisetretern, das eigentlich gar kein Volk ist, hab' ich mich für immer geschieden — es ist ja eine Schande, dazu zu gehören.“ Es war ein ehrliches, wenn auch unvollständiges Bekenntnis; den letzten und tiefsten Grund seines Hasses deckte er nur wenigen gegenüber auf.

Aber bei bloßen Worten ließ er es nicht bewenden, auch in Thaten kam dieser Haß zum Ausdruck. Mit jenen Verwandten, die in preußische Dienste getreten, hielt er keinerlei Gemeinschaft; seine Güter in Preußen, die ihm später zufielen, hat er nie gesehen; begegnete er in der Gesellschaft einem Norddeutschen, so wich er ihm aus; ergab der Zufall dennoch eine Berührung, so führte dies leicht zu einer peinlichen Scene, was vollends unausbleiblich war, wenn es sich um einen preußischen Adeligen handelte. Er konnte in solchen Fällen ohne jede Veranlassung eine geradezu wüste Roheit herauskehren, so daß selbst jener Kreis, in dem er lebte, ihm dies ernstlich verargte und des Fremden Partei nahm. Man weiß, daß noch heute im polnischen Adel ein wahrhaft giftiger Preußenhaß wuchert und auch die österreichischen Offiziere waren damals von dieser Empfindung nicht frei; gerade jene katholischen Adeligen aus Süd- und Westdeutschland, welche, der alten Überlieferung folgend, habsburgische Kriegsdienste genommen, waren diesbezüglich die schlimmsten, aber selbst diese Herren, die nach Lebenslage und Gesinnung dem Fürsten am nächsten standen, wußten für sein Gebaren kaum noch ein Wort der Entschuldigung. Die wenigen Duelle, die er nach seinem Austritt aus der Armee hatte, entstammten sämtlich nur dieser Veranlassung.

Wie sein Haß vor keiner Roheit zurückscheute, so vor keiner Kleinlichkeit; er mochte z. B. kein preußisches Geld berühren, und die Rechnungs-Abschlüsse, die ihm von seiner Gutsverwaltung am Rhein zugeschickt wurden, mußten auf österreichische Konventionswährung umgerechnet werden. Von diesem Vorurteil ließ er sich in allem leiten, sogar in seiner „Arbeit“. Der Mann, der sonst mit fürstlicher Freigebigkeit jeden Bedürftigen beschenkte, ohne nach Glauben oder Volkstum zu fragen, hat einem Armen aus Norddeutschland niemals auch nur die geringste Gabe gereicht; allerdings wäre ihm auch bei gutem Willen selten dazu Gelegenheit geworden, da in Galizien nur slavische Vaganten aus Oberschlesien häufiger anzutreffen sind. Selbst sein Gerechtigkeitsgefühl trübte dieser Haß; auch hiefür sind nur zwei Proben bekannt geworden, aber sie sind beweiskräftig genug. Ein polnischer Adeliger im Wolhynischen Gouvernement hatte aus Thüringen einen Hauslehrer für seine Kinder bezogen, die Gattin desselben wurde gleichzeitig engagiert, weil der Gutsbesitzer in seinem Dorfe irgend einen Zweig weiblicher Hausindustrie einbürgern wollte. Nach wenigen Wochen geriet das deutsche Ehepaar mit dem Polen in Streit und dieser war brutal genug, die beiden nicht mehr jungen und obendrein kränklichen Leute mitten im härtesten Winter ohne jede Entschädigung vor die Thür zu setzen. Mit Mühe erreichten sie den österreichischen Boden. Einen rechtskräftigen Vertrag besaßen sie wohl, aber eine Klage — die Klage eines armen deutschen Lehrers gegen einen begüterten Adeligen vor einem russischen Gerichtshofe! — verhieß keinen Erfolg. Da wurde den Hilflosen geraten, sich an den „deutschen Teufel“ zu wenden, der zufällig in demselben Grenzstädtchen verweilte. Der Lehrer begab sich zu ihm: „Da Eure Durchlaucht unser Landsmann sind“ — begann er demütig, weiter kam er nicht. „Der Teufel mag Ihr Landsmann sein!“ brach der Fürst los und wies ihm in rohen Worten die Thüre. Tief betrübt kehrte der arme Mann in die Herberge zurück; seine Frau aber beschloß trotzdem ihrerseits den Versuch zu wiederholen. „Eine kranke, alte Frau“, sagte sie, „wird kein deutscher Edelmann hinauswerfen.“ Das that denn auch der Fürst nicht; nur bat er sie — und zwar in einer Tonart, wie man sie selten so weich von ihm gehört — nicht in ihn zu dringen. „Ich kann Ihnen nicht helfen,“ versicherte er, „ich müßte einen Eid brechen, den ich mir selbst geschworen habe.“ Leider verbot ihm dieser Eid nur, einem Deutschen gegen Unrecht beizustehen, nicht aber den Richter über Deutsche zu spielen. Ein armenischer Gutsbesitzer hatte mit einer Dorfgemeinde einen langwierigen Prozeß um einen Wald geführt und gewonnen; die Bauern, die schon früher das strittige Gut als ihr Eigentum betrachtet, hielten den Spruch für ungerecht und kehrten sich nicht an denselben. Da ließ der Armenier einen Förster aus Pommern kommen, gab ihm einige verläßliche Heger bei und machte ihn für jeden Wild- und Baumfrevel verantwortlich. Der Mann, an preußische Zucht gewöhnt, that

strengstens seine Pflicht und machte sich daher bei den Bauern bald ebenso gefürchtet als verhaßt. Da er weder durch Drohungen, noch durch Bitten abzuhalten war, die Schuldigen dingfest zu machen und dem Bezirksgericht einzuliefern, so beschlossen die biederen Landleute, einen Teufel durch den anderen auszutreiben. Der Fürst hätte sich sonst sicherlich sehr genau erkundigt, ob der Mann härter gewesen, als ihm seine Pflicht geboten; bei einem Preußen hielt er dies von vornherein für ausgemacht. „Binnen drei Tagen habt ihr Ruhe," versprach er, vielleicht das einzige Mal, wo er zu viel versprochen. Bereits am nächsten Tage ritt er, diesmal zufällig von zwei Offizieren begleitet, die er auf dem Wege getroffen, die Straße durch den Wald und begegnete dem Förster, der eben, das Gewehr auf dem Rücken, seinen Rundgang machte. Er bat die Offiziere voranzureiten und stellte den Mann. „Sie Hundekerl," begann er, „ich möchte zunächst in Güte mit Ihnen reden." Diesmal war er an den Unrechten gekommen. „Wer einen ehrlichen Mann," erwiderte der Pommer, „ohne Grund so beschimpft, ist selber ein Hundekerl. Übrigens bin ich einem gütlichen Wort nicht abgeneigt." Der Fürst schäumte wild auf. „Du bist kein ehrlicher Mann, sondern ein Leuteschinder, wie es die Preußen alle sind. Die neidigen Hungerleider-Moden von dort her wirst du mir aber hier nicht einführen! Hier richtet man einen Menschen eines Astes oder eines Hasen wegen nicht zu Grunde." — „Was steckst du deine Nase," ist die Antwort, „in Sachen, die dich nichts bekümmern? Ich thue, wie mir mein Herr und das Gesetz gebieten, und bin nur diesen beiden verantwortlich, nicht dir. Und nun — aus dem Weg!" — „Kanaille!" stößt der Fürst zornbebend hervor und reißt die Pistole aus dem Gürtel; flugs hat auch der Förster den Flintenlauf an der Wange; der Fürst drückt los, der Förster thut das gleiche; wie durch ein Wunder fehlen beide. Im nächsten Augenblick sind die Offiziere zur Stelle und trennen sie ... Von da ab ließ der Fürst den Mann ungeschoren, sicherlich nur deshalb, weil ihm dessen Benehmen hinterdrein bei ruhiger Überlegung achtungswert erschien, wie denn auch der Förster zu sagen pflegte: „Verrückt, aber doch eigentlich ein ganzer Kerl." Und ganz ähnlich urteilte jene deutsche Lehrerin, welche ich später in Czernowitz kennen lernte: „Er machte mir den Eindruck eines warmherzigen Menschen, der eben nur in diesem einen Punkte nicht zurechnungsfähig war."

Aber an einen solchen krankhaften Wahn zu glauben, fällt schwer, wenn man an sein Ende denkt; derlei pflegt sich im Gehirn eines Greises nie wieder zu lichten. Vielleicht wird uns seine Handlungsweise verständlicher, wenn wir sein Leben betrachten — verständlicher und darum verzeihlicher ...

Er ist nicht ganz siebzig Jahre geworden, war also zu Beginn dieses Jahrhunderts geboren und zwar, wie bereits erwähnt, als der Sprößling eines ehemals reichsunmittelbaren Fürstengeschlechts, dessen Macht und Einfluß freilich weniger in jenem winzigen Territorium, wo es „von Gottes Gnaden" regierte, als in seinem reichen Landbesitz in Preußen und Österreich und seinen mächtigen Familienbeziehungen wurzelte. Immerhin gab diese Souveränetät dem Geschlechte erst den rechten Glanz, und man wird es begreiflich finden, wie tief es den Verlust derselben durch die Eroberung des Ländchens seitens der Franzosen empfand. Zur Rheinbundzeit wurde es dann ein Bestandteil des Königreichs Westphalen; des Fürsten Vater wählte sein Exil in Preußisch-Schlesien und ließ lieber die Konfiskation eines großen Teils seiner Privatgüter über sich ergehen, als daß er dem Usurpator gehuldigt hätte. Im Haß gegen Napoleon, im Vertrauen auf Preußen erzog er seine Söhne, von denen unser Held der drittgeborene war. Daß der alte Herr, obwohl Katholik, sich nach Preußen und nicht nach Österreich gewendet, hatte in der festen und innigen Jugendfreundschaft seinen Grund, die ihn mit einem der preußischen Prinzen verband, dann aber in einer Art deutschen Nationalgefühls, welches er, im Gegensatz zu seinen meisten Standesgenossen, lebhaft und ehrlich empfand ... „Siegt Preußen, dann erhalten auch wir unser Land wieder" — das heranwachsende Kind bekam diesen Satz im Vaterhause täglich zu hören und lernte daran glauben, wie ans Evangelium. Als der Befreiungskrieg losbrach, zog der Vater mit den beiden älteren Brüdern — er selbst war kaum zehnjährig — mit ins Feld; auch soll das Geschlecht schwere Geldopfer für die Ausrüstung des preußischen Heeres gebracht haben. Ein noch schwereres Opfer legte ihm das Schicksal auf; der älteste Sohn, der Erbprinz, starb am Lazarettfieber. Als ein Mann, der das Seine gethan und nun das Seine erwartete, begab sich der Fürst nach errungenem Sieg zum Wiener Kongreß; sein Land, seine Souveränetät mußten ihm nun werden; was ihm daneben vorschwebte, war die Wiederherstellung des römisch-deutschen Reichs mit einem Wahlkaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen. Man weiß, daß es anders kam; vom deutschen Kaisertum wollten wenige etwas wissen, von der Herstellung der Duodez-Staaten vollends

nur die mediatisierten Herren selbst, und zwar jeder auch nur für sein eigen Teil. Vergeblich verwies der Fürst auf sein Recht, seine Verdienste, seine Opfer, vergeblich suchte er die preußischen Diplomaten für seine Sache zu bestimmen; er mußte erfahren, daß gerade sie es waren, die seine Bemühungen vereitelten, weil das Ländchen nach seiner geographischen Lage an Preußen fallen mußte. Das Geschlecht gehörte zu jenen, denen die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Geschlechtern zuerkannt wurde, das war alles. Wildester Schmerz und Grimm erfüllte die Brust des greisen Mannes; er hielt sich für verraten und überlistet, nach seiner Auffassung hatte ihm Preußen mit schnödem Undank gelohnt. Darnach handelte er nun; er lehnte die Würden und Auszeichnungen, die ihm von diesem Staate angeboten wurden, schroff ab, verkaufte seine Güter in den altpreußischen Provinzen und siedelte sich in Österreich an; nur die ehemals souveränen Domänen behielt er zur Wahrung seines Rechtsanspruchs und „in der Hoffnung auf bessere Tage.“ In dieser Anschauung erzog er seine Söhne; der Mann, der später der „deutsche Teufel“ wurde, hat es als Knabe einst täglich aus dem Munde seines Vaters vernommen: „Wir haben für unser Recht und ein deutsches Kaisertum gekämpft; der König von Preußen, der nur eben ein Reichsfürst war, wie wir, hat, nachdem wir ihm sein Land zurückerobern geholfen, das unsere an sich gerissen, mit genau demselben Recht wie einst der Korse.“ Daß hier die Sache denn doch anders lag, daß man mit dem Wahlkaisertum und den kleinen Herrschaften nur eben Gespenster eingesargt und keine lebenden oder lebenswerten Einrichtungen, — dies konnte dieser Mann unmöglich fassen, und auch seinen Söhnen dämmerte zunächst die Erkenntnis nicht auf. Beide Jünglinge traten in österreichische Kriegsdienste; der ältere, eine sanftmütige, beschauliche Natur, wäre viel lieber Landwirt geworden, der jüngere, hochbegabt, thatkräftig, von loderndem Feuer erfüllt, war gleichsam zum Soldaten geboren, oder zum regierenden Herren, wie der Vater seufzend meinte. Ihm wandte sich die Liebe des Greises voll und ganz zu, weil er bei ihm nach seinem Temperament ein weit besseres Verständnis für seinen Haß, seine Rachepläne und Hoffnungen fand, als bei dem zahmen Erbprinzen. „Mit Gewalt ist uns unser Recht genommen worden, — es kann ein Tag kommen, da wir es mit Gewalt zurückerobern können!“ — von diesem Gedanken erfüllt, suchte der Jüngling sich zu einem ernsthaften Militär heranzubilden, und man muß es ihm lassen, daß er das Seine dazu gethan. Damals war er ein Musterbild treuer Pflichterfüllung, nützte seine reichen Gaben zu vernünftigen Zwecken und wußte sein ungestümes Wesen selbst trefflich im Zaume zu halten.

„Du wirst uns rächen,“ das war das letzte Wort, das er von den Lippen seines sterbenden Vaters vernahm. „Auf deinen Bruder ist nicht zu hoffen.“ In der That legte der Erbprinz wenige Monate nach des Vaters Tode die österreichische Uniform ab, kehrte an den Rhein zurück und übernahm die Verwaltung seiner Güter. Schon dies bewirkte eine Entfremdung zwischen den Brüdern, sie wurde zum völligen Bruch, als der ältere sich mit einer Dame aus dem märkischen Adel vermählte und einen hohen preußischen Orden annahm. „Nun habe ich auch keinen Bruder mehr“ — mit diesen Worten berichtete der jüngere seinen Kameraden die Nachricht von dieser Ordensverleihung. Doch sollte es allmählich doch wieder zu einer Annäherung zwischen beiden kommen; der ältere war's, der sie zuerst anbahnte, ja zu diesem Zwecke selbst nach Österreich gereist kam; es war um 1835. Er fand den Bruder als Rittmeister in einem entlegenen ungarischen Dorfe, auf den Verkehr mit wenigen Kameraden, den Dienst und seine strategischen Bücher angewiesen — eine Existenz, wie sie kaum öder, an geistiger Anregung und echten Lebensfreuden ärmer gedacht werden konnte. „Wie kannst du das Leben ertragen,“ mahnte er, „du, den das Schicksal doch wahrhaftig zu Besserem geschaffen hat, als ungarischen Bauernknechten das Reiten beizubringen und zur Erholung Hazard zu spielen?“ — „Ich bin mit Leib und Seele Soldat,“ war die Antwort, „ich muß es sein — der Zukunft wegen!“ — „Diese Zukunft wird nie kommen!“ mahnte der ältere, „es ist ein Wahn, ein Nichts, dem du deine besten Jahre opferst! Unsere einstigen Unterthanen sind gute Preußen, die wenigen, die es etwa nicht sind, träumen von einer deutschen Republik, aber doch wahrlich nicht von der Wiederherstellung unserer Souveränetät! Und wer in Deutschland denkt heute anders!“ — „Ich müßte mir,“ erwiderte der Rittmeister, „eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich dir glauben sollte. Denn da hätte mein Leben keinen Zweck mehr!“ — „So gieb ihm einen anderen Zweck! Das kann dir nicht schwer werden — wen hätte die Vorsehung günstiger gestellt und reicher ausgestattet als dich!“ — „Die Vorsehung hat mir meine Aufgabe angewiesen; ich warte und bereite mich vor, bis ich sie erfüllen kann.“ — „Aber so warte doch wenigstens anderswo, warte in Wien!

Man wird dich ja versetzen, wenn du es nur verlangst!" — „Darunter könnte meine Karriere leiden. Und es ist meines Erachtens nicht gleichgültig, ob ich Rittmeister oder General bin, wenn es einmal zu einem Krieg zwischen Österreich und Preußen kommt." — „Mensch!" rief der andere, „wer denkt heute an einen solchen Krieg! Und wenn er käme, was hätten wir davon! So sieh dir doch nur einmal die Verhältnisse draußen an!" Davon wollte der Rittmeister nichts wissen, aber die Unterredung wirkte doch mächtig in ihm nach. Er hatte die Zweifel und Gedanken, die ihn im stillen gefoltert, nun laut aussprechen hören; auch das armselige Leben, zu dem er sich selbst verdammt, erschien ihm nun im richtigen Lichte. Gleichwohl währte es noch lange fünf Jahre, bis er sich — er war inzwischen Major geworden — einen Urlaub erbat und zum Besuche des Bruders an den Rhein kam. Er that es nicht eher, als bis er die Öde des Loses, ein österreichischer Friedenssoldat in ungarischen oder galizischen Garnisonen zu sein, bis aufs letzte durchgekostet.

Dieser Besuch in Deutschland hat nahezu ein Jahr gewährt; es war die Zeit, wo der tiefste Schmerz und das größte Weh in dies Leben kamen. Der Mann erkannte, daß er sein bisheriges Dasein thatsächlich einem Wahn geopfert, und fühlte sich unter der Wucht dieser Erkenntnis fast zernichtet. Was sollte er nun aus sich machen? In die erbärmliche Garnison zurückkehren, wieder Rekruten drillen und zur Abwechslung irgend eine Beziehung zu einer leichtfertigen ungarischen oder polnischen Dame unterhalten?! Sollte er in Preußen bleiben, das er ja wahrlich nicht plötzlich lieben lernen konnte, und seine Güter selbst verwalten? Das besorgte der Bruder weit besser für ihn; auch taugte er so ganz und gar nicht zum Landwirt. Preußische Kriegsdienste zu nehmen, lag ihm vollends himmelweit, und fast ebenso fern mußte diesem Mann, welcher bisher nur Soldat gewesen, der Gedanke bleiben, sich irgend einer Kunst oder Wissenschaft zuzuwenden. Da kam die Liebe über ihn und enthob ihn zunächst dieser qualvollen Fragen; er lernte eine Verwandte seiner Schwägerin, gleichfalls eine märkische Dame, die zu Besuch am Rhein war, kennen und lieben; sie erwiderte seine Neigung; als sie heimkehrte, folgte er ihr, um sich die Einwilligung ihrer Eltern zu erbitten. Die Werbung endete schlimm; beide Teile, das protestantische urpreußische Edelhaus und der katholische Preußenhasser, hatten von vornherein ein starkes Vorurteil gegeneinander, und die persönliche Berührung verstärkte es nur. In diesen Tagen wuchs in dem Fürsten jene Anschauung, auf Grund deren er später den preußischen Adel als „Leuteschinder" und „Pflichtmaschinen" bezeichnete, und ihnen mißfiel der „Ketzer", der „Feind des Königs", der Mann von heißem ungestümem Wesen, der nicht straflos jahrzehntelang in halbasiatischer Umgebung gelebt, gleichfalls auf das gründlichste. Vergeblich suchte das Fräulein, welches ihren Erkorenen wahrhaft und von ganzem Herzen liebte, zu vermitteln; der Gegensatz wurde immer schärfer, und als sich der Fürst trotzdem zur Werbung entschloß, wurde dieselbe abgelehnt, obendrein auch noch in schroffer, ja unverzeihlicher grober Art. Noch einen letzten Schritt that der Fürst, sich die Geliebte zu gewinnen; daß er dies vermocht, beweist, wie sehr er sie geliebt, mehr als sich selbst. Er bat sie, in das Haus seines Bruders zu kommen und sich dort mit ihm trauen zu lassen. Aber auch sie war, wie er's nannte, eine „Pflichtmaschine", eine brave, gehorsame Tochter, welche lieber ihre Herzensneigung opferte, als gegen den Willen der Ihrigen handelte.

Als ein wenig beneidenswerter Mann war der Fürst aus Österreich gegangen, — tief unglücklich, haltlos und gebrochen kehrte er nach zehn Monaten zurück. Von nun ab gewann sein Preußenhaß jene wahnwitzige Färbung: es war die Rache für den „Raub", der an ihm begangen worden, den Raub seines Fürstenrechts, seiner Liebe, seines Lebens. Auch seines Lebens, wie er es auffaßte — an die große Stunde, wo es von Wichtigkeit sein konnte, daß er österreichischer General war, konnte er ja nun gleichfalls nimmermehr glauben. Aber der ungeheure Thatendrang, der in ihm lebte, schmachtete nach irgend einer Möglichkeit sich zu offenbaren, und da ihm eine ernste und würdige versagt war oder sich doch nicht finden ließ, so entlud sich dieser Drang in thörichten oder doch unnützen Handlungen. Zunächst mochte er nicht weiter Friedenssoldat sein, nahm daher seinen zeitweiligen Abschied aus österreichischen Diensten und ging nach Ägypten, nach Syrien, von da nach Spanien, endlich in den Kaukasus, wo es eben blutige Arbeit gab — für wen er sie verrichtete, mochte ihm zu jener Zeit ziemlich gleichgültig sein. Am liebsten hätte er natürlich gegen Preußen gekämpft, aber dazu bot sich ihm damals, in der ersten Hälfte der vierziger Jahre, keine Gelegenheit. Nachdem er noch eine Reise nach Amerika gemacht, kehrte er 1847 nach Österreich zurück; kurz darauf fiel ihm durch den Tod eines Oheims jenes reiche Erbe am Rhein zu, welches ihn zum vielfachen Millionär machte. Der Bruder bat ihn,

nach der Heimat zurückzukehren, er beantwortete den Brief mit den Worten: „Ich überschreite die preußische Grenze nur noch, wenn ich viele tausend Gefährten habe, jeder, gleich mir, gut bewaffnet." Da sich jedoch hiezu auch im Frühling 1848 keine Gelegenheit bot, so trat er, vielleicht aus Anhänglichkeit an den Staat, der seinem Vater und ihm ein Asyl geboten, vielleicht auch, weil er nichts Besseres mit sich anzufangen wußte, wieder als Major in die österreichische Armee und that sich auf der lombardischen Ebene unter Radetzky durch wilde Tapferkeit und Energie so sehr hervor, daß er noch im Spätherbst desselben Jahres Oberst wurde und sein eigenes Regiment erhielt, ein böhmisches, weil kein ungarisches frei war und er ein deutsches nicht mochte. Aber die Nachrichten, die aus Deutschland herüberklangen, machten ihm doch einen tiefen Eindruck; den Traum seiner Souveränetät hatte er für immer verwunden, aber jenes, wenn auch sehr unklare, deutsche Nationalgefühl, welches ihm gleichfalls vom Vater überkommen, und das sich bis dahin nur in bitteren Hohnworten über die Schlafmützigkeit und Uneinigkeit der Deutschen geäußert, wollte sich wieder in seinem Herzen regen, als er von den Berliner Tumulten, der Bewegung am Ober-Rhein, der Verhandlungen in der Paulskirche las. Als er im Spätherbst 1848 nach Ungarn versetzt wurde, schwankte er, ob er nicht lieber seinen Abschied nehmen und sich in Deutschland irgendwie nützlich machen sollte, und noch stärker war der Kampf in seiner Brust, als im Frühling des nächsten Jahres die badische Revolution losbrach. „Endlich," rief er, „endlich steht Deutschland gegen Preußen in Waffen! — freilich," fügte er etwas kleinlaut hinzu, „sind die Kerls in Rastatt Gesindel, die ihrem eigenen Landesherrn die Treue gebrochen." Nur aus diesem letzteren Grunde mag er damals in Ungarn geblieben sein; was ihn aber dann, nachdem der Aufstand der Magyaren niedergeschlagen war, bewog, im Dienste zu verharren, war sicherlich nur die Zuspitzung der Beziehung zwischen Österreich und Preußen, die ihm Hoffnung auf Verwirklichung seiner Lieblingsidee gaben. Aber es blieb bei dem „Schimmel von Bronzell" — der Fürst war tief betrübt — „thut nichts," sagte er dann, „was kommen muß, wird kommen;" und darin sollte er ja recht behalten, wenn es dann auch ganz anders kam, als er und mit alle jene, denen der Blick für die ehernen Gesetze der nationalen Entwicklung nicht erschlossen war, dachten. Als dieser große Moment der Entscheidung über Deutschlands Zukunft kam, war der Fürst, wie man weiß, bereits seit dreizehn Jahren nicht mehr Soldat, sondern nur noch der „deutsche Teufel". Obwohl er den Abschied unfreiwillig erhalten und der österreichischen Heeresleitung darum eben nicht sonderlich grün war, begab er sich doch sofort nach Lemberg und stellte sich dem dort kommandierenden General zur Verfügung — „als Oberst oder als Gemeiner, wie Sie wollen." Nun war aber dem Manne die Ursache, um derentwillen der Fürst in Ungnaden gefallen, sehr wohl bekannt, er dachte nicht an die Not des Vaterlandes, welches wahrlich keiner tüchtigen Kraft entraten konnte, sondern an die Gefahr, bei jenem hochgestellten Herrn, welcher den Fürsten haßte, mißliebig zu werden, und erklärte daher, er müsse vorher in Wien anfragen. Dies that er denn auch nach zwei Wochen, in Wien aber hatte man damals wahrlich nicht die Zeit, sich über derlei Kleinigkeiten schlüssig zu machen, und der Feldzug war zu Ende, ehe der Fürst auch nur eine Antwort erhalten.

Diese Wochen des Harrens und noch mehr die Monate, die ihnen folgten, waren wohl mit die schlimmsten Zeiten dieses freudlosen Lebens. Der Fürst schien gebrochen, selbst die „Arbeit" freute ihn nicht mehr — in düsteres Grübeln verloren ritt er im Lande umher, wich den Menschen aus, oder vermied doch, wenn er mit jemand sprechen mußte, jede Anspielung auf den unglückseligen Krieg und seine Folgen. Ein alter Kamerad, der nun gleichfalls seinen Aufenthalt in Galizien genommen und ahnen mochte, was in dem Unglücklichen vorging, suchte ihn auf. „Nun sprich dir einmal den Zorn von der Seele herunter," ermunterte er. Der „deutsche Teufel" schüttelte düster das Haupt. „Da könnt' ich reden, solang die Welt steht, und würde nicht fertig. Übrigens bin ich schon so heruntergekommen, daß ich nicht einmal mehr zornig sein kann. Sentimental bin ich geworden, wie ein Weib, und möchte darüber weinen, daß der Alte gestorben ist." — „Wen meinst du?" fragte der andere befremdet. — „Nun, den Herrgott dort oben; wenn er leben würde, so hätte er das Unrecht nicht siegen lassen." — „Ach was! sei kein Narr, nimms dir nicht so zu Herzen!" — „Warum sollt' ich nun plötzlich kein Narr mehr sein?" fuhr der „deutsche Teufel" auf, „ich war's ja mein Leben lang! Jawohl — eins von beiden, entweder ist der Herrgott tot, oder ich war immer ein Narr!"

Damals ist der Greis vielleicht dem Selbstmord nicht fern gewesen. Doch überwand er allmählich auch diesen schwersten Schlag und begann wieder zu „arbeiten" und sich zu vergnügen, wie sonst, kurz, seinem Thatendrang nach Kräften wie-

der Genüge zu thun. Sein Deutschenhaß schien derselbe, nur daß er es nun fast ängstlich vermied, politische Gespräche zu führen. Höchstens sagte er zuweilen: „Brutal waren ja die Kerls immer, nun sind sie auch noch Heuchler geworden. ‚Norddeutscher Bund‘ nennen sie's — Großpreußen ist's! Aber die Süddeutschen werden sich nicht foppen lassen! Und wer weiß, wie es dem zusammengeflickten norddeutschen Karren geht, wenn er einmal auf einen großen Stein am Wege anstößt.“

Der Juli 1870 war gekommen, die Kriegserklärung Frankreichs erfolgt, ganz Deutschland erhob sich glorreich zur Abwehr; so weit Deutsche wohnten, fühlten sie, wenn sie ihres Namens würdig waren, die Wucht dieser Tage mit; die anderen jedoch, Magyaren und Slaven, wünschten Frankreich unverhohlen den Sieg. Darin waren sogar Polen und Russen einig; es war eine häßliche Stimmung im Osten — ein wahres Bacchanal des widrigsten Neides und Hasses. Der „deutsche Teufel“ aber that wieder, wie er nach Sadowa gethan: er ging jedermann aus dem Wege. Nur eine Äußerung wurde in jener Zeit von ihm bekannt; sie wurde lachend weiter erzählt, als ein neuer Beweis, welche sonderbaren Einfälle der Greis zuweilen habe. Bei einem Offiziersmahle, dem er sich nicht entziehen konnte, kam die Rede auf Bismarck. „Schweigt mir von dem,“ brauste er auf, „ich kann nicht von ihm reden hören!“ — „Nun,“ meinte jemand, „wir alle lieben ihn ja nicht, aber reden kann man ja auch über einen, den man haßt.“ — „Aber nicht über einen, den man beneidet!“ sagte der Fürst dumpf. — „Sie beneiden ihn?!“ riefen die Herren belustigt und erstaunt. — „Ja! ja!“ erwiderte er, „und wie ich ihn beneide! Was hat der Mensch für Glück gehabt —.“ „Nun ja, seine Erfolge —“ — „Ach was! Schon bei der Geburt hat er Glück gehabt. Laßt mich an seiner Stelle dort zur Welt kommen — —“ Er brach ab, die Herren sahen ihn befremdet an, so schmerzvoll war sein Antlitz. „Und an meiner Stelle,“ schrie er auf, „wär' auch er nicht mehr geworden als ich!“ Er sprang auf, verließ das Zimmer und ritt in die Nacht hinaus.

Wie er sein Ende gefunden, weiß man; hier der Verlauf der Scene, die zu dem Duell geführt. Es war am Abend des 4. Septembers 1870, als einige Offiziere des österreichischen Ulanenregiments Graf Trani in einem Gasthause dicht an der russischen Grenze mit einigen Herren von den russischen Smolenskdragonern ein kameradschaftliches Mahl abhielten, wie dies damals nicht selten geschah; den Beschluß sollte das Hazardspiel machen. Es kam diesmal nicht dazu. Die Herren saßen eben beim Dessert, als der „deutsche Teufel“ in die Stube trat. Die Kunde von Sedan war am Nachmittage in der Gegend eingetroffen, man hatte während des ganzen Mahles von nichts anderem gesprochen und so rief denn auch ihm der junge Graf Wolkenstein sofort entgegen: „Nun, Fürst, was sagen Sie dazu?“

Der alte Mann sah sehr bleich und verstört aus. Er schenkte ein Wasserglas mit Champagner voll, trank es aus und sagte dann nur: „Eine große Sache! Man erlebt was, wenn man alt wird.“

„Ich habe mich grün und blau geärgert,“ rief der russische Rittmeister Stroganow, und der junge Graf Palusew, der irgend eines leichtsinnigen Streichs wegen für einige Monate strafweise an die Grenze versetzt worden, rief: „Hoch der ‚deutsche Teufel‘, aber ein Pereat den Deutschen!“

Er hielt dem Fürsten sein Glas zum Anklingen hin. Dieser füllte das seine und stellte es dann vor sich hin.

„Warum stoßen Sie nicht mit mir an? Sie hassen doch das Gesindel auch?“

„Welches Gesindel?“ fragte der Fürst.

„Die Deutschen! Nieder mit ihnen!“

Nur einige stimmten ein, aber auch diese brachen kurz ab, als sich der Fürst erhob.

„Und ich rufe: Hoch mein tapferes, herrliches deutsches Volk, das sich endlich ermannt hat! Daß ich diesen Tag erlebt habe, werd' ich Dem da droben immer danken. Er lebt — ich aber war ein Narr!“

Darauf folgte wildes Schreien und Rufen. Nur der Fürst stand stumm, regungslos da. Er war bis an die Lippen erbleicht.

„Und wem sein Leben lieb ist,“ fuhr er mit dröhnender Stimme fort, „wird nun in meiner Gegenwart kein Wort mehr gegen die Deutschen sagen.“

Wieder verworrenes Rufen, Graf Palusew aber schrie: „Sollen wir alle plötzlich verrückt werden, weil Sie es geworden sind! Nieder mit dieser Nation von Schuften und Feig —“

Weiter kam er nicht, der Fürst hatte ihm ins Gesicht geschlagen.

Ein wilder Tumult brach los, der Graf stürzte nach seinem Degen in der Ecke des Gemachs.

Ruhig schritt der Fürst auf den Grafen Wolkenstein zu, die andern gaben unwillkürlich Raum. „Ordnen Sie die Sache für morgen in aller Frühe. Den Bescheid bringen Sie mir in das Zimmer des Gasthofes, das ich mir öffnen lasse. Die

Waffenwahl hat jener Herr dort, aber ich halte Pistolen und eine kurze Distanz für selbstverständlich."

Dies fanden auch die Herren von der Gegenpartei. Schon nach einer Viertelstunde konnten Graf Wolkenstein mit einem anderen Offizier von demselben Regiment dem Fürsten in sein Zimmer die Nachricht bringen, daß alles für nächsten Morgen geordnet sei — zehn Schritte Distanz, dreimaliger Kugelwechsel.

Der Fürst dankte ihnen. „Und nun laßt mich allein, ihr Herren, ich habe noch viel zu thun."

Er schrieb zuerst sein Testament nieder — zu Universal-Erben setzte er seine Neffen ein, mit denen er bis dahin jede Beziehung vermieden. Ihnen überließ er auch die Versorgung seiner Dienerschaft — eine sehr bedeutende Summe setzte er zu „irgend einem patriotischen Zweck" aus; das Nähere sollten die Erben nach eigenem Gutdünken verfügen. Dann schrieb er einen sehr langen Brief an seine Neffen — er hatte ihnen wohl viel zu sagen; als die Sekundanten mit grauendem Morgen in die Stube traten, trafen sie ihn noch am Schreibtisch.

Er war sofort bereit. „Graf Wolkenstein," sagte er, „nehmen Sie diese beiden Schriftstücke hier in Empfang und befördern Sie sie dann an ihre Adressen. Sobald der Arzt meinen Tod konstatiert hat, mögen Sie mich sofort in der Haide begraben, wo es eben ist. Die Federfuchser mögen ihre Protokolle nachträglich schmieren. Ein Denkstein soll mir nicht gesetzt, meine Leiche nicht nach Deutschland überführt werden."

„Sie befürchten doch keinen ernsten Ausgang für sich? Sie, der beste Schütze im Land! Da hat Graf Palusew mehr zu fürchten!"

„Er kann ruhig sein. Meinen Tod aber befürchte ich nicht, ich erhoffe ihn. Und da ich nun weiß, daß der Alte oben lebt, so hoff' ich gewiß nicht vergeblich. Kommen Sie, meine Herren!"

Seine Hoffnung hat ihn nicht getrogen. Beim ersten Kugelwechsel schoß der Fürst in die Luft, der Graf fehlte. Beim zweiten schoß der Fürst abermals in die Luft; Palusew traf ihn in die Nähe des Herzens.

Der „deutsche Teufel" war nicht sogleich tot, doch währte der Todeskampf nur wenige Minuten. Er ist in den Armen eines Landsmanns, des Grafen Wolkenstein, gestorben. „Mein armer Vater . . ." murmelte er, und dann: „Es ist gut so, ganz gut . . ." Und endlich: „Gott — Gott segne . . ." Das letzte Wort war nicht mehr verständlich . . .

Gott segne Deutschland!



Frauenstimmen.

Frauenstimmen hört' ich freundlich plaudern.
Auf der Straße schritten hin zwei Mädchen,
Lieblich ihre Röcke wiegend, vor mir.
Eilt' ich doch, beflügelt nachzukommen,
Sie zu überholen, rasch und feurig
Blickt' ich seitwärts, um der Holden Anblick
Im Vorübergehen zu erhaschen.
Schön und ernst erschien die reifre Jungfrau,
Wie sie halb vor sich zur Seite blickte,
Aber taubenklug mit hellen Augen
Und mit feinem Näschen sah die jüngre
Mädchenhaft vor sich ins Marktgedränge.
Langsam hemmt' ich da die raschen Schritte,
Daß die Mädchen hinter meinem Rücken
Friedlich schreitend ihres Weges wallten.
Doch im heitren Geiste trug ich vor mir
Ihrer lieblichen Gesichter Bildnis,
Wie ich's rasch gesehn mit scheuem Blicke,
Klar und deutlich sah ich ihre Augen
Und die Lider sanft sich drüber senken,
Sah im Geist die reizenden Gestalten,
Menschenbilder, fein und zart erwachsen
Wandeln auf der festen, derben Erde.
Ja, es trat mein Fuß die gleiche Erde,
Wo die zarten, leichten Frauenfüße
Hinter mir den Erdengrund beschritten.
Stille in mich selbst gedrängt, ja, stille
Hört' ich ihre Frauenstimmen reden
Hinter mir, ich hörte sanft sie plaudern,
Und ich lauschte mit gespannten Sinnen
Nur dem heimatlichen, weichen Klange
Dieser Laute, die ans Ohr mir schwebten.
Ach, kein Wörtchen des Gesprächs verstand ich,
Nur die milden Laute drangen traulich
Mir ins Herz. O, süße Frauenstimmen,
Sagt, was sagt ihr, holde Menschenlaute?
Ist es Liebe, was ihr sprecht, ist's Schalkheit?
Ist es Freude an der schönen Schöpfung?
Ist es Mädchenneid ums schönre Mieder,
Ist es Hohn auf eure Frauenschwestern,
Ist es Hinterlist und arger Hochmut,
Ist es Haß und ist es Frauenthorheit?
Wär' es Haß und wär' es Frauenthorheit,
Wär' es Mädchenneid und arger Hochmut,

Lieblich klingt es doch und sanft bezaubernd,
Wie die zärtlichste Musik, die ohne
Worte als ein Hauch vom Himmel waltet.
Und ich hielt den Hals im Nacken stille,
Nicht zur Seite nur zu schielen wagt' ich,
Schielte rückwärts nicht und lauschte klüglich,
Bis sie seitwärts von der Straße bogen
Und im menschenvollen Marktgedränge,
In dem Lärm der Stadt verschwunden waren,
Und im Lärm der sanfte Klang der Stimmen. —
Frauenstimmen hört' ich freundlich plaudern. —

Wolfgang Kirchbach.

Die Fürsprecherin.

Einst stand Sankt Peter vor der Himmelsthür,
Der Gäste wartend, die da kommen sollten,
Von Erdennot und Lebensqual erlöst.
Da naht ein Mann, in jungen Jahren noch,
Den jäh des Todes Sichel weggemäht,
Und bat um Einlaß den gestrengen Pförtner.
Sankt Peter schlug in seiner Liste nach,
Und achselzuckend sprach er zu dem Mann:
„Heb dich von hinnen! An ein ander Thor
Magst pochen du — hier hast du nichts zu suchen.
Nichts thatest du, um zu verdienen dir
Die Seligkeit, solange du gelebt.
Wie? Oder hast du etwas anzuführen,
Zu melden etwa eine gute That,
Mit welcher du ein Anrecht dir erwarbst?"
Der aber traurig sprach: „Ich habe nichts!"
Und wandt' sich um. Noch war er nah' der Thür,
Als ihm entgegenkam ein altes Weib
Trippelnden Schrittes — eilig hatte sie's,
Hineinzukommen in den warmen Himmel,
Und keiner wohl konnt' ihr verdenken das:
Der armen Seele war es anzusehn,
Daß es ihr schlecht auf Erden war ergangen.
Und doch, neugierig wie die Weiber sind,
Sah sie dem Abgewiesnen ins Gesicht.
Da blieb sie plötzlich wie versteinert stehn
Und blickt ihm nach und wich nicht von der Stelle.
Sankt Peter endlich rief und sprach zu ihr:
„Willst du herein nicht in den Himmel kommen?
Hier sieht dich alles gern, und alles freut sich,
Dich zu begrüßen, weil du wohl verdient
Die Seligkeit durch langes Elend hast,
Das du ergeben trugest und getreu."
Sie aber fragte: „Soll er nicht hinein,
Dem ich soeben hier begegnet bin?" —
„Nein," sprach Sankt Peter, „er ist abgewiesen,
Weil er auf Erden Gutes nicht gethan." —
„Nichts Gutes that er?" fuhr die Alte auf.
„Ich aber weiß es, daß er Gutes that,
Weil an mir selbst er solches hat gethan." —
Sankt Peter sprach: „Wohlan, bericht es uns!"
Und also hub darauf die Alte an:
„An einem Tage ging ich in der Stadt
Vom Markt nach Hause, an dem Arm ein Körblein
Voll Bohnen tragend, die ich eingekauft,
Um zu bereiten mir ein ärmlich Mahl.
Da kam auf einmal ich — wie es geschehen,
Ich weiß es selber nicht — zu Fall und stürzte
Zu Boden hart. Vom Arme flog der Korb mir,
Und alle Bohnen lagen rings zerstreut.
Sehr weh gethan hatt' ich im Fallen mir,
Umsonst versucht' ich zu erheben mich,
Und mancher ging an mir vorbei indessen,
Sich nicht bekümmernd um das alte Weib, —
Bis jener Mann des Wegs gegangen kam,
Derselbe, den du abgewiesen hast.
Gleich blieb er stehn und half vom Boden mir,
Mit kräft'ger Hand sanft und geschickt mich fassend.
Doch nicht genug — du wirst es mir nicht glauben —
Hatt' er an diesem Liebeswerk allein.
Nachdem vom Boden er mir aufgeholfen,
Bückt' er sich nochmals, und mit mir zusammen
Las er die Bohnen aus dem Staub der Straße
In meinen Korb hinein, den er geholt,
Nicht seiner schönen, saubern Kleidung achtend,
Die in Berührung mit dem Staube kam,
Und nicht der Menschen achtend, welche bald
Hinstellten sich und lachten über uns.
Die Arbeit that er eigentlich allein,
Weil ich mit meinen alten, steifen Fingern
So schnell nicht war und so gewandt wie er.
Und während er bei dieser Arbeit war,
Nicht schämend sich so ungewohnter Mühe,
Sprach er mir freundlich zu und fragte oft mich,
Ob ich mir nicht beim Fallen wehgethan.
Dann ging er noch ein Weilchen neben mir,
Gewiß zu sein, daß ich nicht schwer verletzt war
Und ohne Hilfe konnt' nach Hause gehn.
Das ist derselbe, den du fortgeschickt
Vom Himmel hast, weil dieses du nicht wußtest,
Und einen bessern Menschen sah ich nie.
Ich habe niemals wieder ihn gesehen
Und hab' es niemals ihm vergelten können,
Was er an mir aus Herzensgüte that.
Wie konnt' ich auch, solang ich auf der Erde
In tiefster Armut lebte, ihm vergelten
Und wie ihm wieder etwas Gutes thun?
Nun aber ist der Tag für mich gekommen,
An dem ich mich erkenntlich zeigen kann,
Könnt' ich für ihn den Himmel nicht erflehn,

Müßt ich mir ewig undankbar erscheinen —
Ich bitte dich, Sankt Peter, laß ihn ein!
Soll aber ihm verschlossen sein die Thür,
So will auch ich zurückgehn meines Wegs.“
Sankt Peter hatte lächelnd zugehört,
Dann aber ernster ward sein Angesicht,
Und dies erwidert er der Alten: „Kühn
Hast du geredet, ja vermessen fast
Möcht' ich die Worte nennen, die du wagtest.
Was du dem armen Sünder als Verdienst
Willst angerechnet sehn, ist doch fürwahr
Nur so geringer Art und wiegt so leicht,
Daß ich es nimmer könnte gelten lassen,
Wärst du es nicht, die sich für ihn verwandt.
Auch so ist schlimm und zweifelhaft der Fall;
Weil aber du es zur Bedingung machst,
Daß er mit dir soll in den Himmel kommen,
Wenn selber dich der Himmel haben soll,
Und weil wir dich hier nicht vermissen können —
Denn alles hat sich schon gefreut auf dich,
So merk' ich wohl: Wir müssen dir zu liebe
Aufnehmen ihn, so wenig er's verdient.
Geh nur hinein! Er folgt dir alsobald.“

Sankt Peter sprach's und schob sie in den Himmel.
Dann einen Engel sandt er ab sogleich,
Zurückzurufen den, der traurig war
Gegangen von des Paradieses Pforte.

J. Trojan.

An der blauen Donau.

Die Donau ist ein deutscher Strom
Und fließt in vielen Bezirken,
Sie strömt durchs deutsche Österreich
Und schließlich zu den Türken.

Wenn ich auf meiner Ischler Fahrt
Vorbei kam an Pöchlaren,
Da mahnt's der Nibelungen mich,
Der Helden der lobebaren,

Jetzt ist es still und einsam hier,
Verklungen die Heldensage,
Ein Dampfer schleppt sich auf und ab,
So geht es alle Tage.

*

Am Rhein, da geht es fröhlich her,
Da spiegeln sich im Gewässer
So zwischen Bingen und Koblenz viel
Der Burgen und der Schlösser.

Und blühend reiht sich Stadt an Stadt
Zwischen den Rebengeländen,
Ein thätig-fleißiges Dasein ist
An allen Ecken und Enden.

An der blau-grauen Donau findest du
Nur spärlich Dörfer und Flecken,
Mit Mühe sucht der Wanderer
Ein Städtchen zu entdecken.

Von Wien nach Linz herrscht Sonntagsruh,
Sie stört nicht deine Träume,
Der Dampfer nur fährt träg einher
Und schläfrig nicken die Bäume.

*

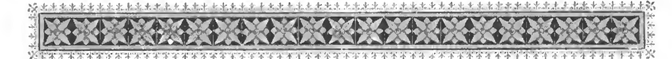
Bei Buda Pesth ist breit der Strom
Und vollbedeckt mit Waren,
Sie haben die Wiener übertrumpft
Die klugen Magyaren.

Die Donau sucht ins schwarze Meer
Sich heimlich hin zu stehlen
Und weiß vom lieben Österreich
Nur wenig zu erzählen.

Einst saß der Römer am Donaustrom,
Gebietend in unsern Ländern,
Jetzt ist der Czeche obenauf,
Das ist nicht abzuändern.

Eduard von Bauernfeld.





Albert Lindner.

Von Adalbert von Hanstein.

Albert Lindner steht als eine eigenartige Persönlichkeit unter den zeitgenössischen Dramatikern, eigenartig in seinen Erfolgen wie in seinen Schöpfungen, vor allem aber eigenartig in seiner Begabung. Zweimal hat er das Interesse der Mitwelt in einer Weise auf sich gelenkt, wie es nicht vielen vergönnt ist, aber die beiden Werke, denen er seinen Ruhm verdankt, sind auch die einzigen, die überhaupt Berücksichtigung gefunden haben. Und doch sind beide, das mit dem Schillerpreis gekrönte Drama „Brutus und Collatinus" und die „Bluthochzeit" nur zwei zu Ehren gekommene Geschwister einer großen Reihe dramatischer Dichtungen, die in geschlossener Kette und in regelrechter Entwicklung sich aneinander reihen. Woher kommt es, daß zu einer Zeit, als es kaum eine Bühne gab, auf welcher Lindners Bluthochzeit nicht gespielt wurde, der Dichter sich vergebens bemühte, einem anderen Kinde seiner Muse einen Platz auf dem deutschen Theater zu erkämpfen?

Der Prozeß seines dichterischen Schaffens war ein ungewöhnlicher. Wenn es ein Zeichen von echt poetischer Begabung ist, daß der Stoff den Autor mit urplötzlicher Gewalt erfaßt und in ihm gärt, bis er Gestaltung gewonnen — so war Albert Lindner ein echter Dichter. „Es hat bei mir eingeschlagen wie der Blitz!" schreibt er einmal. „Ich bin trunken von meinem Don Juan!" Urplötzlich, wie er eine Idee ergriff, ging er auch an die Ausführung derselben. „Sie wissen, ich habe 4 Wochen und keinen Tag länger gebraucht" berichtet er einem Freunde über die Entstehung seiner „Bluthochzeit". Die Momente plötzlicher Inspiration konnten ihn bei jeder Gelegenheit überraschen. Mitten in der Unterhaltung verstummte er und starrte vor sich hin, eine Gesellschaft verließ er ohne Veranlassung und lief, von einer jähen poetischen Idee erfaßt, stundenlang ziellos umher, der Traum einer einzigen Nacht konnte ihm einen ganzen Akt eingeben. Zwischen diesen Augenblicken dichterischer Erleuchtung aber dehnten sich oft Jahre zwecklosen Suchens und Kämpfens. Daher kommt es, daß mitunter in seinen Arbeiten das Triviale unmittelbar neben dem Erhabenen steht, das Erkünstelte und Gesuchte dicht neben dem Schönen und Gewaltigen.

Und ebenso unvermittelt heben sich seine Schöpfungen von seinem Leben ab. Der poetische Zauber, der seine Dichtungen so oft verklärt, warf keinen Wiederschein auf seine Persönlichkeit. Rauh, hart und einsam ist er durch die Welt gegangen, abstoßend für jeden, der sich nicht bemühte, in sein Inneres einzudringen. Bei wenigen Dichtern ist es daher so schwer, einen Zusammenhang zwischen Erlebtem und Erfundenem aufzudecken, als gerade bei Lindner. Versuchte er doch nicht einmal das eigene Leid und die eigene Lust in Versen auszusprechen. Weder unter seinem Nachlaß noch in dem Briefwechsel mit seinen Freunden hat sich auch nur ein Stimmungsliedchen gefunden. Und wunderbarerweise zeugt doch in seinen Dramen gerade so manche Stelle von tiefer lyrischer Empfindung, wie z. B. das „Lied der Könige" in der „Bluthochzeit". Wer derartige Stellen kennt und sie gegen Lindners briefliche Äußerungen hält, der muß erstaunen, wie nüchtern und alltäglich sich ein Mann von solchem Gefühl oft aussprach. Mit der Trockenheit eines Lexikographen spricht er über seine poetischen Pläne, die sein Inneres doch mit so elementarer Kraft erfassen.

So läßt sich aus seinen schriftlichen Äußerungen kein Schluß ziehen auf die Art, wie sich Dichtkunst und Dichterlust zuerst in ihm zu regen begann. Man könnte glauben, Lindner sei aus einem Bewunderer der großen Poeten zum Jünger derselben geworden. Hat er doch seine Lieblingsdichter Dante und Shakespeare zu Helden seiner ersten Jugenddramen gemacht. Aber die urwüchsige dramatische Kraft, die seinen besten Schöpfungen innewohnt, widerspricht dem aufs entschiedenste. Es ist nicht kalter Nachahmungstrieb, der ihn zum Dramatiker gemacht hat, sondern ureigene Begabung. Zum Dramatiker — nicht zum Dichter im weitesten Sinne des Wortes. Denn, wie Lindner kein Lyriker war, so hat er auch in der Erzählung, obgleich er die Novelle mit Erfolg gepflegt hat, nie sonderlich Hervorragendes geleistet. Das Beste bietet er auf diesem Gebiete in den kulturhistorischen Romandichtungen, so im „Schwan vom Avon". Überhaupt war es immer der geschichtliche Stoff, welcher auf Lindner die meiste Anziehung ausübte. Auch hier haben wir es wieder mit einer Eigentümlichkeit seiner Begabung zu thun. Es ist falsch, wenn man glaubt, er habe mit Eigensinn auf dem historischen Genre bestanden. Im Gegenteil! Er hat gerungen mit dem Realistischen, Modernen, aber ohne Erfolg. Die wahre Inspiration kam ihm nur, wenn mit seinem Empfinden verwandter geschichtlicher Charakter ihn fesselte.

Und daran liegt auch eine gewisse Überstürzung in seinem dramatischen Schaffen. Ein Charakter fesselte ihn, wie Karl der Neunte, Don Juan und so fort. Sein explosives Talent trieb ihn, diesen Einen rasch und ganz zu gestalten, und so verblaßten gegenüber der Hauptfigur oft andere Personen der Dichtung, wie denn Heinrich von Navarra in der „Bluthochzeit" sich mit dem Könige nicht messen kann.

Alles in allem genommen haben wir in Albert Lindner mit einem in seiner einseitigen aber ganz hervorragenden Begabung für das Drama, mit seiner an Widersprüchen so reichen Persönlichkeit eine zwar in mehr als einer Hinsicht rätselvolle — aber eine echte Dichternatur vor uns.

Albert Lindner ist am 24. April 1831 in Ober-Neusulza geboren, als Sohn eines Bergmannes, der an der dortigen Saline die Stelle eines Obersteigers bekleidete. Ein stiller, in sich gekehrter Knabe, der schon als Kind kaum Freunde hatte, wuchs er bis zum vierzehnten Jahre im elterlichen Hause heran und verließ nach seiner Konfirmation die Heimat, um in die Unter-Tertia des Gymnasiums zu Weimar einzutreten. In die Seele des Knaben scheint niemand hineingeblickt zu haben. „Könnten Sie nur das alte Weinberghäuschen befragen!" das war die stetige Antwort, die Lindners Verwandte für meine Nachforschungen hatten. Denn wenn der Knabe zu den Ferien nach Hause kam, so war sein erster Gang stets zum väterlichen Weinberg. Dort saß er, lernte, las und träumte. Die klassischen Dichter und die Helden der Geschichte wirkten von jeher am meisten auf seinen Geist, wie selbst noch erhaltene Schulhefte zeigen, und Philologie und Historie waren daher auch die Wissenschaften, denen der junge Student in Jena, als flotter Corpsier, sich widmete. Leider hörte die schöne Studienzeit für ihn bald auf, denn schon vor Absolvierung seines Staatsexamens nahm er erst in Prenzlau, dann in Spremberg in der Niederlausitz als neunundzwanzigjähriger Mann eine Stellung als städtischer Lehrer an. Aber sein liebes Thüringen konnte er doch nicht vergessen. „Keine Maien, kein Tanz, kein geselliges Zusammenleben, kein Wald und Berg," so schreibt er melancholisch über das Pfingstfest 1860 und schlägt eine Gymnasiallehrerstelle in Marienburg und den Rektorposten in Spremberg aus, um lieber zu warten, bis sich in seiner Heimat ein Platz für ihn böte. Und ein solcher bot sich bald in Rudolstadt. Dort ging ihm das Leben fröhlich ein. Im Hause des Musikdirektors Brand, der, wenngleich ein viel älterer Mann, dem jüngeren eine herzliche Freundschaft entgegenbrachte, fand Albert Lindner noch mehr. In der ältesten Tochter des wackeren Mannes erkannte er die Erwählte seines Herzens, seine zukünftige Gattin Ida. Schnell schloß sich der Bund der Herzen, und wenn Lindner des Nachmittags den Staub der Schule abgeschüttelt hatte, dann saß er dort im lieben Kreise der neu erworbenen Verwandten, lauschte den Klängen Beethovenscher Musik, und in seinem Herzen regten sich poetische Träume. Und wenn er abends nach Hause kam, genoß er die köstlichen Stunden stiller poetischer Weihe. Eifrig studierte er immer wieder seinen Dante und seinen Shakespeare und brachte ihnen seine dichterischen Huldigungen dar.

Er hätte nie aus Thüringen fortgehen sollen, an dem sein ganzes treues Herz so fest hing. Von Rudolstadt hatte er nicht weit nach Jena. Auf einer Fußwanderung dorthin zum Stiftungsfeste seines Corps probierte er seine alte Ausdauer im Marschieren. Wenn er zehn Stunden hintereinander ging, trillerte er ein altes Minnelied vor sich hin, dichtete einen Prolog und träumte abends von seiner Idee: „Ich habe nicht geweint, aber war im Innersten gerührt, als ich die Jenenser Wege zur Stadt hineinwandelte. Die alte Zeit schlug mir mit voller Lohe ins Herz."

Aus diesem idyllischen Stillleben sollte ihn der erste Schritt zum Ruhm aufschrecken. Seine ersten Dramen, wenngleich im Druck erschienen, waren wenig beachtet worden und können auch nur als Schüler-Arbeiten im Geiste Shakespeares gelten. In knechtischer Anlehnung an „Romeo und Julia" waren die ersten Scenen seines Dramas „Dante" entstanden, und die Gefühle seiner Liebe goß er in breiten lyrischen Strömen hinein in das Stück, das sonst nach britischem Muster noch ziemlich ungelenk sich gestaltete. Freier schon wurde sein Schaffen, als er daran ging, das Leben des englischen Dichters selbst zu dramatisieren, und das Drama „Shakespeare" schrieb, welches er zur Jubelfeier seines Helden an der Hofbühne in Weimar einreichte. Auch hier gruppiert sich noch alles um die Liebesscene aus „Romeo und Julia"; aber mancher Charakter hebt sich schon deutlicher heraus und ein poetischer Schimmer breitet sich über das Ganze. Dingelstedt lehnte das Stück ab, bezeichnete es aber als das beste der eingereichten Festspiele.

Am mächtigsten aber packte ihn jetzt die Idee seines „Brutus". Nicht eine einfache historische Handlung wollte er darin schildern, nein, einen Charakter von furchtbarer Konsequenz folgerichtig entwickeln. Unzutreffend ist daher der Vorwurf, daß die Einheit der Handlung in diesem Stück nicht gewahrt sei. Nicht die Verteilung der römischen Könige, nicht die Entehrung und der edle Selbstmord der Lucretia sollten der Vorwurf dieses Stückes sein. Alle diese vorangeschickten Ereignisse sollten nur die furchtbare Amtshandlung motivieren, die der Konsul Brutus ausführt, wenn er seine eigenen Kinder hinrichten läßt. Ob das in der Geschichte ein Akt des Heroismus oder reklamesüchtiger Eigenliebe war, ob gar die ganze Erzählung nur ein Märchen sei, kümmert den Dichter nicht. Er schafft sich die Gestalt eines Fanatikers römischer Tugend, in dessen Charakter Schuld und Größe aus einer einzigen Quelle fließen: aus der Liebe zum Vaterland. Um dieser einen Tugend ganz zu genügen, tritt sein Brutus alle anderen Pflichten des Menschen mit Füßen. Seine eigene Familie vernachlässigt er, seine Söhne entfremdet er sich und läßt sie am Hofe des Königs erziehen, sich selbst verbittert er zehn Jahre seines Lebens durch verstellten Wahnsinn, nur um der Sache des Vaterlandes zu dienen. Aber bei aller Konsequenz ist er doch kein Shakespearescher Held, denn nicht menschliche Motive leiten ihn, sondern abstrakte Ideale. In seiner Art aber ist der Charakter treffend durchgeführt. Richtig ist es, daß er selbst von seinem Freunde Collatinus nicht verstanden wird. Der stumpfsinnige Pöbel von Rom verlangt, daß auch Collatinus, zwar ein Freund, aber auch ein Verwandter der Könige, Rom verlasse. Es ist vollkommen konsequent, daß Brutus, wenngleich er die Gründe des Volks nicht billigt, von seinem Freunde das schwere Opfer verlangt, da der einzelne sich nach republikanischem Gesetz der Gesamtheit unterordnen müsse. Gleich darauf tritt an Brutus die schwere Anforderung, seine eigenen Kinder, die bei einer Verschwörung ergriffen worden sind, abzuurteilen. Jedem anderen Vater wäre es zu verzeihen, wenn in solchen Augenblicken der Mensch den Beamten besiegt, *dieser* Brutus, der aus abstrakten Gründen Könige vertrieben und seinen Freund verbannt, darf nur nach blinder Gerechtigkeit handeln. Absichtlich hat daher Lindner diese Scene nicht abgeschwächt, sondern das Furchtbare derselben recht herausgearbeitet. Würde das Volk den Konsul zum Urteil zwingen, so würde eine Verwirrung der Motive eintreten. Lindner läßt das Volk um Gnade für die Jünglinge flehen und den Konsul dennoch das Todesurteil sprechen.

Derartig starre Charaktere sind Lindners Ideal gewesen bis zuletzt. So wie sein „Brutus" hat er sich gleich-

Beata ([illegible])
Dir, jede gute That wird zum Erlöser,
Wie dein bekümmertes Herz ihn brauchen mag.
Versuch es nur, die Menschlichkeit zu üben,
So übst du sie. Im Wollen schon ist Segen.
Es wird die Binde lockern, die der Zorn
Und die der Schmerz dir um's Auge legte.
Wer Menschen sucht, der soll nur menschlich [illegible],
Es ist kein andres Mittel uns gelassen.
Sei mild mit Flandern! Es bedarf so wenig,
Ein Volk in deiner Krone Kranz zu fügen:
Laß ihm der Väter altgewohntes Recht.
Sei mild mit Flandern! Denk' an Johann —

Philipp
Das war's! Ich bin genarrt von Feind und [illegible].
Denn wo ich [illegible] einer Quelle nah,
Liegt der Verstand schon schlummernd. Wer doch einst
Zu mir in meinen schlummerlosen Nächten
Aufs Lager träte mit dem selben Gruß:
Dir, deines Lebens Fluch ist aufgethan.

Beata
Denkst du Gewalt?

Philipp
Das ist das Wort! Das ist
Das gute Schwert, das alle Knoten löst.
Wer heißt mich auf die Lämmer [illegible],
Solang ich meisterlich den Tiger spiele?

Albert Lindner.

Aus dem Manuskript des Dramas „Der letzte Ritter".

sam mit scharfem Eisen seinen Weg durchs Leben gerissen. „Ich will es nicht leugnen, daß ich durch viele Visiten, Bücklinge und Höflichkeiten vielleicht weiter gekommen wäre, aber ich kann das meiner Natur nicht abringen; mein eigner Stolz thut mir wohl."

Und der Stolz seiner männlichen Dichtung that auch einem andern wohl. Eduard Devrient begeisterte sich für das Drama. Am 11. Mai 1865 ließ er bei Gelegenheit der deutschen Philologenversammlung in Heidelberg das Stück als Festspiel in Karlsruhe aufführen und schrieb am Tage nach der Darstellung: „Das Stück hat vollständigen Erfolg gehabt. Die Größe seiner Conception, die gedankenreiche, energische und doch so menschlich warme Durchführung haben tiefe Sensation gemacht. Viel Glück für Sie und für die deutsche Bühne!" Und Devrient war es auch, welcher im Jahre 1866 als Mitglied des Preisrichter-Kollegiums bewirkte, daß der Schiller-Preis dem Brutus-Dichter zuerkannt wurde.

Nur schade, daß derselbe Devrient dem Dichter den verhängnisreichen Gedanken eingab, seinen Heimatsort zu verlassen. „Sie müssen in lebendigen Konnex mit einer großen Bühne treten!" Bei Lindner fiel das nur auf allzu fruchtbaren Boden. „Jetzt gelte ich mir etwas, ich will keine Existenz führen, die sich an die Scholle klammert, wo sie erzeugt ist." Kopflos gab er seine Stellung auf und fuhr nach Berlin. Er war wie berauscht von freudigen Hoffnungen. „Es kann kommen, daß wir aus unserer Hochzeitsreise eine dramaturgische Rundreise machen," schrieb er an seine Braut. Und doch konnte er ihr nach einem einjährigen Aufenthalt in Berlin nur einen „Quadratfuß von Stellung", wie er sich ausdrückte, zur Gründung eines Hausstandes bieten. Als er sein Weibchen heim

führte, waren zehn bis zwölf Extrastunden in der Dorotheenstädtischen Realschule, die mit je fünfzehn Silbergroschen honoriert wurden, seine einzige Einnahme. Aber er glaubte noch unerschütterlich fest an die Kraft seines Genius.

Mittlerweile hatte er auf poetischem Gebiet neue Pfade gesucht. Von der Shakespeare-Tradition riß er sich los, aber das Drama „Stauf und Welf", wie sehr sich Devrient auch für die Entstehung interessiert hatte, versank allzusehr in trockne historische Details. Der Geschichtsforscher schadete dem Poeten. Die Charakteristik verflüchtete sich, der Scenenbau, wenngleich nicht arm an Bühneneffekten, wurde durch die überreiche Handlung zu sehr auseinander gesprengt, und das einheitliche psychologische Band ging verloren. Glücklicher gelang das Intriguenstück „Katharina II." Es ist für die Bühne von gewaltiger Wirkung, spannungsvoll und echt dramatisch. Wenn politische Gründe den Aufführungen nicht hinderlich im Wege gestanden hätten, würde es sicherlich sein Publikum gefunden haben. Der ästhetische Richter muß jedoch in der chaotischen Fülle der Ereignisse, wie sie die wechselseitigen Intriguen des Herzogs von Südermanland und der russischen Kaiserin heraufbeschwören, mehr Klarheit verlangen und kann das Vermengen eines derbkräftigen Realismus der Prosastellen mit dem oft schwulstigen Bombast der Verse nicht loben. Auch die Einführung eines russischen Marquis Posa „Inrieff" muß befremden. Wir erkennen in dem Drama das Ringen des Dichters nach einem eignen Stil, der sich noch nicht ganz von Shakespeareschen und Schillerschen Reminiscenzen befreien kann.

Und dieses Ringen wird in Berlin noch eifriger, da Lindner nach modernen Stoffen greift und, im Gegensatz zu seiner idealistischen Natur, sich zum realistischen Schaffen zwingt. Da die Beobachtung des Alltagslebens nicht seine Stärke war, konnten seine Gestalten nur Leben gewinnen, wenn er sie von innen heraus mit hohen Idealen erfüllte, und mußten verblassen, wenn er sie von außen her zu erfassen suchte. So war der Versuch, in einem Lustspiel „Moderne Teufel" die Geldgier und die Eitelkeit der modernen Welt zu geißeln, ein höchst ehrenwerter, und der schwungvolle Prolog zu diesem Stücke ist echte Poesie. Das Stück selbst aber sinkt an mancher Stelle auf das Niveau der Posse herab. Immerhin ist es ein Beweis dafür, daß Lindner nicht eigensinnig darauf bestand, mit Jambentragödien allein sein Glück zu machen. Er versuchte es, sein ideales Streben, äußerlich wenigstens, den Forderungen der modernen Zeit anzupassen, aber es gelang ihm nicht. Zahlreiche kleine Prosalustspiele, so die Einakter „Puck in Briefen", und „Sir, eine Prise gefällig?", der Dreiakter „Der Hund des Aubry" u. s. w. vermochten sich nicht die Gunst der Bühnen zu erringen, obwohl manche derselben hoch über dem stehen, was die täglichen Repertoire kleinerer Bühnen zu bieten pflegen.

Das Jahr 1870 mit seiner patriotischen Begeisterung brachte auch in Lindners poetisches Schaffen neuen Schwung. Zu dem kleinen Stückchen „Eine preußische Weihnacht" gesellte sich das große patriotische dreiaktige Volksschauspiel „Der Kurprinz", das die Zerrüttung Preußens unter dem pflichtvergessenen Kanzler Schwarzenberg und die Rettung des Vaterlandes durch den jungen Friedrich Wilhelm, den künftigen „großen Kurfürsten" in derber volkstümlicher Charakteristik und trefflichem Scenenbau vorführt. Unmittelbar an diese Produktionen reiht sich im Jahre 1871 die „Bluthochzeit". „Wie ein Blitz," — hörten wir schon — durchzuckt den Dichter die Idee derselben, und in vier Wochen wirft er sie aufs Papier. Es ist seit dem Jahre 1866 das erste Stück, das Lindner wieder in Versen schreibt, er ist seinem Idealismus zurückgegeben, aber er schafft keine Idealgestalten mehr. Wie der verzehrende Ehrgeiz, wie das mahnende Gewissen stehen Katharina von Medici und der Admiral Coligny zu beiden Seiten des unglücklichen Königs Karl IX. von Frankreich. Die erstere kalt und etwas schematisch gezeichnet, der Admiral voll warmen Lebens, der König selbst ein Meisterstück der Charakteristik. Wie er sich vom schwachköpfigen Idioten durch Blut und Greuel zur Selbständigkeit entwickelt, wie er bald, durch Katharinas Zauberspuk eingeschüchtert, sich feige für das Laster gewinnen läßt, bald, von warmem, religiösem Gefühl übermannt, dem frommen Admiral die treue Hand küßt, wie er dann zum Gebete die Hände faltet und doch in seinem weichen, von allen darauf einstürmenden Verwirrungen zerstörtem Geist den Weg zum Himmel nicht mehr finden kann, wie er endlich, von Blutgeruch und Gewissensbissen zum Wahnsinn getrieben, auf sein eigenes Volk schießt, und wie er zuletzt nach der schrecklichen Blutnacht wieder zu sich selbst kommt und sterbend dennoch seinen Willen durchsetzt, ist er eine Figur von durchaus wahrer Menschlichkeit. Auch das Liebespaar des Stückes, Heinrich von Navarra und Margaretha von Valois, sind nicht mehr Lichtgestalten nach der Art von Max und Thekla, wie Lindner sie einst in seinem Drama „Katharina II" in dem Liebespaare Gustav und Alexandra zeichnete, sondern es sind Menschen, in denen Tugenden und Schwächen sich mischen.

Der große Erfolg, den das Drama erst in Leipzig und dann auf so vielen deutschen Bühnen errang, die ehrenvolle Einladung zu einer Aufführung in Meiningen, die Herzog Georg selbst an ihn ergehen ließ, vor allem aber die kraftvolle Darstellung der Rolle Karls IV. durch Siegwart Friedmann begeisterten den Dichter zu neuen Schöpfungen ähnlichen Genres. In seinem Trauerspiel „Don Juan d'Austria" wollte er die Tragödie des Neides schaffen. In dem Stücke, das später auch „Der Bastard oder der letzte Ritter" betitelt wurde, stehen sich die Figuren des kalten Philipp von Spanien und des jungen, von Glück, Schönheit und Genie begünstigten jüngeren Bastardbruders Don Juan gegenüber, wie einst in „Stauf und Welf" der fürstlich schroffe „Barbarossa" und der unbändige „Heinrich der Löwe." In „Marino Falieri" schuf der Dichter die Gestalt eines reckenhaften Greises, der seine Thatkraft gelähmt sieht durch den Senat einer auf ihre Unabhängigkeit stolzen Republik. Aus gekränktem Ehrgeiz wird der Siebzigjährige zum Vaterlandsverräter, aber durch den Heroismus seiner schönen Frau zu sich selbst zurückgerufen, wird er sein eigener Richter. Kommt das Stück auch an Tiefe der Gedanken und an Schönheit der Sprache dem gleichnamigen Stücke des Lord Byron entfernt nicht gleich, so übertrifft es dasselbe doch an dramatischer Kraft.

Diese Dichtungen schrieb Lindner schon in einem Zustande innerer Zerrissenheit. Hatte sein einsilbiges wunderliches Wesen schon früher eine gewisse Schwermut ahnen lassen, so kam diese jetzt mehr und mehr zu krankhaften

Ausbrüchen. Dazu kamen die andauernden Nahrungssorgen. Zu den Aushilfestunden im Dorotheenstädtischen Gymnasium hatten sich später Unterrichtsstunden in zwei Mädchen-Instituten gesellt. Durch Vermittlung eines treuen Freundes war es ihm gelungen, eine Stellung als Bibliothekar des deutschen Reichstages zu erhalten. Aber dort ließ es ihn nicht lange. Unpraktisch wie er war, vermochte er sich seine Arbeit nicht einzuteilen. Er klagte, daß er oft erst abends spät zum Genuß einer trockenen Semmel gekommen sei, saß dann wieder stundenlang im gegenüberliegenden Schaperschen Bierlokale und ließ die ihm übertragenen Kataloge durch Schreiber anfertigen. Mit anderen Stellungen, die ihm später zu teil wurden, erging es ihm nicht besser. Weder im litterarischen Bureau des Kultusministeriums noch als kaiserlicher Lektor vermochte er sich auf seinem Posten zu halten. Eine dieser Stellungen nach der andern gab er auf, wie einst seine Gymnasialkarriere. In rastloser, journalistischer Arbeit, aus der das Lutherfestspiel „Der Reformator" und die kulturhistorische Romandichtung „Der Schwan vom Avon" wie Kristalle hervorblitzen, erschöpfte er seine Kraft. Unter seinen novellistischen Arbeiten nimmt wohl die in der Reklamschen Universalbibliothek erschienene Sammlung „Geschichten und Gestalten" den ersten Platz ein. In dem Buche „Der Völkerfrühling" giebt er drei seiner Dramen in novellistischer Form wieder. Drei andere Novellen, weitaus die schwächsten, umfaßt die Sammlung „Das Rätsel der Frauenseele." Eine große Menge mehr oder minder geistvoller Aussprüche über das weibliche Geschlecht gab der Ecksteinsche Verlag heraus unter dem Namen „Das ewig Weibliche."

Es liegt jedoch nicht entfernt in unserer Absicht, hier eine vollständige Aufzählung der sehr zahlreichen Arbeiten Lindners zu geben, welche in den letzten Jahren ihm sein Brot erwerben sollten. Litterarischen Wert haben nur sehr wenige davon. Talent und Kraft nehmen sichtlich ab. Die wenigen Freunde, die er in Berlin gewonnen, zogen sich nach und nach von ihm zurück. Auch seine Familie galt ihm täglich weniger, und als ein einsamer Mann saß er jeden Abend in einem Lokale der Belleallianceoder Gneisenaustraße. Es ist kein Zweifel, daß sich in den letzten drei, vier Jahren langsam der Wahnsinn vorbereitete. Sein letztes als Manuskript gedrucktes Trauerspiel „Die Sintflut" ist schon eine vollkommene Ausgeburt desselben. Schon im Jahre 1884 that er Aussprüche, die vom Größenwahn zeugten, und gerade zu einer Zeit, als ihn Deutschland ganz vergessen zu haben schien, hielt er sich zweifellos für den größten Dichter der Erde. Gegen die Theater, die seine Stücke beständig ablehnten, begann er einen Federkrieg. „Sie sollen mich wenigstens fürchten lernen". Aber man fürchtete ihn nicht, den schwachen, kranken Mann, den ein von einem Schriftsteller angestrengter Prozeß schließlich in untilgbare Schulden stürzte. Gerichtsvollzieher entblößten seine kahle Wohnung von Möbeln und Bequemlichkeiten; man ließ ihm kaum noch den Schemel, um darauf zu sitzen, und die Feder, um damit zu schreiben. Der Schlaf floh ihn bei Nacht und die Ruhe bei Tage. Seine Kinder darbten, und für seine Feder gab es kaum noch ein Blatt, das unbekannt genug war, um seine Artikel aufzunehmen. In dieser Zeit erreichte ihn ein Brief des Oberregisseurs Hofrat Chronegk aus Meiningen, der ihm ankündigte, daß der Herzog inkognito im „Kaiserhofe" abgestiegen sei und ihn erwarte. Lindner ging hin und kam zurück. Was er mit dem Herzog verhandelt, wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. Er selbst erzählte schwärmerisch in überreizten Phantasien von dem Glück, das ihm winke, von dem Landhaus in Meiningen, das sein werden sollte, von den schönen ruhigen Tagen, die nun kommen würden. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief an den Herzog, dessen erste Hälfte noch von vollkommen klarem Geiste zeugt. Mitten darin stehen die Worte: „Götter, schützt mich vor Wahnsinn!" und was dann folgt, ist zusammenhanglos und verworren. Das plötzliche Glück hat seinen Geist getötet.

Einige Tage später — es war im Spätherbst 1885 — rollte der Wagen davon, der ihn zur Charité führte. Man hatte ihm vorgeredet, er sei zu einer Audienz beim Kaiser befohlen, und er hatte es gern geglaubt. Später wurde er nach Dalldorf überführt. Während der ersten Monate umgaukelten ihn dort schöne Phantasien. Er träumte von seinen Weinbergen und von seinen Mohrensklaven, nannte sich einen Meiningenschen Hofrat und las in lichten Augenblicken gern in seinen Werken. Nach und nach erst stumpfte sein Geist sich vollständig ab, und ein Lungenschlag bewahrte ihn vor der langsamen Auflösung, zu welcher die Gehirnerweichung sonst führt. Am 4. Februar 1888 ist er gestorben.

Auf Erden hatte er kein Glück und das Geschick zum Leben mangelte ihm. Welche Stellung er unter den Dichtern des deutschen Volkes einnehmen wird, mag die Nachwelt entscheiden. Die Geschichte der Litteratur wird ihn immer nennen.

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

III. Bunte Reihe.

Den Briefen berühmter oder doch für die Geschichte unseres geistigen Lebens bedeutsamer Männer, welche diese Aufsätze veröffentlichen, fügt sich der vorliegende Abschnitt nur als Episode ein, die mehr ein psychologisches als ein litterarhistorisches Interesse beansprucht und ihre Berechtigung darin sucht, eine Reihe immerhin nennenswerter, aber verschollener Persönlichkeiten in eigentümlichen und für sie charakteristischen Situationen vorzuführen. Bunt ist die Reihe in jeder Beziehung, nicht bloß was die Lebensstellung und den litterarischen Rang betrifft, sondern auch weil an der Tafel, die wir hiemit dem Leser decken, Damen und Herren in geziemender Abwechselung ihren Platz erhalten sollen.

Wie im Reiche der Schminke, so giebt es auch in

dem der Litteratur echte und rechte Episodenspieler; sie sind größeren Rollen nicht gewachsen, und wo sie ihnen der Zufall aufbürdet, erliegen sie der Last, aber in einem engen und begrenzten Rahmen wirken sie interessant und anregend. Ein solcher Episoden-Mann der Bühne wie der Litteratur war August Lewald. Er hat sich in seinem langen, nahezu achtzigjährigen Leben [1792—1871] in allen erdenklichen Beschäftigungen versucht, als Kaufmann, Maler und Soldat, als Schauspieler, Theaterdichter, Regisseur und Redakteur; in seiner Eigenschaft als Schauspieler in allen möglichen Rollen, in der als Schriftsteller auf allen erdenklichen Gebieten; ja sogar alle Konfessionen hat er durchprobiert, da er nacheinander Jude, dann, wenn nicht in Wahrheit, so doch wenigstens nach außen hin, griechisch-orthodoxer Christ, hierauf Protestant und endlich Katholik wurde. Wenn es, wozu ja einige Hoffnung vorhanden ist, in zwei bis drei Jahrhunderten unter den deutschen Litteraturhistorikern Stil werden sollte, auch Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande eingehender Betrachtung zu wählen, so wird der junge Gelehrte, der die Monographie über August Lewald schreiben wird, sich zum mindesten nicht über den Mangel an interessantem Stoff zu beklagen haben, weit eher darüber, daß es ihm schwer gelingen wird, den Charakter seines Helden klar herauszuarbeiten; denn so hart wie selten stehen in diesem Leben die guten und bösen, die verdienstvollen und bedenklichen Thaten nebeneinander. Zu dem Schönen wird leider auch das Steinchen nicht gehören, welches wir hier der Mosaik beizufügen haben.

Vielleicht die trübste Zeit in Lewalds Leben war das Jahr 1832. Nachdem er so ziemlich jeden Beruf durchgeprobt, war er endlich im Vorjahre nach Paris gegangen und hatte dort dank seiner Geschicklichkeit und eines unleugbaren Formtalents als Korrespondent deutscher Blätter sein gutes und behagliches Auskommen gefunden, bis ihn die Cholera aus der Stadt vertrieb. Er wandte sich nach München, um da erst recht aus dem Regen in die Traufe zu geraten. In dieser Situation traf ihn die Kunde von der Ernennung Deinhardsteins zum Leiter des Burgtheaters, und er richtete an denselben sechs Tage nach dessen Amtsantritt, also unmittelbar, nachdem er die Kunde der Ernennung in den Zeitungen gelesen haben mochte, das nachstehende Schreiben:

München, 7. Juni 1832.

Ew. Hochwohlgeboren!

Erhebung zu der Ihren Talenten und Kenntnissen ganz würdigen Stelle eines Dirigenten der ersten Bühne unseres Vaterlandes, kann nicht anders als jeden warmen Verehrer der Kunst mit der gerechten Hoffnung erfüllen, daß das herrliche Institut, welches nunmehr Ihrer unmittelbaren Leitung übergeben ist, eine neue Aera beginnen werde.

Nehmen Sie hiemit vor allen Dingen die Versicherung meiner aufrichtigsten Theilnahme, die ich hier wie bei jeder andern Ihrer ruhmvollen Bestrebungen im Felde der Poesie, Dramaturgie und der Wissenschaften stets für Sie hegte. Mein Wunsch ist, daß meine Erscheinung, wie sie sich, bei unsern jugendlichen Zusammenseyn, eines so herzlichen Entgegenkommens von Ihrer Seite zu erfreuen hatte, Ihrem Gedächtnisse nicht ganz entschwunden seyn möge.

Hierauf gestützt wage ich Ihnen einen ergebenen Antrag zu stellen, der sich vielleicht einer geneigten Berücksichtigung zu erfreuen haben dürfte.

Schon längst ist es bei vorzüglichen Bühnen eingeführt, den „Régisseur", der zugleich mit der „mise en scène" beauftragt ist, nicht aus den activen Schauspielern zu wählen. Die Vortheile, welche daraus dem Institute erwachsen, werden leicht, ohne nähere Erörterung, einleuchten. Meine Kenntnisse in diesem Fache sind durch lange Uebung erlangt. Ich war zuletzt 4 Jahre unter Schmidt in Hamburg und habe namentlich bei meinem 3maligen Aufenthalte in Paris, der letzte von 9 Monaten, meine Erfahrungen sehr vergrößert.

Würde ich nun vielleicht in solcher Eigenschaft eine Anstellung beim Burgtheater finden können? Ich glaube, daß ich nicht blos dem materiellen Theile eines solchen Geschäftes, sondern auch dem intellectuellen vollkommen gewachsen bin, und Sie würden jedenfalls einen treuen, erfahrenen Freund zur Seite haben.

Gern würde ich mich einer Probedienstzeit unterziehen, um zu diesem ehrenvollen Wirkungskreise zu gelangen.

Ich schließe mit der Bitte mich gefälligst mit einer Antwort zu beehren und die Versicherung meiner hochachtungsvollsten Ergebenheit zu genehmigen, womit ich zu seyn die Ehre habe,

Ew. Hochwohlgeboren

ergebener Diener

August Lewald,

Brienner-Straße Nr. 256.

Wie der Ertrinkende an einem Strohhalm, so hält sich Lewald hier an der Erinnerung, welche Deinhardstein dem „jugendlichen Zusammenseyn" mit ihm bewahrt haben soll. Dasselbe fällt in das Jahr 1821, wo Lewald von Brünn her als Schauspieler nach Wien gekommen, jedoch nur kurze Zeit verweilt und sich dann nach München gewendet. Seither waren elf Jahre vergangen, welche aus Lewald nichts anderes gemacht, als was er zuvor gewesen, einen fahrenden Mann, nur daß dieser leider eben älter und mit einer Familie gesegnet war, wogegen es Deinhardstein, der 1821 nur eben absolvierter Jurist gewesen, seither zum Professor, Censor, Redakteur der vornehmsten österreichischen Zeitschrift und Leiter der ersten deutschen Bühne gebracht. Wie dieser Umstand das Erinnerungsvermögen des behaglichen Utilitariers nicht gerade zu schärfen geeignet war, so fiel ihm vollends nicht bei, den demokratischen Journalisten als Regisseur zu berufen, und darum erledigte er das demütige Schreiben in jener Weise, welche er, wie wir gesehen, selbst bei Briefen ganz anderer Persönlichkeiten anzuwenden pflegte, er ließ es unbeantwortet.

Das sollte sich bitter rächen und selten ist einem Menschen seine Unhöflichkeit, oder wenn man es pathetisch nehmen will, sein Mangel an Mitgefühl mit der bedrängten Lage eines anderen so schwer heimgezahlt worden, als dem Direktor Deinhardstein jener Brief, den er an Lewald zu schreiben unterlassen. Von da ab hatte er einen Todfeind in der Münchener Presse, und welch einen rührigen und erbarmungslosen Feind! Deinhardsteins „Hans Sachs", wohl sein bestes Stück, welches ja Goethe durch einen Prolog geehrt, wurde in München

aufgeführt und fand denselben Beifall wie überall, aber an allen Ecken und Enden Deutschlands tauchten Notizen auf, welche den ganz greulichen Mißerfolg der Münchener Aufführung verkündeten. Einige Wochen später tauchte wieder an den verschiedensten Orten gleichzeitig die Nachricht auf, daß Deinhardsteins „Garrick in Bristol" vom Wiener Burgtheater-Publikum geräuschvoll abgelehnt worden, und das dritte Sträußchen war die sehr wirksam vorgetragene Erzählung der Art, wie Deinhardstein seinen Vorgänger Schreyvogel zu entfernen gewußt, eine Erzählung, welche, da sie der Wahrheit nicht ganz entbehrte und durch das frühe, tragische Ende Schreyvogels eine furchtbare Wucht erhielt, den Eindruck auf die Leser nicht verfehlte. Deinhardstein war wie betäubt, er hielt für das Produkt einer Verschwörung, was thatsächlich nur der Racheakt eines einzelnen war. Erst als Lewald, allerdings nach mehr als Jahresfrist, auch unter voller Namenszeichnung gegen ihn auftrat, enthüllte sich ihm der Zusammenhang, und er war entschlossen, den Feind durch die Veröffentlichung des obigen Briefes zu züchtigen, als sich eine Frau ins Mittel legte: Charlotte Birch-Pfeiffer.

Ein Zufall hatte die begabte Frau, welche damals noch vorwiegend Schauspielerin war und kaum erst für die Bühne zu schreiben begonnen, im Spätherbst 1833 in dieselbe Stadt geführt, wo sich damals Lewald durch seine Feder ernährte, nach Salzburg. Durch ihren Gatten, Dr. Birch, der mit Lewald von München her befreundet war, trat sie bald auch mit dem einflußreichen und gefährlichen Journalisten und dessen Gattin in freundschaftliche Beziehungen, andrerseits aber mußte ihr auch an Deinhardsteins Wohlwollen sehr viel gelegen sein, und zwar in ihrer doppelten Eigenschaft als Schauspielerin wie als angehende Bühnenschriftstellerin. Den Konflikt der beiden zu ignorieren, war unmöglich, weil sich Deinhardstein, als er Lewalds Namen unter den Mitarbeitern von Dr. Birchs Zeitschrift „Flora" fand, sofort an diesen mit dem Ersuchen gewendet hatte, ihm über Lewalds Treiben nähere Details zu geben; auch die Brief-Geschichte hatte Deinhardstein nicht verschwiegen. In welcher Weise sich die kluge Frau aus dieser peinlichen Situation heraushalf, mag das folgende Schreiben erweisen:

Hochwohlgeborener Herr Direktor!
Hochzuverehrender Herr!

Ich nehme Ihre Erlaubniß zur Richtschnur, und übersende somit beifolgend meine Posse, mit der Bitte, meinen Namen bei der Sache geheim zu halten. — Ich habe keinen Begriff, ob das Stück gut oder schlecht, ob es keins von beiden ist, denn ich habe über mich selbst kein Urtheil im Lustspiel. In Augsburg hat es so sehr gefallen, und so unbändig lachen gemacht, daß wir es sogleich mit großem Glück repetiren mußten, das ist freilich kein Bürge für den Werth der Sache, aber es zeigt doch, daß unterhaltender Stoff darin seyn muß, denn das Langweilige macht nirgends lachen. — Jedenfalls ist mir Ihr Urtheil, auch wenn Sie es nicht darstellbar finden, von höchster Bedeutung, und ich bitte Sie dringend darum.

Birch wird die Ehre haben, Ihnen in diesen Tagen ausführlich über die bewußte Sache zu referiren, die uns wahrhaft empört hat! Ihre Schonung ist mir unbegreiflich! Lewalds Verfahren gegen Sie verdiente die einzige Antwort, daß Sie seinen Brief drucken ließen, das wäre auch die schrecklichste Strafe für ihn, denn er ist der eitelste Mensch der lebt, er ist von Grund seines Herzens gut, aber seine Eitelkeit verleitet ihn zu Dingen, die er weder vor sich, noch dem Kunsturtheil ruhiger gediegener Kritik verantworten kann, und die das allgemeine Mißtrauen für sein ganzes Treiben erwecken müssen. — Es ist über sein Benehmen, Ihnen gegenüber, nur eine Stimme.

Indem ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen angelegentlich empfehle, und Sie bitte, unsere Einmischung in Beziehung auf Lewald, mit unsrer innigen Anhänglichkeit an Sie, sowie mit unsrer wahren Verehrung für Ihr geniales Talent zu entschuldigen, bitte ich Sie zugleich, mir bald den Stab zu brechen, denn die Ungewißheit wird mich sehr quälen, da ich den größten Stolz meines Lebens daran setze, endlich ein Stück in der Burg dargestellt zu wissen. —

Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu zeichnen

Hochwohlgeborener Herr Direktor
Ihre
ergebenste
Charlotte Birch-Pfeiffer.

Salzburg, den 23sten November 1833.
Lewald ist in diesem Augenblick sehr gefährlich krank.
Postscriptum.

den 3ten Dezember.

Durch einen Zufall wurde der Abgang des Mannscriptes verhindert. Ich benütze die heute abgehende Post, um Sie zu benachrichtigen, daß mein Stück noch in diesem Monat in München in Scene geht; möchten Sie es doch der Aufführung würdig finden! — Auch erfahre ich, daß Lewalds Krankheit in ein Nervenfieber übergieng, dem er wahrscheinlich unterliegen dürfte! Er ist arm und wenn er stirbt, hinterläßt er eine ganz verlassene Wittwe! — Nun, so seyn Sie denn auch milde gegen einen Feind den der Arm des Himmels so schwer getroffen! — Man schrieb mir, als scheine es Lewald sey zu jener empörenden Handlung durch Jemanden aufgestachelt worden, der es selbst nicht mehr wage gegen Sie auszufallen, da Jener die Absicht zeige, nach Wien zu kommen, der aber diese Gelegenheit Sie zu beleidigen, nicht ungenützt wollte vorüberziehen lassen, und dazu die gekränkte Eitelkeit Lewalds benützte. — Mir scheint dies sehr wahrscheinlich, denn ich kenne Menschen, die zu nichts zu schlecht, wenn es gilt ihre hämische Bosheit zu vergnügen, und der Wurm, dessen Pfad sich durch Staub und Schlamm windet, schaut freilich mit Ingrimm den Flug des Adlers, der zur Sonne zieht, und den er nicht hemmen kann! Sie können denn allerdings aus Ihrer Höhe mitleidig auf all dies Treiben herabsehen! —

Noch einmal empfehle ich mich Ihrem unschätzbaren Wohlwollen, und zeichne wie oben mit inniger Verehrung

Ihre ergebenste
Ch. Birch. —

Man sieht: ein wahres Meisterstück weiblicher Diplomatie. Mit wahrem Feuereifer tritt die Verehrerin Dein-

hardsteins auf dessen Seite, verurteilt Lewald auf das härteste, bringt sogar die beabsichtigte Veröffentlichung von Lewalds Brief selbst in Vorschlag und — weiß dieselbe doch zu hintertreiben und Lewald zu retten. Wüßten wir aus gar keiner anderen Quelle, wie lebensklug diese Frau gewesen, so wäre die Art, wie sie Lewald gleichzeitig verdammt und verteidigt und auf Deinhardstein durch alle Mittel zu wirken weiß, genügend, dies zu erweisen. Ob sich Deinhardstein ganz und gar, wie seine Schmeichlerin wünschte, als der „Adler fühlte“, „der zur Sonne zieht“, und darum dem „Wurm“ die Veröffentlichung ersparte, oder ob das „Nervenfieber“, von welchem Lewald zu so gelegener Zeit ergriffen wurde, sein Herz rührte, jedenfalls unterließ er den beabsichtigten Schritt, was ihm unsere Diplomatin insofern lohnte, als sie nun ihrerseits Lewald zur Einstellung seiner Angriffe bewog. Was es mit der Posse, welche sie damals dem Burgtheater einreichte, für ein Bewandtnis hatte, vermochten wir nicht festzustellen. Das Stück ist jedenfalls nicht zur Aufführung gelangt; das erste Burgtheater-Debut der Birch-Pfeiffer als Schriftstellerin erfolgte erst 1836 und war nicht viel glücklicher als ihr Auftreten als Schauspielerin. Wie sie in letzter Eigenschaft 1828 bei ihren drei Gastrollen als Gräfin Orsina, Medea und Maria Stuart nur bescheidenen Erfolg gefunden und das Engagement unterblieb, so vermochte sich auch ihr erstes, am 29. Dezember 1836 auf der Burgbühne zur Aufführung gelangtes Stück, das vieraktige Lustspiel „Onkel und Nichte“ nicht zu behaupten; es wurde bloß die obligaten drei Male gegeben. Ein zweiter Brief, welcher uns aus der Feder Charlottens vorliegt, ist vier Jahre später geschrieben als der erste und sei hier mitgeteilt, weil er ein charakteristischer Beitrag zur Geschichte der österreichischen Censur des Vormärz ist. Er lautet:

Hochwohlgeborener Herr Direktor!

Ihr werthes Schreiben vom 12. August nebst dem Manuscript erhielt ich eben in den unbeschreiblichen Wirren, welche die Organisation eines vollständigen Personals für Oper und Schauspiel, Anschaffung einer neuen Garderobe, Bibliothek u. s. w. herbeirufen. Dazu gab ich Abschiedsrollen im Hoftheater, wir versteigerten Vieles von unserm Möblement — so daß ich keines klaren Gedankens — Rubens betreffend, fähig war! Derselbe Troubel gegleitete uns hierher, wo wir am 6ten Oktober eröffnen, und Tausend Besorgungen aller Art meiner harrten, und ich mußte die Stunden der Nacht zu Hilfe nehmen, um nur einigermaßen Ihrer Anforderung genügen zu können.

Es konnte mir die ich den Carlos und Phädra in der Burg gesehen habe — nicht einfallen, daß die zarte Liebe Ellenors für Rubens, deren sie sich selbst kaum bewußt ist einen Censuranstand bieten konnte — da sich dort die Liebe des Sohnes zur Mutter, und der Mutter zum Sohne so klar aussprechen darf! Ich war daher auf das Schmerzlichste überrascht — Ich habe nun viele Veränderungen gemacht (an manchen Stellen sind Ecken eingebogen die kein Zeichen auf der Seite tragen, wo ich also nicht wußte, was ich ändern sollte —) und bitte Sie, wenn Sie mit diesem nicht zufrieden — gefälligst selbst Hand anlegen zu wollen — denn ich fühle wohl, daß ich der Censur ganz entwachsen seyn muß, da das, was mir ganz unschuldig vorkam, so großen Anstand findet. — Es ist auch kaum möglich, sich im Ausland in alle jene Anforderungen so finden zu können, weil man sie gar nicht eigentlich kennt. — Die Scene im 1ten Akt kann wohl nicht ausbleiben, ohne den ganzen Gang der Handlung zu zerreißen — ich habe sie nun so eingerichtet, wie ich glaube, daß sie wohl auch den strengsten Anforderungen der Censur unterworfen werden darf, paßirt sie so nicht, dann müßte ich Sie höflichst bitten den letzten Akt nach eigenem Ermessen gefälligst einrichten zu wollen — denn ich weiß es wahrlich nicht zu machen. Sie sind ja selbst Schriftsteller, und wissen, daß wenn es gilt, sich von einer liebgewordenen Idee loszumachen, immer ein Dritter leichter den Ausweg sieht, als das eigene Auge. — Ich ließ das Manuskript nicht abschreiben, weil ich vermuthe, daß Sie es noch hin und wieder ändern werden müssen, und ich bitte deshalb um Nachsicht. — Indem ich hoffe daß es Ihnen gelingen werde durch Ihre Einsicht die Hindernisse hinwegzuräumen die der Aufführung meines Rubens entgegenstehen, und Sie herzlich bitte mich diese Freude bald erleben zu lassen, empfehle ich Ihnen meine Angelegenheit auf das Dringendste, und bitte Sie zugleich, Sr. Excellenz dem Herrn Landgrafen meinen innigsten Dank ausdrücken zu wollen für das schmeichelhafte Schreiben, womit mich derselbe — Bezugs meines Rubens — beglückte.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung mit welcher ich mich stets nennen werde

Hochverehrter Herr von Deinhardstein
Ihre
ergebenste
Charlotte Birch-Pfeiffer.

Zürich, den 2ten Oktober 1837.

Birch hat die Ehre sich angelegentlichst zu empfehlen.

Wer immer dieses harmloseste aller Künstlerdramen kennt, wird der Verfasserin ihr Staunen und ihre Ratlosigkeit nachfühlen und uns beipflichten, wenn wir meinen, daß eine Censur, welches dieses moralisch wie politisch gleich unbedenkliche Stück mit ihrem Banne belegte, bereits die äußerste Grenze der Vernunft überschritten hatte. Wir haben das Stück unter diesem Gesichtspunkte nochmals durchgesehen und nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß hier ein Kuriosum vorliegt, wie nur je eines zur Geschichte der vormärzlichen Censur ans Licht getreten. Das Schreiben Deinhardsteins ist leider nicht erhalten, und aus dem Briefe der Autorin läßt sich nicht entnehmen, was eigentlich die Bedenken des Censors erregt. Wer das Stück liest, wird gleichfalls nicht darauf geraten. Kurz, wir stehen hier wiederum einer jener Kundgebungen einer brutalen Gedankenpolizei gegenüber, die komisch wirken würden, wenn sie nicht im tiefsten Wesen doch gar so traurig wären ... Daß die Autorin es dem Censor Deinhardstein überließ, sich mit seinem Kollegen darüber auseinander zu setzen, und selbst jede Teilnahme an der Verstümmelung ihres Stückes ablehnte, war übrigens nicht bloß das Würdigste sondern auch das Klügste, was sie thun konnte. Gerade die Luft, in der sie damals lebte — sie war Direktorin des Theaters in Zürich geworden, welche Stadt damals durch die im Jahre zuvor erfolgte Gründung einer Universität und als Asyl der deutschen Demokratie das geistige Zentrum der deutschen

Schweiz geworden — war schlecht geeignet, das Hirn eines Schriftstellers für derartige Anforderungen zu präparieren. Was Deinhardstein alles opferte, um das Stück für das Burgtheater möglich zu machen, wissen wir nicht; „jene zarte Liebe", von der oben die Rede ist, keinesfalls, da diese notwendig zum Stück gehört und von wahrhaft pensionathafter Reinheit ist. So viel ist als Thatsache zu vermelden, daß „Rubens in Madrid" kurz darauf am 3. Februar 1838 auf dem Burgtheater seine erste Aufführung erlebte. Der Erfolg war ein recht guter, doch verschwand das Stück bereits zwei Jahre später nach achtmaliger Aufführung wieder vom Repertoir.

Von ganz anderem Schlage ist das Paar, dem wir uns nun zuwenden, und seine Manieren lassen an Feinheit nichts zu wünschen übrig. Freilich handelt es sich auch um eine wirkliche Excellenz und eine echte Prinzessin von Geblüt.

Eduard von Schenk gehört heute als Dichter wie als Politiker zu den gänzlich Verschollenen, nur eine sehr ausführliche Darstellung der Konstitutionskämpfe in Süddeutschland gedenkt auch jener Konflikte, in welche er einst als Vertreter der Krone mit der bayrischen Kammer gelangte, und verzeichnet seinen Namen unter jenen wenigen deutschen Staatsmännern, gegen welche selbst die zahme Opposition des Vormärz sich zum Mute der Verzweiflung aufraffte, und nur eine sehr ausführliche Litteratur-Geschichte würdigt heute noch seinen „Belisar". Ein Mann der Ordnung auf jedem Gebiete, von ausgesprochener Begabung, aber jeder Neuerung abhold, hat er seine Dramen und lyrischen Gedichte beiläufig ebenso geschrieben wie seine politischen Ordonnanzen: reinlich, gewissenhaft und im Geiste einer überwundenen Zeit. So war ihm denn auch jenes Los beschieden, welches die Welt mit Recht über jeden verhängt, der nicht mit ihr vorwärts schreiten, sondern sie gewaltsam in die Vergangenheit zurückzerren will. Sie legte zuerst seine Edikte und dann seine Dramen zu den Akten und schritt ihres Weges weiter. Die nachfolgenden an Deinhardstein gerichteten Briefe rufen uns das Bild des feinen gebildeten Reaktionärs wieder in die Erinnerung zurück. Zur Erläuterung des ersten Schreibens mag die Vorbemerkung genügen, daß Deinhardstein 1829, nachdem er die Redaktion der Wiener Jahrbücher übernommen, auf seiner Reise zur Werbung neuer Mitarbeiter auch in München verweilte und über dieselbe einen Bericht veröffentlichte, in welchem der Dichter des „Belisar" — die Tragödie war am 27. Januar 1827 am Wiener Burgtheater mit durchschlagendem Erfolge zur Aufführung gelangt — sehr verbindliche Dinge über sich zu lesen bekam.

Regensburg, den 28. September 1832.

Als Sie, mein innigst verehrter Freund, vor drey Jahren jene mir unvergeßlichen Tage in München zubrachten, sprach ich Ihnen von meinem neuen, damals noch nicht vollendeten Schauspiele: „Die Krone von Cypern". Sie hatten die Güte, dieses Embryo's in Ihrer Reisebeschreibung sowohl als in Ihrem freundlichen Schreiben vom verflossenen Jahre auf eine für mich so ehrenvolle Weise zu erwähnen, daß es eine Undankbarkeit von mir wäre, wenn ich unter meinen Wiener Freunden nicht Ihnen zuerst das nun vollendete und bereits zur öffentlichen Darstellung gebrachte Werk übersendete.

Hr. Kripner, dem ich ein lithographiertes Exemplar desselben zugestellt, wird die Gefälligkeit haben, die Zusendung an Sie, mein verehrtester Freund, zu besorgen.

Ob die Darstellung des Stückes jetzt schon auf dem K. K. Hofburgtheater in Wien statt finden kann oder ob dieselbe verschoben werden soll, bis Mad. Schröder, welche in der Rolle der Eiva den ganzen Zauber ihrer Kunst walten läßt, auch dort darin auftreten wird — muß ich Ihrem Ermessen anheimstellen. Hr. Kripner glaubt, daß Dem. Gley ebenfalls für diese Rolle sehr geeignet sey. Sollten Sie diese Ansicht theilen und das Stück schon in diesem Winter zur Aufführung bringen wollen, so würde ich Hrn. Anschütz für die Rolle des Amalrich und Hrn. Korn für jene des Großcomthurs vorzuschlagen mir erlauben. Doch bin ich so frey, auch in dieser Hinsicht mein Werk ganz Ihrer gütigen Fürsorge anzuvertrauen; ich hege keinen sehnlicheren Wunsch, als daß der nachsichtsvolle Beurtheiler Belisars auch Vaterstelle an der Krone von Cypern vertrete.

In Beziehung auf die Zensur werden sich wohl keine Anstände ergeben. Das Stück feiert den Triumph der Legitimität, wie Belisar jenen der Loyalität und Treue; bey beyden bin ich nur meinen innersten Empfindungen gefolgt, die ich auch in meinem amtlichen Leben und öffentlichen Wirken gegen jede offene und geheime Opposition der revolutionären Grundsätze bethätigt habe.

In dem Manuskripte sind die Abkürzungen, welche in München gemacht worden, angedeutet, ohne jedoch Ihrem einsichtsvolleren Ermessen vorzugreifen. Stellen Sie wieder her, — lassen Sie weg, was und wie Sie wollen. Ich lege mein Glück in die Hände eines Dichters.

Das Honorar bitte ich Sie nach den darüber in Wien bestehenden Grundsätzen und nach dem Erfolg der Aufführung zu bestimmen. —

Meinen herzlichsten Glückwunsch, theuerster Freund, zu Ihrer so wohl verdienten und für die Kunst so ersprießlichen Beförderung und zu dem neuen dramatischen Triumph, den Sie sich durch „Garrik in Bristol" errungen. Mein Verlangen, diese neue Schöpfung Ihrer Muse kennen zu lernen, ist unbeschreiblich und um so größer, da ich die Idee eines Lustspiels: „Garrik in Wien" (seine Vermählung mit der Tänzerin Violetti darstellend) längere Zeit in mir herumtrug. Ich hoffe, daß wir Ihr treffliches Werk für die hiesige — recht gute — Bühne gewinnen werden.

Mit unwandelbarer Freundschaft und Verehrung
der Ihrige
Schenk.

Auch dieses Schreiben ist in gewissem Sinne ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Censur. In welchem Rufe mochte diese Institution in Deutschland stehen, wenn der Exminister Schenk, derselbe Mann, welcher ein Jahr zuvor durch Erlassung eines verfassungswidrigen Censur-Edikts für Bayern einen so heftigen Konflikt mit den Ständen hervorgerufen, daß ihn diese in den Anklagestand versetzt und seine Enthebung bewirkt, sich von vornherein zu der Bemerkung veranlaßt sah, daß sein Stück den Triumph der Legitimität feiere und daher auch wohl der

k. k. Censur nicht mißfällig sein werde! In der That konnte Deinhardstein die Aufführung sofort in Angriff nehmen, und der nachhaltige Erfolg des Belisar, welchen Anschütz meisterhaft darstellte, erweckte in Publikum und Kritik ein günstiges Vorurteil für das neue Werk desselben Dichters. Gleichwohl war der Erfolg der Première, die am 23. April stattfand, ein mäßiger. Während anderwärts, um ein Wort Gottschalls zu gebrauchen, „die Liebesduette mit lyrischem Nachtigallenschlage lange Zeit den Applaus des Publikums herausforderten," verschwand es in Wien bereits am 5. Mai 1833 nach viermaliger Wiederholung vom Repertoir. Deinhardstein hatte die unangenehme Aufgabe, dem Autor zu berichten, daß sich das Stück nicht ebenso wirksam erweise wie der Belisar. Hier Schenks Antwort:

Regensburg, den 20. Julius 1833.

Verzeihung, mein verehrtester Freund, wenn ich erst heute Ihr werthes Schreiben vom 25 Mai beantworte! Theils die Visitations-Reisen durch den meiner Leitung anvertrauten Kreis, theils die darauf gefolgte Versammlung der Landräthe dieses Kreises und ein ungewöhnlicher Geschäftsdrang haben mich bisher verhindert, Ihnen so bald zu schreiben, als ich es gewünscht hätte.

Herzlichen Dank für Ihr gütiges, schon in einem frühern Briefe geäußertes Urtheil über die Krone von Cypern. Der Beyfall eines Mannes, der selbst Dichter ist, gilt mir mehr, als alles Lob oder aller Tadel gewöhnlicher Theater-Recensenten. Daß mein Schauspiel bei dem größern Publikum nicht den Erfolg, wie Belisar, haben konnte, war vorauszusehen, obgleich ich glaube, daß es eher einen Vorschritt als einen Rückschritt beurkundet. Auch höre ich von mehrern Seiten, daß die Darstellung der beyden Hauptrollen Eiva und Amalrich vortrefflich, jene der beiden übrigen Rollen aber, namentlich des Großcomthurs und der beyden Liebenden, nicht entsprechend gewesen sey. Doch steht mir darüber natürlich kein Urtheil zu, da ich nicht gegenwärtig war und jedenfalls überzeugt bin, daß Sie, mein verehrter Freund, das Stück so gut als nur immer möglich besetzt haben werden.

Wie viel auf Darstellung ankommt, haben wir an Garrik in Bristol erlebt. Ich habe dieses Lustspiel — meiner Meinung nach das beste, welches seit vielen Jahren in Deutschland erschienen, — hier in Regensburg auf unserm kleinen Theater dreymal geben sehen; die Darstellung war gerundet und lebendig; Düringer als Garrik (besonders in der Maske Johnsons) und Denk als Zill waren vortrefflich; kein Zug ging verloren, das Publikum war entzückt, die Darstellenden wurden jedesmal herausgerufen.

Ich hatte daher gewünscht, daß Düringer den Garrik auch in München spielen möchte und schrieb desfalls an Küstner. Allein Zölken hatte die Rolle schon studiert und mußte sie daher spielen, war aber, wie mir Küstner selbst gestand, so schlecht, verfehlte die ganze Rolle, machte Johnson zur gemeinsten Carricatur und vereitelte hierdurch in München den Erfolg eines Stückes, durch welches Sie, mein Freund, nicht blos die Bühne, sondern auch die Litteratur Deutschlands im eigentlichsten Sinn bereichert haben. —

Darf ich noch fragen, mein verehrtester Freund, welche Bestimmung Sie in Betreff des Honorars für die Krone von Cypern, dessen Festlegung ich in meinem frühern Schreiben Ihrem Ermessen resp. der Observanz des Wiener Burgtheaters anheimstellte, zu treffen die Güte hatten.

Viele Grüße an Hrn. v. Kripner, wenn er sich noch in Wien befinden sollte!

Mit unwandelbarer, hochachtungsvoller Freundschaft
der Ihrige
Schenk.

Das Schreiben ist trotz aller Höflichkeit und Herzlichkeit nicht ohne Spitzen. Man kann es einem Direktor, dem man die nicht ganz glückliche Besetzung eines Stückes zum Vorwurfe machen will, kaum in der Form liebenswürdiger und in der Sache nachdrücklicher zu fühlen geben, wie viel es beim Erfolg eines Stückes auf diese seine Thätigkeit ankommt, als es Schenk hier Deinhardstein gegenüber that, indem er dem Münchener Mißerfolg des „Garrik in Bristol" den Erfolg desselben Stückes in Regensburg entgegengestellt. In dieser Beziehung verdient das Schreiben Aufnahme in einen Musterbriefsteller für Autoren und wäre eine Zierde der Rubrik: Höfliche, aber boshafte Briefe. Es wäre interessant zu erfahren, was Deinhardstein darauf erwidert. Nach dem folgenden Briefe zu schließen, hat er die empfangenen Höflichkeiten schweigend quittiert und sich beeilt, das Honorar zu senden. Der nachstehende Brief Schenks spricht durchweg von neuen Projekten.

Regensburg, den 11. September 1833.

Empfangen Sie, verehrtester Freund, meinen verbindlichsten Dank für die gefällige Übersendung des Honorars für die Krone von Cypern, welches ich mit 50 Dukaten in Gold durch Ihr verehrliches Schreiben vom 29. v. M. richtig empfangen, und für den übrigen Inhalt dieses Schreibens.

In einigen Wochen werde ich so frey seyn, Ihnen ein neues Lustspiel in drey Akten, welches ich zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Nürnberg gedichtet, zu übersenden. Es führt den Titel: „Die Griechen in Nürnberg", hat historischen Boden, spielt zu Anfang des 16. Jahrhunderts und ist in der Art und Weise Ihres Hans Sachs und meines Albrecht Dürer. Da es von allen Beziehungen auf jene Veranlassung frey, sondern von ganz allgemeinem Interesse ist, vielleicht auch nicht einmal zur Feyer der erwähnten Eröffnung, sondern erst etwas später gegeben wird, so kann ich es wohl sein Glück auf andern Bühnen versuchen lassen. —

Der zweite Theil meiner Schauspiele erscheint noch in diesem Monate bei Cotta in Stuttgart und Wallishauser in Wien. Er enthält Henriette von England, Albrecht Dürer in Venedig und eine Oper: Der Untersberg. Ob das erstgenannte Trauerspiel sich zur Darstellung in Wien eigne, wage ich nicht zu entscheiden. Zwar kommt darin keine Zeile wider Thron und Altar, — wohl aber ein Ritter von Lothringen vor, ein Mann, der vielleicht Anstoß geben könnte, da die Person, die ihn trägt, mit etwas schwarzen Farben gezeichnet ist. In München hat sich das Stück auf dem Repertoir erhalten. —

Den Wunsch, den Sie gegen mich geäußert, gebe ich Ihnen, verehrter Freund, mit größerm Rechte zu-

rück. Möchten Sie unsere Literatur bald wieder mit einem Werke, wie Garrik in Bristol, bereichern!

Wenn Raupach nach Wien kommt, so bitte ich Sie, ihm die herzlichsten Grüße von mir zu melden. Mit lebhaftem Vergnügen erinnere ich mich noch der Stunden, die ich mit ihm im J. 1828 in München zugebracht. Der Dichter ist, wie seine Dichtungen, voll Kraft, Phantasie, Tiefsinn und Scharfsinn. Ich freue mich sehr auf seinen Friederich II.

Mit unwandelbarer Freundschaft
der Ihrige
Schenk.

Nach Berlin werde ich die Krone von Cypern im nächsten Monate senden.

Von den hier erwähnten Stücken ist keins in Wien aufgeführt worden. Den Grund kennen wir nicht. Bezüglich der „Griechen in Nürnberg", des „Albrecht Dürer" und des „Untersberg" liegt er wohl auf der Hand: dieselben haben auch anderwärts vergeblich angeklopft. Hingegen ist es auffällig, daß Deinhardstein „Henriette von England", ein anderwärts gern gesehenes Stück, nicht zur Aufführung brachte. Sollte es thatsächlich aus dem Grunde geschehen sein, den Schenk vermutete, so läge wieder ein höchst spaßhaftes Meister- und Musterstück der österreichischen Censur vor. Ist es doch an sich schon höchst bezeichnend, wie Schenks ahnungsvolles Gemüt in der bloßen Thatsache, daß in seinem Stück ein nicht eben günstig gezeichneter Ritter von Lothringen vorkommt, einen Hinderungsgrund für die Aufführung seines Dramas auf der Wiener Burgbühne erblickt! Dieser Ritter von Lothringen hat nun freilich mit den Herzogen, welche die Stammväter der gegenwärtig herrschenden Dynastie wurden, gar nichts weiter gemein, als eben den Namen des Landes, aus dem er stammt! Aber diese Namensgleichheit genügte, um Schenk fürchten zu machen, und vielleicht, ja wahrscheinlich genügte sie sogar, daß er nicht vergeblich gefürchtet!

Die Persönlichkeit, der wir uns nun zuwenden, ist in unserer Sammlung durch eine lange Reihe von Briefen repräsentiert, welche jedoch sämmtlich ganz kurzen und dürftigen Inhalts sind. Wenn wir einige derselben herausgreifen, so geschieht es, weil die Autorin in der Reihe jener Bühnen-Schriftsteller, welche mit dem Burgtheater in Verbindung gestanden, nicht fehlen darf. Wie ihr Talent dieser Bühne viel zu verdanken hat, so die Bühne ihr eine Reihe durchaus brauchbarer und litterarisch nicht unwürdiger Stücke. Wir halten nicht viel von der Graphologie, aber wer diese Briefe betrachtet, dem wird unwillkürlich der Gegensatz zwischen dem prächtigen, auf Goldgrund ausgeführten Fürstenwappen und der bescheidenen, fast ängstlichen Schrift auffallen. Man würde viel eher auf eine schlichte Hausfrau raten, als auf eine Schriftstellerin oder gar eine Fürstin. Und doch sind es Briefe einer königlichen Prinzessin, welche an litterarischer Bedeutung viele ihrer bürgerlichen Schwestern im Apoll überragt, der Prinzessin Amalie zu Sachsen, der Schwester des Königs Johann, welche unter dem Pseudonym Amalie Heiter zuerst neben, dann nach Iffland die Wiederbeleberin des bürgerlichen Familienstücks wurde und an sittlicher Kraft und Feinheit der Charakteristik von wenigen ihrer Zeitgenossen übertroffen worden ist. Ein ähnlicher Gegensatz, wie zwischen der Fürstenkrone und dem Charakter der Handschrift, erweist sich überhaupt in der litterarischen Wirksamkeit dieser stillen, edlen Fürstin, welche ausschließlich bürgerliche Kreise vorführte und in ihren Stücken schlichte Menschen voll seelischer Kraft über die gewandten Kinder der Welt triumphieren ließ. Seit am 5. September 1836 ihr fünfaktiges Lustspiel „Der Oheim" zum erstenmale über die Bretter der Wiener Burgbühne gegangen und vielen Erfolg gefunden (das Stück hat sich bis 1857 auf dem Repertoir erhalten), ließ sie die meisten ihrer zahlreichen Stücke unter dem Pseudonym Amalie Heiter oder „Verfasserin des Oheim" auf dem Burgtheater aufführen. Doch stand unter den Direktoren lediglich der höfische Deinhardstein mit ihr in direktem Verkehr. Aus den Briefen an ihn, welche insgesamt kurze Danksagungen sind, seien als Proben für die Tonart des Verkehrs die folgenden mitgeteilt:

Dresden den 20. März

Euer Hochwohlgebohr.

werthes Schreiben nebst den mir überschickten Büchern habe ich vor wenig Tagen erhalten, und fühle mich gedrungen Ihnen dafür meinen innigsten Dank auszusprechen. Wie Sie wohl denken können, machte ich mich sogleich an die Lektüre dieser Ihrer neugedruckten Werke, die mir durch Wiederauffinden manches schönen bekannten so wie vieles mir noch ganz neue, sehr angenehme Stunden verschafft hat, und noch verschaffen wird — Möge Ihre so heitere und wohlthuende Muse, uns noch vielen derartigen Genuß in Zukunft schenken.

Amalie.

Der Brief ist buchstäblich treu wiedergegeben, eine Jahreszahl pflegte die Schreiberin niemals beizusetzen, doch können wir bei diesem Brief hinzufügen, daß er aus dem Jahre 1837 stammt und ein Dankschreiben für das Werk „Theater von Dr. Römer", unter welchem Pseudonym Deinhardstein viele seiner Stücke veröffentlichte, ist. Der nachfolgende Brief ist im April 1838 geschrieben und ein Dankbrief für Deinhardsteins Mitteilung, daß das Stück der Verfasserin, „Der Zögling", auf dem Burgtheater zur Aufführung gelangt und Beifall gefunden:

Dresden den 24.

Euer Hochwohlgebohr. werthes Schreiben, hatt mir viele Freude gemacht, und ich bin ihnen unendlich verbunden für die guten Nachrichten, die sie mir von meinem Zögling mittheilen. — Die große Nachsicht eines Dichters wie sie — dessen Werke ich oft mit Bewunderung und Freude aufführen gesehen — für meine schwachen Versuche, kann in mir nur den Wunsch erregen, einmahl etwas dieser wahrhaft würdiges erschaffen zu können.

Amalie H. z. Sachsen.

Anfangs der vierziger Jahre lernte die Dichterin bei einem Besuche in Wien Deinhardstein auch persönlich kennen. Die beiden nachfolgenden Schreiben aus dem Jahre 1845 beziehen sich auf Deinhardsteins damals erschienene Künstlerdramen.

Dresden den 25 Feb.

Euer Hochwohlgebohr.

werthes Schreiben habe ich erhalten, und freue mich sehr auf die mir darin versprochenen Bücher, als ein Geschenk, welches mir als Zeichen der Erinnerung des Verfassers, und ihren eigenen geistigen Werth gleich schätzbahr ist. Meine Schwägerinn die Königinn wird

eben so dankbahr als ich, sie von Ihren Händen empfangen.

Amalie.
H. z. Sachsen.

Mit inniger Freude erhielt ich von zwey Tagen, das mir von Ew. Hochwohlgebohren zugeschickte Werk, von dessen Lektüre ich mir die angenehmsten Stunden verspreche. Ich denke immer noch mit vielem Vergnügen, an meinen Aufenthalt in Wien, der mir Ihre werthe Bekanntschaft verschaffte, und danke Ihnen tausendmahl, für dieses Zeichen Ihrer Erinnerung.

Amalie. Herzogin zu Sachsen.
Pillnitz den 27 July.

Es ist uns nicht bekannt, ob Deinhardsteins Mühen durch den gewünschten Orden belohnt worden; das Seine hatte er ja reichlich gethan.

Mit dieser friedlichen Gestalt sei für diesmal die „Bunte Reihe" geschlossen. Der nächste Abschnitt unserer Mitteilungen soll im Gegensatze hiezu einen der kriegerischsten Dichter unserer Litteratur und den Beginn seiner Beziehungen zum Burgtheater vorführen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen.

Erst durch die Wiederauffindung des Tacitus begannen im 16. Jahrhundert Hermann und die Teutoburgerschlacht im deutschen Nationalbewußtsein wieder aufzuleben; einmal angeregt, suchte man auch in andern klassischen Schriftstellern nach Zeugnissen für altdeutsches Heldentum. Moscherosch ließ in seinen „Gesichten" König Ariovest (Ehrenvest) den Vorsitz unter allen deutschen Helden führen, Nikodemus Frischlin versuchte Cäsars Kommentarien zu einem historischen Drama zu gestalten. Seine Helvetiogermani erscheinen als erster Versuch einer Dramatisierung aus der deutschen Geschichte, wenn auch in lateinischer Sprache. Nun, nach drei Jahrhunderten, versucht Ludwig Wilser in seinem Trauerspiele „Ariovist" (Karlsruhe, G. Braun 1887. VII. 116 S. 8°) es neuerdings, auf Grundlage von Cäsars bellum Gallicum ein deutsches Geschichtsdrama zu formen. Die patriotische Absicht, welche in dem Vorworte zum Ausdruck kommt, ist durchaus lobenswert. In der Dichtung dagegen sind alle Scenen im römischen Lager, für welche Cäsar genügenden Stoff bot, in Anlage und Durchführung gelungen, während die suebischen Helden alle Schwächen der neuesten altdeutschen Reckenzeichnung zur Schau tragen. Die Lieder des eine große Rolle spielenden Sängers geben von der Dichtkunst am Hofe Ariovists den allerschlechtesten Eindruck, die empfindsamen Liebesscenen sind weder gut noch neu; Ariovists Charakter ist unklar geblieben, und der ganze Stoff entbehrt durchaus der Fähigkeit, sich tragisch verwenden zu lassen. Ein entschiedenes Talent läßt sich Wilser in einzelnen Scenen nicht absprechen.

Dagegen macht das Trauerspiel „Elgeva, Königin von England" von Dr. Franz Ludorff (Münster i. W., Selbstverlag 1888. VII, 87 S. 8°) den Eindruck großer Belesenheit in Shakespeares Dramen bei völligem Mangel an eigener Begabung. Der Angelnkönig Edwich will den Kirchen- und Reichsgesetzen entgegen seine Nichte freien: Bischof Odo läßt ihm diese, Elgeva, rauben und schließlich töten. Da Edwich aber den alten Bischof einmal zu verehren entschlossen ist, sucht er sich nicht an ihm, sondern an seinem Adel, der ihm gegen den Bischof beistehen wollte, zu rächen, und entzündet einen Bauernkrieg, in dem der kopflose Schwächling verdientermaßen zu Grunde geht. Was hier an echt tragischen Motiven vorhanden ist, hat F. Dahn in seinem König Roderich erschöpfend behandelt. Ludorffs wirres Stück enthält eine Fülle von Handlung ohne Ordnung, Ideen ohne Klarheit, eine Sprache ohne Poesie.

Einen neuen Beitrag zu der bereits unübersehbaren Masse von Hohenstaufendramen hat Martin Greif mit den beiden Schauspielen „Heinrich der Löwe" (159 S. 8°) und „Die Pfalz im Rhein" (117 S.) geliefert. (Stuttgart, J. G. Cotta.) Die Entschiedenheit, mit welcher der bühnenkundige Laube einst für Greifs Dramen eingetreten ist, beweist, daß seinen Arbeiten der große Vorzug theatralischer Verwendbarkeit eigen ist. Die beiden vorliegenden Schauspiele sind auch vor kurzem in München zur Aufführung gelangt. Die Pfalz im Rhein, den aus Heydens Epos „Das Wort der Frau" bekannten Stoff behandelnd, ist panegyrisch für das Haus Wittelsbach gehalten. Bei aller freudigen Anerkennung für Greifs Lyrik und ältere Dramen, wie Nero und Korfiz Ulfeldt, können wir den beiden Schauspielen nur ein sehr bedingtes Lob aussprechen. Einzelnen trefflichen Scenen stehen andere von zweifelhaftem Werte entgegen, an den großen tragischen Gegensätzen sucht der Dichter vorbeizugleiten, lokalen Einzelheiten wird zu viel Platz eingeräumt. Die Fülle der Begebenheiten ist mit großem Geschicke klar und übersichtlich vorgeführt, die Wandlungen in den Charakteren dagegen nicht genügend motiviert. Man wird durch diese Dramen Greifs eben wieder an jene Bedenken erinnert, welche Immermann nach jahrelangem Abmühen gegen das legitim dramatische Blut der Hohenstaufen ausgesprochen. Wenn jedoch die Klippen im historischen Drama schwer zu vermeiden sind, das Wagnis, metaphysische Tragödien zu schreiben, muß als ein noch größeres erscheinen.

Adolf Müller hat den Mut gehabt, eine Tragödie „Doktor Fausts Ende" (Blankenburg a. Harz 1887. 144 S. 8°) zu veröffentlichen. Fr. Th. Vischer hat einmal eine Skizze gegeben, wie er sich eine Fortführung von Goethes Faust I. Teil gedacht haben würde. Müllers gedankenreiches und nicht poesieloses Werk bewegt sich in ähnlichen Bahnen; wir finden Faust an Luthers Seite wirken und Posas Rolle bei Karl V., natürlich mit gleich üblem Erfolge, spielen; an Reminiscenzen ist überhaupt in diesem neuesten Faust kein Mangel. Fausts Eingangsmonolog im Gebirge erinnert an den Lenauschen Faust, den Maskenzug haben wir nach Goethe, dem auch der Schluß, Fausts Erhebung durch die Erzengel, eignet. Müllers Faust ist keine besondere poetische noch spekulative Leistung, aber trotz sehr ermüdender Längen achtungswert.

Dagegen ist H. Diffrets dramatisches Gedicht „Adam" (Heidelberg, Karl Burow 1887. 71 S. 8°) in Form und Inhalt gleich schlecht. Die ewigen leeren Wiederholungen werden durch schlechte Alexandriner und stolpernde kurze Verse nur noch unerträglicher. Von solcher Originaldichtung wendet man sich gerne zu der Übersetzung eines anders gearteten dramatischen Mythos. H. Richter giebt uns in den Versmaßen des englischen Originals eine Übersetzung von Shelleys „entfesseltem Prometheus" (Stuttgart, Max Waag 1887. XII, 181 S. 8°). Shelleys Leben und Dichtungen haben erfreulicher Weise in neuerer Zeit in Deutschland (Fräulein Dr. Druskowitz „Shelley", Berlin 1884) und England erhöhte Teilnahme erweckt. Den hohen Wert seiner großen Ideendichtung, welche ein Gegenstück zu Äschylos gefesseltem Prometheus bildet, brauche ich nicht erst eigens zu betonen. Das Werk zu übersetzen, war bei Shelleys höchst eigenartiger Sprach- und Versbehandlung keine leichte Aufgabe; H. Richter hat sie in dankenswerter Weise gelöst. Möchte seine Arbeit dazu beitragen, Shelleys in Deutschland noch immer wenig verbreiteten Dichtungen zahlreiche neue Freunde zu gewinnen.

Marburg i. H. **Max Koch.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

